DE GRUYTER

Karsten Schmidt,
Haimo Stiemer (Hrsg.)

BOURDIEU IN DER GERMANISTIK

DE
G

Bourdieu in der Germanistik

Bourdieu in der Germanistik

Herausgegeben von
Karsten Schmidt und Haimo Stiemer

DE GRUYTER

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 35 wissenschaftliche Bibliotheken und Initiativen ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Deutschen Literaturwissenschaft fördern.

ISBN 978-3-11-076092-7
e-ISBN (PDF) 978-3-11-076112-2
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-076133-7
DOI https://doi.org/10.1515/9783110761122

Library of Congress Control Number: 2022942342

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Literaturwissenschaft

Open Access für exzellente Publikationen aus der Deutschen Literaturwissenschaft: Dank der Unterstützung von 35 wissenschaftlichen Bibliotheken und Initiativen können 2022 insgesamt neun literaturwissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen. Folgende Einrichtungen und Initiativen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Dachinitiative „Hochschule.digital Niedersachsen" des Landes Niedersachsen
Universitätsbibliothek Bayreuth
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
Universitätsbibliothek Bochum
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Universitätsbibliothek Braunschweig
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Technische Universität Dortmund - Universitätsbibliothek (Universitätsbibliothek Dortmund)
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M.
Universitätsbibliothek Freiburg
Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Universitätsbibliothek Greifswald
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Technische Informationsbibliothek (TIB) Hannover
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln
Universitätsbibliothek der Universität Koblenz-Landau
Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
Universitätsbibliothek Magdeburg
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universitätsbibliothek Vechta
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
Zentralbibliothek Zürich

Inhalt

Karsten Schmidt, Haimo Stiemer

Das Bourdieusche Paradigma in der Germanistik. Eine Einleitung

Bereits zu seinen Lebzeiten galt Pierre Bourdieu (1930 – 2002) als ein Klassiker der Soziologie. Und die Wirkungskraft, die sein Werk ausübt, scheint bis in die Gegenwart hinein ungebrochen – das von Gisèle Sapiro herausgegebene *Dictionnaire international Bourdieu* weist ihn als den weltweit meistzitierten Autor der Sozialwissenschaften aus (vgl. 2020, VII). Dabei dehnte sich der Rezeptionskreis in den letzten Jahrzehnten weit über Bourdieus eigene Disziplin aus und umfasst längst auch die benachbarten Geistes-, Kultur- und Bildungswissenschaften, aus denen seine Theorien und Kategorien heute nicht mehr wegzudenken sind. Zentrale Begriffe seines Denkens wie Habitus, kulturelles Kapital, Feld, Praxeologie oder symbolische Gewalt gehören inzwischen unbestreitbar zum Grundvokabular der internationalen wissenschaftlichen Community.

So vielfältig wie die Forschungsgegenstände sind, denen sich Bourdieu widmete, so breit gestreut sind die interdisziplinären Anschlüsse an das soziologische Unternehmen, das seinen Namen trägt (vgl. Schultheis 2019). Ob in der Erziehungs-, Geschichts-, Kunst- oder Politikwissenschaft – die Fülle an wissenschaftlichen Projekten oder Studien, in denen an, mit oder gegen Bourdieu gearbeitet wird, um ihn für die eigenen Forschungsinteressen theoretisch weiterzuentwickeln, um seine Konzepte empirisch anzuwenden oder um sich kritisch von ihm abzugrenzen, ist mittlerweile unüberschaubar.

Wie aber steht es um die Germanistik? Täuscht der Eindruck einer vergleichsweise zurückhaltenden Rezeption von Bourdieus Arbeiten? Ist für eine so heterogene Disziplin wie die Germanistik nicht gerade ein ‚undisziplinierter' Denker wie Bourdieu (vgl. Sûber et al., 2011), der die größtenteils arbiträren, erkenntnistheoretisch kaum zu rechtfertigenden Grenzziehungen zwischen wissenschaftlichen Disziplinen stets kritisiert hat (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996, 183), ein produktiver theoretischer Bezugsrahmen? Lassen sich seine Konzepte und Theoreme für einen stärkeren Austausch zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft nutzen? Und wie könnte ein, im weiteren Sinn, Bourdieusches Paradigma in der Germanistik diese beiden Teildisziplinen mit einem Arsenal gemeinsamer Kategorien, Theoreme, Kriterien und Arbeitsweisen wieder stärker zusammenführen? Das waren einige der Fragen, mit denen sich im Frühjahr 2021 Vertreter:innen der verschiedenen germanistischen Teildisziplinen im Workshop *Bourdieu in der Germanistik* befassten. Es wurden aktuelle Projekte vorgestellt und diskutiert und die verschiedenen Perspektiven auf das kultur-, sprach- und lite-

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-001

ratursoziologische Werk Bourdieus abgeglichen. Ziel war es nicht nur, den Forschungsstand zu bilanzieren, sondern auch die Zukunftspotenziale einer an Bourdieu orientierten Germanistik auszuloten. Aus diesem Workshop wie auch aus den anschließenden Diskussionen dieses Kreises ist der vorliegende Sammelband hervorgegangen.[1]

In dieser Einleitung resümieren wir zunächst prägnant die bisherige Rezeptions- bzw. Wirkungsgeschichte von Bourdieu in der germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft, um anschließend das Bourdieusche Paradigma als möglichen gemeinsamen theoretischen Referenzrahmen dieser Teildisziplinen zu diskutieren und die Beiträge dieses Bandes vorzustellen.

1 Zögerliche Annäherungen: Bourdieu und die Sprachwissenschaft

In der germanistischen Sprachwissenschaft wurden Bourdieus Soziologie im Allgemeinen und seine sprachsoziologischen Arbeiten im Besonderen bislang eher zurückhaltend rezipiert. Bourdieus sprachsoziologische Arbeiten entstanden überwiegend in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren als Beiträge in den *Actes de la recherche en sciences sociales*. Im Jahr 1982 veröffentlichte er mit der Monographie *Ce que parler veut dire* eine Synthese dieser Arbeiten, die in Frankreich über die akademische Welt hinaus mediale Aufmerksamkeit erregte (vgl. Leperlier 2020, 494). Sie wurde 1990 als *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches* ins Deutsche übersetzt (vgl. Bourdieu 2005b).

Zunächst profitierten Bourdieus sprachsoziologische Arbeiten zumindest teilweise vom ‚Boom' der Soziolinguistik, die sich in den 1970er und 1980er Jahren in Deutschland als germanistischer Forschungszweig etablierte. Das zu dieser Zeit starke Interesse an sozialen Fragen des Sprachgebrauchs, zumal am Zusammenhang zwischen Sprache und sozialer Ungleichheit, verschaffte den Texten Bourdieus eine gewisse Aufmerksamkeit, vor allem dank Norbert Dittmar und Peter Schlobinski. Im Themenheft „Soziolinguistik" der *Linguistischen Berichte* (vgl. Dittmar 1984) erschien mit „Capital et marché linguistiques" [Sprachliches Kapital und sprachlicher Markt] ein Text von Bourdieu selbst, in dem er seinen sprachsoziologischen Ansatz zusammenfassend darstellte (vgl. Bourdieu 1984); in der Studie *Stadtsprache Berlin* wendete Schlobinski (1987) Bourdieus Konzepte auf den Berliner Dialekt an; das umfassende Einführungswerk *Grundlagen der*

1 Wir danken Sofie Dobbener und Aylin Önder für die tatkräftige Unterstützung bei der Erstellung dieses Sammelbandes.

Soziolinguistik von Dittmar (2012 [1997], 125 – 129) enthielt auch ein Teilkapitel zur Sprachsoziologie Bourdieus.

Jedoch kamen Bourdieus soziologische ‚Einmischungen' in die Sprachwissenschaft (vgl. Bourdieu 2017 [1977], 73) offenbar zu spät, um im Rahmen der damals für die germanistische Soziolinguistik zentralen ‚Sprachbarrierenforschung', die auf die Arbeiten von Basil Bernstein aus den 1960er Jahren zurückging, rezipiert zu werden. Einen Höhepunkt dieser Debatte markierte die Studie *Sprache und soziale Herkunft* von Ulrich Oevermann, die bereits 1972 erschien, bevor das Forschungsinteresse an schichtspezifischem Sprachgebrauch und Bildungs(miss)erfolg allmählich abnahm. Obwohl also die Bourdieuschen Konzepte – wie der sprachliche Habitus, das sprachliche Kapital und der sprachliche Markt – für die theoretische und empirische Erforschung des Zusammenhangs zwischen Sprachgebrauch, sozialer Herkunft und Bildungsungleichheit produktive heuristische Werkzeuge sind, kam eine mit der Bernstein-Rezeption vergleichbare Auseinandersetzung nicht mehr zustande.

Insgesamt blieb die Bourdieu-Rezeption in der germanistischen Soziolinguistik – auch nach dem Erscheinen von *Was heißt sprechen?* – „sehr schwach" (Auer 2015, 400). Neben einigen knappen Überblicksdarstellungen (vgl. Auer 2013; Müller und Hartmann 2016; Keller 2017, 70 – 72) überwiegen bis heute punktuelle, unsystematische Bezüge auf die sprachsoziologischen Texte und Konzepte, vornehmlich auf das Konzept des sprachlichen Marktes (das z. B. im Sammelband *The Sociolinguistic Economy of Berlin* sehr prominent ist, vgl. Heyd et al. 2019). Diese schwache Rezeption hängt zweifellos damit zusammen, dass die Soziolinguistik selbst an Bedeutung verloren hat im Kanon der ‚Bindestrich-Linguistiken'. Zudem existiert im deutschsprachigen Raum keine disziplinär verankerte Sprachsoziologie. Was einst als „Soziologie der Sprache" (Luckmann 1979) betitelt wurde und eine Brücke zwischen soziologischen und sprachwissenschaftlichen Erkenntnisgegenständen baute, firmiert heute unter dem Namen „Wissenssoziologie" (vgl. Knoblauch 2003). Macht- und Ungleichheitsanalysen stehen dort nicht im Mittelpunkt und Sprache erscheint primär als Medium, nicht als Form oder Struktur, deren relative Autonomie es nötig macht, sprachwissenschaftliche Forschungsmethoden einzubeziehen – eine Perspektive, an der Bourdieu mit seinem Entwurf einer strukturalen Sprachsoziologie programmatisch festhielt (vgl. Bourdieu 2005b, 60).

In jüngerer Zeit allerdings scheint sich Bourdieu in und mit den ethnographisch ausgerichteten Forschungsbereichen der germanistischen Sprachwissenschaft zu etablieren. Insbesondere Bezüge auf die bildungssoziologischen Arbeiten und das Konzept der Passung (nach Bourdieu und Passeron 1971) sind in Interaktionsanalysen und der Forschung zu Diskurspraktiken in Familien und Bildungskontexten mittlerweile gut verankert (vgl. Heller 2012; Kotthoff und

Heller 2020; Quasthoff, Heller und Morek 2021). Diese Entwicklung spiegelt sich auch im vorliegenden Band wider (s. unten).

Den wohl größten Anklang fand und findet Bourdieu bislang in erziehungswissenschaftlichen und bildungssoziologischen Arbeiten, die sich mit migrationsbedingter Mehrsprachigkeit und sprachlicher Bildung unter multilingualen Bedingungen befassen. Maßgeblich dafür war die 1994 veröffentlichte Studie *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule* von Ingrid Gogolin (vgl. Gogolin 2008), mit der nicht nur der monolinguale Habitus zu einem Standardbegriff der sprachwissenschaftlichen Migrationsforschung avancierte. Seitdem ist auch Bourdieu als theoretischer Referenzpunkt omnipräsent (vgl. z. B. Brizić 2007; Fürstenau und Niedrig 2011; Roth et al. 2013; Thoma und Knappik 2015; Dirim und Mecheril 2018). Das erscheint bei näherer Betrachtung wenig überraschend, denn in diesem Forschungsgebiet stehen jene Sprachfragen im Fokus, denen auch in Bourdieus Sprachsoziologie das primäre Erkenntnisinteresse zukommt: sprachliche Machtverhältnisse, Mechanismen der Legitimierung und Illegitimierung von Sprachen und Sprechweisen, die Hierarchisierung und Diskriminierung von Sprecher:innen aufgrund sprachlicher Merkmale sowie die sprachlich bedingte Reproduktion sozialer Ungleichheit im Bildungswesen. So gesehen hat Bourdieu doch noch seinen Weg in die ‚Sprachbarrierenforschung' gefunden, die nun mit dem Schlagwort ‚Bildungssprache' unter migrationsgesellschaftlichen Vorzeichen bearbeitet wird (vgl. Morek und Heller 2012; Gogolin et al. 2013).

Ein anderer Grund für diese vergleichsweise starke Bourdieu-Rezeption in Arbeiten aus dem Bereich der sprachwissenschaftlichen Migrationsforschung sind die dort geläufigen Rückgriffe auf die (amerikanische) Linguistic Anthropology und die New Literacy Studies. Dadurch entstehen zunehmend Verbindungen zur anglophonen Sprachforschung und jenen Sprachwissenschaftler:innen, die sich intensiv mit Bourdieu und seinem Sprachdenken befasst haben und für die er schon länger einen relevanten theoretischen Bezugspunkt bildet, namentlich Michael Grenfell (vgl. 2011; Grenfell et al. 2012; Grenfell und Pahl 2019), Claire Kramsch (vgl. 2008, 2021), Monica Heller (vgl. 1994, 2008), William F. Hanks (vgl. 1993, 1996) und Jan Blommaert (vgl. 2010, 2018).

2 Mit und gegen Bourdieu: Die Feldtheorie und die Literaturwissenschaft

Ungleich stärker als in der Sprachwissenschaft fiel die Rezeption Bourdieus in der germanistischen Literaturwissenschaft aus, wiewohl die deutsche Übersetzung von *Les règles de l'art*, seines maßgeblichen literarsoziologischen Werks, erst 1999

und damit sieben Jahre nach der französischen Erstausgabe erschien. In ihm fasste Bourdieu seine wesentlichen, seit Mitte der 1960er Jahre entstandenen Überlegungen und Theoreme zur Genese und Struktur des Literaturfeldes am Beispiel der französischen Literatur des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts zusammen. Der Erklärungsanspruch in den *Regeln der Kunst* ist umfassend vor allem in dem Sinn, als dass er die ‚interne' und ‚externe' Analyse synthetisiert und sich dergestalt nicht allein von den biographistischen und textimmanenten, sondern ebenso von den sozialgeschichtlichen Ansätzen in der Literaturwissenschaft distanziert. Um dem Reduktionismus dieser Ansätze zu entgehen und zu einer exakten ‚Wissenschaft der Werke' zu gelangen, so Bourdieu, müssten sowohl die sozialen Bedingungen und Regularitäten der literarischen Produktion als auch die ästhetische Verfasstheit der aus dieser Produktion hervorgegangenen literarischen Texte in der Analyse Berücksichtigung finden. Letzere sind in der Wahl der Sujets und in ihrer ästhetischen Ausprägung dabei als distinkte Positionierungen im Feld zu begreifen, womit die formale Analyse gleichsam Voraussetzung für das Verständnis bzw. die Rekonstruktion des literarischen Feldes ist (vgl. u. a. Bourdieu 1999, 295 – 306).

Bourdieus Ansatz, mit welchem sämtliche literarischen Phänomene und Entwicklungen in ihrer sozialen Bedingtheit kenntlich, analysierbar und in ihren Zusammenhängen modellierbar werden, begründete in der Germanistik einen Ausgangspunkt für diverse literaturwissenschaftliche Aktivitäten. Diese lassen sich systematisieren, indem zwischen originären Feldstudien, Sozioanalysen und kultursoziologischer Rezeptionsforschung unterschieden wird (vgl. Joch 2009, 408 ff.), wobei die beiden letztgenannten Bereiche in der an Bourdieu orientierten germanistischen Forschung eine untergeordnete Rolle einnehmen. Die erwähnte Rezeptionsforschung greift vor allem auf Kategorien aus dem ersten Teil von Bourdieus *Die feinen Unterschiede* (1987) zurück, um Dispositionen im literarischen Konsum schichtenspezifisch zu erklären, die Abhängigkeit der Lektüregewohnheiten, auch in ihrer Distinktionslogik, von der sozialen Herkunft und Stellung (Kämper-van den Boogaart 1997; Schneider 2007). Die wenigen Sozioanalysen finden ihren Referenzpunkt wiederum in Bourdieus Analyse von Gustave Flauberts Roman *Éducation sentimentale* (1869), welche mit immerhin gut 60 Seiten den Prolog in den *Regeln der Kunst* bildet. Sie zielen darauf ab, die in den literarischen Textstrukturen aufgehobenen sozialen und mentalen Strukturen offenzulegen, in denen die Autor:innen der Texte sich bewegten. Der untersuchte Text geriert somit als ein in der spezifischen literarischen Form kondensiertes Informatorium, mit welchem über Exemplifikationen und singuläre Begebenheiten komplexe soziale und historische Begebenheiten sinnlich erfassbar bzw. nachvollziehbar werden (vgl. Bourdieu 1999, 53). Einschlägige germanistische Arbeiten in diesem Bereich wurden vorgelegt zu Robert Musils Roman *Der Mann*

ohne Eigenschaften (Wolf 2005; 2011), zu Heinrich Mann (Joch 2001) oder dem Werk von Jakob Michael Reinhold Lenz (Tommek 2003).

Die Autoren eben dieser Studien hatten zugleich einen entscheidenden Anteil an der Popularisierung der Feldtheorie in der literaturwissenschaftlichen Germanistik. Der von Markus Joch und Norbert Christian Wolf herausgegebene Sammelband *Text und Feld* (2005), in welchem 21 Autor:innen aus fünf Ländern mit ihren Fallstudien die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten der Bourdieuschen Theorie für die Literaturwissenschaft demonstrieren, ist bis zum heutigen Tag ein wichtiger Bezugspunkt der Forschung. Der Titel ihrer Einleitung mag dabei auch einen prognostischen Wert bezüglich der weiteren Rezeption Bourdieus in anderen Teilen der Germanistik gehabt haben, wurde doch nicht selten die *Feldtheorie als Provokation der Literaturwissenschaft* (Joch und Wolf 2005, 1–24) empfunden. Dies mag u. a. dem Umstand geschuldet sein, dass die Feldtheorie häufig und irrigerweise den sozialgeschichtlichen Ansätzen zugerechnet wird und nicht wenige Lehrstuhlinhaber:innen des Fachs ihre wissenschaftlichen Meriten im Zuge des *cultural turn* erwarben, ihre Positionen damit, wiederum feldtheoretisch gedacht, mit antagonistischer Geste gegenüber den älteren (neo-) marxistischen Literaturtheorien der 1970er und 1980er Jahre behaupteten. Die Provokation bestand folglich bereits in der Wiederkehr ‚des Sozialen' in die Literaturwissenschaft. Andererseits war die Rezeption auch mit anderen Fehllektüren und Missverständnissen aus der frühen Rezeptionsphase der 2000er Jahre belastet. Hierzu gehören in erster Linie der Vorwurf des Determinismus und der des abstrakten Schematismus (vgl. zur Kritik an diesen Vorwürfen: Joch 2009; Brabandt 2012). Zum einen geht diese Kritik davon aus, dass Bourdieu die literarische Produktion allein aus den sozialen Gesetzmäßigkeiten des Literaturfeldes heraus erklären bzw. ableiten und damit den ästhetischen Eigensinn der Kunstwerke ausblenden würde. Zum anderen wird Bourdieu vorgehalten, dass das von ihm am Beispiel der französischen Literatur des späten 19. Jahrhunderts entwickelte Modell auf die divergierenden literarischen Verhältnisse späterer Epochen und anderer Literaturen nicht übertragbar wäre. Eine mit Bourdieu operierende Literaturwissenschaft würde daher Gefahr laufen, ihre Untersuchungsgegenstände in die Erklärungsmuster und Kategorien des Soziologen hineinzuzwängen und die nicht in das Theoriegebäude passenden Phänomene zu ignorieren (vgl. Stockhorst 2009, 73–74). Während die ‚theoretische Übersteuerung' sicherlich nicht allein für die feldtheoretische Arbeit ein Gefahrenherd ist, verkennt die Kritik dabei aber vor allem den undogmatischen Ansatz Bourdieus, der wiederholt auf die Notwendigkeit hingewiesen hat, jeden Gegenstand stets in seiner ganz konkreten Ausprägung und Einmaligkeit zu erfassen und zu analysieren (vgl. Bourdieu 1999, 293–294).

Das Gros der mit Bourdieu arbeitenden germanistischen Studien ist originär feldtheoretischer Provenienz. Dies umfasst Analysen von Autor:innen im Hinblick auf die von ihnen eingenommenen Positionen und vorgenommenen Positionierungen im Feld, wodurch auch die spezifischen Regularitären der entsprechenden Felder zum Vorschein kommen (auszugsweise seien genannt: Holler 2003; Krellner 2005; Nied 2010; Sieg 2017), aber auch Analysen zu literarischen Strömungen und Gattungen (u. a. Stark 1982; Cofalla 2005; Böhm 2016). Eingehend untersucht in ihrer Funktion als Institutionen im Feld wurden ferner die Literaturkritik sowie Literaturpreise (u. a. Moser 2004; Joch 2021). Während diese Anwendungsbeispiele die Produktivität des Bourdieuschen Ansatzes bezeugen, treten mit ihnen auch Kontroversen innerhalb der germanistischen Feldtheorie zutage. So besteht weiterhin Uneinigkeit darüber, wann und in welchem Ausmaß sich im deutschsprachigen Raum autonom funktionierende Feldstrukturen entwickelten. Einige Studien konstatieren, dass diese im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts hervortraten (u. a. Wolf 2001; Tommek 2003; Kauffmann 2013; Buck 2021), andere datieren die Genese eines deutschen Literaturfeldes analog zur französischen Fallstudie Bourdieus mit der literarischen Moderne gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts (u. a. Magerski 2004; Grüttemeier 2016; Stiemer 2021). Dissens (nicht nur in der Germanistik) besteht weiterhin in der Frage nach den Grenzen bzw. der geografischen Reichweite literarischer Felder (vgl. Jurt 2007). So gehen mehrere Literaturfeldanalysen von einer nationalen, andere hingegen von einer sprachlichen Konfiguration ihres Gegenstands aus.

3 Das Bourdieusche Paradigma als gemeinsamer Referenzrahmen

Die Anfang des 19. Jahrhunderts u. a. von Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann und nicht zuletzt den Brüdern Grimm gegründete Germanistik war ihrem Selbstverständnis nach ein unzertrennbarer Verbund von Literatur- und Sprachwissenschaft. Die Erforschung sprachlicher Gesetzmäßigkeiten war auf selbstverständliche Weise verbunden mit der Edition wie Kommentierung der literarischen Werke, das detaillierte Wissen über die Sprache die eigentliche Voraussetzung für deren Verständnis (vgl. Fix 2010, 19 f.; Haubrichs 2008, 100). Der Kontrast zu der germanistischen Praxis der Gegenwart könnte größer nicht sein. An den meisten Universitäten erscheint die areale Organisation von Sprach- und Literaturwissenschaft unter dem Dach der Germanistik allein durch die gemeinsam getragenen Studiengänge begründet. Ein wissenschaftlicher Austausch zwischen den Teildisziplinen findet in der Regel nicht statt oder ist kontingent

und die Arbeiten aus dem jeweils anderen Bereich werden nur selten zur Kenntnis genommen. Die Gründe hierfür mögen zahlreich sein, die Versuche hingegen, diesem Umstand zu begegnen und innerphilologische Brücken zu schlagen, sind rar.

Nach der Vielzahl an Theorieimporten und interdisziplinären Projektionen im Spektrum der Germanistik in den letzten Dekaden bleibt also zu fragen, mit welchen Theorien welche literaturwissenschaftlichen und linguistischen Erkenntnisinteressen wie produktiv zusammengeführt werden könnten. Aus unserer Sicht erscheint es aus mehreren Gründen naheliegend, den Blick hierbei auch auf das Bourdieusche Paradigma zu lenken. Einerseits ist das von Bourdieu entwickelte theoretische und methodische Instrumentarium von sich aus universalistisch angelegt. Die in seinen Studien entwickelten Kategorien wie Kapital, Feld oder Habitus sind mit dem Anspruch verbunden, universelle Instrumente für die Analyse der sozialen Welt zu sein. Andererseits ist das Bourdieusche Denken im besten Sinn undogmatisch und damit offen für Weiterentwicklungen und Korrekturen. Unter diesen Prämissen, so unsere Annahme, können diese Kategorien einen heuristisch ertragreichen gemeinsamen Referenzrahmen für die beiden germanistischen Teilbereiche bilden. Denn Sprache als Medium, in dem sich die literarischen Artefakte im Feld manifestieren, ist selbst sozial konditioniert und historisch konfiguriert. Und die literarischen Texte wiederum sind Produkte spezifischer Sprachbiographien, also Manifestationen eines bestimmten sprachlichen Habitus. Literatur- wie sprachsoziologische Betrachtungen gewinnen damit gerade in ihrer Verschränkung oder Ergänzung an Tiefenschärfe. Sprache als materielle Grundlage literarischer Kommunikation und der sprachlich verfasste Text konstituieren über ihre soziale Dimensionierung den gemeinsamen Gegenstand einer mit dem Bourdieuschen Paradigma arbeitenden Germanistik. Die in diesem Band versammelten und im Folgenden vorgestellten Beiträge aus der Mediävistik, der Sprachwissenschaft und der Neueren deutschen Literaturwissenschaft illustrieren, wie vielfältig die Möglichkeiten sind, Bourdieu für die germanistische Forschung produktiv zu machen.

Bevor Theorien und Konzepte aus anderen Disziplinen und Forschungszusammenhängen zum Tragen kommen können, stellt sich die Frage nach der *Übertragbarkeit*. Diese dürfte in keinem anderen germanistischen Fachgebiet so virulent sein wie in der Mediävistik, welche die erste Sektion des Sammelbandes bildet. Auch wenn für ihn die Geschichtlichkeit von sozialen Verhältnissen und Praxisformen zentral war, hat Bourdieu seine Theorie der sozialen Welt empirisch in Bezug auf moderne Verhältnisse entwickelt, in Bezug auf die französische Klassengesellschaft des mittleren und späten 20. Jahrhunderts oder, die Literaturfeldtheorie betreffend, anhand der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das gilt auch für seine frühen ethnographischen Studien zu den Kabylen in Algerien oder

zur traditionell-bäuerlichen Kultur im französischen Béarn, insofern ihn dort vor allem die materielle und symbolische Enteignung im Rahmen von Modernisierungsprozessen interessierte. Umso mehr lässt sich gerade in der Mediävistik der offene, universalistische Charakter der Analyseinstrumente unter Beweis stellen.

Ein in diesem Sinn produktives Theorieangebot für die Mittelaltergermanistik ist Bourdieus praxeologischer Ansatz, wie **Stefan Rosmer** in seinem Beitrag *Von der Narratologie zur Praxeologie. Zu Entwicklung und Reichweite der praxeologischen Narratologie* zeigt. Bourdieus *Entwurf einer Theorie der Praxis* (Bourdieu 1976), dessen wissenschaftshistorische Bedeutung für die Soziologie und Theorien des sozialen Handelns als ausgemacht gilt (vgl. Saalmann 2014), verdeutlichte, dass die herkömmlichen Dichotomien in den Sozialwissenschaften, wie etwa Gesellschaft/Individuum, unbewusst/bewusst oder objektiv/subjektiv, nicht geeignet sind, soziale Praxis angemessen zu beschreiben. Rosmer arbeitet die Hürden und Potenziale für die Historische Narratologie heraus, wenn diese in vormodernen erzählenden Texten artikulierte Praxisformen mittels praxeologischer Konzepte – allen voran das Habitus-Konzept – analysiert. Das Potenzial ergibt sich insbesondere aus der Historisierbarkeit von Habitusformen, die im Habitus-Konzept selbst angelegt ist. Erstmals wird hier das Programm einer praxeologischen Narratologie, das bislang nur vereinzelt in Aufsätzen vorliegt, gebündelt dargestellt, um den Weg für weiterführende Diskussionen vorzuzeichnen.

Robert Gisselbaek macht in seinem Beitrag *Der Wert des Wertens: Zur Bedeutung literarischer Urteile in der höfischen Kultur* die in Bourdieus Theorie zentrale soziohistorische Bedingtheit von Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien produktiv. Geschmacksurteile sind bei Bourdieu das Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse, sie sind historisch und sozial konditioniert: Eine konsequent daran orientierte Analyse historischer Äußerungen (der höfischen Kultur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts) über Kunst und Schönheit und der darauf bezogenen, als angemessen geltenden Urteilskraft kann deutlich machen, dass die mittelalterlichen Wertzuschreibungen nicht im Rahmen moderner Ästhetiktheorien interpretierbar sind. Vielmehr werden diese Wertzuschreibungen, so Gisselbaek, von einer Metaphysik des Transzendenten und einer tugendethischen Reflexion bestimmt. Damit zeigt sich auch hier, dass Bourdieus Konzepte, obwohl sie methodisch und empirisch auf die Verhältnisse der Moderne ausgerichtet sind, sinnvoll und gewinnbringend – als Weiterentwicklung ihres theoretischen Gehalts – auf die mittelalterlichen Verhältnisse übertragen werden können. Das entspricht schließlich der von Bourdieu stets geforderten selbstreflexiven Haltung gegenüber den Bedingungen der (wissenschaftlichen) Rekonstruktion, wie Gisselbaek betont.

Auch **Sophie Quander** erprobt in ihrem Beitrag *Die „Arbeit an der Form“ – die* Reformatio Sigismundi *(1439) zwischen Konzilskonflikten und publizistischer Meinungsmache* die Historisierung von Bourdieus Theorieangeboten – hier insbesondere der Feldtheorie – in der Anwendung auf einen vormodernen Untersuchungsgegenstand. Quander legt dar, dass sich die spezifische sprachliche und argumentative Form der *Reformatio Sigismundi* nur verstehen lässt, wenn sie als ein Text an der Schnittstelle von zwei Diskursräumen, der Konzilspolitik und der volkssprachigen Publizistik, beschrieben wird. Ersteren fasst Quander als politisches Feld und charakterisiert die Konzilszeit als eine Phase feldspezifischer Kämpfe um Autorität und Legitimität; letzteren analysiert sie als ein Protofeld, das sich innerhalb der volkssprachigen Literatur des Spätmittelalters herauszubilden beginnt. Erst wenn beide Felder mit ihren Strukturen und Eigenlogiken betrachtet werden, so ihre These, erschließen sich die Strategien, derer sich der anonyme Verfasser der *Reformatio Sigismundi* bei seiner Textgestaltung bedient.

Ein Schlüsselkonzept von Bourdieus Soziologie ist die symbolische Gewalt, die in den ersten beiden Beiträgen der sprachwissenschaftlichen Sektion im Mittelpunkt steht. Wie der Habitus schlägt auch dieses Konzept eine Brücke zwischen objektiven Strukturen und subjektiven Dispositionen, hier ist es die „Objektivität der subjektiven Erfahrung der Herrschaftsverhältnisse“, die das Konzept zu analysieren erlaubt (Bourdieu 2005a, 65). Dadurch dass die Beherrschten auf sich selbst die symbolischen Prinzipien anwenden, durch die ihre Beherrschung als gerechtfertigt oder gar natürlich erscheint, tragen sie unwillentlich zur Aufrechterhaltung der Herrschaftsstrukturen bei. Diese Analyseperspektive – die Stabilisierung von Herrschaft durch Anerkennungs- und Verkennungsprozesse – hat Bourdieu auch auf Sprachfragen übertragen. Den eigenen Akzent oder die eigene Sprache als minderwertig wahrzunehmen, sich dafür zu schämen und in bestimmten Situationen deshalb zu schweigen, setzt ein sprachliches Herrschaftsverhältnis voraus, in dem eine spezifische Form von Sprache allgemein als legitime Sprache akzeptiert und zum Maßstab der Bewertung wird. Diesen Zusammenhang rekonstruiert **Karsten Schmidt** in seinem Beitrag *Bourdieu über Sprache und symbolische Gewalt* mit dem Ziel, das politisch-emanzipatorische Potenzial von Bourdieus sprachsoziologischen Texten herauszuarbeiten. Der symbolischen Gewalt von bestimmten Vorstellungen über die eigenen Sprachfähigkeiten ist nur dann etwas entgegenzusetzen, wenn die sozialgeschichtlichen Bedingungen dieser Vorstellungen, die in (kollektiven) Sprachverhältnissen und (individuellen) Sprachbiographien wurzeln, einer Sozioanalyse unterzogen werden.

Die Etablierung einer legitimen Sprache hat Bourdieu am Beispiel des Französischen als Vereinheitlichung eines sprachlichen Marktes beschrieben. Zu den sozialen Effekten dieser Vereinheitlichung gehörte die symbolische Enteig-

nung und Deklassierung der Sprecher:innen von Regionalsprachen, denen der Stempel des Illegitimen, des *patois*, aufgedrückt wurde. Lassen sich solche Prozesse auch in Geschichte und Gegenwart der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland beobachten? Das ist die Frage, der **Jonas Kolthoff** in seiner explorativen Studie *Die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland und deren Niederschlag in den Sprachbiographien niederdeutscher Alltagssprecher*innen. Pierre Bourdieu und die Dialektik der offiziellen Sprache* nachgeht. Zunächst vergleicht er Bourdieus sprachhistorische Skizze für Frankreich mit der Darstellung der Geschichte der deutschen Sprachverhältnisse bei Utz Maas und arbeitet die Parallelen heraus. In einem zweiten Schritt ermittelt Kolthoff die sozialen Folgen der Durchsetzung des Hochdeutschen als legitime Sprache für Niederdeutschsprecher:innen anhand sprachbiographischer Interviews, die er mithilfe eines an Bourdieus sprachsoziologischen Konzepten orientierten Kodierleitfadens systematisch auswertet. Die von den Interviewten geäußerten Erfahrungen mit und Bewertungen von Sprache – insbesondere die Inferioritätserfahrungen in Bezug auf das Niederdeutsche – lassen sich mit dem Bourdieuschen Begriffswerkzeug als mehr oder weniger direkte Effekte symbolischer Gewalt interpretieren. Ein sprachliches Herrschaftsverhältnis wird so mit seinen Auswirkungen auf konkrete Sprachbiographien greifbar. Damit zeigt der Beitrag zugleich, dass Bourdieus (sprach)soziologischer Ansatz ein erhellendes heuristisches Werkzeug für die Sprachbiographieforschung sein kann.

Bourdieus bildungssoziologische Studien lassen sich mit gutem Recht als das „Gravitationszentrum“ seiner Soziologie begreifen (Rieger-Ladich 2018, 386) und haben die Forschung zur Rolle des Bildungssystems in der Reproduktion sozialer Ungleichheit maßgeblich vorangebracht. Wie sich allerdings der je nach sozialer Herkunft ungleiche Zugang zu Bildungsabschlüssen, der in der quantitativen Bildungsforschung immer wieder bestätigt wird, konkret vollzieht, welche Praktiken auf der Mikroebene des schulischen Alltags diese soziale Ordnung herstellen und stützen, das blieb in Bourdieus praxeologischer Bildungssoziologie – paradoxerweise – eine Lücke (vgl. Rieger-Ladich 2018, 413). Die sprachwissenschaftliche Interaktionsforschung kann zur Beantwortung dieser Fragen einen entscheidenden Beitrag leisten, wie **Helga Kotthoff** argumentiert und mittels gesprächsanalytischer Verfahren empirisch demonstriert. In ihrem Beitrag *Diskursive Passungsunterschiede in schulischen Eltern-Lehrperson-Sprechstunden. Mit Bourdieu in die Interaktionsforschung?* arbeitet sie anhand von audioaufgezeichneten Sprechstundengesprächen heraus, wie unterschiedlich Eltern, meist Mütter, an den lehrerseitigen Leistungs- und Verhaltensbeschreibungen ihrer Kinder beteiligt sind. Während Eltern mit geringem kulturellem Kapital kaum aktiv an den Diskussionen und Diagnosen zu ihren Kindern teilnehmen und diesen wenig widersprechen (können), inszenieren sich Mittelschichtsmütter gleichsam als Ko-

Lehrerinnen, die z. B. durch intensive Hausaufgabenbetreuung die Arbeit der Schule zuhause fortsetzen. Diese Mütter ko-konstruieren das Gespräch mit der Lehrkraft mit längeren, ausführlichen Redebeiträgen, in denen sie ihre schulaffinen Kompetenzen zum Ausdruck bringen. Mikroanalytische Studien wie die vorliegende können so ein Licht auf die Frage werfen, wie die strukturell bedingte Bildungsungleichheit in konkreten kommunikativen Interaktionen (re)produziert wird und welche Formen die Positionskämpfe im schulischen Feld annehmen. Im konkreten Fall sind es die diskursiven Passungsunterschiede in den Eltern-Lehrperson-Sprechstunden, die ein hohes Maß an Elternmitarbeit als Ressource im Kampf um gute Bildungsabschlüsse zum Vorschein bringen.

Um sprachliche Passungsdivergenzen im Bildungskontext geht es auch in dem Beitrag *Sprachlicher Habitus und Registerforschung – Bourdieus Sprachsoziologie im Kontext der Untersuchung akademischer Bildungssprache* von **Alena Baumgärtner**, nun aber bezogen auf den – dahingehend bislang wenig untersuchten – tertiären Bildungssektor. Ein Studium geht mit spezifischen sprachlichen Anforderungen einher, die sich zunächst als Register beschreiben lassen: an situative Kontexte funktional angepasste sprachliche Formen. Diese sprachlichen Anforderungen können insbesondere bei Studierenden aus nicht-akademischen Familien zu Passungsdivergenzen und einem „Habitus-Struktur-Konflikt“ (Lars Schmitt) führen. Welche Merkmale der akademischen Bildungssprache stellen dabei die größten Herausforderungen dar, auf welche situativen Parameter kommt es für ihren Erwerb und Gebrauch an und wie wird dieser Sprachgebrauch von den Studierenden erlebt und bewertet? Zur Beantwortung solcher Fragen bietet sich eine Verbindung von Registerforschung und Bourdieuscher Sprachsoziologie an: Der Kerngedanke der Registerforschung, dass Menschen je nach Kommunikationssituation und den dort gültigen (impliziten) Erwartungen an das Sprachverhalten verschiedene Formen aus ihrem sprachlichen Repertoire wählen, konvergiert mit dem Zweck, zu dem Bourdieu seine sprachsoziologischen Konzepte, zumal das Konzept des sprachlichen Habitus, entwickelt hat, nämlich die soziale und situative Bedingtheit des Sprachgebrauchs modellieren zu können. Im Anschluss an den Begriff der Habitustransformation nach Aladin El-Mafaalani skizziert Baumgärtner, inwiefern sich der Erwerb der akademischen Bildungssprache als Transformation des sprachlichen Habitus verstehen lässt und diskutiert schließlich verschiedene methodische Ansätze, die eine mit Bourdieu arbeitende Registerforschung zu einem interdisziplinären, multiperspektivischen und mehrdimensionalen Forschungsprogramm machen.

Die dritte, die Beiträge aus dem Gebiet der Neueren deutschen Literaturwissenschaft umfassende Sektion wird von **Ruth Signer** eröffnet. In *Luxusgeschmack und interesseloses Wohlgefallen – Bourdieus Analyse gesellschaftlicher Voraussetzungen der Autonomieästhetik* geht sie der engen Verbindung von Luxus, Kunst

und dergestalt vermittelt sozialer Distinktion und literarischer Autonomie nach. Das feldtheoretische Autonomie-Konzept wird damit in einen größeren, das Literaturfeld transzendierenden sozialen Zusammenhang eingebettet. Ausgehend von Bourdieus Beobachtungen zur ‚ästhetischen Einstellung' der Akteure im sozialen Raum, die Bourdieu in *Die feinen Unterschiede* (1987) als strukturiertes wie strukturierendes Prinzip zur Beschreibung der sozialen Realität der Moderne darlegt, untersucht Signer die Bedeutung und Differenzierung des Luxus-Begriffs im Werk des Soziologen. Dieser begreift den Luxusgeschmack als Ausdruck einer ostentativen Distanzierung der herrschenden Klasse vom Notwendigen und unterscheidet hierbei zwischen dem Interesse am Besitz sowie dem ‚asketischen Aristokratismus' bzw. dem Sinn für immaterielle Güter. Letzteres begründet das Verständnis von Kulturgütern als Luxusartefakte, wobei Bourdieu sich von Kants Vorstellung des ‚interesselosen Wohlgefallens' insofern abgrenzt, als dieses Wohlgefallen ihm zufolge durch das Bedürfnis nach Distinktion sehr wohl interessegeleitet ist. Die Herausbildung des Luxusgeschmacks stellt in dieser Perspektive eine gesellschaftliche Voraussetzung für die Genese literarischer Felder dar und vollzieht sich gleichsam koevolutionär mit deren Autonomisierung, wie Signer auch anhand von Positionierungen von Rousseau, Schiller und Karl-Philipp Moritz illustriert. Sie schließt mit der Feststellung, dass die Literaturwissenschaft durch die Rekonstruktion des Verhältnisses von Kunst und Luxus in die Lage versetzt wird, die von ihr selbst betriebene Fortschreibung der Differenz von Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack kritisch zu reflektieren.

Einen anderen Fragezusammenhang von Autonomie greift **Norbert Bachleitner** auf, indem er nach den Indikatoren für eigenständige österreichische Feldstrukturen im achtzehnten Jahrhundert fragt. Dabei identifiziert er den Buchmarkt und damit die geographisch lokalisierbare Produktion und Distribution von Druckerzeugnissen wie deren Rahmenbedingungen als wichtigen und bislang von der Literaturfeldforschung nicht hinreichend beachteten Analysegegenstand, mit welchem Aussagen über die Existenz und den Autonomiegrad von Feldern getroffen werden können. Da der Buchmarkt die wichtige Infrastruktur des literarischen Feldes ausbildet, rekapituliert Bachleitner zunächst die diesem Markt im Österreich des achtzehnten Jahrhunderts auferlegten Zensurmaßnahmen und gesetzlichen Regularien, um anschließend das Produktionsvolumen, die Anzahl der Autor:innen wie das Rezeptionspotential im Österreich der Habsburgermonarchie in dieser Zeit zu erfassen. Der aus der ‚Austriazistik' heraus vorgebrachte Befund einer Konjunktur des österreichischen Verlagswesens ist als Beleg für die Ausbildung eines österreichischen Feldes nach Bachleitner hierbei nicht tauglich, beziehe dieser sich doch auf fragwürdige Zahlen. Auch habe die vor dem Hintergrund der knappen inländischen Produktion forcierte Herstellung von Nachdrucken größtenteils aufklärerischen und belletristi-

schen Werken aus dem norddeutsch-protestantischen Raum gegolten. Bachleitner schließt mit einem ambivalenten Fazit, demzufolge lediglich schwache Anzeichen für eine eigenständige österreichische Literatur im feldtheoretischen Verständnis vorliegen. Insbesondere die staatlichen Restriktionen, die fehlende agonale Dynamik unter den Akteuren wie der große literarästhetische Einfluss deutscher Autoren würden im Sinn von Norbert Christian Wolf (2001) eher ein ‚vorautonomes Feld' indizieren. Bachleitner schlägt schlussendlich eine andere, auf das Prinzip der Subsidiarität abgestellte Modellierung von gleichzeitig existierenden und sich überlappenden literarischen Kommunikationsräumen bzw. Feldern vor. Die Akteure und Werke würden sich somit je nach Verbreitungs- und Bezugskreis auf einer lokalen, österreichischen, gesamtdeutschen, mitteleuropäischen oder – in der Konsequenz des Modells – einer weltliterarischen Ebene bewegen.

Jill Thielsen widmet sich in ihrem Beitrag *Brettl-Kunst auf Theaterbühnen? – Feldtheoretische Überlegungen zum heteronomen Pol am Beispiel des Akteurs Karl Valentin (1882–1948)* einem mit den bekannten feldtheoretischen Vorgaben schwer einzuordnenden Akteur. Der im Unterhaltungssektor insbesondere in den 1920er Jahren ökonomisch sehr erfolgreiche Vereins- und Salonhumorist Karl Valentin bewegte sich einerseits im Subfeld der Massenproduktion, fand andererseits aber auch Wertschätzung von Akteuren der autonomistischen Produktion, von Bertolt Brecht, Arnolt Bronnen oder Kurt Tucholsky. Thielsen beobachtet überdies, dass die von dem Komiker und Volkssänger entworfenen Sprechinstanzen und Figuren mehrfach die Rezeptionserwartungen des Publikums subvertierten und Valentin in seinem Werk die eigene Position und damit die Mechanismen am heteronomen Pol kritisch reflektierte. Um einen adäquaten Beschreibungs- und Analyseansatz für diesen Fall und damit für einen von feldtheoretischen Beobachtungen bislang weitestgehend unbehelligten Bereich zu entwickeln, schlägt Thielsen eine undogmatische Kombination von Feld- und Systemtheorie vor. Ihren Fokus legt sie dabei auf die diskursiven Aushandlungsprozesse von feldinternen Positionsgrenzen. Valentins Texte würden einerseits durch re-entry-Logiken, mit welchen die Unterscheidung im Unterschiedenen sichtbar wird, die bestehende symbolische Ordnung absichern. Andererseits würde seine Reflexion und Kritik an den Regularien der in der Feldtheorie häufig als ausschließlich markt- und publikumsbezogenen Kunst am heteronomen Pol auch die Notwendigkeit einer theoretischen Differenzierung aufzeigen.

Eine produktive Irritation bisheriger feldtheoretischer Annahmen strebt auch **Daria Engelmann** an, um ihrem Gegenstandsbereich in *Der Weg aus der ‚geistigen Unbehaustheit' – Überlegungen zum Literaturfeld der Nachkriegszeit über Egon Holthusens Avantgarderezeption* gerecht zu werden. In ihrem Beitrag steht mit Holthusen ein wirkmächtiger und populärer Literaturkritiker im Zentrum, der sich

in der Bundesrepublik nach 1945 trotz seiner konservativen Gesinnung als Vermittler der historischen Avantgarden gerierte. Engelmann erhellt diesen Umstand mit der Unterscheidung zwischen der von Holthusen inszenierten und der von ihm objektiv eingenommenen Position im Feld der Nachkriegszeit. Die inszenierte Position als die eines Vermittlers zwischen den zwei Polen des Feldes, dem avantgardistischen und dem traditionellen, deckt sie als Strategie zur Stärkung einer konservativen Position auf. Die Avantgarden werden in der Rezeption und Vermittlung Holthusens einer konservativen Haltung angepasst, indem ihnen ihr politischer Gehalt genommen wird. Engelmann verdeutlicht in ihrer Analyse, dass ein *close reading* kultur- und literaturkritischer Schriften eines Autors nicht nur die Rekonstruktion seiner Position und Strategie in einem Feld ermöglicht, sondern auf diese Weise ebenso Rückschlüsse bezüglich der Gesamtstruktur des Feldes möglich sind.

Eine Feldphase der Neukonstitutierung avisiert gleichfalls **Christoph Leschanz** in seinem Beitrag *Im Feld der Macht – das Beispiel des österreichischen literarischen Feldes in der Nachkriegszeit*. Dabei nutzt er das österreichische Literaturfeld, um die heuristische Relevanz der Relationierung von Macht- und Literaturfeld in der Analyse zu betonen. Nach einer Revision dieser Relationierung bei Bourdieu, mit der Leschanz auch auf die entsprechenden methodischen Leerstellen bezüglich des Machtfeldkonzepts eingeht, beschreibt er die Konsolidierung des österreichischen Feldes nach dem Weltkrieg. Der erhebliche Einfluss des Machtfelds auf das literarische Leben setzt in dieser Beschreibung mit der Kulturpolitik der Alliierten ein, die mit der Stärkung einer spezifischen österreichischen Identität und Kultur eine Re-Integration Österreichs in eine großdeutsche Staatlichkeit verhindern wollten. Die ausgeprägte staatliche Steuerung im Literaturfeld wird von den beiden Großparteien SPÖ und ÖVP fortgesetzt, wobei die Förderung einer repräsentativen Hochkultur mit Rückgriff auf Narrative aus der Habsburgermonarchie wie auf die Volks- und Heimatkultur betrieben wird. Leschanz leitet seine Analyse zu dem Fazit, dass es diese spezifische, starke Durchdringung von Macht- und Literaturfeld war, welche die Etablierung eigenständiger Strukturen und Traditionen des österreichischen Feldes ab Mitte der 1960er Jahre ermöglichte. Der Erfolg von Autor:innen wie Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard, Peter Handke und nicht zuletzt Elfriede Jelinek in Österreich aber eben auch der Bundesrepublik sind nach Leschanz nur in diesem Kontext zu verstehen.

Für die Existenz und damit Sichtbarkeit im symbolischen Universum eines Feldes sind ‚Distinktionszeichen' wie die Selbstbezeichnung literarischer Gruppierungen, Schulen oder die Eigennamen von Autor:innen nach Bourdieu (1999, 253) unerlässlich. Eine distinktive Kraft entfalten ebenso und in besonderer Weise die in den literarischen Kämpfen selbst hervorgebrachten Epochenbezeichnun-

gen, denen sich **Nikolas Buck** in diesem Band zuwendet. In *Akte der Epochenbildung – über eine ritualisierte Handlungsform im literarischen Feld* verbindet er Theoreme aus Bourdieus sprach- und literatursoziologischen Schriften, um die Bedingungen, die Hervorbringung und die Funktionsweise entsprechender Ex-nunc-Konstruktionen als performative Akte bzw. Sprechhandlungen zu erfassen und zu beschreiben. Er kontrastiert hierfür die bundesrepublikanische Nachkriegsepoche, mit Fokus auf den ‚Finismus' und die ‚Konkrete Poesie', mit der Postmoderne-Debatte, in der sich u. a. Umberto Eco, Hanns-Josef Ortheil und Wolfgang Welsch zu Wort meldeten. Im Ergebnis arbeitet er ein spezifisches rhetorisches und inhaltliches Profil von Akten der Epochenbildung heraus, auf welches die Akteure im Feld mehr oder weniger bewusst und zunehmend ritualisiert seit dem achtzehnten Jahrhundert zurückgreifen.

Inwieweit die Analyse von Fallbeispielen zur Weiterentwicklung bzw. Nuancierung Bourdieuscher Begriffe beitragen kann, belegt **Markus Joch** mit seinem Text *An der Konsekrationsgrenze – feldtheoretische Überlegungen zu Hans Magnus Enzensbergers Aufstieg.* Joch rekapituliert in ihm Stationen in der Schriftstellerkarriere von Enzensberger, dem trotz seines hohen Ansehens im Literaturbetrieb der Bundesrepublik, der Verleihung von insgesamt 17 Literaturpreisen sowie internationaler Reputation der Literaturnobelpreis bislang versagt geblieben ist. Um sowohl den Erfolg des Autors wie auch die Ursachen für die Verweigerung der literarisch wohl höchsten Konsekrationsstufe seitens des Stockholmer Nobelpreiskomitees zu erklären, ist Joch zufolge eine bereits von Georg Franck (1998) angedachte, ergänzende Korrektur und Ausdifferenzierung des Konzepts des symbolischen Kapitals vonnöten. Bourdieu schließlich habe bei diesem die Figuren der Übertragung und Anhäufung vernachlässigt, den Gewinn, der aus vormals erworbenem Ansehen, sozusagen als ein Überhang an leistungsfreier Beachtung generiert wird. Während sich der Erfolg von Enzensberger derart als Kette von aufeinander aufbauenden, sich verstärkenden Konsekrationsakten darstellen lässt, ist ein hierbei in Deutschland förderlicher Aspekt in Bezug auf die Stockholmer Konsekrationspolitik hinderlich, seine Abkehr vom linksliberalen Konsens. Joch plädiert angesichts des komplexen Zusammenspiels der Kriterien im Feld der Literaturpreise daher für relationierende, die verschiedenen Konsekrationsinstanzen bzw. Literaturpreise zueinander in Verhältnis setzende Analysen und konstatiert mit Blick auf Enzensberger zugleich, dass die Logik der Weihen immer noch eine Logik nationaler Literaturfelder ist.

Die feldtheoretischen Analysemöglichkeiten im Hinblick auf den juristischen Umgang mit Literatur untersucht **Ralf Grüttemeier.** In *Elitäre Allianzen – über Aspekte des Verhältnisses von juristischem und literarischem Feld* legt er am Beispiel der Gerichtsverfahren zu Maxim Billers Roman *Esra* (2003) und Klaus Manns *Mephisto* (1971) dar, dass Literatur-Prozesse in der Analyse als Indikator des ge-

sellschaftlichen Status von Literatur und der Auffassungen über Literatur zu bestimmten Zeiten genutzt werden können. Zur Diskussion steht damit die relative Autonomie von Literatur gegenüber dem Staat sowie das Konzept der sogenannten *exceptio artis*, welches sich auch im Grundgesetz der Bundesrepublik findet und der Literatur einen spezifischen Freiheits- und Sonderstatus einräumt. Inkriminierte Äußerungen im fiktionalen Gewand werden demnach in der Rechtsprechung anders beurteilt als nicht-fiktionale bzw. nicht-literarische Äußerungen. Ausgehend von der Debatte um das Verbot des *Esra*-Romans, welches im Jahr 2007 vom Bundesverfassungsgericht in letzter Instanz bestätigt wurde, erläutert Grüttemeier, dass dieses Urteil entgegen vordergründiger Annahmen die relative Zunahme der durch die *exceptio artis* garantierten Kunstautonomie indiziert. Denn in der Begründung des letztinstanzlichen Urteils wurden nicht nur Teile der Anklage in Abwägung von Kunstfreiheit und Persönlichkeitsrecht zurückgewiesen, das Gericht unterstrich auch die Notwendigkeit einer kunstspezifischen Betrachtung des Romans. Grüttemeier führt im Folgenden aus, dass eine lohnenswerte Erweiterung entsprechender Analysen in der Berücksichtigung der poetologischen Auffassungen von Richtern, Staatsanwälten und Verteidigern besteht, da diese in der juristischen Praxis bzw. bei der Zuerkennung einer relativen Autonomie literarischer Werke von entscheidender Bedeutung sind.

Der den Sammelband abschließende Beitrag *Von der Internationalisierung zur Globalisierung: Literarische Feldanalyse und die Soziologie der Übersetzung* stammt von **Heribert Tommek** und diskutiert die Applikation bzw. Erweiterung der Bourdieuschen Theorie für internationale literarische Austauschprozesse und Machtbeziehungen. Während bereits Bourdieu einen entsprechenden Aufsatz zur internationalen Zirkulation der Ideen vorlegte, ist insbesondere Pascale Casanovas Konzept eines weltliterarischen Raums von entscheidender Bedeutung für die Analyse sowohl der sich im internationalen literarischen Raum abzeichnenden Ungleichheiten wie auch der Regularitäten in den Translationsströmen. Tommek erläutert Casanovas Konzept eingehend, führt in die Soziologie des translatorischen Feldes ein und stellt abschließend ein Forschungsprojekt vor, in welchem die Entwicklung des Literarischen Colloquiums Berlin (LCB) zu einem Zentrum der literarischen Übersetzungsförderung sowie die darin zum Vorschein kommende Geopolitik dieser Förderung untersucht wird.

Literaturverzeichnis

Auer, Peter. „Sprachlicher Markt (Pierre Bourdieu)“. *Sprachliche Interaktion: Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Hg. Peter Auer. 2., aktualisierte Auflage. Berlin und Boston: De Gruyter, 2013. 247–260.

Auer, Peter. „Die Geschichte der germanistischen Soziolinguistik in Deutschland: eine Skizze“. *Sprachwissenschaft im Fokus: Positionsbestimmungen und Perspektiven*. Hg. Ludwig M. Eichinger. Berlin, München und Boston: De Gruyter, 2015. 379 – 412.

Blommaert, Jan. *The Sociolinguistics of Globalization*. Cambridge: Cambridge University Press, 2010.

Blommaert, Jan. „Pierre Bourdieu and Language in Society“. *Dialogues with Ethnography: Notes on Classics, and How I Read Them*. Hg. Jan Blommaert. Bristol: Multilingual Matters, 2018. 87 – 98.

Bourdieu, Pierre. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*. Übersetzt von Cordula Pialoux und Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976.

Bourdieu, Pierre. *Ce que parler veut dire: L’économie des échanges linguistiques*. Paris: Fayard, 1982.

Bourdieu, Pierre. „Capital et marché linguistiques“. *Linguistische Berichte* 90 (1984): 3 – 24.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.

Bourdieu, Pierre. *Die männliche Herrschaft*. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005a.

Bourdieu, Pierre. *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Mit einer Einführung von John B. Thompson. Übersetzt von Hella Beister. 2., erweiterte und überarbeitete Auflage. Wien: Braumüller, 2005b.

Bourdieu, Pierre. *Sprache: Schriften zur Kultursoziologie 1*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2017.

Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. *Die Illusion der Chancengleichheit*. Übersetzt von Barbara und Robert Picht. Stuttgart: Klett, 1971.

Bourdieu, Pierre, und Loïc J. D. Wacquant. *Reflexive Anthropologie*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.

Böhm, Elisabeth, und Katrin Dennerlein (Hg.). *Der Bildungsroman im literarischen Feld: Neue Perspektiven auf eine Gattung*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2016.

Buck, Nikolas. *Geschichte schreiben: Ein Modell zum Prozess literarhistorischer Epochenbildung*. Baden-Baden: Ergon, 2021.

Brabandt, Georg. „Literaturwissenschaft ‚mit und zugleich gegen‘ Bourdieu – Zur methodologischen Integration der Termini Intermedialität, Paratextualität und Transgression in die Analyse von Text und Feld“. *Feldanalyse als Forschungsprogramm 1: Der programmatische Kern*. Hg. Stefan Bernhard und Christian Schmidt-Wellenburg. Wiesbaden: VS Verlag, 2012. 289 – 318.

Brizić, Katharina. *Das geheime Leben der Sprachen: Gesprochene und verschwiegene Sprachen und ihr Einfluss auf den Spracherwerb in der Migration*. Münster u. a.: Waxmann, 2007.

Cofalla, Sabine. „Die Gruppe 47: Dominante soziale Praktiken im literarischen Feld der Bundesrepublik Deutschland“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 353 – 370.

Dirim, İnci, und Paul Mecheril. *Heterogenität, Sprache(n), Bildung: Eine differenz- und diskriminierungstheoretische Einführung*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2018.

Dittmar, Norbert (Hg.). „Soziolinguistik“ [Themenheft]. *Linguistische Berichte* 90 (1984).

Dittmar, Norbert. *Grundlagen der Soziolinguistik: Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*. Tübingen: Niemeyer, 2012.
Fix, Ulla. „Literaturwissenschaft und Linguistik – Das Konzept *LiLi* aus heutiger linguistischer Sicht“. *Journal of Literary Theory* 4.1 (2010): 19 – 40.
Fürstenau, Sara, und Heike Niedrig. „Die kultursoziologische Perspektive Pierre Bourdieus: Schule als sprachlicher Markt“. *Migration und schulischer Wandel: Mehrsprachigkeit*. Hg. Sara Fürstenau und Mechtild Gomolla. Wiesbaden: VS Verlag, 2011. 69 – 87.
Gogolin, Ingrid. *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. 2., unveränderte Auflage. Münster u. a.: Waxmann, 2008.
Gogolin, Ingrid, Imke Lange, Ute Michel und Hans H. Reich (Hg.). *Herausforderung Bildungssprache – und wie man sie meistert*. Münster u. a.: Waxmann, 2013.
Grenfell, Michael. *Bourdieu, Language and Linguistics*. With contributions from Adrian Blackledge, Cheryl Hardy, Stephen May, and Robert Vann. London und New York: continuum, 2011.
Grenfell, Michael, David Bloome, Cheryl Hardy, Kate Pahl, Jennifer Rowsell und Brian Street. *Language, Ethnography, and Education: Bridging New Literacy Studies and Bourdieu*. New York: Routledge, 2012.
Grenfell, Michael, und Kate Pahl (Hg.). *Bourdieu, language-based ethnographies and reflexivity: Putting theory into practice*. New York: Routledge, 2019.
Grüttemeier, Ralf (Hg.). *Literary Trials: Exceptio Artis and Theories of Literature in Court*. New York: Bloomsbury, 2016.
Hanks, William F. „Notes on Semantics in Linguistic Practice“. *Towards a Reflexive Sociology: The Social Theory of Pierre Bourdieu*. Hg. Craig Calhoun und Moishe Postone. Oxford: Oxford Basil Blackwell, 1993. 139 – 155
Hanks, William F. *Language and Communicative Practices*. Boulder: Westview, 1996.
Haubrichs, Wolfgang. „Auf der Wortheide – Mediävistik und Sprachwissenschaft“. *LiLi* 150 (2008): 94 – 103.
Heller, Monica. *Crosswords*. Berlin: Mouton/De Gruyter, 1994.
Heller, Monica. „Bourdieu and ‚literacy education‘“. *Pierre Bourdieu and Literacy Education*. Hg. James Albright und Allan Luke. London: Routledge, 2008. 50 – 67.
Heller, Vivien. *Kommunikative Erfahrungen von Kindern in Familie und Unterricht: Passungen und Divergenzen*. Tübingen: Stauffenburg, 2012.
Heyd, Theresa, Ferdinand von Mengden und Britta Schneider (Hg.). *The sociolinguistic economy of Berlin*. Berlin: De Gruyter, 2019.
Holler, Verena. *Felder der Literatur: Eine literatursoziologische Studie am Beispiel von Robert Menasse*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2003.
Joch, Markus, und Norbert Christian Wolf (Hg.). *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer, 2005.
Joch, Markus. „Ein passiver Habitus: Überlegungen zu einem Motiv bei Flaubert und Heinrich Mann“. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 51.1 (2001): 55 – 71.
Joch, Markus. „Literatursoziologie/Feldtheorie“. *Methodengeschichte der Germanistik*. Hg. Jost Schneider. Berlin und Boston: De Gruyter, 2009. 385 – 420.
Joch, Markus. „Vom Heine- zum Börne-Preis: Hans Magnus Enzensbergers paradoxe Konsekrationen“. *Literaturpreise: Geschichte und Kontexte*. Hg. Christoph Jürgensen und Antonius Weixler. Stuttgart: Metzler, 2021. 405 – 425.

Jurt, Joseph. „Potenziale und Probleme der soziologischen Literaturkritik Bourdieus“. *Bourdieu und die Linke: Politik – Ökonomie – Kultur.* Hg. Effi Böhlke und Rainer Rilling. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2007. 205 – 226.

Kämper-van den Boogaart, Michael. „Literarische Öffentlichkeit in der BRD“. *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995: Eine Sozialgeschichte.* Hg. Horst Albert Glaser. Bern und Stuttgart: Verlag Paul Haupt, 1997. 93 – 111.

Kauffmann, Kai. „Polemische Angriffe im literarischen Feld: Literatursatiren der Stürmer und Dränger (Goethe, Merck, Lenz)“. *Sturm und Drang: Epoche – Autoren – Werke.* Hg. Kai Kauffmann und Matthias Buschmeier. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2013. 29 – 48.

Keller, Reiner. „Soziologie“. *Handbuch Sprache und Politik: Bd. 1.* Hg. Thomas Niehr, Jörg Kilian und Martin Wengeler. Bremen: Hempen, 2017. 64 – 80.

Kotthoff, Helga, und Vivien Heller (Hg.). *Ethnografien und Interaktionsanalysen im schulischen Feld: Diskursive Praktiken und Passungen interdisziplinär.* Tübingen: Narr, 2020.

Knoblauch, Hubert. „Das Ende der linguistischen Wende: Von der Sprachsoziologie zur Wissenssoziologie“. *Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven.* Hg. Barbara Orth, Thomas Schwietring und Johannes Weiß. Opladen: Leske + Budrich, 2003. 581 – 593.

Kramsch, Claire. „Pierre Bourdieu: A biographical memoir“. *Pierre Bourdieu and Literacy Education.* Hg. James Albright und Allan Luke. London: Routledge, 2008. 33 – 49.

Kramsch, Claire. *Language as Symbolic Power.* Cambridge und New York: Cambridge University Press, 2021.

Krellner, Ulrich. „Uwe Johnsons ‚Jahrestage‘ als literarischer Selbstversuch“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis.* Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 231 – 246.

Leperlier, Tristan. „Langage et pouvoir symbolique / Ce que parler veut dire“. *Dictionnaire international Bourdieu.* Sous la direction de Gisèle Sapiro. Paris: CNRS, 2020. 492 – 494.

Luckmann, Thomas. „Soziologie der Sprache“. *Handbuch der empirischen Sozialforschung: Bd. 13: Sprache, Künste.* 2, völlig neubearbeitete Auflage. Hg. René König. Stuttgart: Ferdinand Enke, 1979. 1 – 116.

Magerski, Christine. *Die Konstituierung des literarischen Feldes in Deutschland nach 1871: Berliner Moderne, Literaturkritik und die Anfänge der Literatursoziologie.* Berlin und New York: De Gruyter, 2004.

Morek, Miriam, und Vivien Heller. „Bildungssprache – Kommunikative, epistemische, soziale und interaktive Aspekte ihres Gebrauchs“. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 57.1 (2012): 67 – 101.

Moser, Doris. *Der ‚Ingeborg-Bachmann-Preis‘: Börse, Show, Event.* Wien: Böhlau Verlag, 2004.

Müller, Hans-Peter, und Eddie Hartmann. „Sprache in der bourdieuschen Kultursoziologie“. *Sprache – Kultur – Kommunikation: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft.* Hg. Ludwig Jäger, Werner Holly, Peter Krapp und Samuel Weber. Berlin und New York: De Gruyter, 2016. 126 – 133.

Oevermann, Ulrich. *Sprache und soziale Herkunft: Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1972.

Quasthoff, Uta, Vivien Heller und Miriam Morek (Hg.). *Diskurserwerb in Familie, Peer Group und Unterricht: Passungen und Teilhabechancen.* Berlin und Boston: De Gruyter, 2021.

Rieger-Ladich, Markus. „Klassenkämpfe: Pierre Bourdieu über Bildung“. *Pierre Bourdieu: Bildung: Schriften zur Kultursoziologie 2*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2018. 386 – 414.

Roth, Hans-Joachim, Henrike Terhart und Charis Anastasopoulos (Hg.). *Sprache und Sprechen im Kontext von Migration: Worüber man sprechen kann und worüber man (nicht) sprechen soll*. Wiesbaden: Springer VS, 2013.

Saalman, Gernot. „Entwurf einer Theorie der Praxis“. *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 272 – 279.

Schneider, Jost. *Sozialgeschichte des Lesens: Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin und New York: De Gruyter, 2004.

Schlobinski, Peter. *Stadtsprache Berlin: Eine soziolinguistische Untersuchung*. Berlin und New York: De Gruyter, 1987.

Schultheis, Franz. *Unternehmen Bourdieu: Ein Erfahrungsbericht*. Bielefeld: transcript, 2019.

Sapiro, Gisèle (Hg.). *Dictionnaire international Bourdieu*. Paris: CNRS, 2020.

Schneider, Jost. *Sozialgeschichte des Lesens: Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin und New York, 2004.

Sieg, Christian. *Die ‚engagierte Literatur‘ und die Religion: Politische Autorschaft im literarischen Feld zwischen 1945 und 1990*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2017.

Sûber, Daniel, Sophie Prinz und Hilmar Schäfer (Hg.). *Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften: Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens*. Konstanz: UVK, 2011.

Stiemer, Haimo. *Das Habitat der mondblauen Maus: Eine feldtheoretische Untersuchung der pragerdeutschen Literatur (1890 – 1938)*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2020.

Stockhorst, Stefanie. „Pierre Bourdieus Theorie des literarischen Feldes: Eine methodenorientierte Fallstudie am Beispiel der frühen Wilhelm Meister-Rezeption“. *Theorien der Literatur: Grundlagen und Perspektiven: Bd. 4*. Hg. Günter Butzer und Hubert Zapf. Tübingen: Francke, 2009. 55 – 80.

Thoma, Nadja, und Magdalena Knappik (Hg.). *Sprache und Bildung in Migrationsgesellschaften: Machtkritische Perspektiven auf ein prekarisiertes Verhältnis*. Bielefeld: transcript, 2015.

Tommek, Heribert. *J. M. R. Lenz: Sozioanalyse einer literarischen Laufbahn*. Heidelberg: Synchron, 2003.

Wolf, Norbert Christian. *Streitbare Ästhetik: Goethes kunst- und literaturtheoretische Schriften 1771 – 1789*. Tübingen: Niemeyer, 2001.

Wolf, Norbert Christian. „Robert Musil als Analytiker Robert Musils: Zum Mann ohne Eigenschaften“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 207 – 229.

Wolf, Norbert Christian. *Kakanien als Gesellschaftskonstruktion: Robert Musils Sozioanalyse des 20. Jahrhunderts*. Wien, Köln und Weimar: Böhlau, 2011.

I Mediävistik

Stefan Rosmer

Von der Narratologie zur Praxeologie. Zu Entwicklung und Reichweite der praxeologischen Narratologie

1 Bourdieu in der Mittelaltergermanistik

Dass das Œuvre Pierre Bourdieus zahlreiche und vielfältige Anregungen und Impulse für die Sprach- und Literaturwissenschaften bietet, demonstrieren die Beiträge zu diesem Sammelband eindrücklich. Im Vergleich mit der Germanistischen Sprachwissenschaft und insbesondere mit der Neueren deutschen Literaturwissenschaft ist Bourdieu im Teilfach der mediävistischen Germanistik bisher weniger rezipiert worden. Andere Ausprägungen der jüngeren Sozial- und Kulturtheorien wurden dagegen intensiv rezipiert und diskutiert.[1] Um zu klären, wieso Bourdieu weniger Interesse fand, wäre eine eingehende Auseinandersetzung mit der Entwicklung der Germanistischen Mediävistik seit den 1980er Jahren nötig.[2] Immerhin lassen sich einige plausible Annahmen anführen, warum Konzepte und Begriffe Bourdieus auf die Literatur des deutschsprachigen Mittelalters kaum anwendbar erschienen und daher keine breite Auseinandersetzung stattfand.[3]

Bourdieu wurde im deutschsprachigen Raum seit den 1980er Jahren vor allem als Soziologe rezipiert (vgl. Fröhlich und Rehbein 2014). Dass sich Begriffe und Theorien, die in soziologischen Arbeiten zur französischen Gesellschaft der 1960er und 1970er Jahre entwickelt wurden, ohne Schwierigkeiten auf die Literatur und Gesellschaft des Mittelalters übertragen lassen würden, lag nicht unbedingt nahe. Die erste deutschsprachige Darstellung der literatursoziologischen Arbeiten Bourdieus (Jurt 1981) hatte sowohl mit dem Referat der Forschungsergebnisse als auch mit der Benennung von Desideraten die Literatur des neun-

1 Einen Überblick bieten Ackermann und Egerding (2015). Durch die Auswahl aus den im (Teil-) Fach verwendeten Theorien und Methoden resümiert ein Handbuch, was bereits zu den Standards gehört, damit geht aber zugleich ein Kanonisierungs- oder Standardisierungseffekt einher. Ein Artikel zu ‚Praxisanalyse', ‚Praxeologie', ‚Habitustheorie' oder ‚Feldtheorie' findet sich im Handbuch nicht. Eine einführende Darstellung bietet Hübner (2015b, Kap. 11).

2 Berichte zu einflussreichen Forschungsproblemen und -trends bieten: Glauch (2014), Peters (2000, 2007, 2011).

3 Vgl. dazu auch Gisselbaek, infra. Robert Gisselbaek danke ich herzlich für die Möglichkeit zur Einsicht in seinen Beitrag!

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-002

zehnten und zwanzigsten Jahrhunderts und deren institutionelle Rahmenbedingungen im Blick, selbst für sozialgeschichtlich bzw. soziologisch interessierte Mediävist_innen eröffneten sich kaum Anschlussmöglichkeiten. Die intensivierte deutschsprachige Bourdieu-Rezeption der zweiten Hälfte der 1980er und der 1990er Jahre fiel dann in eine Zeit, in der das Paradigma der sozialgeschichtlichen Interpretation mittelalterlicher Texte in der Germanistischen Mediävistik stark an Attraktivität verlor. Damit schwand generell das Interesse an soziologisch geprägten Herangehensweisen. Bourdieus ältere ethnologische Studien in Algerien, die illiterate bzw. semiorale Gesellschaften untersuchten, hätten vielleicht Anregungen für die mediävistische Oralitäts- und Medialitätsdiskussion bieten können. Sie wurden aber in der Mediävistik kaum rezipiert. Im *Entwurf einer Theorie der Praxis* (Bourdieu 1976) spielt die Frage nach Mündlichkeit und Schriftlichkeit in den ethnologischen Studien des ersten Teils (die für die deutsche Übersetzung den *Esquisses* zugefügt wurden) keine zentrale Rolle. Forscher_innen, die mit dem mittelalterlichen Schriftwesen und seiner gesellschaftlichen Funktion vertraut waren, hätten höchstwahrscheinlich dazu geneigt, die Unterschiede zu betonen. Die literarische Anthropologie, die sich in den 1990ern als Forschungsrichtung etablierte (vgl. Kiening 1996; Linden 2015), rezipierte die ethnologischen bzw. anthropologischen Arbeiten Bourdieus nicht.

In allgemeinerer Hinsicht lässt sich anführen, dass die Arbeiten eines Ethnologen und Soziologen den Denkgewohnheiten historisch arbeitender Textwissenschaftler_innen fremd und ihnen die verwendeten sozialwissenschaftlich-empirischen Methoden der Datenerhebung und -auswertung wenig vertraut waren. Textualistische kulturwissenschaftliche Theorieangebote – wie die frühen Arbeiten Michel Foucaults auf der strukturalistischen oder von Clifford Geertz auf der phänomenologisch-interpretativen Seite[4] – dürften zugänglicher gewesen sein und ließen sich leichter adaptieren. Hier konnte sich die Literaturwissenschaft, während sie sich selbst gerade von der Sozialgeschichte hin zur Kulturwissenschaft bewegte, einmal auch als Theorie- und Methodenexporteurin verstehen (vgl. Müller 2000, 466 – 467). Der Import der Systemtheorie bot im Zuge der

4 Die Einschätzung als ‚textualistisch' folgt Reckwitz (2000, 282 – 293, 454 – 461, 469 – 479, 581 – 588), ebenso die Differenzierung in strukturalistische und interpretativ-phänomenologische Theorietraditionen, für die Reckwitz (2000, 544 – 556) eine Konvergenzbewegung rekonstruiert, in der die textualistischen Ansätze ebenfalls konvergierende ‚Nebenlinien' darstellen. Für Disziplinen, denen neben Schrifttexten kaum andere Untersuchungsgegenstände zur Verfügung stehen, kann Textualismus schon aus Gründen der methodischen Sorgfalt keine Nebenlinie der theoretischen Reflexion sein. Das Verhältnis umfassenderer Kulturtheorien (seien sie strukturalistischer, praxistheoretischer oder systemtheoretischer Provenienz) zu Texttheorien ist im Zusammenhang der jeweiligen Fragen und Arbeiten zu klären.

Ablösung sozialgeschichtlicher Interpretationsmuster dagegen die Möglichkeit, die Summe der poetischen Texte zwar als System, aber damit auch für sich zu betrachten und ihre mögliche soziale Bedingtheit auf einem Abstraktionsniveau zu verhandeln, bei dem von den – sehr oft nicht mehr ermittelbaren – konkreten historischen Bedingungen weitgehend abgesehen werden konnte.

Der Begriff des literarischen Feldes, wie er in den *Regeln der Kunst* (Bourdieu 1999; vgl. Jurt 2014) für die französische Literatur zur Anwendung kam, ist in Bourdieus Konzeption sowohl eng an die Existenz einer autonomen Literatur unter den Voraussetzungen der philosophischen Ästhetik als auch an einen selbstständigen Literaturbetrieb und Buchmarkt gebunden (zum ‚Feld' vgl. Bachleitner und Leschanz, infra). Das alles sind Faktoren, die für das gesamte Mittelalter nicht als gegeben betrachtet werden können; deshalb schien die Literatursoziologie Bourdieuscher Prägung kaum tiefergehende Erkenntnisoptionen bereitzustellen.

Die Arbeiten Robert Gisselbaeks (2021 und in diesem Band) zeigen nun für die Literatur und Gesellschaft des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts auf, dass sich die Bourdieuschen Begriffe des kulturellen Kapitals und des Geschmacks für die soziokulturelle Beschreibung der höfischen Literatur durchaus produktiv anwenden lassen, sofern man sie von der philosophischen Ästhetik und dem modernen Buchmarkt ablöst und – wie im Beitrag in diesem Band – im Kontext der mittelalterlichen Wahrnehmungstheorie und tugendethischen Reflexion historisiert.[5] In der Germanistischen Mediävistik hat sich neben Gisselbaek vor allem Gert Hübner (2010b, 2012, 2013, 2015a) im Rahmen narratologischer Studien mehrfach und intensiv mit den praxeologischen Kulturtheorien bzw. der akteurstheoretischen Soziologie befasst und sich dabei im Besonderen auf Bourdieu und seinen Habitusbegriff bezogen. Die Erkenntnisinteressen der Studien Hübners und Gisselbaeks differieren allerdings: Gisselbaek geht von den in den poetischen Texten aktualisierten Bewertungsschemata aus, über die sich ein Bereich impliziter höfischer Axiologien rekonstruieren lässt. Diese Rekonstruktion kontextualisiert er mit historischen Theorien – beispielsweise der *ars musica* –, was eine Darstellung der historischen Praxis des Geschmacks ermöglicht.[6] Im

---

5 In diesem Band zeigt außerdem der Beitrag von Norbert Bachleitner auf, dass sich der Feldbegriff für die Literatur vor dem Zeitalter der Autonomie und Ästhetik produktiv machen lässt. Das eröffnet Perspektiven, wenn sich auch die ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen im 12.–15. Jahrhundert von denen im 18. Jahrhundert sehr deutlich unterscheiden. Für die Literatur des 16. Jahrhunderts sind die Beobachtung zu Buchmarkt und Feld instruktiv.

6 Hinsichtlich der Frage nach der Ästhetik und im Rekurs auf die Bewertungskriterien der zeitgenössischen Theologie und Philosophie gibt es Schnittmengen zwischen den Arbeiten Hübners und dem Buch Gisselbaeks.

Fokus des Interesses Hübners steht dagegen der Habitus als Teil des historischen Praxiswissens.

Das Programm einer praxeologischen Narratologie liegt nicht als geschlossener Entwurf vor, sondern lediglich in Form einzelner Aufsätze, in denen es schrittweise entwickelt wird. Diese „Umrisse und Einzelvorschläge“ sind auf die spezifischen Texte bezogen „rational höchst überzeugend“ (Bleumer 2020, 171), es ist aber noch offen, wie groß die Reichweite des Programms ist und ob in der vorliegenden Form nicht konzeptionelle Lücken bestehen. Mein Beitrag soll das Programm der praxeologischen Narratologie systematisch darstellen, um seine weiterführende Diskussion zu erleichtern.

Zuvor sind weitere mediävistische Studien zu nennen, die Anregungen aus den Texten und Theorieangeboten Bourdieus beziehen. Vor allem der ‚Habitus‘ wird öfter aufgegriffen, wobei er mitunter gegenüber Bourdieu modifiziert und uminterpretiert oder auch produktiv missverstanden wird. Das Wort selbst bringt mit seiner antiken und mittelalterlichen Bedeutungsgeschichte zudem andere Semantiken ins Spiel, die natürlich aufgegriffen werden können. Eine begrifflich unscharfe Verwendung resultiert außerdem daraus, dass das Wort mittlerweile in die (gehobene) Alltagssprache eingegangen ist, in der es keine terminologisch präzise Bedeutung haben kann. Zum anderen eignet dem Begriff bei Bourdieu selbst eine gewisse Unschärfe, denn sein Sinn erschließt sich nicht allein in den definierenden Textabschnitten (z. B. Bourdieu 1970, 143 – 144; 1976, 164 – 173; 2001, 177 – 182), sondern erst im konzeptuellen Zusammenspiel mit weiteren Begriffen wie Disposition, *hexis*, *hysteresis*, *illusio*, Inkorporation und praktischer Sinn. Auch Bourdieus erklärte Neigung zu „Mesalliancen zwischen den Begriffen“ (Bourdieu 1989, 11) und zur Kombination verschiedener philosophischer und sozialtheoretischer Traditionen fördert das Weiter- und Umdenken seiner Begriffe.

Silvia Schmitz (1990) geht vom problematischen literaturgeschichtlichen Terminus des geblümten Stils aus. Für die in der Forschung als geblümt beurteilten Texte Suchenwirts aus dem späten vierzehnten Jahrhundert arbeitet sie deren ornamentale Faktur heraus, die aus der Kombination inhaltlich ähnlicher, dabei variierender und teilweise abstrahierender Formulierungen besteht. Zu dieser ornamentalen Kombinationskunst der Texte kann sie strukturelle Analogien in der spätgotischen Architektur, der scholastischen Theologie des Raimundus Lullus (bei dem biographisch eine Nähe zum spanischen Königshof gegeben ist) und in zeitgenössischen Praktiken der Herrschaftsrepräsentation aufzeigen. Im engen Anschluss an Bourdieu lässt sich aus solchen Homologien auf einen herrscherlich-repräsentativen Habitus als gemeinsames generatives Prinzip hinter den Handlungen und Artefakten schließen.

Mehrfach aufgegriffen wird der Habitusbegriff in der Forschung zu spätmittelalterlichen Mären, Prosaschwänken und erzählerischen Großformen, die auf

Schwänken aufbauen (Wittenwilers *Ring*, *Lalebuch*, *Eulenspiegel-Buch*). Im Rahmen ihrer Arbeit zu Heinrich Kaufringer fasst Marga Stede (1993, 239 – 248) den Habitusbegriff zusammen und verortet ihn im Rahmen eines mentalitätsgeschichtlichen Zugriffs. Sie betont dabei den Aspekt der dauerhaften Disposition, wogegen in den Hintergrund tritt, dass der Habitus auch dazu dient, Handlungsabläufe und Handlungsmöglichkeiten beschreibbar zu machen. Bei der Analyse von Handlungsmustern (Stede 1993, 290 – 295) besteht eine Tendenz, den rekonstruierten stadtbürgerlichen Habitus als Disposition zur reinen Zweckrationalität aufzufassen, was sich nur eingeschränkt mit dem Begriff bei Bourdieu verträgt, der betont, dass Handlungsbeschreibungen, die nur den rational kalkulierten Nutzen als Erklärung akzeptieren, blind für den Habitus bleiben. Hans-Jürgen Bachorski (1991, 1998, 1999) verweist im Rahmen seiner geschlechter- und körpergeschichtlichen Arbeiten gelegentlich auf Bourdieu und verwendet die Begriffe Feld und Habitus. Sie dienen ihm als Ergänzung oder Umschreibung von Begriffen, die der Diskursanalyse und der Intertextualitätforschung in der Tradition Bachtins und Kristevas verpflichtet sind. Der Habitus wird dabei einmal als inkorporierte moralische Norm verstanden (vgl. Bachorski 1996, 339), dann auch als bewusstes oder unbewusstes, geteiltes gesellschaftliches Wissen (vgl. Bachorski 1998, 276), bisweilen auch als gegen eine Norm gerichtetes körperliches Subversionspotential (vgl. Bachorski 1998, 266).

Gerhard Wolfs Beitrag (2001) lotet die Potentiale der Begriffe Feld und Habitus für eine kulturwissenschaftliche Mediävistik aus, wobei es vor allem um ein Verständnis des akademischen Felds der Germanistischen Mediävistik, um den Habitus deutscher Mediävist_innen und um deren Einfluss auf die Interpretationspraxis geht. Der Habitusbegriff soll eine Brücke zwischen aktuellen Interpretationen, die mit der Kategorie der Körperlichkeit operieren, und traditionelleren hermeneutischen Ansätze leisten. Wolf demonstriert dies an einer Diskussion der Interpretationen der Artusromane Hartmanns von Aue. Für die Artusritter-Figuren konstatiert er einen erzählten Habitus, der zur Akkumulation von Ehre zwinge, was bei Hartmann reflektiert und kritisiert werde.

In einem Aufsatz zu Meister Eckhart verwendet Burkhard Hasebrink (2005) den Begriff des Habitus – im Anschluss an die mittelalterliche, theologisch-tugendethische Auffassung – als zu erwerbende, einübbare, inkorporierte Disposition, die die Erfahrung der Gegenwärtigkeit Gottes vermittelt; für den Aspekt der Inkorporierung wird en passant auf Bourdieu (1998) verwiesen. Einen knappen, instruktiven Vergleich des mittelalterlichen Habitusbegriffs mit dem Bourdieus, der über den standardmäßigen Verweis auf die Panofsky-Übersetzung hinausgeht, bietet Breen (2010, 6 – 8).

Für den höfischen Roman rekonstruiert Hasebrink (2009) ohne direkten Bezug auf Bourdieu einen Habitus der höfisch-ritterlichen *manheit*. Hasebrinks

Beschreibung dieses Habitus von – erzählten – adligen männlichen Kämpfern schließt mit den Elementen der Inkorporierung, des praktischen Wissens und der Ermöglichung, situationsadäquat zu handeln, ohne dabei bewusste, zweckrationale Entscheidungen treffen zu müssen, eng an die Habituskonzeption Bourdieus an. Der höfische Tapferkeits- und Kampfeshabitus ist als geteiltes implizites Wissen der höfischen Ritter beschrieben, welches die Sozialform der (Ritter-) Freundschaft ermöglicht. Hasebrink zeigt weiter auf, dass Hartmann von Aue bei seiner Bearbeitung des altfranzösischen *Yvain* Chrestiens de Troyes anders als in der Vorlage das Problem des Konflikts zwischen Gleichrangigkeit und Überlegenheit, das in der Logik der Praxis verdeckt bleibt, in Form einer Metapher thematisiert und es so einer nicht-begrifflichen Form der Reflexion zugänglich macht. Angeregt von Hasebrink gibt Gebert (2012, 155 – 161) eine Erläuterung des Habitusbegriffs Bourdieus und verwendet ihn, um die Normen höfischen Handelns bzw. die Tugend einer Figur zu beschreiben.[7] Rebekka Becker verwendet den Habitusbegriff im Sinne eines inkorporierten Handlungswissens, das die Wiedererkennbarkeit und Verständlichkeit von Handeln sichert und damit Gruppenidentität stiftet. Zugleich dient der Habitus, weil er das alltägliche Handeln steuert, als Gegenbegriff zu Muße, die als Ausbrechen aus der Alltäglichkeit konzipiert ist.

Bruno Quasts (2019) Beitrag zum Problem des Entscheidens im höfischen Roman bezieht sich nicht auf Bourdieu, sondern auf jüngere soziologische und historisch-praxeologische Forschung. Er analysiert, inwiefern eine Episode aus Hartmanns von Aue *Iwein* einen Konflikt zwischen zwei verschiedenen Handlungsroutinen demonstriert. Für die Beschreibung der Routinen ‚Entscheiden' und ‚Gewähren einer Bitte' rekurriert er einerseits auf das Konzept der sozialen Praktik, andererseits auf das kognitionswissenschaftliche Konzept des Skripts.[8] Der im *Iwein* erzählte Konflikt lässt sich so verstehen, dass die Veränderbarkeit von Routinen dargestellt wird bzw. dass es zu Problemen führen kann, wenn man einer – normativ als ehrenvoll bewerteten – Routine streng folgt, ohne den Spielsinn und die relative Handlungsoffenheit des Habitus zu verfügen.

7 Geberts perspektivenreiche Überlegungen lassen – anders als bei Hasebrink – offen, wie das Verhältnis von expliziter, diskursiv bzw. theoretisch vermittelbarer Norm und praktischem Wissen des Habitus vorzustellen ist. Beim Tugendbegriff wird nicht deutlich, ob er an die philosophische tugendethische Reflexion anschließt oder ob der Begriff eher die Beschaffenheit eines guten Ritters meint. An einigen Stellen wären auch in einem ersten Schritt die Ebenen von erzähltem Habitus der Figuren und erzählerischem Habitus der Autoren klarer zu unterscheiden, bevor dargelegt wird, wie diese Ebenen miteinander verbunden sind.

8 Vgl. zu dieser Frage die methodischen und epistemologischen Anmerkungen in Hübner (2012, 193, Anm. 32; 2013, 155, Anm. 36; 2015, 16 – 17) und insbesondere Schmidt (2012, 208 – 222).

2 Praxeologische Narratologie (= Historische Narratologie + Praxeologie?)

Bourdieus Begriffe des Habitus und des praktischen Sinns sind für Hübners Ansatz einer praxeologischen Narratologie zentral. Der Ausgangpunkt liegt jedoch nicht in der Soziologie oder Kulturtheorie, sondern in der narratologisch abgesicherten Textinterpretation. Der Ansatz ist also zunächst in der Historischen Narratologie zu verorten, einem vergleichsweise jungen Arbeitsgebiet, das Hübner in einer bestimmen Variante geprägt und mitentwickelt hat. Praxeologische Narratologie ist also als eine bestimmte Form der Historischen Narratologie zu verstehen; eigentlich müsste von praxeologischer historischer Narratologie die Rede sein. Eine erste Annäherung an das Konzept führt somit über seine beiden Bestandteile.

2.1 Historische Narratologie

Der Ausdruck ‚Historische Narratologie' ist seit etwa zwanzig Jahren in Gebrauch, seit etwa zehn Jahren ist er zu einem häufig verwendeten Schlagwort geworden. Ein Handbuch bietet inzwischen einen Überblick, bei dem sich zeigt, dass es sich um ein heterogenes Gebiet handelt, in dem ganz unterschiedliche Fragestellungen mit divergierenden Vorgehensweisen und unter verschiedenen theoretischen Prämissen bearbeitet werden. Gleichwohl zeichnet sich als ein zentrales Interesse die Auseinandersetzung mit als ‚klassisch' angesehenen Erzähltheorien ab, welche daraufhin überprüft werden, ob und wie sie auf ältere Texte anwendbar sind (von Contzen 2018, 2019).[9] Dabei werden sie Modifikationen unterzogen oder ihre Anwendbarkeit oder ihr Geltungsanspruch wird bestritten. Die Auseinandersetzung mit klassischen Theorieentwürfen lässt sich in zwei Richtungen unterteilen. Die eine geht von dem strukturalistischen Versuch einer universellen Erzähltheorie oder einer Erzählgrammatik aus (u. a. Propp, Todorov, Lotmann, Greimas). Sie vertritt nicht mehr deren universellen Anspruch, führt jedoch das Interesse an Handlungsverläufen/Schemata, Figuren, Raum und Zeit sowie Handlungsverbindung weiter. Die andere Richtung geht von den klassischen erzähltheoretischen Untersuchungen der erzählerischen Vermittlung aus, die bekanntermaßen

9 In Contzen und Tilg (2019) ist dementsprechend ein Hauptkapitel für die „Erzähltheoretischen Kategorien" angesetzt; dieses nimmt mehr als die Hälfte des Bandes ein. Vgl. weiter auch Schulz (2012), mit Kapiteln zu Figurenkonzeption vor dem Hintergrund mittelalterlicher Wissensbestände (Kap. 2), zu Schema/Muster (Kap. 4) und Raum und Zeit (Kap. 5).

Abkömmlinge der Romantheorie sind. Diese lassen sich wiederum in eine angelsächsische, deutsche und französische Ausprägung unterteilen (Forschungsbericht bei Hübner 2003, 10 – 76). Genettes *Discours du récit* stellt in dieser Tradition einen markanten Einschnitt dar, weil seine Analysen und Interpretationen mit der terminologischen Präzision und Kleinteiligkeit der strukturalistischen Arbeitsweise erfolgen und er damit strukturalistische und vorstrukturalistische Erzähltheorie in spezifischer Weise zusammenführt.

Seit den 1980er Jahren haben beide erzähltheoretischen Richtungen intensiv voneinander Kenntnis genommen und sich gegenseitig beeinflusst. Ein vergleichender Blick in verschiedene Einführungen (z. B. Schmid 2005 einerseits, Martínez/Scheffel 1999 andererseits) zeigt gleichwohl, dass der Ausgangspunkt in der einen oder der anderen Tradition noch deutliche Spuren hinterlässt. Insofern ist die Unterteilung in eine *histoire*-Narratologie und eine *discours*-Narratologie forschungsgeschichtlich und -praktisch weiter hilfreich, auch wenn der Gegensatz inzwischen mehrfach kritisiert und präzisere Termini vorgeschlagen wurden (vgl. Schmid 2014, 205 – 250; Bleumer 218 – 234).

Grob vereinfacht ergeben sich zwei Richtungen historischer Narratologie. Es wird nach dem historischen Verständnis *histoire*-narratologischer Zentralkonzepte wie Zeit, Raum, Figur bzw. Person und Handlungszusammenhang gefragt oder danach, wie weit die Begriffe zur Beschreibung der erzählerischen Vermittlung reichen, die anhand von literarischen Texten entwickelt wurden, welche im globalen Westen von der Mitte des neunzehnten bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts entstanden sind. Im Fall der ersten wird kontrovers beurteilt, inwieweit zur Rekonstruktion der historischen Konzepte auf lateinisch-gelehrte Wissensbestände rekurriert werden soll. Hinzu tritt – als eigene Richtung oder als gemeinsamer Fluchtpunkt beider Vorgehensweisen – das Interesse, das Erzählen selbst als historisch veränderliches Konzept (bzw. als historisch sich verändernde Praxis) zu erfassen und die historischen Bedingungen und die jeweilige historische Verfasstheit von ‚Erzählen' zu beschreiben.

2.2 Praxeologie

Als praxeologisch[10] bezeichnen sich – im Anschluss an die Begriffsprägung bei Bourdieu (vgl. Saalmann 2014) – mehrere Forschungsrichtungen und theoretische Ausrichtungen innerhalb der kulturtheoretischen Sozialwissenschaften. Alle

10 Die folgenden Ausführungen orientieren sich an Reckwitz (2000, 2008, 97 – 130); eine knappe Zusammenfassung bei Hirschauer (2017).

kulturtheoretischen Sozialwissenschaften erklären menschliches Handeln dadurch, dass sie es auf ein kollektives System ‚Wissen' beziehen, welches die Wirklichkeit symbolisch organisiert. Kulturtheorien unterscheiden sich von anderen Sozialtheorien, die ebenfalls ein sinnorientiertes intentionales Vokabular verwenden, dadurch, dass sie sich nicht allein auf Ziele und Zwecke oder Normen und Werte zur Handlungserklärung beziehen, sondern komplexe Wissensordnungen wie z. B. Diskurse als Sinnsysteme voraussetzen. Dem Wissensbegriff der Kulturtheorien geht es dabei nicht allein um einzelne Inhalte – Fakten, Meinungen, Glauben, Überzeugungen – sondern stärker darum, welche Muster oder Schemata der Organisation des ‚Wissens' zugrunde liegen. Unter den Kulturtheorien ist für die verschiedenen praxeologischen Ansätze charakteristisch, dass für sie die Praxis das wichtigste oder umfassendste kulturelle Wissen ist bzw. die fundamentale Kategorie darstellt. Die Praxis – oder wie man es vielleicht umschreiben könnte, die geordnete Welt des Tuns und Handelns – besteht aus Praktiken. Das Verhältnis von Praxis und Praktik lässt sich mit einer etwas ungenauen Analogie vielleicht so vorstellen wie das der historischen Ordnung des Wissens/der Episteme zu den verschiedenen Diskursen. Praktiken kann man zu Klärungszwecken in Opposition stellen zu „Bewusstsein, Ideen, Werten, Normen, Kommunikation, Zeichen- und Symbolsystemen" (Schmidt 2012, 24) und Diskursen. Praktiken werden dabei verstanden als überindividuelle und regelmäßig auftretende Muster des Handelns, die den einzelnen Individuen ermöglichen, ihren Alltag zu meistern und ihrem Tun Sinn zu geben. Dass eine bestimmte Handlung eine in der Kultur verankerte ‚Praktik' aktualisiert, ist den Handelnden dabei nicht immer bewusst. Sie wissen, wie es gemacht wird oder wie es geht, ohne dass sie dieses ‚Wie' ausformulieren müssen oder können. Das Interesse der Sozialwissenschaften an Praktiken resultiert daraus, dass sie soziale Zusammenhänge erklären können. Sie ermöglichen dem Individuum in sozialen Bezügen zu handeln, weil sie in ihrer Musterhaftigkeit von allen Mitgliedern einer sozialen Gruppe geteilt werden. Beim Ausbilden von kollektiv-individuellen Praktiken spielen räumliche und materiale Rahmenbedingungen eine Rolle. Diese praxeologischen Ansätze werden vor allem in der Geschichtswissenschaft intensiv rezipiert und adaptiert (Überblick bei Haasis und Rieske 2015; Füssel 2015).

Würde man nun Historische Narratologie und Praxeologie addieren, dann sähe eine Definition wohl ungefähr so aus: Praxeologische historische Narratologie strebt als Historische Narratologie eine Historisierung des narratologischen begrifflichen Instrumentariums an, um so ein gegenstandsadäquates Verständnis zu erreichen, das die historische Distanz nicht naiv mittels moderner Begriffe überspringt. Ziel ist es, zu verstehen, wie Erzählen historisch funktionierte und was Erzählen historisch war. Aus den praxistheoretischen Sozialwissenschaften

übernimmt sie das Interesse an Praktiken, also an musterhaften und wiedererkennbaren Verlaufsformen menschlichen Handelns, weil die historische Praxis die Grundlage sowohl für das Erzählen selbst als auch für das erzählte Handeln ist.

Es ist offensichtlich, dass die Addition zu einem sehr unbefriedigenden Ergebnis führt: Die beiden Teile ‚praxeologisch' und ‚historisch-narratologisch' stehen ziemlich beziehungslos nebeneinander. Eine Brücke ließe sich leichter schlagen, wenn ‚Handeln' ein hergebrachter Begriff der *histoire*- oder der *discours*-Narratologie wäre, der historisiert werden könnte. Der etablierte Begriff Handlung meint im literaturwissenschaftlichen Begriffsinventar den Verlauf der Ereignisse und ihre Zusammenfügung, nicht das, was eine Figur tut (vgl. Asmuth 2000). Wie stellt sich der spezifische Bezug von Narratologie und Praxeologie in der praxeologischen Narratologie nun dar? Geht es um die Praxis in den Texten oder um die Praxis des Dichtens? Um diese Punkte klarer herauszuarbeiten, lohnt es sich, die Genese des Konzepts knapp zu skizzieren.

3 Praxeologische Narratologie: Entwicklung des Programms

Um die Entwicklung des Programms prägnant darzustellen, gehe ich die Publikationen zur praxeologischen Narratologie grundsätzlich in der Folge ihrer Entstehung durch, ich fasse dabei aber etwas holzschnittartig zu vier Entwicklungsschritten zusammen.

3.1 Historisierte *discours*-Narratologie

Am Ausgangspunkt steht Hübners Studie zur Erzählform im höfischen Roman (vgl. Hübner 2003; 2004a). In ihr wird das begriffliche Instrumentarium der *discours*-Narratologie Genettes auf den höfischen Roman angewendet. Dabei wird es historisiert und einige Begriffe werden modifiziert bzw. neu eingeführt. Genettes analytisch stark ausdifferenziertes Instrumentarium ermöglicht es, bestimmte Effekte der Kombination von Darstellungstechniken zu beschreiben. Diese Effekte ähneln dem fokalisierten Erzählen im modernen Roman. Für den Tristanroman Gottfrieds von Straßburg wird gezeigt, dass ein spezifisches Arrangement der Darstellungsmittel vorliegt, das auf andere Weise einen der Fokalisierung ähnlichen Effekt erzeugt. Eine entscheidende Erkenntnis der Arbeit ist, dass diese Effekte von Erzähltechniken und ihres Arrangements eine andere Funktion

übernehmen als im modernen Roman. Im modernen Roman dienen Fokalisierungstechniken dazu, das subjektive Welterleben einer Figur darzustellen. Es wird erzählt, wie ein Individuum seine Welt erfährt. Im höfischen Roman werden Fokalisierungstechniken nur phasenweise eingesetzt und sie dienen dazu, die Bewertung einer Figur und ihres Handelns zu lenken. Man ‚sympathisiert' mit Iwein zunächst, weil seine Geschichte so erzählt wird, wie er sie erlebt hat und weil allein seine Standpunkte, Bewertungen, Empfindungen und Entscheidungen präsentiert werden. Im höfischen Roman geht es jedoch nicht darum, das spezifisch subjektive Welterleben eines Artusritters darzustellen.

Um eine historisch differente Funktion von Fokalisierung zu ermitteln, kann Hübner auf das historische Reflexionswissen der Rhetorik zurückgreifen. In der Rhetorik gibt es unter anderem eine Lehre von der *narratio* als Teil der Gerichtsrede. Die *narratio* hat den Tathergang darzulegen, bevor die Argumente über Schuld oder Unschuld vorgetragen werden. Das verlangt einerseits Klarheit und ein Maß an Sachlichkeit, andererseits muss parteiisch erzählt werden, denn die Rede vor Gericht hat die Sache einer der beiden Parteien zu vertreten. Es muss also ‚aus der Sicht' einer Partei erzählt werden. Die Reflexionstradition der Rhetorik bietet damit einen Anhaltspunkt, um zu rekonstruieren, welche Funktion Erzählen ‚aus der Sicht einer Figur' gehabt haben könnte.

In einem Aufsatz zur rhetorischen *evidentia* systematisiert Hübner (2010a) im Detail die möglichen Konstellationen von (1) modernem begrifflichem Instrumentarium, (2) historischen Phänomenen der Erzähltechnik, (3) historischen Funktionen der Erzähltechniken in der Praxis und (4) Funktionszuweisungen in der historischen Theorie. Moderne Begriffe können hilfreich sein, um in Texten bestimmte Phänomene zu erkennen. Dass sich bestimmte Erzählphänomene mithilfe der modernen Begriffe identifizieren lassen, sagt jedoch noch nichts darüber aus, welche historische Funktion sie hatten. Es besteht außerdem immer die Gefahr, mit der Anwendung moderner Begriffe moderne Phänomene zu konstruieren. Dagegen stehen historische Theorietraditionen zumindest näher an den historischen Funktionen und helfen, diese zu identifizieren. Gleichwohl können Phänomene der Erzähltechnik in der historischen Erzählpraxis auch andere Funktionen übernehmen als diejenigen, die die Theorie ihnen zuschrieb; in der Rhetorik mussten nicht notwendigerweise alle kulturellen Funktionen benannt werden, die eine bestimmte narrative Darstellungstechnik haben konnte. Zudem können etablierte oder verfestigte Darstellungsmittel ihre Funktion verändern (so wie Worte ihre Bedeutung verändern können). Dieser Bedeutungswandel von erzählerischen Formen ist als gradueller und kontinuierlicher Prozess anzusehen. Solcher Funktionswandel konnte, musste aber nicht reflektiert werden.

Mit dieser Systematisierung des vierstelligen Verhältnisses von historischen Phänomenen, historischen Funktionen der Phänomene, moderner und historischer Theorie liegt ein spezifisches Konzept einer historischen *discours*-Narratologie vor, das systematisch Fragen und methodische Zugangsweisen benennt und einen wesentlichen Baustein im Programm der praxeologischen Narratologie bildet. Der Begriff der Praxis tritt hier jedoch eher am Rande, noch nicht in einem praxistheoretischen Sinn und nur in Bezug auf die Praxis des Dichtens und des Rezipierens von Dichtung auf. Es geht um die Praxis, in der sich die Funktion bzw. Bedeutung narrativer Techniken verändern konnte, nicht um das erzählte Handeln. Die Frage nach den historischen Sinnangeboten von Textfakturen bleibt in der weiteren Entwicklung gleichwohl ein wesentlicher Bestandteil des Programms.

3.2 Tugendethik und Schlauheit, Text und Welt

Zwischen ca. 2003 und 2014 entwickelt sich die praxeologische Narratologie in der Auseinandersetzung mit der Texttradition von Märe und Schwank und damit auch der Mären- und Schwankforschung. Im Zusammenhang damit steht, dass plot-Strukturen verstärkt berücksichtigt werden und mit ihnen die *histoire*-Narratologie. Ein erster Aufsatz zu den Mären des spätmittelalterlichen Wundarzts, Dichters und Druckers seiner eigenen Texte Hans Folz (vgl. Hübner 2004b) leistet noch keinen spezifisch praxeologischen Beitrag, behandelt aber erstmals einen Fragekomplex, der eng mit der Entwicklung des Programms verbunden ist: Wie verhält sich die Vorstellung einer nach tugendethischen Prinzipien geordneten Welt zu der Vorstellung einer ‚schlechten Welt'? In einer tugendethischen Weltordnung ist tugendhaftes Handeln zwangsläufig langfristig erfolgreich, weil die Welt so eingerichtet ist, dass nur tugendhaftes Handeln zum Wohlergehen führt; Handeln gegen die Gesetze der Tugendethik/die tugendethische Ordnung der Welt führt dagegen langfristig zum Untergang des Agierenden. In einer ‚schlechten Welt' ist jeder eigennützig, auf seinen kurzfristigen Vorteil bedacht und die Tugendethik ist in ihr eine normative Illusion (als solche ist sie in der erzählten Welt gleichwohl existent und wirksam). Erfolgreich ist, wer schlauer agiert als die anderen. In beiden Welt-Vorstellungen kommt dem instrumentell-klugen bzw. schlauen Handeln eine wesentliche Funktion zu. Wenn hier zunächst alltagssprachlich von ‚Vorstellung von Welt' die Rede ist, ist das allerdings irreführend, denn es geht nicht um austauschbare Ideen oder beliebige Weltanschauungen, sondern beide – Tugendethik und ‚schlechte Welt'/‚Welt des reinen Eigennutzes' – machen eine Aussage darüber, wie die Welt oder die Wirklichkeit in Wahrheit beschaffen ist und funktioniert: Sie beanspruchen objektive Fakten zu sein. Die

tugendethische Wirklichkeit ist durch die antike und mittelalterliche Philosophie besonders gut dokumentiert und rekonstruierbar. Die Diskurs-Geschichte der ‚Welt des Eigennutzes' stellt ein Desiderat dar, ebenso wie die Geschichte der Schlauheit. Für beides soll die praxeologische Narratologie einen theoretisch-methodischen Rahmen zur Verfügung stellen.

In dieser Phase der Entwicklung des Programms sind Impulse aus der Forschung zu notieren: In der Mären-Forschung war der Begriff des Habitus eingeführt (siehe oben). In ihr spielte auch das Verhältnis vom Text zu Wissensordnungen außerhalb der Texte – vereinfacht von Text und Welt – eine prominentere Rolle als in der Forschung zum höfischen Roman. Jan-Dirk Müller (1984) interpretierte zum Beispiel einige Handlungen der überlisteten Ehemänner in den *Drei listigen Frauen* so, dass er sie als Ausdruck eines neuen empirisch-experimentellen, nicht mehr mittelalterlichen Verhältnisses zur Wirklichkeit verstand, womit im Prinzip die Frage nach dem Verhältnis von Handeln und Wissen gestellt ist. Mit den Mären rückt auf jeden Fall das, was Figuren in einem Text tun, stärker in den Blick als in den früheren Arbeiten. Daneben wird der Komplex des exemplarischen Erzählens wichtiger, dem Hübner (2008) ausführlicher in einer Interpretation des *Lalebuchs* nachgeht. Die Sinnkonstruktion des *Lalebuchs* nimmt sich in dieser intertextuellen Interpretation ziemlich komplex aus; für die weitere Entwicklung des Programms sind zwei Aspekte wesentlich: Erstens wird exemplarisches Erzählen bei Hübner erstmals explizit als „Vermittlung generalisierungs- und deshalb anwendungsfähiger" (Hübner 2008, 372) Wissensbestände definiert. Es ist also nicht dazu da, um moralische Normen vorzuführen oder konkrete Handlungsanleitungen zu geben, sondern spezifisch wissensvermittelnd, wobei ‚Wissen' im Sinn der Kulturtheorien aufzufassen ist.

3.3 Erzähltes Handeln und Habitus

Die Fokussierung auf Handeln und der Einbezug des Habituskonzepts erfolgen zum ersten Mal in einem Aufsatz zu Wittenwilers *Ring* (vgl. Hübner 2010b). Dass sich dieser Text mit umfangreichen wissensvermittelnden Partien in der Forschung als nicht leicht zu interpretieren erweist, ist Anlass dafür, eine neue Interpretations-Kategorie ins Spiel zu bringen. Im Text tragen sich die Bauern unter anderem gegenseitig gelehrtes und höfisches Wissen über Ernährung, Kriegsführung, Liebeswerbung usw. vor, sie verfügen also offensichtlich über Sachwissen. Die Grundüberlegung ist, dass sie scheitern, weil sie dieses Wissen nicht korrekt anwenden können. Auf der Basis einer Ständesatire verdeutlicht der Text so, dass zum Wissen nicht nur seine Inhalte gehören, sondern eine Anwendungskompetenz. Diese Anwendungskompetenz wird im Text selbst aber nie

versprachlicht. Es wird nur erzählt, was passiert, wenn jemand mit Wissen hantiert, das er oder sie nicht anwenden kann. Die Bauern im Ring haben nicht gelernt, das Wissen anzuwenden, weil sie nicht als Gelehrte bzw. Adlige sozialisiert wurden. Der Text funktioniert als Ständesatire für seine gelehrten und adligen Rezipienten deswegen, weil sie erkennen, dass die Bauern mit dem diskursiven Wissen nicht richtig oder standesgemäß umgehen können. Wenn das historische Textverständnis so funktioniert hat, dann heißt das auch, dass die historischen Rezipienten selbst eine Art von Wissen haben mussten, an dem sie das Scheitern der Bauern messen konnten. Erzähltes Handeln in Texten – nicht unbedingt ein Text als ganzer – wird also verständlich, wenn es auf ein Handlungswissen außerhalb der Texte bezogen werden kann. Dabei muss im *Ring* nie erklärt werden, was diese Anwendungskompetenzen sind oder nicht sind, es muss nicht einmal gesagt werden, dass sie fehlen: Ihr Vorhandensein oder Fehlen zeigt sich im erzählten Handeln selbst, so wie man das Fehlen oder Vorhandensein eines passenden Habitus im Agieren eines Menschen erkennt. In der hier gewählten Formulierung von der Anwendungskompetenz, die Hübner nicht verwendet, steckt eine Anspielung auf die Sprachkompetenz, insofern man eine Sprache kompetent beherrschen kann, ohne dass man über explizites Grammatikwissen verfügt. Mit dem Habitusbegriff Bourdieus lässt sich aber das Handlungswissen (oder das *Knowing How*) der erzählten Akteure und Akteurinnen differenzierter fassen als mit der Sprach-Analogie.

Mit der Einführung des erzählten Handelns als Interpretationskategorie lässt sich der Ansatz deutlicher von strukturalistischen und diskursgeschichtlichen Interpretationsverfahren abgrenzen. Das wird in einem Aufsatz zum *Eulenspiegel-Buch* (vgl. Hübner 2012) ausgeführt. Strukturalistische Aktantenanalyse und Diskursanalyse führen den Sinn von erzählenden Texten (über eine unterschiedliche Anzahl von Vermittlungsstufen) auf begriffliche Wissensordnungen zurück, die keine temporale Struktur aufweisen. Erzählende Texte operieren nun gerade mit dem Faktor Zeitlichkeit,[11] so dass in den Interpretationsverfahren ein konstitutiver Faktor von Erzählen entfällt. Mit der Interpretationskategorie des Habitus als einer Form des praktischen Wissens, deren Bestandteile Abläufe und Zeitlichkeit sind, bleibt eine wesentliche Eigenschaft des Erzählens und insbesondere des erzählten Handelns in der Begrifflichkeit erhalten. Das führt zu einer

---

11 Dass Temporalität bzw. die Darstellung von Zeiterfahrung eine substantielle Eigenschaft von Erzählen ist, legt Paul Ricœur (1988, 13–135) ausführlich dar. In Ricoeurs hermeneutischem Zugang spielen Handeln und Praxis im Sinne der Praxeologie keine Rolle, aber im Rahmen seiner – für eine praxeologische Narratologie hilfreichen – Darstellung des Verhältnisses von Welt und Text („Die dreifache Mimesis“) kommt er auf die „Welt des Handelns“ (Ricœur 1988, 90) als verbindendes Element zu sprechen.

möglichen Erklärung, was die spezifische kulturelle Leistung von Erzählen ist, die Begriffssysteme und Diskurse nicht erbringen, nämlich Handeln in seiner Zeitlichkeit darstellbar zu machen.

Aus der Fokussierung auf das Handeln als zentraler Kategorie der Interpretation schwieriger Texte resultiert der Einbezug des Habitus als eines breiteren Konzepts, dessen Bestandteile Handlungsschemata sind, der aber auch die strukturierten und strukturierenden Strukturen (vgl. Bourdieu 1987a, 279; 1987b, 98 und öfter) des Denkens, Wahrnehmens, Deutens einer Situation und die Körperroutinen umfasst. Der Einbezug resultiert aber nicht nur aus der Auseinandersetzung mit besonders deutungsresistenten Texten, sondern im Zusammenhang mit der oben angesprochenen Thematik des Gegensatzes von tugendethisch geordneter und schlechter Welt kommt dem Verständnis des Handelns ebenfalls eine wesentliche Rolle zu. Die Überlegungen zu diesem Themenkomplex sind in vier Aufsätzen, die sich mit Mären und *Reineke Fuchs*-Texten befassen (vgl. Hübner 2013, 2016, 2017a, 2017b) in Umrissen angedeutet. Der Stellenwert des erzählten Handelns und des Handlungswissens ist allerdings klar beschrieben: Sowohl in einer tugendethisch geordneten Welt als auch in einer ‚schlechten Welt des Eigennutzes' ist situationsadäquates Handeln nötig. Im zweiten Fall ist das offensichtlich: Wer die anderen übers Ohr hauen will, muss nicht nur schlauer sein, er muss den erreichbaren Eigennutz in einer Situation auch erkennen und angemessen agieren, um ihn zu erreichen. Im Fall der tugendethisch geordneten Welt kann Hübner auf die Reflexion in antiker und mittelalterlicher Philosophie verweisen. Bei Thomas von Aquin zum Beispiel erkennt die *sapientia* das richtige, weil langfristig glücklich machende Handlungsziel. Dieses übergeordnete Handlungsziel muss aber in partikulären, untergeordneten Handlungssituationen erreicht werden. Diese sind nicht vollständig vorhersehbar, so dass es auf situationsadäquates Handeln ankommt. Sofern dieses auf das tugendhafte Handlungsziel ausgerichtet ist, nennt Thomas von Aquin diese Kompetenz *prudentia*. Ich sehe über die diffizilen Probleme der historischen Begrifflichkeit in Latein und Volkssprache hinweg. Entscheidend ist, dass auch in der vormodernen Reflexion ein Bereich des situations- und zieladäquaten Handelns benannt wird, für den jedoch keine eindeutigen Regeln aufgestellt werden können, so dass nur der pauschal auf die Erfahrung als Entscheidungsinstanz verwiesen werden kann. Hübner (2017a) kann dies bei Aristoteles, Thomas von Aquin und Thomas Hobbes aufzeigen. In der vormodernen Philosophie ist also die Sphäre der Praxis gesehen, und dass sich alltägliches Handeln in dieser Sphäre abspielt; diese Sphäre wird gleichwohl nur als systematische Fehlstelle greifbar. In der Rhetorik findet sich eine Systematisierung in der Handlungstopik, die aber stark abstrahiert und letztlich wiederum ein begriffliches System darstellt, das dazu dient, zu finden, wie eine konkrete, zu erzählende Handlung zu gestalten ist.

Für das Programm der praxeologischen Narratologie ergibt sich damit als konzeptioneller Kern die Untersuchung des erzählten Handelns in seinem Bezug auf historisches Praxiswissen bzw. der Status von erzählenden Texten als einer Art Speicher kulturellen Praxiswissens. Das historische Verständnis erzählten Handelns war dadurch möglich, dass erzähltes Handeln auf das gemeinsame kulturelle Praxiswissen bzw. auf das historische implizite Wissen von den passenden Habitusformen bezogen wurde. Damit lässt sich aus erzählenden Texten das Handlungswissen einer Zeit zumindest teilweise rekonstruieren. Um zu ermitteln, ob sich erzähltes Handeln auf einen historischen Habitus bezieht, muss das erzählte Handeln zumindest in Umrissen als musterhaft erkannt werden, das heißt, es muss rekurrent auftreten. Komplizierter ist die Rekonstruktion einer Ordnung des praktischen Wissens, also z. B. die Frage, wie sich verschiedene Praktiken und Habitusformen zueinander verhalten. Dabei können unter Umständen diskursive Texte und interne Bedeutungszuschreibungen von Handeln hilfreich sein; mit Bourdieu ist zu betonen, dass solche Diskursivierungen und Semantisierungen nie den ganzen Sinn einer Praktik oder eines Habitus erfassen.

3.4 Historisierung des Praxiswissens und des Erzählens

Den letzten ausgeführten Schritt zum Programm der praxeologischen Narratologie stellt die Historisierung der Konzepte ‚Erzählen' und ‚Handlungs-/Praxiswissen' selbst dar (vgl. Hübner 2014, 2015a, 2017a[12]). Die doppelte Historisierung geht grundsätzlich davon aus, dass „vormodernes […] Erzählen in historisch spezifischer Weise in vormodernen Wissensordnungen verankert ist" (2017a, 368), wobei es sich um Ordnungen praktischen und diskursiven Wissens handelt.

Die Historisierung des Konzepts ‚Praxiswissen' zielt darauf, dessen historischen epistemologischen Stellenwert zu erfassen. In einer modernen Epistemologie ist die Ordnung des praktischen und diskursiven Wissens grundsätzlich eine kontingente soziale Konstruktion: Sie ist historisch so geworden, wie sie ist, sie hätte sich aber auch ganz anders entwickeln können. Dass sie so geworden ist, wie sie ist, stellt keine Notwendigkeit dar. Was wir wissen, tun und empfinden, könnte auch ganz andere Bedeutungen haben und anders strukturiert sein. In einem vormodernen Wirklichkeitsverständnis gibt es dagegen Bedeutungen und Ordnungen außerhalb der sozialen Wirklichkeit. Insofern konnte dort erzähltes

12 Hübner (2015a) stellt den programmatischen Entwurf dar, in dem die Überlegungen erstmals von der Mären- und Schwanktradition skizzenhaft auf höfischen Roman, Heldenepik und Legende ausgeweitet werden.

historisches Handlungswissen – auch wenn es implizit bleibt oder nur teilweise und nur halb zutreffend diskursiviert wird – keine kontingente Bedeutung haben. Das heißt, historisches Handlungswissen muss im Kontext des historischen Wirklichkeitskonzepts verstanden werden. Den Versuch, die Wirklichkeit der vormodernen Wirklichkeit unter Bezug auf die rhetorische Lehre der Topik zu rekonstruieren, hat Hübner (2014) in einem Aufsatz zum poetischen Erzählen im höfischen Roman unternommen, der die wesentliche Ergänzung der narratologisch-praxeologischen Programmatik darstellt. Methodologisch ist aus ihm festzuhalten, dass die Heranziehung eines modernen praxistheoretischen Begriffs wie Habitus ebenfalls nur eine Heuristik darstellt; unter Umständen eine sehr gute, aber eine, die genau zu kontrollieren ist.

Für das narratologische Instrumentarium ist die Historisierung des Begriffs des Erzählens der wichtigere Aspekt. Dieser Gedankengang lässt sich in starker Verkürzung recht einfach darstellen. Im Gefolge der epistemologischen Umbrüche um 1800 und sodann im Zuge der modernen Romantheorie avanciert die Eigenschaft des Erzählens, subjektives Welterleben darzustellen, zu einem konstitutiven Bestandteil unseres Verständnisses von Erzählen.[13] Die Bevorzugung von Erlebensdarstellung gegenüber Handlungsdarstellung als wesentlicher Eigenschaft von Erzählen ist Ergebnis einer erzähltheoretischen Theoriebildung, die auf Texten beruht, die ihrerseits Teil einer subjektphilosophischen Wissensordnung sind. Die historische Reflexion über Erzählen definierte dagegen Erzählen als Darstellung von Handeln. Hübner (2015, 2017a) kann sich dafür auf zwei Kronzeugen berufen: Zum einen resultiert in der Rhetorik die primäre Eigenschaft von Erzählen, Handeln darzustellen, aus der ursprünglich forensischen Redesituation. Zum anderen ist das Dichten als das Herstellen eines *mythos* (womit Handlung/Plot/Fabel gemeint ist) bei Aristoteles explizit als Darstellung von Handeln (*mimesis tes praxeos*) definiert.[14] Als ein Indiz für die Auffassung, dass Erzählen als Handlungsdarstellung aufgefasst wurde, kann Hübner zudem auf die dichterische Praxis verweisen: In vormodernen Texten wird vorrangig erzählt, was jemand tut oder wie jemand handelt.

---

13 So beantwortet Matías Martínez (2017) die Frage ‚Was ist Erzählen?‘ damit, dass er es als Geschehensdarstellung + x definiert. Unter den neun Größen, von denen eine die Stelle von x einnehmen muss, findet sich das Konzept ‚Experientialität‘. Handeln bzw. die Handlungsdarstellung ist dem Stichwort ‚Intention‘ subsumiert, kommt also nicht als eigene Größe in Frage. Aus praxistheoretischem Blickwinkel erscheint eine Subsumption des Begriffs des Handelns unter den der Intention als (bewusstseinsphilosophische) Verkürzung (vgl. z. B. Bourdieu 1987, 79 – 96).

14 Aristoteles, hg. und übersetzt von Fuhrmann, 31 (Bekker 1451b), vgl. auch ebd., 21 (Bekker 1450a).

4 Praxeologische historische Narratologie: Versuch einer Explikation

Das Programm der praxeologischen Narratologie könnte nach diesem Durchgang durch seine Genese versuchsweise folgendermaßen expliziert werden:

Die praxeologische Narratologie konzipiert vormoderne erzählende Texte als den wesentlichen Speicher des historischen kulturellen Handlungswissens und als wesentliche Kulturtechnik, um Praxiswissen in sprachlicher Form weiterzugeben. Aus erzählenden Texten lässt sich – zumindest in Teilen – die Geschichte der historischen Habitusformen rekonstruieren. Vormoderne erzählende Texte sind der privilegierte Modus einer sprachlichen Weitergabe von praktischem Wissen bzw. Habitusformen, weil nur sie das praktische Wissen nicht oder nicht vollständig in diskursives Wissen umwandeln und die temporale Komponente der Habitusformen bewahren.

Damit die Rekonstruktion methodisch abgesichert und theoretisch reflektiert erfolgen kann, bedarf es einer wissensgeschichtlichen Grundlage. Da narrative Texte prinzipiell jede Art von Wissen thematisieren können, gehört dazu in einem allgemeinen Sinn die Verortung von Inhalten narrativer Texte in den jeweiligen Diskursen, sofern sie sich aus anderen Quellen rekonstruieren lassen. Für narrative Texte im Besonderen treten zwei weitere Wissenstypen hinzu: Das Wissen um den Sinn narrativer Formen (oder erzählerischer Darstellungstechniken) und das Wissen um den praktischen Sinn historischer Handlungsmuster. Beim Identifizieren narrativer Formen können Begriffe der modernen Erzähltheorie hilfreich sein, sie sind aber kontrolliert anzuwenden, weil sie die Gefahr ahistorischer Konstruktionen bergen. Gleichwohl sind sie als Ausgangspunkt in einem hermeneutischen Verstehensprozess unverzichtbar. Dabei sind kleinteilig-analytische Begrifflichkeiten in der Regel besser anwendbar als synthetisierende Begriffe. Für das Wissen um den Sinn der Erzählformen sollte, wo es möglich ist, von den Sinnzuschreibungen historischer Reflexion ausgegangen werden. Dabei ist zu bedenken, dass Erzählformen ihre Bedeutung verändern können und die zeitgenössische Theorie nicht alle kulturellen Sinnzuweisungen reflektieren musste. Daher ist mit weiteren möglichen Sinnzuschreibungen zu rechnen. Diese sind günstigenfalls über eine interpretative Rückverfolgung der Umcodierungsprozesse erschließbar.

Vormodernes Erzählen und seine Darstellungstechniken sind selbst Teil von historischen, diskursiven und praktischen Wissensordnungen. Als Teil einer vormodernen Episteme war Erzählen nicht der Repräsentation von subjektivem Welterleben verpflichtet. Die vormodernen Reflexionstraditionen verstehen Erzählen als Darstellung von Handeln. Soll Handeln in einem Text als Handeln

verständlich sein, muss es auf das Handlungswissen der jeweiligen Kultur beziehbar sein. Das heißt nicht, dass erzählende Texte Praxiswissen nur wiederholen oder abbilden. Erzähltes Handeln kann vom Praxiswissen außerhalb der Texte divergieren, aber es muss einen Bezug zum historischen kulturellen Praxiswissen aufweisen, um überhaupt als Handeln erkennbar zu sein. Erzähltes Handeln ist folglich niemals identisch mit dem Praxiswissen, sondern repräsentiert es in einer wahrnehmbaren Form.

Antike und mittelalterliche Philosophie beschreiben das dem Handeln im Einzelfall vorausliegende Handlungswissen als von Erfahrung und Situation abhängig. Das hat eine deutliche Entsprechung zu den Begrifflichkeiten und Konzepten der modernen sozialwissenschaftlichen Praxeologie, insbesondere zur Konzeption des Habitus als eines nur halb-bewussten oder ganz impliziten Wissens. Diese können somit helfen, historisches Handlungswissen besser zu erfassen und sie können Instrumente zu seiner Beschreibung und Analyse bereitstellen. Dabei ist der unterschiedliche epistemische Status von historischem Handlungswissen und den Konzepten der Kulturtheorien zu bedenken.

5 Zusammenfassung: Offene Fragen und Anschlussmöglichkeiten

Die vorausgehenden Ausführungen stellen den Versuch dar, das Programm einer praxeologischen Narratologie, das nur in Form einer programmatischen Skizze und mehrerer Einzeluntersuchungen vorliegt, zusammenfassend darzustellen. Blickt man nach einer solchen Überschau mit einer gewissen Distanz auf den Ansatz und vergleicht ihn in seiner theoretischen Programmatik und den methodischen Konsequenzen mit anderen narratologischen Theorieansätzen, tritt sein strikter Historizitätsanspruch hervor, was mit einem methodologischen Votum für historische Hermeneutik verbunden ist. Ein Verständnis vormoderner europäischer Literatur und Kultur ergibt sich in erster Linie aus Verstehenszusammenhängen, die durch historische Tradierung möglich werden; mit Universalien kann nicht gerechnet werden. Insofern stellen alle Ergebnisse von Textinterpretation und alle Rekonstruktionen vergangenen Wissens nur Näherungswerte dar; gleichwohl sollte man sich bemühen, möglichst gute Näherungswerte zu erzielen, was jeden Streit um Vorgehensweisen und Ergebnisse rechtfertigt.

In den soziologischen Arbeiten Bourdieus spielt der geschichtliche Aspekt nur eine untergeordnete Rolle, historische Beispiele stammen dort allenfalls aus der jüngsten Vergangenheit. Auch in den ethnologischen Studien des Entwurfs

(vgl. Bourdieu 1979) treten nur die zeitlich unmittelbar vorangehenden Umbrüche durch das Aufeinandertreffen der traditionellen und der modern-kapitalistischen Kultur in den Blick (besonders im Anhang, vgl. Bourdieu 1979, 378–388). Das Problem großer zeitlichen Distanz stellt sich daher methodisch nicht mit besonderer Schärfe. Darin liegt auf den ersten Blick ein Gegensatz zwischen Bourdieu und seiner praxeologisch-narratologischen Rezeption. Allerdings hat Bourdieu besonders in den *Meditationen* betont, dass der Habitus von der Geschichte strukturiert ist, gleichsam inkorporierte Geschichte ist, und Geschichte reproduziert. Gleichzeitig bedingen sich in sozialen Feldern Position und Dispositionen gegenseitig, so dass sich mit Umstrukturierungen im Feld auch Dispositionen der Individuen verändern können. Auch mangelnde Passungen zwischen Habitus und Struktur und Misserfolge bedingen die Veränderung von Habitusformen (vgl. Bourdieu 2010, 199–209, 214–220, 234–246, 265–315). Insofern also die Geschichtlichkeit bei der Bourdieu explizit Teil der Theorie ist, könnte eine literaturtheoretisch informierte und narratologisch angeleitete Habitusgeschichte aus narrativen Texten zur methodischen Umsetzung der Theorie beitragen.

Zu konstatieren ist für das Programm einer Praxeologischen Narratologie eine latente Spannung zwischen Hermeneutik und Praxistheorie. Es gilt, diese Spannung produktiv zu machen (vgl. Hübner 2014, 416–421); insbesondere sollte das Verhältnis von Diskurs und Praxis in historischer Forschung theoretisch und methodisch weiter diskutiert werden: Aus praxeologischer Perspektive handelt es sich bei Diskursen ebenfalls ‚nur' um bestimmte Praktiken, nämlich jene, die das diskursive, reflexive, begriffliche Wissen hervorbringen. Deswegen sind sie einer praxeologischen Analyse selbstverständlich zugänglich. Beim historischen Arbeiten scheint sich dieses Verhältnis bisweilen unter der Hand umzukehren, wenn Praktiken wie Diskurse behandelt und gelesen werden. Ein sehr großer Teil der geschichtlichen Welt und zumal der mittelalterlichen ist nun einmal in diskursiven Texten zugänglich. Weitere Untersuchungsgegenstände zur Rekonstruktion von vergangenen Praktiken sind Artefakte bzw. allgemein Dinge, die Menschen gebraucht haben; sie finden das rege Interesse der geschichtswissenschaftlichen Praxeologie. Mit dem Ansatz der praxeologischen Narratologie treten handlungsdarstellende erzählende Texte hinzu, wobei auch vormoderne Erzählungen nicht allein Handeln darstellen. Da also die übergroße Menge des Materials, das überhaupt untersucht werden kann, als Text vorliegt, kommt es leicht dazu, dass die schriftlichen Repräsentationen nicht-diskursiver Praktiken und des Praxiswissens mit diesen selbst verwechselt werden und die Praxis als Text verstanden wird.[15]

15 Vgl. hierzu die Ausführung in Haasis und Rieske (2015, 27–32); aus soziologisch-praxeolo-

Aus der historistischen Ausrichtung der praxeologischen Narratologie resultiert weiterhin, dass der Habitusbegriff in heuristischer Weise verwendet wird. Gleichwohl ist er – gemeinsam mit den Konzepten des impliziten Wissens und des praktischen Sinns – konzeptionelle Grundlage des Programms. Diese konzeptionelle Privilegierung sorgt zunächst für einen Abstand der praxeologischen Narratologie zu den an Bourdieu anschließenden Arbeiten der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, in denen der Feldbegriff im Zentrum steht. Auch fragt die praxeologische Narratologie nicht nach dem Habitus einzelner Autor_innen.[16] Die Frage, inwiefern sich das Praxiswissen des Dichtens aus den Texten rekonstruieren lässt, stellt sie aber durchaus. Hier können sich Anschlussmöglichkeiten an Fragestellungen der Neueren Literaturwissenschaft ergeben. Allerdings wird ein historischer Vergleich zwischen vormodernen und modernen Praktiken des Dichtens oder – sofern die Quellenlage es ermöglicht – zwischen den Habitus moderner und vormoderner Autor_innen nicht über die beträchtlichen Unterschiede in den medialen und materialen Rahmenbedingungen hinwegsehen können. Unter Berücksichtigung der stark differierenden Quellenlage und -beschaffenheit könnte aber durchaus eine weitere Historisierung und Differenzierung der Konzepte ‚Dichtung', ‚Literatur' und ‚Autor' möglich sein; bei letzterem vielleicht über den bereits sehr differenzierten Stand hinaus, den die Mediävistik im Anschluss an die Debatten um den ‚Tod des Autors' und die ‚New Philology' erarbeitet hat.[17]

Sofern man die Prämisse akzeptiert, dass zwischen erzähltem Handeln und historischem Praxiswissen eine notwendige Relation besteht und sich aus ersterem eine Repräsentation des zweiteren rekonstruieren lässt und man gleichzeitig mit dem Funktionswandel erzählerischer Darstellung rechnet, stellt sich die Frage, ob erzähltes Handeln seinen Bezug zum Praxiswissen verlieren konnte. Es ist zumindest denkbar, dass sich bestimmte Handlungsverläufe in Texten von ihrem Bezug zum Handeln bzw. zum Praxiswissen in der sozialen Wirklichkeit entfernen konnten, weil sich ‚die Welt' veränderte. Solche Texte konnten dann vielleicht funktionslos geworden sein, was sich daran zeigen könnte, dass sie nicht mehr überliefert wurden. Sofern Texte dennoch weiter abgeschrieben oder gedruckt wurden und das in ihnen erzählte Handeln durch starke Umbrüche oder länger andauernde graduelle Veränderungen in der Welt seinen Bezug auf das

---

gischer gegenwartebezogener Sicht betont Hörning (2001, 189–194), dass die Kultur-als-Text-Analogie unzulänglich und das Modell der Textinterpretation nicht adäquat ist für das Verständnis von sozialer Praxis.

16 In den Arbeiten Gisselbaeks zur Praxis des Geschmacks kommt aber ein von Auftraggebern und Autoren geteilter Habitus in den Blick.

17 Vgl. beispielsweise Andersen et al. (1998); Schnell (1998); Unzeitig (2010).

Praxiswissen der Rezipienten verlor, stellt sich die Frage, wie es dann verstanden wurde und ob ihm andere Funktionen und Bedeutungen zukamen. In diesem Kontext ist das Verhältnis des praxeologisch-narratologischen Programms zu anderen Beschreibungskategorien der Literaturwissenschaft (z. B. Gattung, Erzählschema) noch genauer auszuarbeiten. Weiter eröffnet die Annahme, dass die Funktion der Handlungsdarstellung im modernen Erzählen hinter der Funktion zurücktrat, Welterleben darzustellen, die Perspektive, in Zusammenarbeit mit der Neueren Literaturwissenschaft, danach zu fragen, ob seit ca. 1800 andere Gattungen, Textsorten oder Medien diese Funktion übernommen haben.

Mit dem speziellen Fokus auf dem Habitus als einer Form des Praxiswissens, die eine zeitliche Struktur hat, ergeben sich grundsätzlich Gemeinsamkeiten mit der linguistischen Gesprächs- und Interaktionsforschung (vgl. Kotthoff, infra). Allerdings kann die gegenwartssprachliche Linguistik andere Methoden verwenden, muss sich weniger mit dem Problem der historischen Distanz befassen und untersucht kaum artifizielle erzählende Texte. Eine mögliche Frage ist, ob der Eigenschaft der Handlungsdarstellung bei Alltagserzählungen – anders als im modernen literarischen Erzählen – große Relevanz zukommt und ob sich daher die Überlegung, dass erzähltes Handeln auch der Vermittlung eines Habitus dient, produktiv machen lässt. Die Mediävistik könnte von den ausdifferenzierten Beschreibungskategorien und Analyseverfahren der Linguistik profitieren.

Die produktive Rezeption der praxeologischen Theorienagebote Pierre Bourdieus in Mediävistik, Linguistik und Neuerer deutscher Literaturwissenschaft kann, so deutet sich hier an, vielleicht ganz neue Wege der intra-germanistischen Zusammenarbeit eröffnen.

Literaturverzeichnis

Ackermann, Christiane, und Michael Egerding (Hg.). *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik: Ein Handbuch*. Berlin: De Gruyter, 2015.

Andersen, Elizabeth, Jens Haustein, Anne Simon und Peter Strohschneider (Hg.). *Autor und Autorschaft im Mittelalter: Kolloquium Meißen 1995*. Tübingen: Niemeyer, 1998.

Aristoteles. *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hg. Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam, 1984.

Asmuth, Bernhard. „Handlung“. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Bd. II*. Hg. Harald Fricke. Berlin und New York: De Gruyter, 2000. 6–9.

Bachorski, Hans-Jürgen. „Diskursfeld Ehe: Schreibweise und thematische Setzungen“. *Ordnung und Lust: Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Hg. Hans-Jürgen Bachorski. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 1991. 511–545.

Bachorski, Hans-Jürgen. „Ein Diskurs von Begehren und Versagen: Sexualität, Erotik und Obszönität in den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts“. *Eros – Macht – Askese:*

Geschlechterspannungen als Dialogstruktur in Kunst und Literatur. Hg. Helga Sciurie und Hans-Jürgen Bachorski. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 1996. 305 – 341.
Bachorski, Hans-Jürgen. „Das aggressive Geschlecht: Verlachte Männlichkeit in Mären aus dem 15. Jahrhundert". *Zeitschrift für Germanistik, N.F.* 8.2 (1998): 263 – 281.
Becker, Rebekka: *Muße im höfischen Roman: Literarische Konzeptionen des Ausbruchs und der Außeralltäglichkeit im ‚Erec', ‚Iwein' und ‚Tristan'*. Tübingen: Mohr Siebeck, 2019.
Bleumer, Hartmut. „Historische Narratologie". *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik: Ein Handbuch*. Hg. Christiane Ackermann und Michael Egerding. Berlin: De Gruyter, 2015. 213 – 274.
Bleumer, Hartmut. *Ereignis: Eine narratologische Spurensuche im historischen Feld der Literatur*. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2020.
Bourdieu, Pierre. *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. 11. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2015.
Bourdieu, Pierre. *Entwurf einer Theorie der Praxis: Auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009.
Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 26. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2018a.
Bourdieu, Pierre. *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. 10. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2018b.
Bourdieu, Pierre. *Satz und Gegensatz: Über die Verantwortung des Intellektuellen*. Berlin: Wagenbach, 1989.
Bourdieu, Pierre. *Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.
Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.
Bourdieu, Pierre. *Meditationen: Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. 4. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2017.
Breen, Katharine. *Imagining An English Reading Public, 1150 – 1400*. Cambridge: University Press, 2010.
Contzen, Eva von. „Diachrone Narratologie und historische Erzählforschung: Eine Bestandsaufnahme und ein Plädoyer". *Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung* 1 (2018): 16 – 37. https://ojs.uni-oldenburg.de/ojs/index.php/bme/article/view/6/4. Oldenburg, Februar 2018 (13. Januar 2022).
Contzen, Eva von. „Einleitung". *Handbuch Historische Narratologie*. Hg. Eva von Contzen und Stefan Tilg. Stuttgart: Metzler, 2019. VII–X.
Contzen, Eva von, und Stefan Tilg (Hg.). *Handbuch Historische Narratologie*. Stuttgart: Metzler, 2019.
Fröhlich, Gerhard, und Boike Rehbein. „Die Rezeption Bourdieus im deutschsprachigen Raum". *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 381 – 386.
Füssel, Marian. „Praktiken historisieren: Geschichtswissenschaft und Praxistheorie im Dialog". *Methoden einer Soziologie der Praxis*. Hg. Franka Schäfer, Anna Daniel und Frank Hillebrandt. Bielefeld: transcript, 2015. 267 – 287.
Gisselbaek, Robert. *Eine Frage des Geschmacks: Höfische Dichtung im Mittelalter zwischen Macht, Moral und Mäzenatentum*. Basel: Schwabe, 2021.
Glauch, Sonja. „Fiktionalität im Mittelalter; revisited". *Poetica* 46.1 – 2 (2014): 85 – 139.

Hasebrink, Burkhard. „*sich erbilden:* Überlegungen zur Semantik der Habitualisierung in den ‚Rede der underscheidunge' Meister Eckharts". *Meister Eckhart in Erfurt*. Hg. Andreas Speer und Lydia Wegener. Berlin und New York: De Gruyter, 2005. 122 – 136.

Haasis, Lucas, und Constantin Riecke. „Historische Praxeologie: Zur Einführung". *Historische Praxeologie: Dimensionen vergangenen Handelns*. Hg. Lucas Haasis und Constantin Riecke. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015. 7 – 54.

Hasebrink, Burkhard. „Erecs Wunde: Zur Performativität der Freundschaft im höfischen Roman". *Oxford German Studies* 38.1 (2009): 1 – 11.

Hirschauer, Stefan. „Praxis und Praktiken". *Handbuch Körpersoziologie: Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*. Hg. Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser. Wiesbaden: Springer VS, 2017. 91 – 96.

Hörning, Karl H. *Experten des Alltags: Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2001.

Hübner, Gert. *Erzählform im höfischen Roman: Studien zur Fokalisierung im „Eneas", im „Iwein" und im „Tristan"*. Basel, Tübingen: A. Francke Verlag, 2003.

Hübner, Gert. „Fokalisierung im höfischen Roman". *Erzähltechnik und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters (Wolfram-Studien 18)*. Hg. Wolfgang Haubrichs, Eckart Conrad Lutz und Klaus Ridder. Berlin: Erich Schmidt, 2004a. 127 – 150.

Hübner, Gert. „Hans Folz als Märenerzähler: Überlegungen zum narrativen Konzept". *Germanisch-Romanische Monatsschrift N.F.* 54.3 (2004b): 265 – 281.

Hübner, Gert. „Kognition und Handeln im ‚Vorauer Alexander', im ‚Straßburger Alexander' und im ‚König Rother'". *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 157.2 (2005): 241 – 258.

Hübner, Gert. „Vom Scheitern der Nützlichkeit: Handlungskalküle und Erzählverfahren im ‚Lalebuch'". *Zeitschrift für deutsche Philologie* 127.3 (2008): 357 – 373.

Hübner, Gert. „*evidentia:* Erzählformen und ihre Funktionen". *Historische Narratologie: Mediävistische Perspektiven*. Hg. Harald Haferland und Matthias Meyer. Berlin und New York: De Gruyter, 2010a. 119 – 147.

Hübner, Gert. „Erzählung und praktischer Sinn: Heinrich Wittenwilers *Ring* als Gegenstand einer praxeologischen Narratologie". *Poetica* 42.3 – 4 (2010b): 215 – 242.

Hübner, Gert. „Eulenspiegel und die historischen Sinnordnungen: Plädoyer für eine praxeologische Narratologie". *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 53 (2012): 175 – 206.

Hübner, Gert. „Tugend und Habitus: Handlungswissen in exemplarischen Erzählungen". *Artium conjunctio: Kulturwissenschaft und Frühneuzeit-Forschung: Aufsätze für Dieter Wuttke*. Hg. Petra Schöner und Gert Hübner. Baden-Baden: Valentin Koerner, 2013. 131 – 161.

Hübner, Gert. „Der künstliche Baum: Poetisches Erzählen im höfischen Roman". *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 136.3 (2014): 1 – 57.

Hübner, Gert. „Historische Narratologie und mittelalterlich-frühneuzeitliches Erzählen". *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 56 (2015a): 11 – 54.

Hübner, Gert. *Ältere deutsche Literatur: Eine Einführung*. 2. Auflage. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2015b.

Hübner, Gert. „Schläue und Urteil: Handlungswissen im Reinhart Fuchs". *Techniken der Sympathiesteuerung in Erzähltexten der Vormoderne: Potentiale und Probleme*. Hg. Friedrich Michael Dimpel und Hans Rudolf Velten. Heidelberg: Winter, 2016. 77 – 96.

Hübner, Gert. „Erzähltes Handeln, kulturelles Handlungswissen und ethischer Diskurs: Überlegungen zur Lehrhaftigkeit von Erzählungen". *Lehren, Lernen und Bilden in der*

Literatur des deutschen Mittelalters: XXIII. Anglo-German Colloquium, Nottingham 2013. Hg. Henrike Lähnemann, Nicola McLelland und Nine Miedema. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2017a. 361–378.

Hübner, Gert. „Recht als erzählte und gedeutete Praxis in ‚Reynke de vos' (1498), ‚Reynke Vosz de olde' (1539) und ‚Von Reinicken Fuchs' (1544)". *Rechtsnovellen: Rhetorik, narrative Strukturen und kulturelle Semantiken des Rechts in Kurzerzählungen des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit.* Hg. Pia Doering und Caroline Emmelius. Berlin: Erich Schmidt, 2017b. 307–326.

Jurt, Joseph. „Die Theorie des literarischen Feldes: Zu den literatursoziologischen Arbeiten Bourdieus und seiner Schule". *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 3 (1981): 454–479.

Jurt, Joseph. „Literatur". *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung.* Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 369–371.

Kiening, Christian. „Anthropologische Zugänge zur mittelalterlichen Literatur: Konzepte, Ansätze, Perspektiven". *Jahrbuch für Internationale Germanistik Reihe C, Bd. V/1 (1996): Forschungsberichte zur Germanistischen Mediävistik:* 11–129.

Linden, Sandra. „Historische Anthropologie". *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik: Ein Handbuch.* Hg. Christiane Ackermann und Michael Egerding. Berlin: De Gruyter, 2015. 141–167.

Martínez, Matías. „Was ist Erzählen?". *Erzählen: Ein interdisziplinäres Handbuch.* Stuttgart: Metzler, 2017. 2–6.

Martínez, Matías, und Michael Scheffel. *Einführung in die Erzähltheorie.* 10. Auflage. München: C. H. Beck, 2016.

Müller, Jan-Dirk. „Der Widerspenstigen Zähmung: Anmerkungen zu einer mediävistischen Kulturwissenschaft". *Nach der Sozialgeschichte: Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie.* Hg. Martin Huber und Gerhard Lauer. Berlin: De Gruyter, 2000. 461–481.

Peters, Ursula. *Text und Kontext: Mittelalter-Philologie zwischen Gesellschaftsgeschichte und Kulturanthropologie.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000.

Peters, Ursula. „‚Texte vor der Literatur'? Zur Problematik neuerer Alteritätsparadigmen der Mittelalter-Philologie". *Poetica* 39.1–2 (2007): 59–88.

Peters, Ursula. „Philologie und Texthermeneutik: Aktuelle Forschungsperspektiven der Mediävistik". *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36.2 (2011): 251–282.

Quast, Bruno. „Entscheiden im Spannungsfeld von Routine und Unberechenbarkeit: Praxeologische Überlegungen zur Ginover-Entführung in Hartmanns von Aue ‚Iwein'". *Zeitschrift für deutsche Philologie* 138.1 (2019): 33–44.

Reckwitz, Andreas. *Die Transformation der Kulturtheorien: Zur Entwicklung eines Theorieprogramms.* Studienausgabe. 2. Auflage. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2006.

Reckwitz, Andreas. *Unscharfe Grenzen: Perspektiven der Kultursoziologie.* Bielefeld: transcript, 2008.

Ricœur, Paul. *Zeit und Erzählung: Band I: Zeit und historische Erzählung.* München: Wilhelm Fink, 1988.

Schmid, Wolf. *Elemente der Narratologie.* 3. Auflage. Berlin: De Gruyter, 2014.

Schmidt, Robert. *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2012.

Schmitz, Silvia. „Das Ornamentale bei Suchenwirt und seinen Zeitgenossen: Zu strukturellen Zusammenhängen zwischen Herrschaftsrepräsentation und poetischem Verfahren". *Höfische Repräsentation: Das Zeremoniell und die Zeichen.* Hg. Hedda Ragotzky und Horst Wenzel. Tübingen: Max Niemeyer, 1990.

Schnell, Rüdiger. „‚Autor' und ‚Werk' im deutschen Mittelalter: Forschungskritik und Forschungsperspektiven". *Neue Wege der Mittelalter-Philologie: Landshuter Kolloquium 1996 (Wolfram-Studien 15).* Hg. Joachim Heinzle. Berlin: Erich Schmidt, 1998. 12–73.

Schulz, Armin. *Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive.* Hg. Manuel Braun, Alexandra Dunkel und Jan-Dirk Müller. 2. Auflage. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015.

Saalmann, Gernot. „Praxeologie". *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung.* Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 196–198.

Stede, Marga. *Schreiben in der Krise: Die Texte des Heinrich Kaufringer.* Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 1993.

Unzeitig, Monika. *Autorname und Autorschaft: Bezeichnung und Konstruktion in der deutsche und französischen Erzählliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts.* Berlin und Boston: De Gruyter, 2010.

Wetzel, René. „Partizipation – Mimesis – Habitus: Pädagogisch-didaktische Spiegeleffekte im ‚Welschen Gast' (1215/16) Thomasins von Zerclaere". *Religiöse Erfahrung – Literarischer Habitus.* Hg. Japanische Gesellschaft für Germanistik, Yoshiki Koda und Wakiko Kobayashi. München: Iudicium, 2020.

Wolf, Gerhard. „Verborgene Kalküle: Pierre Bourdieus ‚Reflexive Anthropologie', Erecs und Iweins Habitus und die Conditio humana des Interpreten". *Text und Kultur: Mittelalterliche Literatur 1150–1450.* Hg. Ursula Peters. Stuttgart: Metzler, 2001. 215–244.

Robert Gisselbaek

Der Wert des Wertens: Zur Bedeutung literarischer Urteile in der höfischen Kultur

In seiner Untersuchung zur Genese des literarischen Feldes im neunzehnten Jahrhundert macht Bourdieu darauf aufmerksam, dass der Wert eines Kunstwerks durch spezifische Prozesse der Wertzuschreibung bedingt ist:

> Da das Kunstwerk als werthaltiges symbolisches Objekt nur existiert, wenn es gekannt und anerkannt, das heißt von Betrachtern, die mit der dazu erforderlichen ästhetischen Einstellung und Kompetenz ausgestattet sind, gesellschaftlich als Kunstwerk instituiert ist, hat die Wissenschaft von den kulturellen Werken nicht nur deren Produktion zum Gegenstand, sondern auch die Produktion des Werts der Werke oder, was auf dasselbe hinausläuft, die des Glaubens an den Wert der Werke. (Bourdieu 2001a, 362)

Während die überlieferten Texte der höfischen Kultur, ohne Bourdieus Kunstwerkbegriff direkt auf das Mittelalter übertragen zu wollen, unbestreitbar als kulturelle Werke in einem weiteren Sinne verstanden werden können, stellt die Bestimmung ihres Wertes eine Herausforderung dar, da die Beschäftigung mit der qualitativen Dimension schwieriger zu werden scheint, je größer der zeitliche Abstand zum untersuchten Gegenstand wird: Bei Texten vor der Ausprägung der (philosophischen) Ästhetik durch Gracián (*El Discreto*, 1646), Baumgarten (*Aesthetica*, 1750) und vor allem Kant (*Kritik der Urteilskraft*, 1790) im achtzehnten Jahrhundert stellt sich nämlich nicht nur die Frage nach dem Wert und den historischen Bedingungen der Wertzuschreibung, sondern zugleich auch jene nach einem adäquaten methodischen Zugriff. So ist etwa der metaphysische Rahmen vormoderner Schönheitsvorstellungen aufgrund anders gelagerter Bezugssysteme von der Ästhetik her nicht (mehr) bzw. noch nicht sinnvoll zu erfassen.

Wertfragen kategorisch aus dem literaturwissenschaftlichen Diskurs auszuklammern, würde jedoch zu einer entscheidenden Verkürzung führen und eine gleichsam prekäre „Unsicherheit im eigenen Tun“ bedeuten (Braun 2007, 39).[1] Eine Annäherung an den komplexen Gegenstand bestünde nach dem perspektivischen Entwurf von Braun folglich in einer „Kombination zeitgenössisch-histo-

1 Braun verweist zugleich darauf, dass Wertfragen nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch relevant sind, da sich das Fach mittels dieses Parameters organisiert: Kanonbildung, Editionsprojekte und Trends basieren (in der Regel unreflektiert) auf Werturteilen der Forschungsgemeinschaft. Zum Einfluss ästhetischer Aspekte auf die wissenschaftliche Kanonbildung Töpfer (2019, 14 – 17).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-003

rischer und texttheoretischer Ansätze“ (Braun 2007, 39). In der Umsetzung bleibt jedoch ein Zugang ausgeklammert, den Braun eigentlich als „für die Mediävistik [...] interessant“ vorstellt, nämlich: rezeptionsästhetische, soziologisch ausgerichtete Überlegungen in der Nachfolge des tschechischen Strukturalisten Jan Mukařovský, dessen Konzept der ‚ästhetischen Funktion‘ „das Ästhetische aus dem engen Bereich der Kunst herausführt und [...] dynamisch angelegt ist“ (Braun 2007, 24, dazu Mukařovský 1970 oder Mukařovský 1989).[2] Im Kern geht es, wie bei Bourdieu, darum, „dass Kunst nicht durch bestimmte Eigenschaften definiert ist, sondern nur dadurch, dass eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe sie zu einer bestimmten Zeit zur Kunst erklärt“, wozu diese Gruppe auch „durch rein soziale Gründe motiviert sein kann, etwa durch ein Interesse an sozialer Distinktion“ (Braun 2007, 24). Mit dem letzten Halbsatz wird dann sogar explizit auf *Die Regeln der Kunst* Bezug genommen, weder aber in der Einleitung von Braun selbst noch in den weiteren Beiträgen des Bandes spielen die von Bourdieu entwickelten Ansätze eine Rolle (vgl. Braun 2007, 24 mit Anm. 104).[3]

Der Befund kann hier als symptomatisch gelten, da Bourdieu im Fach nur vereinzelt zitiert, dabei jedoch häufig pauschal kritisiert wird. Zentral ist, dass dessen Instrumentarium methodisch auf ethnologisch-empirische Feldforschungen zurückgeht, denen folglich die historische Dimension abgehe.[4] Tat-

2 Die Arbeiten von Mukařovský sind zwar noch kaum fruchtbar gemacht worden, doch sind sie schon prinzipiell ungeeignet, da ihnen eine starre, zeichenhafte Vorstellung des Ästhetischen zugrunde liegt: Das, was aufmerksam wahrgenommen wird, werde „zu einem Zeichen, und zwar zu einem Zeichen sui generis: denn die Eigenschaft des Zeichens ist es gerade, auf etwas außerhalb seiner selbst zu verweisen“, nämlich auf „alle Wirklichkeiten, die der Mensch erlebt hat und noch erleben kann, auf das gesamte Universum von Dingen und Geschehnissen“ (Mukařovský 1970, 63). Der symbolische Charakter der Werte bei Bourdieu ist demgegenüber deutlich dynamischer.

3 Die meisten Beiträger des von Braun herausgegebenen Bandes nehmen mittelalterliche Texte in der Perspektive klassischer Kunst-, Schönheits- und Ästhetikvorstellungen in den Blick, die auf je unterschiedliche Art historisiert werden. Die Schwierigkeit, angemessen über ‚vormoderne Ästhetik‘ zu sprechen, wird schon darin erkennbar, dass Braun die philosophische Ästhetik in der Nachfolge Kants zwar aus historischen Gründen als Referenzrahmen ausklammert, durch den Rekurs auf einen weitgehend modernen Kunstbegriff aber – trotz einiger Bedenken – implizit beibehält. Und auch Müller (2007), der Poesie (mit Joachim Heinzle) im Gebrauchszusammenhang zu verorten sucht, bezieht sich nicht unmittelbar auf soziologische Theorieentwürfe.

4 Konkret zeigt sich das in den abgedruckten Diskussionen der Beiträge von Gerhard Wolf oder Mark Chinca und Christopher Young in dem Band *Text und Kultur: Mittelalterliche Literatur, 1150–1450* (2001): Während Wolf Aussagen auf der Textebene zur soziohistorischen Bedeutung der Ehre in Beziehung setzt und Chinca und Young um die Bestimmung von Autonomie im literarischen Feld um 1200 bemüht sind, setzt die Kritik jeweils bei der Historisierbarkeit an. Gefragt wird, „ob ein in ethnologischen Feldstudien gewonnenes Instrumentarium importierbar ist“, da hier vor

sächlich hat sich Bourdieu nur am Rand mit vergangenen Epochen auseinandergesetzt: So hat er zwar das Nachwort zur französischen Übersetzung von Erwin Panofskys *Gothic Architectur and Scholasticism* verfasst (dt. in Bourdieu 1970, 125–158), in dem er den von Panofsky eingeführten „scholastischen Begriff des *Habitus*" im Rückgriff auf hochmittelalterliche Kathedralarchitektur und Schriftbilder als wesentlichen Teil soziologischer Strukturanalysen erläutert (Bourdieu 1970, 143); eine fundierte Auseinandersetzung Bourdieus mit der Vormoderne lässt sich darüber hinaus allerdings nicht nachweisen.[5] Im Gegensatz zu anderen französischen Denkern, die in ihre Modellbildungen auch das Mittelalter oder die (Spät-)Antike produktiv einbinden, bleiben die Überlegungen Bourdieus ganz auf die Moderne konzentriert.

Diese zeitgeschichtliche Einschränkung trägt entsprechend dazu bei, dass Bourdieus Theorien für historische Forschungen nur wenig direkte Anschlussmöglichkeiten bieten, weshalb die Theorien bisher auch „kaum je auf vormoderne Gegebenheiten übertragen wurden" (Wetzel 2020, 230).

Die mediävistische Germanistik bezieht sich aber wohl auch deshalb so zurückhaltend auf die Ansätze Bourdieus,[6] weil sozialhistorische Fragestellungen im Fach vor allem in den 1970er und 1980er Jahren diskutiert und inzwischen

---

allem empirische Verfahren zum Tragen kommen, „denen es zwangsläufig an historischer Reichweite mangelt" (347), oder ob das Modell nicht zu sehr „eine Ausdifferenzierung des Systems von Literatur im 18./19. Jahrhundert" voraussetzt (652).

5 Zwar gibt es neben dem Nachwort zu Panofsky die Beschäftigung mit dem Konzept der Körperschaft bei Kantorowicz sowie den Mittelalterentwürfen von Marc Bloch und Georges Duby, die ein „modèle d'histoire comparée" liefern, einen Hinweis auf eine profunde Auseinandersetzung z. B. mit dem einflussreichen Mediävisten Jacques LeGoff aber gibt es nicht, was Genet (2020, 586) wie folgt begründet: „Sans doute l'une des causes de ce relatif effacement est-elle sa [sc. Bourdieu] vision de l'État et de l'Église comme deux entités distinctes, même s'il a conscience qu'il y a là une difficulté" [„Zweifellos ist ein Grund für diese Auslassung seine (sc. Bourdieus) Ansicht von Staat und Kirche als getrennte Entitäten, auch wenn er sich der damit verbundenen Schwierigkeit bewusst ist"]. Wetzel (2020) verweist hingegen auf die intensive Beschäftigung mit den Theorien von Norbert Elias. Doch bleibt der Einfluss historischer Fakten auf Bourdieu minimal, und es gibt eher „unerwartete gemeinsame Bezüge" zwischen Bourdieu und Elias (etwa das Interesse an Psychoanalyse oder Behaviorismus), wie Fröhlich (2014, bes. 41–42) herausstellt.

6 Eine zunehmend intensive Auseinandersetzung mit Bourdieu in Linguistik und Neuerer deutscher Literatur zeigt neben der Verteilung der Beiträge in diesem Band auch die Zahl neugermanistischer Arbeiten mit Bezug zu Bourdieu, die bei Eke (2020, 215 mit Anm. 45) aufgelistet sind. Es ist allerdings auch zu bedenken, ob die „Nichtbeachtung Bourdieus" in der Germanistik dem Umstand geschuldet ist, dass Bourdieu konsequent „eine französische Gesellschaft und ein Milieu von französischen Intellektuellen beschreibt", wie Wetzel (2020, 230) bemerkt.

zunehmend von kulturwissenschaftlichen Ansätzen abgelöst worden sind,[7] die Bourdieu-Rezeption in Deutschland jedoch erst ab den 1990er Jahren mit der Übersetzung von *Die feinen Unterschiede* (1987) richtig einsetzte.[8]

Zudem lässt sich feststellen, dass die Theorie Bourdieus kaum je für rezeptionsästhetische oder systematische Überlegungen zur Werthaftigkeit von Literatur herangezogen wird, sondern in erster Linie für Untersuchungen zu ‚Feld' und ‚Habitus' (Konzepte, die Bourdieu selbst in das Zentrum seiner Theorie gestellt hat und die sich anhand empirischer Erhebungen und statistischer Daten bestimmen lassen[9]). Entsprechend zeigt sich auch in sozialhistorischen Arbeiten eine Konzentration auf ‚Feld' und ‚Habitus', wobei hier die Unmöglichkeit empirischer Erhebungen sowie die Lückenhaftigkeit konkreter Daten die Analysen erschweren – und angreifbar machen: Soziale Phänomene vergangener Epochen lassen sich nämlich nur noch mittelbar untersuchen, da mit den Akteuren die entscheidenden Quellen empirischer Erhebungen verloren sind. Für mediävistische Forschungen zu kulturellen Werken und Werten kommt erschwerend hinzu, dass nicht einmal Rezeptionszeugnisse überliefert sind, so dass die Analysen auf jene Werke zurückgeworfen sind, deren Wert eigentlich erst bestimmt werden soll.[10]

Dass für die heikle Frage nach dem Wert historischer Werke dennoch auf Bourdieus soziologische Theorie zurückgegriffen werden sollte, liegt in der Möglichkeit begründet, gerade mit dieser Theorie bewusst Kategorien in den Blick nehmen zu können, „die bei der Wahrnehmung und Bewertung des Kunstwerks" verwendet werden, die dabei jedoch „doppelt an den historischen Kontext gebunden [sind]" (Bourdieu 2001a, 466):[11]

---

7 Vgl. den programmatischen Band von Huber und Lauer (2000), in dem die Autoren literaturwissenschaftliche Fragestellungen konsequent auf kulturwissenschaftliche Konzepte beziehen. Wolf (2001, 216 – 218) verweist indes gerade darauf, dass dem Ansatz Bourdieus eine kulturwissenschaftliche Perspektive gleichsam inhärent sei.

8 Vgl. etwa die bedeutende Rezension zu *Die feinen Unterschiede* von Honneth (1990), sowie die Äußerungen von Fröhlich und Rehbein (2014).

9 Rehbein und Saalmann (2014a, 115) betonen, dass die soziale Welt in den späteren Werken Bourdieus nur noch in diesen zwei Formen existiere. Die Beiträge dieses Bandes spiegeln das ebenfalls wider; und auch Eke (2020), der eine Anwendung von Bourdieus Habitustheorie für die Literaturwissenschaft skizziert, sieht als einen der Hauptbereiche ebenfalls das Verhältnis von Autor und Literaturbetrieb (also die Wechselwirkung von Feld und Habitus).

10 Erste Äußerungen zur Rezeption finden sich in Briefen der Renaissance. Für frühere Epochen, aus denen nur die Artefakte selbst überliefert sind, ist man folglich auf in den Kunstwerken inszenierte Rezeptionsprozesse oder bloße Indizien zurückgeworfen.

11 In *Die Regeln der Kunst* steht zwar mit Flauberts *Die Erziehung des Herzens* ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts im Zentrum der Untersuchung (die folglich in ihren ästhetischen

> Sie [sc. die Kategorien] sind [1.] einem räumlich und zeitlich situierten gesellschaftlichen Universum verpflichtet, und ihre Benutzung ist [2.] durch die soziale Position der Benutzer gesellschaftlich gekennzeichnet. Die meisten Begriffe, mit denen die Künstler und Kritiker sich selbst oder ihre Gegenspieler definieren, stellen Waffen und Einsätze in den zwischen ihnen ausgetragenen Kämpfen dar, und zahlreiche Kategorien, mit deren Hilfe die Kunsthistoriker ihren Gegenstand zu denken versuchen, sind nur aus diesen Kämpfen hervorgegangene, mehr oder weniger gelehrt verkappte oder verklärte Kampfbegriffe. (Bourdieu 2001a, 466)

Es geht also nicht (nur) darum, die Werke vergangener Epochen zu verstehen, sondern – in einem nicht zuletzt selbstreflexiven Akt – zunächst jene Prozesse aufzudecken, die überhaupt der Bewertung von Werken zugrunde liegen: Erst nämlich, wenn jene dynamische Schnittstelle markiert ist, „an der das Individuum auf die Gesellschaft [...] trifft“ und der „abstrakte[...] philosophische[...] Gegensatz zwischen Subjektivismus und Objektivismus, aus dem sich der Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft, Lebenswelt und System, Verstehen und Erklären etc. ableitet“, überwunden wird, kann versucht werden, diese Prozesse zu historisieren (Wolf 2001, 218).[12] Allerdings umfasst die Rekonstruktion eines spezifisch historischen Habitus neben der Kenntnis der praktischen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die auf die kulturellen Objektivierungen einer Epoche zurückgehen, zugleich jene vom „Zusammenhang zwischen den gemeinhin als ästhetisch behandelten Einstellungen und dem System der den Habitus konstituierenden Dispositionen“ (Bourdieu 1987, 171 mit Anm. 1).

Für eine fruchtbare Applikation der Bourdieuschen Theorie auf Epochen vor dem achtzehnten Jahrhundert, auf die höfische Kultur etwa, muss allerdings zunächst geklärt werden, welche Gültigkeit die ‚gemeinhin als ästhetisch behandelten Einstellungen‘ dort noch bzw. schon haben (können), wo es keine Ästhetiktheorie im eigentlichen Sinne gibt. Doch zeigt Bourdieu, dass und wie die philosophische Ästhetik, der weithin verwendete Begriff Geschmack zumal, im Grunde ein allgemeines gesellschaftliches Verhältnis verleugnet, indem der eigentliche ‚soziale Orientierungssinn‘, der „eine praktische Weise der Erfahrung und Äußerung des eigenen *gesellschaftlichen Stellenwerts*“ darstellt, zu einer rein

---

Prämissen ganz der Moderne verhaftet ist); die letzten Kapitel greifen jedoch hinter die sogenannte Sattelzeit zurück, etwa mit dem knappen Blick auf den „Blick des Quattrocento“ (Bourdieu 2001a, 493–501) oder Überlegungen zur Genese des literarischen Feldes. Allerdings geht diese Historisierung nicht sonderlich tief und bleibt auf eher allgemeine, systematische Beobachtungen beschränkt.

12 Wolf (2001) zeigt in seinem Beitrag zudem, wie moderne Einstellungen die Textinterpretation beeinflussen und wie die Reflexion dieser methodischen Verfahren zugleich eine Stärkung der Wissenschaft bedeuten kann.

intellektuellen, substanziell in das Subjekt verlagerten „‚Fähigkeit zur Wahrnehmung sinnlicher Qualitäten‘ und ‚Vermögen über ästhetische Werte zu urteilen‘“, verklärt wird (Bourdieu 1987, 739 [Hervorhebung im Original]). Und in den oben erwähnten Kämpfen zwischen Künstlern und Kritikern werden gerade ästhetische Begriffe zu ‚Kampfbegriffen‘, denen also *sub specie aestheticae* eine Funktion im Sozialen zukommt, die das Theoretische übersteigt.

Im Folgenden soll es darum gehen, historische Äußerungen zu Kunst, Schönheit und einer auf Kunst und Schönheit abhebenden Urteilskraft vor dem Hintergrund der von Bourdieu aufgezeigten Relevanz sozialer Verhältnisse in diesem Zusammenhang zu deuten, ohne dabei auf ‚Ästhetik‘ zu rekurrieren. Ein Blick in die mittelalterlichen Quellen zeigt nämlich, dass der Rahmen für den Diskurs bezüglich der Kunst, der Schönheit und einer adäquaten Urteilskompetenz von einer Metaphysik des Transzendenten bestimmt wird, deren prädominante ethische Aspekte den Rekurs auf moderne Ästhetiktheorien fragwürdig werden lassen. Die Stärke des Bourdieuschen Theorieapparats liegt jedoch gerade darin, dass es möglich wird, Wertefragen eben nicht in Bezug auf ästhetische Paradigmen zu diskutieren, sondern – in der noch die Bedingungen der Rekonstruktion umgreifenden Reflexion – konsequent auf das Prinzip sozial bedingter Wertzuschreibungsprozesse zurückzuführen.

1 Von der Ästhetik zur Metaphysik

Für die Rekonstruktion jener historischen Bedingungen aber, denen (historische) Prozesse des Wertens unterliegen, genügt es nicht, eine Praxis im Sinne Bourdieus zu supponieren. Historische Untersuchungen müssen erst erweisen, ob Differenzen nur in den kulturellen Formen vorliegen oder nicht sogar schon in den diesen Objektivierungen legitimer Bewertungsschemata zugrunde liegenden Prinzipien. Eine bloße Untersuchung der Formen läuft Gefahr, einerseits das, was an materiellen Werken (noch) gegeben ist, aus moderner Perspektive zu deuten, und andererseits das, was für die Genese der bestimmenden Bewertungsschemata nur historisch relevant war, zu übersehen. Gleichzeitig darf auch nicht allein die Theorie bezüglich wertender Wahrnehmung, Genuss und Schönheit betrachtet werden, da der theoretische Diskurs einer eigenen Logik unterliegt und in seiner spezifischen Relation zur Praxis erst bestimmt werden muss.

Für die höfische Kultur ist die Rekonstruktion der gültigen Wertekategorien aufgrund der Überlieferungslage noch in den am besten dokumentierten Fällen schwierig, so dass neben den erhaltenen Werken zunächst doch auf jene theoretischen Quellen zurückgegriffen werden muss, die sich mit den Vorstellungen des Wertens befassen. Ausgangspunkt ist, wie bei Kant im Übrigen, die Frage nach

dem Schönen. Eine nachgerade paradigmatische, immer wieder angeführte Stelle zur wertenden Wahrnehmung hinsichtlich dessen, was schön ist, findet sich in der *Summa theologica* des Thomas von Aquin,[13] der in einer bereits aristotelisch geprägten Wendung festhält:

> *pulchrum et bonum in subiecto quidem sunt idem, quia super eandem rem fudantur, scilicet super formam: et propter hoc, bonum laudatur pulchrum. Sed ratione differunt. Nam bonum proprie respicit appetitum, est enim bonum quod omnia appetunt. Et ideo habet rationem finis, nam appetitus est quasi quidam motus ad rem. Pulchrum autem respicit vim cognoscitivam, pulchra enim dicuntur quae visa placent. Unde pulchrum in debita proportione consistit, quia sensus delectatur in rebus debite proportionatis, sicut in sibi similibus; nam et sensus ratio quaedam est, et omnis virtus cognoscitiva. Et quia cognitio fit per assimilationem, similitudo autem respicit formam, pulchrum proprie pertinet ad rationem causae formalis.*
>
> [Das Gute und Schöne in einem Ding sind sachlich eins, wie sie auch ein und dasselbe zur Grundlage haben: nämlich die (Wesens-)Form. Und darum wird das Gute auch als schön gerühmt. Begrifflich aber sind beide verschieden. Das Gute nämlich geht das Strebevermögen an, denn gut ist, wonach alle verlangen. Daher hat es auch die Natur des Zieles; das Verlangen nach etwas ist gewissermaßen eine Bewegung zum Gegenstand des Verlangens hin. Das Schöne aber geht das Erkenntnisvermögen an, denn schön werden die Dinge genannt, deren Anblick Wohlgefallen auslöst. Darum besteht die Schönheit im harmonischen Verhältnis der Teile. Denn die Sinne finden Wohlgefallen an harmonisch geordneten Dingen wie an ‚antwortenden Gegenbildern ihrer selbst'. Denn auch der Sinn und überhaupt jede Erkenntniskraft ist eine Art Vernunft. Weil aber die Erkenntnis durch Verähnlichung (mit dem Gegenstand) zustande kommt und die Verähnlichung auf die Form geht, so wirkt das Schöne in der Weise der Form-Ursache.] (Summa theol. I, quest. 5, art. 4)

Unabhängig von der aus ästhetischer Perspektive befremdlichen Identifikation vom Guten mit dem Schönen zeigt sich hier die metaphysisch relevante, noch auf platonische Denkmodelle gründende Vorstellung, „daß das, was den Genuß bewirkt, die objektive ästhetische Potentialität ist und daß nicht umgekehrt der Genuß die Schönheit einer Sache definiert oder gar determiniert" (Eco 1991, 125). Das aber, was die Behandlung solcher Passagen bezüglich der Rekonstruktion einer Frühform der Ästhetik begründet, ist die scheinbar Kant antizipierende Vorstellung eines sinnlichen Wohlgefallens (*sensus delectatur*), das als Erkenntniskraft (*virtus cognoscitiva*) mit Vernunft (*ratio*) verbunden wird.[14]

---

13 Die Stelle wird zitiert bei DeBruyne (1998, Bd. 2, 278), Tatarkiewicz (1980, 290), Assunto (1982, 43 und 229), Pochat (1986, 179) sowie Eco (1991, 123).

14 Eco (1991, 125) attestiert Thomas bereits ein „interesseloses Erkennen", und schon Ecos Dissertation, *Il problema estetico in Tommaso d'Aquino* von 1954/56 und 1970, geriet, wie Marenbon (2017) festhält, zu einem „attempt to use Aquinas to contribute to the aesthetic thinking of his own day" (84). In einer direkten Replik muss Eco (2017, 101) zugeben, dass „[he has] gone through a full

Gegen die Subsumierung unter ästhetische Vorstellungen spricht allerdings nicht nur die Identifikation des Guten mit dem Schönen (*sunt idem*), gegen die Kant gerade so vehement argumentiert (Braun 2007, 13, mit Verweis auf die *Kritik der Urteilskraft* §§ 3 – 15), sondern vielmehr die Nebensächlichkeit der Schönheit an dieser Stelle, an der Thomas nämlich ausführlich Gedanken über das Gute im Sein entfaltet. Wenn Eco (1991, 124 – 125) diese Passage mit einer Ausführung aus Questio 39 zu den Merkmalen des Schönen ergänzt (nämlich Vollständigkeit / Vollkommenheit [*integritas* / *perfectio*], Proportion / Harmonie [*proportio* / *consonantia*] und Glanz / Farbigkeit [*claritas*]), suggeriert er einen kohärenten Diskurs zur Schönheit bzw. zur Ästhetik (im Sinne des interesselosen Wohlgefallens), der den historischen Gegebenheiten in keiner Weise entspricht (vgl. Speer 1994, 947–948).

Statt die Betrachtungen zu Kunst und Schönheit aus jenen metaphysisch-spekulativen Kontexten, in denen sie verhandelt werden, herauszulösen, sollten diese (aufgrund ihres hohen normativen Anspruchs) eher als wesentlich für die Genese der Bewertungskategorien begriffen werden – nicht nur, weil die Ethik gleichsam untrennbar mit dem Ethos verbunden ist (vgl. Bourdieu 1987, 654 – 661 zum Ethos und 736 zum Zusammenhang mit der Ethik), sondern vielmehr, weil diese Ideen ein spezifisches Sprechen über Schönheit, Kunst und Werten bedingen, das, wie im Folgenden gezeigt werden soll, auf eine bestimmte Art in die Praxis zurückwirkt. In welcher Relation dabei die Werturteile zur metaphysischen Theorie stehen, soll ein genauer, soziologisch ausgerichteter Blick auf diese Vorstellungen erweisen, die nicht nur von Thomas reflektiert werden.

Mit der unterstellten Korrespondenz vom objektiv schönen Guten und dem aufnehmenden, sinnlichen Verstand rekurriert Thomas nämlich auf Vorstellungen, die sich (u. a. über Boethius, Calcidius, Augustinus und Ps. Dionysius Areopagita) bis zu Platon und den Pythagoreern zurückverfolgen lassen: Boethius, der eine für das Mittelalter einflussreiche Autorität darstellt, gibt unumwunden zu, dass landschaftliche Schönheit „ein wunderschöner Teil eines wunderschönen Werkes" ist (Cons. II pros. 5: *Est enim pulcherrimi operis pulchra portio*), betont jedoch in erster Linie die Flüchtigkeit irdischer Schönheit (u. a. Cons. III pros. 8: *Formae vero nitor ut rapidus est, ut velox, et vernalium florum*

immersion course in Aquinas and, as happens to divers, too deep a dive can cause vertigo and vision", hält aber an der Appropriation fest. Doch auch Compagno (2018, 630) betont noch einmal, „that Eco's work on medieval philosophy is not that of an historian. Eco's erudition and love for that time nourished his theoretical reflection, but cannot always be regarded as an objective stance and Eco liked to attribute his own ideas to Thomas".

mutabilitate fugacior!) und zielt ab auf die Transzendenz hinter der sinnlichen Erscheinung.[15]

1.1 Transzendenz erkennen: Vom *sensus* zur *ratio*

Die Frage nach dem Zusammenhang vom Wert irdischer Objekte, ihrer sinnlichen Wahrnehmung und einer rationalen bzw. einer differenzierten rationalen Beurteilung der Sinneseindrücke im Hinblick auf Transzendentes wird historisch intensiv diskutiert.[16] Doch während sich der ethisch fundierte Schönheitsdiskurs auf sehr unterschiedliche Kontexte erstreckt,[17] werden Fragen zur Bedeutung sinnlich-rationaler Wahrnehmungskompetenzen durchaus systematisch verhandelt – und zwar im Rahmen der *ars musica*, der antik-mittelalterlichen Musiktheorie (vgl. Diehr 2004, Bernhard 1990 und Haas 2007).

Die Musiktheorie, die als eines der quadrivialen Fächer Teil der universitären Grundausbildung ist, befasst sich kaum einmal mit klingender Musik, sondern mit bereits antiken, pythagoreisch und platonisch beeinflussten Vorstellungen von einer zahlentheoretisch fundierten Ordnung des Kosmos (vgl. Lohmann 1970). Konkret lässt sich die Musikvorstellung auf Stellen in Platons *Staat* (bes. 401d–402a) und vor allem in seinem *Timaios* (bes. 36d–38b) zurückführen, der dem Mittelalter als Kommentar des Calcidius vorlag. Diese Vorstellungen – u. a. von Augustinus, Boethius oder eben Calcidius christlich überformt – bestimmen das theologische Weltbild im Mittelalter ganz grundlegend, denn es geht um reine Zahlenverhältnisse, um Proportionen oder *numeri*, die aufgrund ihrer Rationalität für ewige Wahrheiten, Grundlage der göttlich geordneten Welt und Ursache der Schönheit angesehen werden.[18] Im metaphysischen Schönheitsdis-

15 Neben dem Weltbezug bei Boethius greift etwa Augustinus auf einen praktischen Vergleich zurück, um die Bedeutung von Gegensätzen für die Schönheit zu belegen, und sagt, dass die Schönheit aller Dinge aus jenen Gegensätzen hervorgeht, „die uns auch in der Prosa gefallen" (De ordine I.7: *quod nobis in oratione iucundum est* [zitiert nach Assunto 1982, 162]); und Calcidius konstatiert einfach, dass die Welt offensichtlich von „unvergleichlicher Schönheit" ist (Timaeus I: *Nam si est – ut quidem est – pulchritudine incomparabili mundus*).

16 Vgl. die Ausführungen zur historischen Theorie bei DeBruyne (1998) oder Assunto (1982), die auf die Rekonstruktion des Diskurses abzielen, nicht auf eine fundierte Übertragung in die Praxis.

17 Die in Anm. 29 zitierten Passagen stammen etwa aus einer philosophischen Trostschrift (Boethius), einem christlich-theologischen Traktat (Augustinus) sowie einem Kommentar zu Platons Timaios (Calcidius).

18 Die Diskussion der Schönheit in der *ars musica* geht auf die mathematisch nachvollziehbare Perfektion konsonanter Intervalle zurück: Da die Oktave als Verhältnis von 2 : 1 begriffen und zugleich als Konsonanz erlebt werden kann, wird Schönheit generell auf Harmonien und Pro-

kurs werden diese Vorstellungen auf die Präsenz rationaler Verhältnisse in den Erscheinungen zurückgeführt, die als schön bzw. gut angesehen sind. Neben der Musik finden sich solche rational nachvollziehbaren Verhältnisse nämlich auch in geometrischen Figuren, dem Lauf der Planeten, im Wechsel der Jahreszeiten oder im Rhythmus der Sprache und im Pulsschlag des Menschen. Es geht um die Korrespondenz des Kosmos mit dem Menschen, die Boethius betont, wenn er sagt, man könne nicht daran zweifeln, *nobis musicam naturaliter esse coniunctam, ut ea ne si velimus carere possimus* [„dass uns die Musik von Natur aus verbunden ist und wir sie, selbst wenn wir wollten, nicht entbehren können“] (*De institutione musica* I.1).

Über diese umfassende Ordnung werden Mikro- und Makrokosmos folglich aufeinander beziehbar, so dass die klingende Musik den in die Ordnung des Kosmos eingebundenen, gleichfalls zahlhaft strukturierten Menschen so unmittelbar berührt. Die in der Musik akustisch manifeste rationale Schönheit gilt dann als Abbild der kosmisch-transzendenten Ordnung, als eigentliche Bedeutung des Angenehmen und Offenbarung göttlicher Wahrheit, wobei die sinnlich wahrnehmbaren Formen Ausdruck jener „objektive[n] Harmonie des Geschaffenen [sind], die wir Gott, dem höchsten Musiker, verdanken“ (Assunto 1982, 93).

Diese metaphysischen Spekulationen zeitigen allerdings kulturelle Konsequenzen, die weit über musikalische Phänomene im engeren Sinne hinausweisen. So, wie Zahlen und Proportionen als Grundlage für die Schönheit angenommen werden, gilt im Umkehrschluss, dass nur schön sein könne, was zahlhaft und rational begründbar ist.[19] Diese theoretischen Aspekte jedoch übersteigen das Musikalisch-Klingende bei Weitem, denn es geht um einen rationalen Zugang zum Göttlichen, das hinter perfekter Schönheit liege.

Der Zugang zu dieser Dimension des Schönen, die nur im Verstandesurteil intellektuell begriffen werden kann, erfolgt indes über die Sinne und das sinnlich Wahrnehmbare. Da die Schöpfung nur rational sein könne, wie Platon im *Timaios*

---

portionen zurückgeführt. Neben der Oktave (2 : 1) können auch die Quinte (3 : 2) und die Quarte (4 : 3) als ganzzahlige, rationale Verhältnisse dargestellt werden. Damit bilden diese Intervalle nicht nur den Grundstock mittelalterlicher Harmonik, sondern auch eine geschlossene Konzeptualisierung, die seit Pythagoras als Tetraktys bekannt ist. Vgl. Heilmann (2007, 230 – 242). Neben dem Musiktraktat *De institutione musica* von Boethius, ist vor allem die christliche Deutung durch Augustinus in *De musica* zu betonen. Vgl. dazu Keller (1993), Svoboda (1933) sowie Hammerstein (1962, 120 – 121).

19 Die Umkehrung wird greifbar in der Restriktion musikalischer Intervalle: In England etwa wurden Terzen und Sechsten bis in das vierzehnte Jahrhundert, in Frankreich und Deutschland noch deutlich länger, als imperfekte Klänge aus der Kirchenmusik (das heißt aus der Verwendung für zentrale Zusammenklänge) ausgeschlossen – obwohl sie de facto nicht schlecht klingen. Ihre irrationalen Proportionen indes sprachen gegen eine Verwendung im geistlichen Bereich.

darlegt (51b–52d), greift der christliche Platonismus diese Denkfigur auf. Augustinus trennt ebenfalls das Erkennen einer göttlichen Einheit des Kosmos vom sinnlich wahrnehmbaren Eindruck dieser Ordnung, trennt das Sehen mit den Augen vom Sehen im Verstand: *Nam istis oculis corporeis non nisi corporalia vides: mente igitur eam videmus* [„Mit den Augen des Körpers kannst du nur Körperliches sehen: wir sehen sie (sc. die göttliche Ordnung) also mit dem Verstand“] (De vera religione XXX). Auch an anderer Stelle wird differenziert in *delectari sensu et aestimare ratione* [„mittels Sinnesvermögen zu genießen und mittels Vernunft zu bewerten“] (De musica VI.IX.23).

Um die göttlichen Wahrheiten in der sinnlich erfahrbaren Welt zu erkennen, braucht es die urteilende Verstandeskraft bzw. die *ratio*, „das Göttliche und Beste in der Welt“ (Bormann 1980, 459). Ohne Verstand nämlich können die rationalen Aspekte nicht erkannt werden, da die Sinne (die aufgrund ihrer gleichfalls göttlichen Ordnung für Angenehmes überaus empfänglich sind) auf einer niedrigeren, vom Körperlichen korrumpierten Stufe urteilen würden, wie immer wieder betont wird. Der verstandesmäßig Urteilende wird bei Boethius z. B. als jemand begriffen, *qui, ratione perpensa, canendi scientiam, non servitio operis, sed imperio speculationis assumit* [„der, sich auf den Verstand stützend, die Wissenschaft vom Gesang nicht praktisch anwendet, sondern in das Königreich der Theorie führt“] (*De institutione musica* I.i). Erst das rationale Urteil, das *iudicium*, erlaube es, von mangelhaften, sinnlichen Eindrücken zu abstrahieren und die Erscheinungen in ihrem wahren Wert erkennen zu können: Ein wahrer Musicus also ist der, *cui adest facultas secundum speculationem rationemve propositam ac musicae convenientem* [...] *ac de poetarum carminibus, judicandi* [„der seine Fähigkeit nach der Theorie und dem Verstand einsetzt, um die Musik (...) oder Gedichte zu beurteilen“] (*De institutione musica* I.XXXIV).

Das erinnert wiederum an das „freie Spiel der Vorstellungskräfte“ bei Kant (KdU § 9), doch wird das Urteilsvermögen, und darin liegt der wesentliche Unterschied zur modernen, philosophischen Ästhetik, untrennbar mit Tugenden verbunden. Da sinnlich Wahrnehmbares als angenehm empfunden und (unbedarft) genossen werden kann, tragen Tugenden dazu bei, nicht bloß sinnlichem Genuss sich hinzugeben, sondern Wahrgenommenes im *iudicium*, auf die ethische Angemessenheit hin zu überprüfen.

Das findet sich in aller Ausführlichkeit bei Augustinus dargelegt, der eine ganze Theorie zur christlich-moralischen Bedeutung der Musik für die Tugenden sowie der Tugenden für die Musik entwickelt.[20] Dementsprechend stellt sich für

---

20 Vgl. *De musica* I.III.4. Ausführlicher noch wird der größere Zusammenhang im sechsten Buch von *De musica* entfaltet, wo es um die Bedeutung der Tugenden geht. Vgl. *De musica* VI.XIII–XVII

Augustinus der gewissenhafte Umgang mit der klingenden Musik als sehr geregelt dar, denn:

> *[Magni viri] post magnas curas relaxandi ac reparandi animi gratia moderatissime ab iis aliquid voluptatis assumitur. Quam interdum sic capere modestissimum est, ab ea vero capi vel interdum turpe atque indecorum est.*
>
> [„Große Männer genießen nach drückenden Sorgen um der Erholung und seelischen Entspannung willen sehr besonnen (*moderatissime*) ein wenig sinnliche Freude. So zu weilen auf Musik zurückzugreifen ist sehr besonnen, von ihr aber ergriffen zu werden, und sei es nur zuweilen, ist schändlich und unrühmlich".] (*De musica* I.IV.5)

Erst wenn sich der Tugendhafte der unmittelbaren Wirkung entzieht und in einer verständigen Untersuchung begreift, warum etwas in den Sinnen gefällt, kann er die göttliche Wahrheit erkennen und gleichsam gefahrlos genießen.[21] Dieses Wissen begründet folglich jenen – vorwiegend theoretisch entfalteten (vgl. Kaden 2004, 133) – eklatanten Unterschied zwischen theoretisch versiertem und ‚bloß' ausübendem Musiker, der durchaus in der Praxis wirksam werden konnte und den (Ps.-)Guido von Arezzo im elften Jahrhundert wie folgt auf den Punkt gebracht hat:

> *Musicorum et cantorum magna est distantia: / Isti dicunt, illi sciunt, quae componit musica. / Nam qui facit, quod non sapit, diffinitur bestia.*
>
> [„Zwischen Musici und Cantores besteht ein großer Unterschied: / Diese singen (nur), jene (aber) wissen (zugleich), was die musica beinhaltet. / Wer aber ohne zu wissen handelt, wird als Tier bezeichnet".] (*Regule rithmice* 1–3)

und Hentschel (2002, XXVI–XXVIII). Boethius, der eigentlich die Autorität für die *ars musica* im Mittelalter darstellt, kann diesen Gedanken in seinem Fragment gebliebenen Werk nicht ausführen. Zwar weist er explizit darauf hin, dass die *musica* eine ethische Relevanz habe, denn aufgrund der Zahlhaftigkeit, die sich nicht mit den Sinnen präzise erfassen lasse, *musica vero non modo speculationi: verum etiam moralitati coniuncta sit* [„ist die Musiktheorie nicht nur eine spekulative Theorie, sondern mit der Moral verbunden"] (*De institutione musica* I.I); es ist anzunehmen, dass Boethius, der einen eher auf das Irdische ausgerichteten Ansatz in der Nachfolge von Platons Staatsphilosophie verfolgt, seine Argumentation am Ende wieder stärker auf den ethischen Aspekt zurückgeführt hätte. Vgl. Heilmann (2007); zum fragmentarischen Charakter Meyer (2004, 35 mit Anm. 20 und 22).

21 Die Zusammenhänge im Einzelnen auszuführen, würde hier zu weit führen. Vgl. die Einleitung bei Hentschel (2002) sowie die Erläuterungen bei Keller (1993) oder Gisselbaek (2021).

1.2 Die Transzendenz in der Welt: *bescheidenheit* als ethisches Vermögen

Die Ausführungen der antiken Philosophen, der Theologen und christlichen Musiktheoretiker erfolgen in speziellen Traktaten, und der Bezug zur Praxis bzw. die Bedeutung dieser Überlegungen für die Genese praktischer Werte und Wertungen lässt sich nicht ohne Weiteres nachweisen. Zwar greifen die Autoren, wie gesehen, auf praktische und lebensweltliche Referenzen zurück, um ihre theoretischen Aussagen zu erhärten; anhand der überlieferten kulturellen Werke, die vor dem Hintergrund dieser Konzepte entstanden sind, lässt sich die metaphysische Dimension allerdings kaum mehr erkennen. Selbst bei Boethius, der seiner *Consolatio* poetische Passagen inseriert, lässt sich kein direkter Zusammenhang der spekulativen Aussagen zur Form herstellen. Dennoch ist es möglich, über entsprechend reflexive Aussagen in der Literatur einen Zugang zu dieser Dimension und ihrer Bedeutung für den Umgang mit kulturellen Werken zu erlangen (vgl. Ernst 1975 oder Jeserich 2008 und 2013).

Es sind zuerst jene Passagen, in denen der Umgang mit Literatur dargestellt wird, mehr noch aber jene, in denen sich die Erzählinstanz selbst zu Dichtung, Kunst, Schönheit und Werten äußert. Ein Beispiel bietet etwa der Prolog zu Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg*.[22] Der erfolgreiche Berufsdichter setzt sich hier intensiv mit dem Wert von (seiner) Dichtung auseinander. Dabei beklagt er – angewiesen auf eine entsprechende Nachfrage – allerdings ein verbreitetes Desinteresse an guter Dichtung und die Schwierigkeit, in einer kunstfeindlich gesinnten Zeit ein verständiges Publikum zu finden. Dieser Klage folgt im *Trojanerkrieg* eine zwar nachvollziehbare, für das Mittelalter gleichwohl überraschende Abkehr vom Publikum, die (wohl eher aus Trotz denn aus Verzweiflung) auf Selbstgenügsamkeit zurückgeführt wird (vgl. Boesch 1976, 152; allgemein zur Stelle Lienert 1996, 16, sowie Kokott 1989): Die Freude an der eigenen Kunstausübung sei dem Dichter, der nicht auf seine erfreuliche Fähigkeit verzichten möchte, ausreichender Lohn; auch ohne jedwedes Publikum würde er weitersingen.[23] Die Verabsolutierung der Kunst wird sogar noch verstärkt, wenn er be-

22 Am *Trojanerkrieg* (im Folgenden Troj.) arbeitet Konrad von ca. 1280 bis zu seinem Tod 1289 im Auftrag des Domherrn Dietrich an dem Orte. Vgl. Brunner (1985, 274), dazu Brandt (1987) und Plotke (2017); zur Rezeption Lienert (1996, 331–332).

23 Troj. (184–191): *ze lône und z'einer hôhen gebe / mir selben üebe ich mîne kunst. / dur waz verbære ich die vernunst, / diu dicke und ofte fröuwet mich? / ob nieman lepte mêr, denn ich, / doch seite ich unde sünge, / dur daz mir selben clünge / mîn rede und mîner stimme schal* [„Lohn und hohe Gabe ist mir dabei meine eigene Fähigkeit. Warum sollte ich auf meine Klugheit verzichten,

hauptet: *mîn kunst mir selben sol gezemen, / wan mir ist sanfte gnouc dâ mite* (Troj. 210 – 211: „Meine Kunst soll mir passen, denn damit bin ich wahrlich zufrieden").

Aufgrund solcher Aussagen, die regelrecht als Prototyp autonomer Kunstvorstellungen erscheinen, gleichzeitig aber in Konrads umfangreichstem, mithin teuerstem Werk auftauchen, ergibt sich ein paradoxes Verhältnis zwischen dem Singen als selbstgenügsamer Lohn in einer Zeit, die für *guot getihte* (Troj. 29: „gute Gedichte") bzw. *edel sanc* (Troj. 145: „vornehme Lieder") nichts mehr übrighätte, und der offenbaren Förderung des *Trojanerkrieges* durch den Kantor am Basler Dom, Dietrich an dem Orte († um 1290). Denn nur wenig später wird explizit auf dessen *miltekeite solt* (Troj. 252: den „Lohn seiner Großzügigkeit") aufmerksam gemacht, der nicht zuletzt dazu beigetragen haben mag, dass sich der erfolgreiche Berufsdichter ein Haus in Basel leisten konnte, in der Nähe von Ärzten, Domherren und Offizialen des Domstifts, und nach seinem Tod eine Jahreszeit für sein Seelenheil stiftete (vgl. Brunner 1985, 276). Die Aussagen zum Singen um des Singens willen lassen sich somit nicht ohne Weiteres unter Vorstellungen von autonomer Kunst subsumieren,[24] obgleich sie noch einmal dadurch verstärkt werden, dass Konrad seinen *Trojanerkrieg* mit der Frage beginnt, ob man überhaupt noch dichten solle (Troj. 1: *Was sol nû sprechen unde sanc?*).

Dass Konrad einen weit verbreiteten, Kunst vernichtenden Unverstand auf Seiten des breiten Publikums beklagt, kann somit nicht als resignierende Feststellung aufgefasst werden, sondern muss als überaus wirksame Strategie verstanden werden, den Verstand seiner Gönner auszuzeichnen. Obwohl über die Zahlung des Lohns hinaus, den Konrad erhalten hat, kaum etwas über den Gönner Dietrich ausgesagt wird – der als ehrwürdig (vgl. Troj. 248) und frei von Schande (vgl. Troj. 250 – 251) erscheint –, ist ihm offenbar an guter Dichtung gelegen. Er erweist sich hier als Kenner und Mitglied eines Kreises literarisch interessierter Personen, da er als einer profiliert wird, der *guot getihte* und *edel sanc* wertschätzen würde (vgl. Lienert 1996, 323, und Plotke 2017, 147). Das aber könnten, so lässt sich dem langen Prolog entnehmen, dem das knappe Gönnerlob inseriert ist, nur diejenigen, die sich im tugendhaften Urteil als *bescheiden* er-

---

die mich oft sehr erfreut? Wenn niemand außer mir lebte, ich würde reden und singen, damit ich selbst meine Dichtung und den Klang meiner Stimme vernähme"].

24 Kokott (1988/1989) hat versucht, die Aussagen durch Vorstellungen von künstlerischer Autonomie aufzulösen; ähnlich Haug (1992, 357 – 361). Allerdings ist ausgeschlossen, dass Konrad seine umfangreichen Werke ohne finanzielle Förderung überhaupt in Angriff genommen hätte; ohnehin sind die Passagen zum Lohnverzicht allesamt in den Konjunktiv gesetzt. Dazu Gisselbaek (2021, 19 – 24).

weisen, d. h. als klug, verständig und gebildet (vgl. Troj. 143[25]). Überhaupt wird allen Rezipienten, die Konrads Dichtung goutieren, vom Autor eine adäquate Urteilsfähigkeit bezüglich wahrer und moralischer Schönheit attestiert, wobei er diese gleichsam *ex negativo* profiliert. Konrad schimpft nämlich vornehmlich über

> *die wilden junges muotes [, die] / an der bescheidenheite sint / sô toup und alsô rehte blint, / daz guotiu rede und edel sanc / si dunket leider alze kranc, / swie si doch sîn ein künstic hort.*
>
> [„Die unruhigen jungen Leute sind in Bezug auf ihr Urteilsvermögen so mit Blindheit geschlagen, dass ihnen gute Gedichte und edler Sang unwert erscheinen, obwohl sie doch einen klugen Schatz darstellen".] (Troj. 142–147)

In der Schelte der Unverständigen, die statt *edele sprüche tugentsam* (Troj. 151: „moralisch vollkommene Dichtung") eher die *schemelichen wort* (Troj. 148: „schmählichen Worte") unverständiger Narren bevorzugen, zeigt sich neben der Bedeutung eines richtigen Urteilsvermögens zugleich, worauf die Bewertung abhebt: Zwar geht es von Anfang an um eine Dichtung, die erfreut (Troj. 4: die den Leuten *vröuden spil* bringt), die schön und angemessen ist (vgl. Troj. 13, 54, 55 und 270); es ist jedoch eine Dichtung, deren Wert auch darauf beruht, dass sie höfisch und *edel* ist (Troj. 59 und 145, 151 sowie 169: „kostbar, vornehm, adelig") und mit Tugenden in Verbindung gebracht wird – und zwar doppelt, einerseits nämlich inhaltlich, da die Dichtung *ein bilde ûf tugentrîchez leben / und ûf bescheidenlîche tât* gibt (Troj. 264–265: „ein Vorbild tugendhaften Lebens und klugen Handelns"); andererseits aber auch formal, denn Dichtung sei per se vornehm, und zwar aufgrund einer inhärenten Tugendenhaftigkeit (Troj. 133: *tugenthêr*), die der prädestinierte Sänger Konrad aufgrund göttlicher Inspiration vermitteln würde.[26]

In Konrads Aussagen zur Bedeutung der eigenen Dichtung einen Hinweis darauf sehen zu wollen, was allgemein als gute, höfische und göttlich inspirierte, mithin also wahrhaft schöne Dichtung angesehen wurde, wäre naiv, da es nicht auf das schöne Objekt allein ankommt, sondern auf eine dem objektiv gedachten Wert angemessene Urteilskompetenz. Aussagekräftig sind die Aussagen somit allein im Hinblick auf die Differenz, die hier zum Ausdruck kommt. Darin zeigt sich nämlich neben der Begründung dieser Differenz in einer konkreten Kom-

---

25 Vgl. Lexer (1979), Eintrag „bescheiden" bzw. „bescheidenheit" mit der Bedeutung „scheiden, trennen"; von lat. „discerno".

26 Das ist insofern außergewöhnlich, als Konrad hier (erstmalig in der Dichtung) eine an das Individuum geknüpfte, dauerhafte göttliche Begnadigung für sich in Anspruch nimmt, wohingegen frühere Autoren jeweils eine okkasionelle Gnade erbeten. Vgl. ausführlich dazu Gisselbaek (2021, 288–293).

petenz (*bescheidenheit*) zugleich ein Rekurs auf die Erfahrung, zumindest aber auf die Vorstellung differenzierter Bewertungen.

Die mit der bissigen Charakterisierung der Ignoranten einhergehende Aufwertung der verständigen Rezipienten und Gönner als *bescheiden* trifft sich folglich mit den theoretischen Vorstellungen zur Differenz sinnlicher und rationaler Urteile, wie sie im Rahmen der *ars musica* als jene von *sensus* und *iudicium* verhandelt wird. Praktisch hingegen ließe sich diese Differenz – trotz des Bezugs zu ethischen Aspekten – in Anlehnung an moderne ästhetische Theorien als die Differenz von gutem und schlechtem Geschmack begreifen: Den Kennern, die – mit Bourdieu gesprochen – über die legitimen Kategorien verfügen, höfische Dichtung beurteilen zu können, stünden jene gegenüber, denen es (aus ganz unterschiedlichen Gründen[27]) „an entsprechender Kompetenz gebricht" und die – konfrontiert mit den „legitimen Werken" der höfischen Kultur – zurückgeworfen sind „auf die Schemata ihres Ethos [...] – auf Schemata also, die dadurch, daß sie deren Alltagswahrnehmung strukturieren und Produkte mit ungewollt wie unbewußt systematischem Charakter hervorbringen, zu den mehr oder weniger explizit formulierten Prinzipien [der ethischen Beurteilung von Dichtung] in Gegensatz stehen" (Bourdieu 1987, 85).

Auf sozialhistorischer Ebene zeigt sich jedoch ein deutlicher Unterschied zwischen der Theorie vom ‚reinen' oder ‚guten Geschmack' und jener musiktheoretischen vom *iudicium*. Nach Bourdieu trägt die Ideologie vom reinen Geschmack ja dazu bei, die Wertvorstellungen der herrschenden Klasse als legitim erscheinen zu lassen, wobei auch die unteren Klassen auf die Vorstellung vom guten Geschmack rekurrieren können, um etwa ihren ‚Notwendigkeitsgeschmack' als für sich legitim zu markieren, denn der (ungeteilte) Geschmack ist „zunächst einmal *Ekel*, Widerwille [...] gegenüber dem anderen Geschmack, dem Geschmack der anderen" (Bourdieu 1978, 105; dazu auch 288 – 311). Während also die Ideologie vom guten Geschmack *grosso modo* dazu dient, andere Geschmacksurteile (mithin andere Wertvorstellungen) von der eigenen Position aus zu entwerten, wirkt das *iudicium* solchen Dynamiken durch die Herleitung legitimer Wertvorstellungen aus rational begründeten bzw. begründbaren Gewissheiten entgegen.

27 Die Gründe für die Unkenntnis geltender Normen höfischer Kultur sind vielfältig und durchaus auch auf der Ebene des Charakters zu sehen. So ist zwar der Zugang zum Hof durch gesellschaftliche Positionen und ein entsprechendes Protokoll reguliert, die Aneignung der höfischen Normen als eine zweite Kultur ist allerdings – gerade in der Entstehungszeit höfischer Verhaltensformen – mitunter auf heftige Ablehnung gestoßen, wie etwa Jaeger (2001), Elias (1992) oder Elias (1997) und Bumke (2002) aufzeigen, wobei Bumke (2002: 602) den kaiserlichen Kanzler Wipo zitiert, der im elften Jahrhundert beklagt, dass in den höchsten adeligen Kreisen die literarische Ausbildung „als überflüssig oder sogar als schimpflich angesehen würde".

Es geht im Grunde darum, eine von sozialen Prozessen unabhängige Ordnung zu schaffen, welche die ewige, transzendente Ordnung eines geschlossenen Kosmos gleichsam reproduziert (vgl. Gisselbaek 2021, 434–448).

In einer praktischen Perspektivierung wird indes deutlich, dass die rationalen Gewissheiten, die in der Theorie auf abstrakter Ebene verhandelt werden, kaum konkret definiert sind: Zwar wird anhand etwa der Intervallproportionen exemplarisch dargelegt, wie Schönheit aus einer rationalen Ordnung hervorgeht; in erster Linie aber wird hier die Verpflichtung verhandelt, auf die Ethik zu achten.[28] Die Argumentation bleibt von daher vorwiegend dem Prinzipiellen verhaftet, kann aber gerade dadurch praktisch wirksam werden – und zwar in Form von kulturellem Kapital (vgl. Bourdieu 1987, pass., bes. 195 – 237, sowie Bourdieu 2001a, 203).

2 Die Praxis der Theorie: Zur Soziologie ethischer Urteile

Als kulturelles Kapital, als „Bildung, Vertrautheit mit höherer Kultur, Hochsprache, Besitz von Kulturgütern" etc., deren Aneignung ebenso ökonomisches Kapital wie Zeit voraussetzt, können praktische und theoretische Wissensbestände den Habitus eines Akteurs wesentlich prägen (Rehbein und Saalmann 2014b, 135). Über die Inkorporation von kulturellem Kapital werden Einstellungen gefestigt und als Haltung auch im übertragenen Sinne wirksam, etwa im Geschmack als sozialem Orientierungssinn (vgl. Fröhlich 2014, 82 – 83).

Das Konzept vom kulturellen Kapital kann folglich dazu beitragen, die bezüglich des hohen Mittelalters beobachtete Kluft zwischen Theorie und Praxis zu überbrücken: Als Wissen nämlich können noch die abstraktesten Elemente der metaphysisch-spekulativen Theorie im Sozialen wirksam werden, da sie auf diese Art in den Akteuren und ihren Urteilen tatsächlich bedeutend und erfahrbar wurden.

Im Rahmen dieser Überlegungen wird zugleich deutlich, dass die Theorie vom ethisch-rationalen Urteilsvermögen dabei eigentlich doppelt funktionalisiert

---

28 Vgl. dazu in aller Ausführlichkeit die instruktiven Ausführungen zur praktischen Bedeutung der Musiktheorie im Mittelalter bei Haas (2007, bes. 281 – 289), der aufzeigt, dass die Traktate in erster Linie deutlich machen würden, warum auf das richtige Singen zu achten sei, welches die Sänger jedoch in der *chant community* – losgelöst von konkreten theoretischen Vorgaben – lernen würden. Zur Übertragung der Theorie auf die soziale Ebene feudaladeliger Führungsgruppen vgl. Gisselbaek (2021).

wird, indem sie einerseits (praktisch, als kulturelles Kapital) tatsächlich jene Differenz bedingt, auf die sie andererseits (theoretisch bzw. diskursiv) zurückbezogen werden kann: Die Theorie der richtigen, ethisch-rationalen Urteilskraft trägt als Wissen um die Verpflichtung, auf Ethik zu achten, zur Genese differenzierter Kapitalstrukturen und folglich zu differenzierten (Geschmacks-)Urteilen bei. Akteure, die sich dieses Wissen aneignen, werten aufgrund des praktisch veränderten Kapitals zwangsläufig anders als diejenigen, denen dieses Wissen gänzlich fremd oder unwichtig ist und die – in historischer Diktion – lediglich mit dem *sensus* urteilen, die unmoralisch sind und kaum vom Tier unterschieden werden können.

Bei der Bildung des *iudicium* geht es folglich um die Aneignung und Einverleibung jener legitimen Werte und Wertvorstellungen, die dazu befähigen, anerkennen zu können, was wahrhaft schön ist bzw. als wahrhaft schön anerkannt ist (so dass durchaus agonale Prozesse denkbar sind, die auf den Erwerb möglichst umfangreicher Wissensbestände abzielen); die legitimierenden Anerkennungsprozesse, in denen die *tastemakers* dekretieren, was anerkannt werden darf (vgl. Bourdieu 2001b, 311), orientieren sich jedoch *sub specie moralitatis* nicht (zumindest nicht uneingeschränkt) an gesellschaftlichen Spitzenpositionen, sondern am legitimierten und legitimierenden Diskurs ethisch-rationaler Werte und Wertungen.[29]

Bei der Frage nach dem Wert kultureller Werke kann also nicht einfach die Orientierung an den sozial mächtigsten Akteuren in einem Feld, wie sie Bourdieu für die Moderne beschrieben hat, auf eine Gesellschaft übertragen werden, in der zwei – je nach Weltbild: widerstrebende, konkurrierende oder sich ergänzende – Wertesysteme in Geltung stehen.[30] Vielmehr muss der ethisch fundierte Wertediskurs als wesentlicher Faktor in sozialen Prozessen anerkannt werden, die von ihm beeinflusst werden: Für Wertzuschreibungen innerhalb der höfischen Kultur,

29 Dass faktisch nur Angehörige der Führungsgruppen Zugang zu den legitimen Wissensbeständen hatten, unterläuft das Prinzip nicht, da – gerade bei der Entstehung der höfischen Kultur (vgl. hier oben Anm. 27) – eine Entscheidung der Akteure für oder gegen die Appropriation spezifischer, nicht im Feld, sondern theoretisch-theologisch legitimierter Kapitalien nötig war, die nicht unbedingt auf soziale Anerkennung, sondern das individuelle Seelenheil abzielte. Vgl. zum engen Zusammenhang von Seelenheil, sozialer Anerkennung und Kunst in der Vormoderne Voigt (2008).

30 Die Spannung zwischen irdischen und transzendenten Werten, die in den eingangs angeführten Beispielen von Augustinus, Boethius oder Calcidius (hier oben Anm. 15) aufscheint, lässt sich somit in die Praxis übertragen. Das Bemühen um Distinktion in der höfischen Kultur, das etwa Wenzel in seinen Studien ausmacht, ist folglich eher auf diese ethisch begründete Binnendifferenzierung hin angelegt als auf die Abgrenzung gegenüber den Bauern, die in der stratifizierten Feudalgesellschaft de facto beherrscht werden.

die gerade aus diesem Diskurs hervorgeht (vgl. Fleckenstein 1990 oder Jaeger 2001), bedeutet dies etwa, dass die gleiche Form unterschiedlich beurteilt wird, da Wertungen (i.S.v. Geschmacksurteilen) sowohl von tugendhaften als auch von untugendhaften Akteuren vorgenommen werden können.[31]

Für die Anerkennung tugendhafter Urteile als tugendhaft ist es jedoch entscheidend, dass die Akteure sich auf den Diskurs ethisch-rationaler Wertungen beziehen können, also auf das *iudicium* bzw. ihre *bescheidenheit* verweisen. Erst dieser explizite Bezug zur Theorie nämlich kann – wie in Konrads *Trojanerkrieg* – die faktisch differenzierten Urteile als ethisch-rational begründet erscheinen lassen und mit einer Legitimität versehen, die nicht in einem bloßen Gefühl gründet.

Zwar zeigte sich schon, dass in der *ars musica* kaum einmal konkrete ethische Normen oder Werte verhandelt werden, sondern in erster Linie das Bemühen um eine ethische Haltung diskutiert wird; die soziologische Analyse machte indes deutlich, dass die Theorie vom richtigen, ethisch-rational begründeten Urteil als kulturelles Kapital die Bedeutungsbildung tatsächlich prägen kann. In der Praxis also werden ethische Wertungen allein in Abhängigkeit von den theoretisch formulierten Vorstellungen der ethisch-rationalen Grundlagen bedeutsam. Doch gerade diese Korrelation ist entscheidend für die spezifische Wirkung der Theorie in der höfischen Gesellschaft:

Auf der einen Seite geht es dabei um die Dimension wechselseitiger Anerkennung, da richtige Urteile auch in der stratifizierten Feudalgesellschaft (mit ihren geburtsrechtlich festgelegten Positionen) mit dem Zugewinn faktischer Einflussmöglichkeit verbunden sind: Höfisches Verhalten ist ein effizientes Mittel, innerhalb einer höfisch sich verstehenden Gesellschaft die nötige Anerkennung zu erhalten, um effektiv Einfluss ausüben zu können.[32] Die Voraussetzung dafür

---

31 Hier zeigt sich, dass sich in der Feudalgesellschaft ein Feld kultureller Produktion noch nicht klar von dem der ökonomischen Macht abgrenzen lässt: Die Kämpfe um soziale und ethisch umgewertete soziale Anerkennung stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander, das sich erst mit der verbreiteten Anerkennung ethischer Werte (und der diesen Werten entsprechenden kulturellen Formen und Objektivierungen) in den führenden Adelskreisen löst. Die Argumentation von Wolf (2001) im Hinblick auf ein vom Feld der Macht getrenntes literarisches Feld bei Hartmann wäre also im Hinblick auf die umfassenden ethischen Bedingungen noch einmal genau zu überprüfen.

32 Vgl. die Arbeiten von Jaeger (2001) und Wenzel (1995), die das Prinzip wechselseitiger Anerkennung anhand zahlreicher historischer Quellen als wesentlich für die mittelalterliche feudale Elite beschreiben, denn auch hier gilt: „Bekannt und anerkannt sein heißt auch die Macht innehaben, anzuerkennen, zu würdigen, zu dekretieren, was gekannt und anerkannt zu werden verdient“, wie Bourdieu (2001b, 311) festhält. Vgl. in diesem Sinne bereits die weitsichtige „Be-

ist nur, dass höfisches Verhalten in den relevanten Kreisen auch tatsächlich anerkannt und bedeutend ist (vgl. Gisselbaek 2021).

Auf der anderen Seite aber werden ethische Wertungen insofern für feudaladelige Führungsgruppen relevant, als die entscheidende Legitimierung ihrer Macht- und Herrschaftsbefugnisse, über welche sie qua Geburt verfügen, zunehmend vom Geburts- auf den Tugendadel übergeht: Nicht die Geburt sei das eigentliche Kriterium für legitime Herrschaftsausübung, sondern eine zur Transzendenz in Beziehung stehende ethische Befähigung (vgl. Kern 1914 und Lubich 2006).

Betrachtet man den Tugendadel dabei als ein vornehmlich theoretisch formuliertes Ideal, lässt sich tatsächlich festhalten, dass faktisch „kein Adeliger seine Standesqualität durch untugendhaftes Verhalten verloren hätte" (Lubich 2006, 251). Allerdings verschweigen die Quellen zur Theorie die Dynamik der Praxis: Ein Adeliger mag zwar seine geburtsrechtlich festgelegte Standesqualität behalten, seine tatsächlichen Handlungsbefugnisse aber können innerhalb einer ethisch sich begreifenden Gruppe, in welcher Anerkennung aus einer präsentierten Moral resultiert, bedeutend eingeschränkt werden. Wer von einer solchen Gruppe jedoch als tugendhaft anerkannt wird, dem kann mit der entsprechenden Anerkennung durch die relevanten Akteure ein erweiterter Handlungsspielraum zuwachsen.

Zahlreiche Quellen betonen folglich die ethische Qualifikation der Herrschenden – und Konrads Aussagen zum Gönner Dietrich an dem Orte im *Trojanerkrieg* können paradigmatisch für die Betonung adeliger Tugendhaftigkeit einstehen. Diese Aussagen dürfen jedoch nicht als bloße Inszenierungen verstanden werden, da die Objekte dadurch um eine wesentliche Ebene verkürzt wären: Als lediglich zeichenhafter Verweis auf Tugend würden die oft kostspieligen Objekte nämlich auf den Ausweis der materiellen Potenz der Auftraggeber zurückfallen und keine ausreichende ethische Legitimität erzeugen können (vgl. Gisselbaek 2021).[33] Jeder, der über das entsprechende materielle Kapital verfügt, könnte sich somit einen Ausweis der eigenen Tugendhaftigkeit erkaufen – was sicherlich nicht selten auch versucht worden ist. Der materielle Wert wäre allerdings lediglich Ausdruck für das Bemühen um eine tugendhafte Erscheinung. Kulturelles Kapital hingegen kann, in Form des inkorporierten Wissens um die

merkung über den Begriff der gesellschaftlichen Stärke" bei Elias (1997, Bd. 2, 91–93), wo dargelegt wird, auf welchen konkreten Faktoren mittelalterliche Machtausübung beruht.

33 Aufgrund der Vielschichtigkeit kultureller Werke wäre somit auch Bihrer (2009) zu widersprechen, der bei seinen Betrachtungen zur höfisch-klerikaler Kultur von einer direkten Relation zwischen materiellem Wert und (sozialer) Anerkennung ausgeht.

ethische Differenzierung des Schönen, als konkreter Ausweis von Tugendhaftigkeit anerkannt werden.

Gerade die Inkorporierung ist dabei von entscheidender Bedeutung, da sich Aspekte wie etwa Geschmack, Bildung oder ethische Einstellungen – die zwar vergegenständlicht, nicht aber getauscht werden können – den Anschein geben können, „als handelte es sich um Wesenseigenschaften einer Person, ein aus dem Haben nicht ableitbares Sein, eine *Natur*“ (Bourdieu 1970, 60). Mit dem inkorporierten (theoretischen wie praktischen) Wissen um die ethische Differenzierung des Schönen wird also eine Differenz erzeugt, die im Rekurs auf die Theorie als wesentlich gedeutet werden kann: Wenn Dietrich an dem Orte von sich verkünden lässt, dass er überaus *bescheiden* ist, kann der von ihm geförderte und geschmacklich beurteilte *Trojanerkrieg*, dem diese Botschaft inseriert ist, als kulturelles Werk von anderen Rezipienten daraufhin überprüft werden, ob dem so ist – in Abhängigkeit von den Bezügen ihres Geschmacksurteils zu als ethisch anerkannten Werten (vgl. Gisselbaek 2021).

Was also ohne jedweden Bezug zu tatsächlicher Tugendhaftigkeit auskommen kann, erscheint durch die diskursive Bezugnahme doch als Tugend, so dass Akteure, die entsprechende Formen adäquat beurteilen können, zu tugendhaften Menschen werden. Damit lösen sich auch jene Widersprüche in der Entwicklung vom Konzept ‚Tugendadel‘ auf, die aus der Beobachtung resultieren, dass kein untugendhafter Adeliger tatsächlich einmal seinen Geburtsadel eingebüßt hätte (vgl. Lubich 2006, 251). Entscheidend ist allein, dass die Formen sowie die entsprechenden Bewertungsschemata auf den ethisch-rational fundierten Diskurs zur Bedeutung richtiger Urteilskompetenz bezogen werden können.

Wird die metaphysisch-spekulative Theorie vormoderner Schönheits- und Wertvorstellungen also (analog zur philosophischen Ästhetik) als ‚Ideologie‘ mit spezifisch praktischer Bedeutung gefasst, zeigt sich auch hier das „verleugnete gesellschaftliche Verhältnis“ der Wertungen.[34] Allerdings ist zu bedenken, dass die vormoderne Praxis durch ihren Bezug zur Transzendenz differenzierte Wertungen produziert, die sich nicht einfach unter moderne Konzepte subsumieren lassen. Allein der praktische Bezug zur Theorie vom ethisch-rationalen Urteil nämlich legitimiert die Differenz zwischen jenen, die sich höfisch zu benehmen wissen, und jenen, deren Bewertungsschemata nicht durch entsprechendes kulturelles Kapital geprägt sind. Damit aber schafft die ethisch aufgeladene Kultur

34 Zum Ideologiecharakter der philosophischen Ästhetik bzw. konkret der Idee von der Natürlichkeit des Geschmacks vgl. Bourdieu (1987, 120 – 125), sowie zum Ideologiecharakter der *doxai* ausführlich Bourdieu (1976, bes. 325). Zur Bedeutung der metaphysischen Theorie in diesem Sinne Gisselbaek (2021).

der höfischen Gesellschaft zugleich einen sozial bedeutenden *symbolischen* Raum, der sich doch *wesentlich* von allem unterscheidet, was unhöfisch ist.[35]

Die Wertung *sub specie moralitatis* erfolgt also nicht (nur) in Abhängigkeit von tatsächlichen Machtverhältnissen, die aus der Anerkennung von ökonomischem und / oder kulturellem Kapital resultieren, sondern vor allem in Abhängigkeit von Wertvorstellungen (*doxa*) (vgl. Koller 2014), die einer ganz eigenen Logik unterliegen: Der Bezug zu Ethik und Tugenden legitimiert Werte, deren Anerkennung sich – prinzipiell zumindest – begründen lässt. Über die Inkorporierung dieser legitimen Werte erzeugt die Theorie folglich eine Differenz in den zur Verfügung stehenden Bewertungsschemata, die in der Praxis wirksam werden kann. Und weil die Theorie dabei genau jene Differenz zum Inhalt hat, die sie praktisch erzeugt, kann ein Rückbezug auf die theoretisch vermittelten Konzeptionen diese Differenz nicht nur begründen, sondern vor dem Hintergrund der Theorie zugleich mit Bedeutung aufladen: Als diskursiv vermitteltes Bündel spezifischer *doxai* trägt die Theorie also dazu bei, kulturelles Kapital zu werten und damit spezifische Wertungen gleichsam aus sich heraus zu legitimieren.

Für die höfische Kultur bzw. die höfischen Akteure, die auf Anerkennung und eine entsprechende Legitimität ihres Handelns aus sind, trägt die Vorstellung einer ethisch bedingten Urteilskompetenz letztlich dazu bei, die praktischen Wertungen an spezifischen Wertvorstellungen zu orientieren, die wesentlich mit ethischen Aspekten verbunden sind.

3 Zur soziokulturellen Bedeutung von Werten und Wertungen

Die Frage nach dem Wert der höfischen Dichtung, die als ‚das fremde Schöne' (Braun 2007) über einen enormen zeitlichen Abstand hinweg wirksam werden kann, lässt sich im Rückgriff auf Bourdieu prinzipiell beantworten. Der Wert selbst lässt sich natürlich nicht rekonstruieren, da er historisch von den dynamisch-situativen, als ethisch nur vorgestellten Wertvorstellungen höfischer Ak-

35 Wenzel (1988, 109) hat bereits festgestellt, dass sich ‚Adel' symbolisch in Distanz ausdrücke, wobei Wolf (2001, 230 – 231) völlig zu Recht darauf aufmerksam macht, dass Wenzel, der sich in seinen Arbeiten intensiv mit der wechselseitigen Wahrnehmung auseinandergesetzt hat, durch die Verwendung eines zeichenhaften Repräsentationsmodells von festgeschriebenen kulturellen Formen ausgeht. Die Frage also, wie die Distanzen im Rahmen von ‚sozialer Distinktion' faktisch bestimmt werden, die Müller (1993, 373 mit Anm. 16) in einer kritischen Auseinandersetzung mit sozialhistorischen Theorien aufgeworfen hat, lässt sich somit im Rekurs auf die Prozesse wechselseitiger Anerkennung deutlich präziser beantworten.

teure abhing. Immerhin aber kann die Bestimmung der Wertgenese dazu beitragen, ihre spezifisch historischen Bedingtheiten verstehen und letztlich historische Theorien des Wertens zur Praxis des Wertens in Beziehung setzen zu können.[36]

Das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis lässt sich näher bestimmen, wenn der metaphysisch-spekulative Schönheitsdiskurs als eine spezifische Theorie der Praxis begriffen wird. Dabei geht es allerdings nicht nur um den deskriptiven Wert der Theorie in Bezug auf historische Schönheitsvorstellungen und das Phänomen differenzierter Urteile, sondern um die praktische Bedeutung der Theorie vom ethisch-rationalen Urteil, die – zugleich kulturelles Kapital und ihre eigene *doxa* – faktisch auf die Wertungen und die damit verbundenen Wertvorstellungen zurückwirkt.

Das Beispiel Konrads sollte dahingehend verdeutlichen, dass Werte und Wertungen eine zentrale Rolle im Sozialen spielen. Der Habitus, als Schema, *modus operandi* oder strukturierende (und strukturierte) Struktur (vgl. Rehbein und Saalmann 2014a), ist – auch in historischer Perspektivierung (*locus classicus* für das Mittelalter ist, neben Aristoteles, noch Thomas von Aquin) – dynamisch angelegt, sodass das zur Wertbestimmung kultureller Werke notwendige Wertsystem eines höfisch eingestellten Adeligen des dreizehnten Jahrhunderts (allein schon aufgrund der Quellenlage) nicht konkret rekonstruiert werden kann. Zumal die Rekonstruktion noch dadurch erschwert wird, dass neben den materiellen, kulturellen und intellektuellen Faktoren, die das „System von Wahrnehmungs- und Bewertungs-, Beurteilungs- und Genußschemata" ganz praktisch bestimmen (Bourdieu 2001a, 497), spezifische theoretische Grundlagen die Auswahl dieser Schemata wesentlich beeinflussen.

Es zeigt sich somit, dass die Theorie Bourdieus tatsächlich historisierbar ist. Ein Erkenntnisgewinn entsteht jedoch nur, wenn die Theorie konsequent angewendet wird, wenn also 1.) die sozial entscheidende Dimension des Wertens in den Fokus gerückt wird, nicht allein die vermeintlich objektiv bestimmbaren Werte. Dieses dynamische, von personalen Wertungen geprägte System muss gegen den Reduktionismus in Stellung gebracht werden, der dem Subjektivismus der Kultur skeptisch gegenübersteht (vgl. Bourdieu 2001b, 78 – 80). Denn nur in dieser Perspektive zeigt sich, wie im Sozialen Bedeutung entsteht und wie jenes System von Möglichkeiten funktioniert, innerhalb dessen die Merkmale eines Bereichs ihren „distinktiven Wert" erhalten (Bourdieu 1987, 333).

---

36 Genet (2016, 21 – 23) stellt – im Rückgriff auch auf Bourdieu – die methodischen Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion historischer Wertvorstellungen dar. Vgl. in historischer Perspektive auch Althoff (2004) und Halbig (2004) zu symbolischen, Oexle (2011) zu wissenssoziologischen Werteordnungen.

Ferner ist zu beachten, dass 2.) das Werten – das im Geschmack (als eigentlichem sozialen Orientierungssinn) sowohl ungeteilt als auch ahistorisch ist – spezifischen Bedingungen unterliegt und von *doxai* abhängig ist, die mit dem Werten in engem Zusammenhang stehen. In der Vormoderne, mit starkem metaphysischen Bezug zur Transzendenz, gelten folglich in Bezug auf die Sinnsysteme, nach denen Wahrnehmung und wertende Bedeutungsbildung gewertet werden, andere Prämissen.[37] Die Beantwortung der Frage nach dem historischen Wert von kulturellen Werken muss also versuchen, neben dem soziologischen Prinzip des Wertens auch die theoretischen und praktischen Bedingungen des Wertens zu erschließen – und von der eigenen *doxa* bezüglich der Bewertung kultureller Werke zu abstrahieren.

Und genau in diesem Sinne fordert Bourdieu am Schluss von *Die Regeln der Kunst* von jenen, die „nach dem spezifischen Charakter der Literatur (der ‚Literarizität'), der Poesie (der ‚Poetizität') oder des Kunstwerks im allgemeinen" fragen, die je historisch spezifischen Bedingungen für einen Umgang mit diesen Werken in den Blick zu nehmen, der entsprechende Einstellungen phylogenetisch produziert und ontogenetisch reproduziert (vgl. Bourdieu 2001a, 449).[38] Dass die Ontogenese dabei historische, nicht (mehr) rekonstruierbare Erfahrungen umfasst, die wesentlich zu einer phylogenetischen Dynamisierung der ins Werk gesetzten gesellschaftlichen Strukturen beitragen, konzentriert die Untersuchungen zwar auf die Ebene theoretischer Reflexionen; gerade hier aber lassen sich jene Prinzipien aufdecken, die den individuellen Umgang mit kulturellen Werken – den Habitus, den Geschmack, das Werten[39] – nicht minder entscheidend prägen. Allein diese Doppelanalyse also, die die prinzipiellen Betrachtungen zum Habitus mit solchen zu konkreten historischen, praktischen wie theoretischen Einflüssen verbindet, kann „der ästhetischen Erfahrung und der mit ihr einhergehenden Illusion der Allgemeingültigkeit Rechnung tragen" (Bourdieu 2001, 450).

---

37 Die Annahmen von Kant, dass das Schöne „interesseloses Wohlgefallen" sei (*Kritik* § 2) und über Geschmack zwar gestritten, nicht aber disputiert werden könne (*Kritik* § 56), ließen sich für die (platonisch geprägte) Vormoderne also regelrecht umkehren.

38 Unbewusste Vorbehalte gegenüber den Theorien Bourdieus in den kunstwissenschaftlichen Fächern (‚doxa' gleichsam) mögen die Vorstellung erzeugen, „daß die Sozialwissenschaften die literarische Erfahrung [...] auf Umfragen zu unserem Freizeitverhalten verkürzen" (Sallenave, D[anièle]. *Le Don des morts*. Paris 1991, ohne Seitenangabe zitiert in Bourdieu 2001a, 9). Die Verkennung der sozialen Bedingtheit dieser Erfahrung trägt indes gerade in historischen Arbeiten dazu bei, mit eigenen, ‚unpassenden' Maßstäben zu messen.

39 Fröhlich (2014, 83) verweist darauf, dass es zum „alltäglichen ‚Konzepte-Chaos' bei Bourdieu" gehört, dass sich „aufgrund seines Versuches, ‚Mesallianccen' von Begriffen aus verschiedensten Traditionen und Schulen zu bilden", „sowohl mehrere Bedeutungsvarianten des Habitusbegriffs als auch Überlappungen mit anderen Begriffen finden".

Literaturverzeichnis

Althoff, Gerd. „Zeichen, Rituale, Werte: Eine Einleitung“. *Zeichen, Rituale, Werte: Internationales Kolloquium*. Hg. Gerd Althoff. Münster: Rhema, 2004. 9–16.

Assunto, Rosario. *Die Theorie des Schönen im Mittelalter*. Köln: DuMont, 1982.

Augustinus. *De musica: Bücher I und VI: Vom ästhetischen Urteil zur metaphysischen Erkenntnis*. Hg. Frank Hentschel. Hamburg: Meiner, 2002.

Baumgarten, Alexander Gottlieb. *Aesthetica*. Hildesheim: Olms, 1986.

Baumgarten, Alexander Gottlieb. *Theoretische Ästhetik: Die grundlegenden Abschnitte aus der „Aesthetica“* [1750/58]. Hg. Hans Rudolf Schweizer. Hamburg: Meiner, 1988.

Bernhard, Michael. „Überlieferung und Fortleben der antiken lateinischen Musiktheorie im Mittelalter“. *Rezeption des antiken Fachs im Mittelalter*. Hg. Michael Bernhard, Frieder Zaminer und Thomas Ertelt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990. 7–35.

Bihrer, Andreas. „Repräsentationen adelig-höfischen Wissens – ein Tummelplatz für Aufsteiger, Außenseiter und Verlierer: Bemerkungen zum geringen gesellschaftlichen Stellenwert höfischer Literatur im späten Mittelalter“. *Kulturtopographie des deutschsprachigen Südwestens im späteren Mittelalter*. Hg. Barbara Fleith und René Wetzel. Berlin: De Gruyter, 2009. 215–227.

Boesch, Bruno. *Die Kunstanschauung in der mittelhochdeutschen Dichtung*. Hildesheim: Olms, 1976.

Boethius [Anicius Manilus Severinus]. *De Consolatione Philosophiae: Trost der Philosophie*. Hg. Ernst Neitzke. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1997.

Boethius [Anicius Manilus Severinus]. *De institutione musica: Traité de la musique*. Hg. Christian Meyer. Turnhout: Brepols, 2004.

Bormann, K[arl]. „Ratio“. *Lexikon des Mittelalters, Bd. 7*. Hg. Robert-Henri Bautier und Norbert Angermann. München: Lexma, 1980. 459–460.

Bourdieu, Pierre. *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1970.

Bourdieu, Pierre. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 4. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001a.

Bourdieu, Pierre. *Meditationen: Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001b.

Brandt, Rüdiger. *Konrad von Würzburg*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1987.

Braun, Manuel. „Kristallworte, Würfelworte: Probleme und Perspektiven eines Projekts ‚Ästhetik mittelalterlicher Literatur‘“. *Das fremde Schöne: Dimensionen des Ästhetischen in der Literatur des Mittelalters*. Hg. Manuel Braun und Christopher Young. Berlin: De Gruyter, 2007. 1–40.

Brunner, Horst. „Konrad von Würzburg“. *Die deutsche Literatur des Mittelalters: Verfasserlexikon, Bd. 5*. Hg. Kurt Ruh, Gundolf Keil, Werner Schröder, Burghart Wachinger und Franz Josef Worstbrock. Berlin: De Gruyter, 1985. 272–304.

Bumke, Joachim. *Höfische Kultur: Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*. 10. Auflage. München: dtv, 2002.

Calcidius. *Timaeus a Calcidio translatus commentarioque instructus* (PL 4). Hg. Jan Hendrik Wasznik. 2. Auflage. London: 1975.

Chinca, Mark, und Christopher Young. „Literary theory and the German romance in the literary field c. 1200“. *Text und Kultur: Mittelalterliche Literatur 1150–1450*. Hg. Ursula Peters. Stuttgart: Metzler, 2001. 612–644.

Compagno, Dario. „Rezension von The Philosophy of Umberto Eco. Hg. Sara C. Beardsworth und Randall E. Auxier. Chicago 2017“. *The Philosophical Quarterly* 68 (2018): 629–631.

DeBruyne, Edgar. *Etudes d'esthétique médiévale*. 2. Auflage. Paris: Albin Michel, 1998.

Diehr, Achim. *Literatur und Musik im Mittelalter: Eine Einführung*. Berlin: Schmidt, 2004.

Eco, Umberto. *Kunst und Schönheit im Mittelalter*. München: dtv, 1991.

Eco, Umberto. „Reply to John Marenbon“. *The Philosophy of Umberto Eco*. Hg. Sara C. Beardsworth und Randall E. Auxier. Chicago: Open Court, 2017. 95–101.

Eke, Nobert Otto. „Regeln der Kunst: Habitus, Literatur und ästhetische Form“. *Religiöse Erfahrung – Literarischer Habitus*. Hg. Yoshiki Koda und Wakiko Kobayashi. München: Iudicium, 2020. 205–229.

Elias, Norbert. *Die höfische Gesellschaft: Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*. 6. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.

Elias, Norbert. *Über den Prozeß der Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.

Ernst, Ulrich. *Der Liber Evangeliorum Otfrids von Weißenburgs: Literarästhetik und Verstechnik im Lichte der Tradition*. Köln: Böhlau, 1975.

Fleckenstein, Josef (Hg.). *Curialitas: Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1990.

Fröhlich, Gerhard. „Norbert Elias“. *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014a. 36–43.

Fröhlich, Gerhard. „Einverleibung (incorporation)“. *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014b. 81–90.

Fröhlich, Gerhard, und Boike Rehbein. „Die Rezeption Bourdieus im deutschsprachigen Raum“. *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 381–386.

Genet, Jean-Philippe. „Introduction“. *Valeurs et systèmes de valeurs (Moyen Âge et Temps moderne)*. Hg. Patrick Boucheron und Laura Gaffuri. Paris: Publications de la Sorbonne, 2016. 9–44.

Genet, Jean-Philippe. „Moyen-Âge“. *Dictionnaire International Bourdieu*. Hg. Gisèle Sapiro. Paris: CNRS Éditions, 2020. 586–587.

Gisselbaek, Robert. *Eine Frage des Geschmacks: Höfische Dichtung zwischen Macht, Moral und Mäzenatentum*. Basel: Schwabe, 2021.

Grácian y Morales, Baltasar. *El Discreto: Der kluge Weltmann*. Hg. Sebastian Neumeister. München: dtv, 2004.

Guido von Arezzo: *Guido d'Arezzo's Regule Rithmice, Prologus in Antiphonarium, and Epistola ad Michahelem. A critical text and translation*. Hg. Dolores Pesce. Ottawa 1999.

Haas, Max. *Musikalisches Denken im Mittelalter: Eine Einführung*. 2. Auflage. Bern: Lang, 2007.

Halbig, Christoph. „Ethische und ästhetische Werte: Überlegungen zu ihrem Verhältnis“. *Zeichen, Rituale, Werte: Internationales Kolloquium*. Hg. Gerd Althoff. Münster: Rhema, 2004. 37–54.

Hammerstein, Reinhold. *Die Musik der Engel: Untersuchungen zur Musikanschauung des Mittelalters*. Bern: Francke, 1962.
Haug, Walter. *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter: Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*. 2. Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1992.
Heilmann, Anja. *Boethius' Musiktheorie und das Quadrivium: Eine Einführung in den neuplatonischen Hintergrund von „De institutione musica"*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007.
Hentschel, Frank (Hg.). *Musik – und die Geschichte der Philosophie und Naturwissenschaften im Mittelalter: Fragen zur Wechselwirkung von ‚musica' und ‚philosophia' im Mittelalter*. Leiden: Brill, 1998.
Hentschel 2002: siehe Augustinus *De musica*.
Honneth, Axel. „Die zerrissene Welt der symbolischen Formen: Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus". *Die zerrissene Welt des Sozialen: Sozialphilosophische Aufsätze*. Hg. Axel Honneth. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990. 156–181.
Huber, Martin, und Gerhard Lauer (Hg.). *Nach der Sozialgeschichte: Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Tübingen: Niemeyer, 2000.
Jaeger, Stephen C. *Die Entstehung höfischer Kultur: Vom höfischen Bischof zum höfischen Ritter*. Berlin: Erich Schmidt, 2001.
Jeserich, Philipp. *Musica naturalis: Tradition und Kontinuität spekulativ-metaphysischer Musiktheorie in der Poetik des französischen Spätmittelalters*. Stuttgart: Steiner, 2008.
Jeserich, Philipp. *Musica naturalis: Speculative Music Theory and Poetics, from Saint Augustinue to the Late Middle Ages in France*. Baltimore: John Hopkins University Press, 2013.
Kaden, Christian. *Das Unerhörte und das Unhörbare: Was Musik ist, was Musik sein kann*. Kassel: Bärenreiter, 2004.
Kant, Immanuel. „Kritik der Urteilskraft". *Werke, Bd. 3*. Hg. Manfred Frank und Véronique Zanetti. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.
Keller, Adalbert. *Aurelius Augustinus und die Musik: Untersuchungen zu „De musica" im Kontext seines Schrifttums*. Würzburg: Augustinus, 1993.
Kern, Fritz. *Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter: Zur Entwicklungsgeschichte der Monarchie*. Leipzig: Koehler, 1914.
Kokott, Hartmut. „Ein Autor zwischen Auftrag und Autonomie: Konturen eines neuen Konrad von Würzburg-Bildes". *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft* 5 (1988/89): 69–77.
Kokott, Hartmut. *Konrad von Würzburg: Ein Autor zwischen Auftrag und Autonomie*. Stuttgart: Hirzel, 1989.
Koller, Andreas. „Doxa (‚doxa')". *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 79–80.
Konrad von Würzburg: *Partonopier und Meliur*. Hg. Karl Bartsch. Berlin: De Gruyter, 1970.
Konrad von Würzburg: *‚Trojanerkrieg' und die anonym überlieferte Fortsetzung*. Hg. Heinz Thoelen. Wiesbaden: Reichert, 2015.
Lexer, Matthias. *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. 35. Auflage. Stuttgart: Hirzel, 1979.
Lienert, Elisabeth. *Geschichte und Erzählen: Studien zu Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg'*. Wiesbaden: Reichert, 1996.

Lohmann, Johannes. *Musiké und Logos: Aufsätze zur griechischen Philosophie und Musiktheorie. Zum 75. Geburtstag Johannes Lohmanns am 9. Juli 1970*. Hg. Anastasios Giannarás. Stuttgart: Musikwissenschaftliche Verlags-Gesellschaft, 1970.
Lubich, Gerhard. „‚Tugendadel': Überlegungen zur Verortung, Entwicklung und Entstehung ethischer Herrschaftsnormen der Stauferzeit". *Rittertum und höfische Kultur der Stauferzeit*. Hg. Johannes Laudage und Yvonne Leiverkus. Köln: Böhlau, 2006. 247 – 289.
Marenbon, John. „Umberto Eco and Medieval Aesthetics". *The Philosophy of Umberto Eco*. Hg. Sara C. Beardsworth und Randall E. Auxier. Chicago: Open Court, 2017. 77 – 94.
Meyer 2004: siehe Boethius *De institutione musica*.
Mukařovský, Jan. „Ästhetische Funktion, Norm und ästhetischer Wert als soziale Fakten". *Kapitel aus der Ästhetik*. Hg. Jan Mukařovský. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1970. 7 – 112.
Mukařovský, Jan. „Die ästhetische Norm". *Kunst, Poetik, Semiotik*. Hg. Jan Mukařovský. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989. 129 – 138.
Müller, Jan Dirk. „Zu einigen Problemen des Konzepts ‚Literarische Interessenbildung'". *Literarische Interessenbildung im Mittelalter*. Hg. Joachim Heinzle. Stuttgart: Metzler, 1993. 365 – 384.
Müller, Jan-Dirk. „‚Gebrauchszusammenhang' und ästhetische Dimension mittelalterlicher Texte: Nebst Überlegungen zu Walthers Lindenlied (L 39,11)". *Das fremde Schöne: Dimensionen des Ästhetischen in der Literatur des Mittelalters*. Hg. Manuel Braun und Christopher Young. Berlin: De Gruyter, 2007. 281 – 305.
Oexle, Otto Gerhard. „Wie entstanden Werte in der Gesellschaft des Mittelalters?" *Die Wirklichkeit und das Wissen: Mittelalterforschung, historische Kulturwissenschaft, Geschichte und Theorie der historischen Erkenntnis*. Hg. Otto Gerhard Oexle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2011. 441 – 469.
Platon. *Der Staat: Sämtliche Werke, Bd. 5*. Hg. Otto Apelt. Leipzig: Meiner, 1919.
Platon. *Timaios. Sämtliche Werke, Bd. 6*. Hg. Otto Apelt. Leipzig: Meiner, 1919.
Plotke, Seraina. „Konzeptualisierungen von Mäzenatentum: Konrad von Würzburg und seine Basler Gönner". *Mäzenatentum im Mittelalter aus europäischer Perspektive*. Hg. Bernd Bastert, Andreas Bihrer und Timo Reuvekamp-Felber. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2017. 128 – 148.
Pochat, Götz. *Geschichte der Ästhetik und Kunsttheorie: Von der Antike bis zum 19. Jahrhundert*. Köln: DuMont, 1986.
Rehbein, Boike, und Gernot Saalmann. „Habitus". *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014a. 110 – 118.
Rehbein, Boike, und Gernot Saalmann. „Kapital". *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014b. 134 – 140.
Speer, Andreas. „Kunst und Schönheit: Kritische Überlegungen zur mittelalterlichen Ästhetik". *Scientia und ars im Hoch- und Spätmittelalter, 2. Halbband*. Hg. Ingrid Craemer-Ruegenberg und Andreas Speer. Berlin: De Gruyter, 1994. 945 – 966.
Svoboda, Karel. *L'esthétique de Saint Augustin et ses sources*. Brno: 1933.
Tatarkiewicz, Wladislaw. *Geschichte der Ästhetik: Bd. 2: Die Ästhetik des Mittelalters*. Basel: Schwabe, 1980.
Thomas von Aquin. *Gottes Dasein und Wesen: Die deutsche Thomas-Ausgabe*. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa theologica, übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs, Bd. 1. Salzburg: Pustet, o. J. [1933].

Töpfer, Regina. „Wie wird ein Werk zum Klassiker? Kriterien, Probleme und Chancen mediävistischer Kanonbildung". *Klassiker des Mittelalters*. Hg. Regina Töpfer. Hildesheim: Weidmann, 2019. 1–33.

Voigt, Boris. *Memoria, Macht, Musik: Eine politische Ökonomie der Musik in vormodernen Gesellschaften*. Kassel: Bärenreiter, 2008.

Wenzel, Horst. „Zur Repräsentation von Herrschaft in mittelalterlichen Texten". *Adelsherrschaft und Literatur*. Hg. Horst Wenzel. Bern u. a.: Lang, 1980. 339–375.

Wenzel, Horst. „Höfische Repräsentation: Zu den Anfängen der Höflichkeit". *Soziale Welt: Sonderband 6: Kultur und Alltag*. Hg. Hans-Georg Soeffner. Göttingen: Schwartz, 1988a. 105–119.

Wenzel, Horst. „Partizipation und Mimesis: Die Lesbarkeit der Körper am Hof und in der höfischen Literatur". *Materialität der Kommunikation*. Hg. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988b. 178–202.

Wenzel, Horst. „Repräsentation und schöner Schein am Hof und in der höfischen Literatur". *Höfische Repräsentation: Das Zeremoniell und die Zeichen*. Hg. Hedda Ragotzky und Horst Wenzel. Tübingen: Niemeyer, 1990. 171–208.

Wenzel, Horst. *Hören und Sehen: Schrift und Bild: Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*. München: Beck, 1995.

Wetzel, René. „Partizipation – Mimesis – Habitus: Pädagogisch-didaktische Spiegeleffekte im ‚Welschen Gast' (1215/16) Thomasins von Zerclaere". *Religiöse Erfahrung – Literarischer Habitus*. Hg. Yoshiki Koda und Wakiko Kobayashi. München: Iudicium, 2020. 230–243.

Wolf, Gerhard. „Verborgene Kalküle: Pierre Bourdieus ‚Reflexive Anthropologie', Erecs und Iweins Habitus und die Conditio humana des Interpreten". *Text und Kultur: Mittelalterliche Literatur 1150–1450*. Hg. Ursula Peters. Stuttgart: Metzler, 2001. 215–244.

Sophie Quander

Die „Arbeit an der Form“ – die *Reformatio Sigismundi* (1439) zwischen Konzilskonflikten und publizistischer Meinungsmache

Kaum haben sich die Konzilsväter in Konstanz auf einen neuen Papst geeinigt und damit das Abendländische Schisma, die längste Kirchenspaltung in der Geschichte des Christentums, nach 40 Jahren endlich beigelegt, da droht 1439 auf dem Basler Konzil die nächste Katastrophe: Statt Entscheidungen mit Blick auf die als eilend empfundene Kirchenreform zu treffen, streiten Konzil und Papst lieber darüber, wer überhaupt Entscheidungen treffen darf. So sehr verhärten sich die Fronten, dass beide eher ein neues Schisma riskieren, als eine friedliche Einigung zu finden. Wie konnte es so weit kommen?[1]

Als sich im vierzehnten Jahrhundert zwei Männer zum jeweils einzig legitimen Papst erklären, stürzt die römisch-katholische Kirche mit dem so provozierten Abendländischen Schisma in eine tiefe Krise.[2] Alle Versuche, die Kirchenspaltung zu beenden – einen der beiden Papstprätendenten gewaltsam zu verdrängen (*via facti*), ihren Rücktritt zu erzwingen (*via cessionis*), sie zu Verhandlungen zu bewegen (*via conventionis*) oder ihnen den Gehorsam aufzukündigen (*via substractionis*) – laufen ins Leere. Es bleibt nur das Allgemeine Konzil (*via concilii*), das höchste kirchenpolitische Versammlungs- und Entscheidungsorgan.[3] Und so einigt man sich schließlich darauf, ein Konzil in Pisa abzuhalten.[4]

---

1 Die hier präsentierten Ergebnisse basieren, in leicht abgewandelter und für die Fragen des Sammelbandes zugeschnittener Form, auf der geplanten Monografie: „Auf der Suche nach Re|formen: Literarische Wege der Selbstlegitimation in der *Reformatio Sigismundi* (1439)“ (in Vorbereitung).

2 In das Abendländische Schisma und seine Auslegung durch die Geschichtswissenschaft führen Rollo-Koster und Izbicki (2009, 1–7) anschaulich ein; vgl. auch Müller (2012, 6–7).

3 Zu Form und Funktion des spätmittelalterlichen Konzils vgl. Kirsch (2016, 40); zu den unterschiedlichen *viae* als Reaktion auf das Abendländische Schisma vgl. Müller (2012, 10–11).

4 Zur Bedeutung des Pisaner Konzils für die Beilegung des Schismas vgl. Eßer (2017). Da die Kardinalskollegien beider Päpste zu einem Konzil in Pisa laden, finden streng genommen zwei parallel ablaufende Konzilien statt. Auf diese Weise sichern sich beide Seiten zu, ihren Legitimitätsanspruch gegenseitig anzuerkennen (vgl. Girgensohn 2007, 79).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-004

Fast 100 Jahre liegt die letzte Generalsynode, das Konzil von Vienne (1311/1312),[5] zurück, als die Konzilsväter 1409 in Pisa zusammenfinden, um die beiden Papstprätendenten abzusetzen; man wählt schließlich Petros Philargis zum neuen Papst Alexander V. Die beiden anderen Päpste in Rom und Avignon zeigen sich von ihrer Absetzung indes unbeeindruckt und so sieht sich die Kirche auf einmal in drei Einflussgebiete zerfallen.

Auch das schlecht besuchte Folgekonzil in Rom, das Alexanders Nachfolger, der Pisaner Papst Johannes XXIII., 1412 einberuft, setzt keine entscheidenden Impulse für die Beilegung des Schismas.[6] Der frisch zum Römisch-deutschen König gekürte Siegmund von Luxemburg (*1368; †1437) drängt Johannes XXIII. deshalb, ein weiteres Konzil für Konstanz anzusetzen. Seinen Zeitgenossen gilt der Luxemburger fortan als Galionsfigur der schwelenden Reformhoffnungen: Seit langem hat wieder einmal ein weltlicher Herrscher ein Kirchenkonzil angeregt und damit nicht nur der Wiedervereinigung, sondern auch der herbeigesehnten Reform von Kirche und Reich den Weg geebnet.[7]

Am 5. November 1414 finden die Konzilsväter in Konstanz zusammen. Johannes XXIII., der seinen Anspruch auf den Papstsitz mithilfe des Allgemeinen Konzils zu bestätigen gehofft hat, sieht seine Erwartungen enttäuscht und verlässt eines Nachts heimlich die Stadt. Seine Flucht stellt das Konstanzer Konzil (1414–1418) vor ein unerwartetes Problem: Wer behält denn nun die Entscheidungshoheit, Papst oder Konzil? Das Dekret *Haec Sancta*, das die Konzilsteilnehmer am 6. April 1415 verabschieden, entscheidet die Superioritätsfrage zugunsten des Konzils: Gegen die päpstliche Hoheit plädiert das Dekret für die Vollmacht der Kirchenversammlung als höchstes kirchenpolitisches Entscheidungsorgan.[8] Nicht zuletzt Kaiser Siegmunds diplomatischem Geschick ist es in den Folgejahren zu verdanken, dass die drei Papstprätendenten abgesetzt werden können (vgl. Girgensohn 2007, 93–94). 1417 wählt das Konstanzer Konzil Kardinal Oddo di Co-

---

5 Zwischen den Konzilien von Vienne (1311/12) und Pisa (1409) finden keine Generalkonzilien statt (vgl. Girgensohn 2007, 92; Helmrath 2014, 25).

6 Auf dem Pisanum hat man entschieden, dass nach drei Jahren das nächste Konzil stattfinden soll (vgl. Girgensohn 2007, 90–91; Herbers 2012, 260).

7 Zu Siegmunds Allianz mit Papst Johannes XXIII. vgl. Herbers (2012, 260). Dass Siegmund durch sein selbstbewusstes Auftreten zum Hoffnungsträger des Reformwunsches stilisiert worden sei, hat die Forschung wiederholt betont: Für Schneider (2013, 41) ist Siegmund „eine, wenn nicht die zentrale Figur des Konstanzer Konzils“, Wiesflecker (1975, 204) schreibt Siegmund eine „Gloriole des Märtyrers der Reform“ zu.

8 Zu dem in Konstanz verabschiedeten Dekret *Haec Sancta* vgl. Decaluwé (2009); Braun (2013).

lonna zum neuen Papst Martin V. und beendet damit das 40 Jahre währende Schisma.[9]

Fristgerecht lässt Martin V. am 23. April 1423 ein neues Konzil in Pavia eröffnen, das bereits zwei Monate darauf wegen der dort wütenden Pest nach Siena umzieht. Als sich auf dem schlecht besuchten Konzil eine antipäpstliche Opposition zu bilden beginnt, lässt der abwesende Papst die Versammlung in einer Nacht- und Nebelaktion auflösen: Am Morgen des 7. März 1424 finden die Konzilsväter die offizielle Auflösungsbulle an den Toren des Sieneser Doms angebracht, das päpstliche Konzilspräsidium hat die Stadt bereits heimlich verlassen.[10]

Sieben Jahre später versammeln sich die Konzilsväter erneut in Basel. Große Hoffnungen setzt man auf dieses Konzil, das die Kirchen- und Reichsreform endlich angehen soll. Von Beginn an jedoch steht das Basler Konzil (1431–1449) unter schlechtem Vorzeichen: Papst Martin V. stirbt nur wenige Monate vor der durch ihn einberufenen Versammlung, sein konzilskritischer Nachfolger Eugen IV. versucht zunächst vergeblich, diese aufzulösen. Als der Papst das Konzil im Januar 1438 nach Ferrara verlegt,[11] muss er die meisten Konzilsteilnehmer exkommunizieren, da sie seiner Auflösungsbulle nicht folgen wollen. Das Konzil reagiert seinerseits, indem es sich unter Rekurs auf *Haec Sancta* auf die eigene Superiorität beruft, den Papst kurzerhand als Ketzer absetzt und stattdessen im November 1439 den Herzog Amadeus von Savoyen zum bisher letzten Gegenpapst der Geschichte wählt[12] – und damit das „eigentlich Unfassbare" (Helmrath 2014, 26) eintritt: ein neues Schisma, das die Autorität des Konzils als Entscheidungs-

---

9 Walter Brandmüllers zweibändige ‚Konziliengeschichte' bietet nach wie vor die umfangreichste Gesamtdarstellung des Konstanzer Konzilsgeschehens (vgl. Brandmüller 1991/ 1997; die Kritik an Brandmüllers Arbeit, der als Kirchenhistoriker immer wieder auch theologische Interpretationen bietet, sammelt Müller (2012, 79)). Wichtige Impulse haben außerdem die mit den Konzilsjubiläen verbundenen Sammelbände gesetzt (vgl. Braun et al. (Hg.) 2013; Signori und Studt (Hg.) 2014). Von germanistischer Seite hat Thomas Rathmann das Projekt gewagt, anhand historiographischer und fiktionaler Textformen das Konstanzer Konzil als diskursives Ereignis zu beschreiben (vgl. Rathmann 2000; kritisch zu Rathmanns Arbeit äußert sich Müller (2012, 78–79)).

10 In das Konzil von Pavia/Siena führt Brandmüller (2002, 1–3) ein.

11 Zum Konzil von Ferrara/ Florenz vgl. Müller (2012, 48–49).

12 Bei der Bezeichnung ‚Gegenpapst' handelt es sich um eine nachträgliche Setzung: Der Titel entspricht nicht der zeitgenössischen Beurteilung des jeweiligen Prätendenten, sondern lässt erkennen, welcher Kandidat sich schließlich durchgesetzt und damit die Papsthistoriographie in seinem Sinne beeinflusst hat (vgl. Gießmann 2012, 391, Anm. 1). Ähnliche Kontroversen zeichnen im Übrigen die Konziliengeschichte aus, denn auch hier unterliegt die Zuschreibung nachträglichen Deutungsprozessen: Eine Kirchenversammlung kann in dem Selbstbewusstsein eines Allgemeinen Konzils stattgefunden haben und dennoch nicht als solches überliefert sein (vgl. Kirsch 2016, 39–40).

und Hoheitsorgan zunehmend untergräbt. Die Reform scheint angesichts dieser neuen Differenzen vertagt. Und auch Siegmund von Luxemburg, der in der Zwischenzeit zum Römisch-deutschen Kaiser gekrönt worden ist, kann diesmal nicht zur Seite springen, denn der berühmte Reformer ist mittlerweile gestorben.[13]

Inmitten von Kirchenspaltung und Einheitswunsch, von Zukunftssorge und Reformhoffnung entsteht ein Text, den Karl Beer (1955, 24) einmal als „eines der umstrittenen Schriftwerke des Mittelalters" bezeichnet hat: Die *Reformatio Sigismundi* („Reformation des Kaisers Siegmund").[14] Der Titel ist Fiktion: Kaiser Siegmund hat die *Reformatio Sigismundi* weder verfasst noch autorisiert, sondern dient der anonym überlieferten Reformvorlage als Legitimationsfolie.[15] Ihr Verfasser, ein unbekannt gebliebener Teilnehmer des Basler Konzils, begleitet die auf dieser Kirchenversammlung geführten Reformdiskussionen und formuliert 1439 schließlich selbst Vorschläge, wie man Kirche und Reich angesichts der empfundenen Krisen um- und neugestalten könne.[16]

Papst- und Königtum sollen grundlegend reformiert werden. Die Bischöfe sollen keine Dispense mehr erteilen, also nicht mehr einzelne von der Einhaltung des kanonischen Rechts freisprechen, und Pfründe ausschließlich an universitär geschulte Geistliche verleihen. Die Orden sollen keinen Einfluss mehr auf Pfarreien ausüben und die Pfarrer ihrerseits ein festes Einkommen beziehen. Das Zölibat, wenn auch in der Idee sinnvoll, halte ja doch niemand ein und so solle man den Priestern endlich die Ehe erlauben. Man solle die Straßen ausbauen,

13 Die Konflikte und Reformbemühungen des Basler Konzils skizziert Müller (2012, 40 – 52). Einen guten Überblick verschafft der historische Abriss von Decaluwé und Christianson (2017, 8 – 37). Die älteren Forschungspositionen diskutiert Helmrath (1987, 6 – 17).

14 Der Text firmiert in den ältesten Handschriften unter dem geeigneteren volkssprachigen Titel, die Forschung kennt ihn jedoch unter seiner späteren lateinischen Überschrift, die der Konvention halber beibehalten werden soll (zu den volkssprachigen und späteren lateinischen Titeln vgl. Koller 1964, 1, Anm. 1).

15 Koller (1964, 7) vermutet, dass der anonyme Verfasser nicht etwa absichtlich täusche, sondern seine Forderungen formuliere „in dem guten Glauben, daß hier wirklich das Vermächtnis des Luxemburgers vorliege und gewahrt werde". Ihren Rezeptionserfolg verdankt die *Reformatio Sigismundi* jedenfalls u. a. ihrer Selbstsetzung als kaiserliche Reformvorlage (vgl. Dümling 2017, 160).

16 Der unbekannte Verfasser der *Reformatio Sigismundi* stammt vermutlich aus dem Basler Raum und hat als gelehrter Kanzlist das Konzil selbst miterlebt. Da er die kaiserlichen Reformer Johannes Schele, Dietrich Ebracht und Johannes Bracht kennt und Zugang zu deren z. T. noch nicht publizierten Schriften hat, gehört er sehr wahrscheinlich zum Umfeld der kaiserlichen Interessensvertreter (vgl. Koller 1958, 438 – 439; 1959, 144), wenn auch nicht zum engeren Ratgeberkreis (vgl. Dümling 2020, 215, Anm. 9). Belastbarere Aussagen zu Person, Bildungsstand und Hintergrund lassen sich, so Koller (1959, 155 – 156), nicht treffen. Zu Entstehungsraum und -zeitraum der *Reformatio Sigismundi* vgl. Koller (1959, 144).

eine einheitliche Reichsmünze einführen, die Leibeigenschaft abschaffen und kostenfreie ärztliche Versorgung in den Städten anbieten. Der Text gipfelt schließlich in einer Siegmund zugeschriebenen Vision: Eine göttliche Stimme habe dem Kaiser die Ankunft eines Priesterkönigs namens Friedrich prophezeit, der die Reform auch gegen den Willen der Konzilsteilnehmer erzwingen werde.

Nicht nur die abschließende Vision überrascht stilistisch in diesem an Reformen interessierten Beispiel pragmatischer Literatur. So stellt der Text seine Forderungen zwar in nüchtern juristischem Ton, lockert diesen jedoch mit Anekdoten und Exempeln auf. Gebetsformeln und Übersetzungen aus dem Lateinischen weisen in den Bereich der Predigt, die Vision imitiert die beliebte Prophetienliteratur der Zeit. Am auffälligsten aber ist die Sprache selbst: Im Gegensatz zu den bis dato existierenden lateinischen Reformvorlagen fordert die *Reformatio Sigismundi* auf Deutsch.[17] Das bringt die ein oder andere Herausforderung mit sich: Wie begründet man sein Recht auf Mitsprache, wenn man nicht dieselbe Sprache spricht? Wie setzt man sich in Bezug, wie grenzt man sich ab von anderen Stimmen? Und wie erreicht man, dass die eigenen Aussagen auch Gehör finden?

Diesen Fragen möchte ich im Folgenden nachgehen, indem ich die *Reformatio Sigismundi* an der Schnittstelle von Konzilspolitik und volkssprachiger Publizistik verorte. Um diese beiden Diskursräume in ihren Eigenlogiken zu fassen, werde ich versuchen, die Konzilszeit mit Bourdieu als Phase der Autoritäts- und Legitimitätskämpfe auf dem politischen Feld und die volkssprachige Publizistik als neues Protofeld innerhalb der volkssprachigen Literatur des Spätmittelalters zu fassen. Als heuristisches Instrument angewandt, soll Bourdieus Theorie helfen, volkssprachige Publizistik und Konzilspolitik über den Feldbegriff in Bezug zu setzen. These ist, dass die Strukturen beider Felder als Argumentationsmuster Eingang in die Textstruktur finden und also für die bemerkenswerte Faktur der *Reformatio Sigismundi* verantwortlich zeichnen. Der Ansatz muss sich dabei der Frage stellen, ob und inwiefern soziologische Theorien überhaupt auf vormoderne Untersuchungsgegenstände übertragbar sind, denen schließlich ein grundlegend anderes Verständnis von ‚Öffentlichkeit', ‚Autonomie' oder auch ‚Literatur' vorausgeht. Der hier gebotene Beitrag versteht sich deshalb dezidiert als Versuch, Bourdieus Feldbegriff auf seine Tauglichkeit für die Analyse vormoderner Texte hin zu prüfen.

---

17 Soweit bisher bekannt, handelt es sich bei der *Reformatio Sigismundi* um die erste deutschsprachige Reformvorlage. Die Forschung ist nicht müde geworden, diesen Sonderstatus des Textes zu betonen (vgl. etwa Beer 1951, 57).

1 Die *Reformatio Sigismundi* und die Konzilien des Spätmittelalters

Nachdem das Papsttum des vierzehnten Jahrhunderts das Konzil als Verfassungsorgan zunehmend zurückgedrängt hat, feiert die Versammlungsform zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ihre glänzende Rückkehr. Auf das Pisanum folgt mit den Konzilien von Konstanz, Rom, Pavia/Siena und Basel beziehungsweise Ferrara/Florenz eine kirchengeschichtlich einzigartig dichte Abfolge von Generalkonzilien.[18] Die Kirchenversammlungen bieten dem politischen Dialog der Zeit eine ungeahnt neue Plattform: Hier begegnen sich geistliche und weltliche Elite, hier beginnt das „universaleuropäische Gespräch der politischen Mächte" (Meuthen 1985, 33). Welche Strahlkraft die städtischen Großereignisse gehabt haben müssen, lässt allein ihre Teilnehmerzahl vermuten: Treffen in Konstanz bereits zahlreiche Gelehrte ein, so lassen sich in den 18 Jahren in Basel insgesamt über 3000 Konzilsmitglieder inkorporieren.[19]

Bemerkenswert ist dieser Umstand vor allem, weil das Konzil als Kirchenorgan kurzzeitig vergessen schien: Knapp 100 Jahre hat kein Allgemeines Konzil mehr stattgefunden, als die Kardinäle 1408 auf die Idee verfallen, ein Konzil in Pisa einzuberufen. Das bedeutet, dass die Teilnehmer in Pisa das Format ‚Konzil' zwar in der Theorie kennen, aber nie selbst ein solches miterlebt haben. Im Spannungsfeld von Tradition und Innovation provoziert das Konzil von Pisa damit Fragen nach Form und Funktion des Versammlungsorgans als solchem, die eine diskursive Dynamik in Gang setzen: In Pisa gilt es, „neue Formen zu finden" (Girgensohn 2007, 62), in Konstanz ergeben sich dann „auf einmal neue Möglichkeiten, (Kirchen-)Politik zu gestalten" (Rathmann 2000, 15), in Basel schließlich wird „verfassungsgeschichtlich wie theologisch an Grenzen gerührt, die zum Teil nie wieder erreicht, zum Teil erst in der Neuzeit überschritten wurden" (Helmrath 1987, 3).[20]

Die Folge dieser Innovationsdynamik sind eben jene konfliktgeladenen Aushandlungsprozesse, die alle Konzilien in Bann halten sollen: Welche Aufga-

---

18 Helmrath (2014, 20) plädiert angesichts der dichten Reihe an Konzilien dafür, die 40 Jahre von Pisa bis Basel als eine Epoche zu fassen.

19 Zu den Teilnehmerzahlen in Konstanz und Basel vgl. Miethke (1981, 749); Meuthen (1985, 43); Müller (2012, 42). An keinem Konzil haben mehr Gelehrte und Entscheidungsberechtigte partizipiert, kein Konzil in der Geschichte hat länger gedauert als jenes in Basel (vgl. Helmrath 2014, 22).

20 Das Konzil von Pisa hat als Anfangspunkt dieser Entwicklung also, gerade weil es das Schisma zunächst vertieft, aus ihm herausgeführt (vgl. Eßer 2019, 742).

ben übernimmt das Konzil eigentlich? Wer gehört zu dessen stimmberechtigten Teilnehmern? Wie trifft man kirchenpolitische Entscheidungen? Und, grundsätzlicher: Wer hat überhaupt das Recht, diese Entscheidungen zu treffen?[21] Stellt die Flucht von Johannes XXIII. die Konstanzer Konzilsväter doch vor das unerwartete Problem, ob ein Konzil ohne teilnehmenden Papst weiterhin weisungsberechtigt ist. Das Dekret *Haec Sancta*, das die Superioritätsfrage zugunsten des Konzils klärt, löst den Konflikt in Konstanz kurzzeitig – nur um ihn dann in Basel noch zu befeuern; erlaubt doch gerade *Haec Sancta* den Basler Konzilsvätern, Papst Eugen IV. als Ketzer abzusetzen und mit Felix V. den bisher letzten Gegenpapst der Geschichte zu wählen.[22] Auf zum Teil abenteuerlichen Wegen streiten Papst und Konzil um die Entscheidungs- und Deutungshoheit: Konzilien werden über Nacht beendet oder an einen anderen Ort verlegt, Konkurrenzveranstaltungen eröffnet, auf Lebenszeit gewählte Päpste abgesetzt, Konzilsteilnehmer exkommuniziert. Während die Auseinandersetzungen mit dem Papst das Konzil nach außen destabilisieren, verlangsamt das gegenseitige Misstrauen die internen Entscheidungsprozesse: In Konstanz und Basel wirft man sich untereinander Korruption vor, befristet Ämter, bildet Allianzen.[23] Die weltlichen Autoritäten machen sich die kircheninternen Konflikte ihrerseits zu Nutze, um ihren eigenen Machtanspruch auszubauen. Und so entladen sich gerade auf den und um die Konzilien herum die Spannungen zwischen den päpstlichen Prätendenten, zwischen Papst und Konzil, zwischen Papst und Kaiser: „Mit Bourdieu gesprochen, stellten diese Konflikte auch und besonders ein Ringen um symbolische Macht dar“ (Eßer 2019, 25).

Liest man die Aushandlungsprozesse auf den Konzilien als Kampf um Vorherrschaft im politischen Feld, lassen sich die Konflikte als Folge der aufbrechenden Feldstrukturen deuten: Das Abendländische Schisma problematisiert die Stellung des Papstes und ebnet damit dem Konzil, einem längst vergessenen Versammlungsorgan, den Weg; die Unfähigkeit desselben, das Schisma zu beenden, erlaubt wiederum Kaiser Siegmund, einem Außenstehenden in Kirchenfragen, einzugreifen. Gerade in dieser Ausgleichslogik wurzelt das Innovationspotenzial, das die Konzilien freisetzen: Veränderung im Feld wird nur möglich, so argumentiert Bourdieu, wenn die Positionen der herrschenden Feldakteure in Bewegung kommen und eine Leerstelle bilden, in die bisher beherrschte Akteure

21 Kirsch (2016, 31) weist darauf hin, welche grundlegenden Parameter vor dem Hintergrund einer auslegungsbedürftigen Tradition auf den Konzilien diskutiert werden; zu den durch die Konzilien aufgeworfenen Fragen vgl. außerdem Helmrath (2002, 481).

22 Das Dekret *Haec Sancta* führt damit in Basel das herbei, was es in Konstanz beizulegen bemüht war (vgl. Brandmüller 1997, 429).

23 Zu den Machtkämpfen auf den Konzilien vgl. Meuthen (1985, 37); Müller (2012, 43–44).

hineintreten können. Erst die strukturelle Lücke schafft Raum für Veränderung – deshalb setzen sich die neuen Feldakteure auch dezidiert von den etablierten Autoritäten ab, um ihre eigene Position zu legitimieren; sie brauchen die alte Ordnung jedoch als Kontrastfolie, um das genuin Neue ihrer eigenen Position zu begründen: ‚Neues' kann nur in Abgrenzung zum ‚Alten' entstehen.[24] Im Kontext der spätmittelalterlichen Konzilien zeigt sich dieses ‚Neue' nun nicht nur darin, dass das Konzil das Papsttum destabilisiert oder dass ein weltlicher Herrscher in Kirchenbelange eingreift; es tritt auch in dem Moment auf, als sich ein unbekannter Teilnehmer des Basler Konzils berufen fühlt, mit der *Reformatio Sigismundi* einen volkssprachigen Reformplan in den lateinischen Diskurs einzuspielen.

Als ein Kanzlist von vielen auf dem Konzil partizipiert der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* zwar am politischen Feld, kann jedoch nicht einfach Einfluss auf das tagespolitische Geschäft nehmen.[25] Er muss sich also fragen, wie er als Außenstehender inmitten kontingenter Meinungen und bekannterer Deutungs- und Entscheidungshoheiten Gehör finden kann. Dafür gilt es zunächst, sich die eigene Position im Feld zu vergegenwärtigen:

> [D]ie Strategien der Akteure sind abhängig von ihrer Position im Feld, das heißt in der Distribution des spezifischen Kapitals, und von ihrer Wahrnehmung des Feldes, das heißt von ihrer Sicht *auf* das Feld als der Sicht, die sie von einem bestimmten Punkt *im* Feld aus haben. (Bourdieu und Wacquant 1996, 132)

Man könnte nun meinen, dass der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* seinen Status als außenstehender Beobachter zu verschleiern sucht, schließlich möchte er auf das Konzilsgeschehen einwirken und muss deshalb als entscheidungsberechtigter Akteur auftreten. Doch das Gegenteil ist der Fall – er legt seine Vermittlungsinstanz so an,[26] dass sie die Ereignisse in Basel selbstbewusst aus der Linse des Unbeteiligten bewertet:

---

24 Zu dieser Logik der Feldinteraktion herrschender und beherrschter Feldakteure vgl. einführend Jurt (1995, 94).

25 Zur Position des Verfassers der *Reformatio Sigismundi*, der vermutlich als gelehrter Jurist am Königshof, aber nicht als königlicher Ratgeber tätig war, vgl. zuletzt Dümling (2020, 215, Anm. 9).

26 Mit den Kategorien ‚Verfasser' und ‚Vermittlungsinstanz' trenne ich unterschiedliche Analyseebenen: Die Position des Verfassers im Feld soll im Folgenden mit der Position der Vermittlungsinstanz im Text zusammengebracht werden. Bourdieu spricht von einer Strukturhomologie zwischen dem Raum der Stellungen (der Position eines Autors im Feld) und dem Raum der Werke (dem literarischen Text); vgl. Jurt (1995, 86).

> *Also ist es angeslagen und sein decreta gemacht; sehe man an, wer yrret es? wo komen dye heupter? wo sein dye churfursten? wo sein dye cardinåle und ertzbischove? dye fliehen. Mich duncket, es rur sye, sye stunden gernn ab; man kan dye reformatz nit außgeben dann mit gewalt und pene / zu verorden, daz sye bestee. Ich hab eins gedacht: do Cristus Ihesus gemartet wart, do stund im wenig volckes pey in sein grossenn gerechtigkeyten und uberwantz doch; also aller gerechtigkeyt hanget wenig volcks an und überwintz doch am letzten; der schatz aller gerechtigkeyt ist villeicht den kleinen behalten.* (RS N 56 – 58)[27]
>
> [So ist es beschlossen und sind die Dekrete erlassen worden. Nun bedenke man, wer verhindert es? Von wo kommen die Häupter? Wo sind die Kurfürsten? Wo sind die Kardinäle und Erzbischöfe? Die fliehen. Mir scheint, es betreffe sie, aber sie haben nur allzu bereitwillig verzichtet. Man kann die Reform nicht angehen, außer man ordnet unter Androhung von Gewalt und Strafe an, dass sie Bestand habe. Ich habe eines gedacht: Als Jesus Christus gemartert wurde, da standen ihm und seinen vielen rechtmäßigen Forderungen nur wenige bei und er siegte doch; jede Gerechtigkeit hat also nur eine kleine Anhängerschaft und siegt letzten Endes dennoch. Der Schatz aller Gerechtigkeit ist vielleicht den Kleinen vorbehalten.]

Das erste Mal ergreift die Vermittlungsinstanz in der ersten Person Singular das Wort, nachdem eine Kette rhetorischer Fragen die Abwesenheit der eigentlichen Entscheidungseliten vor Augen geführt hat. Die Relevanz der gestellten Forderungen plausibilisiert sie, indem sie ein Machtvakuum konstruiert: Die eigene Stimme ersetzt die fehlenden Autoritäten, tritt mit Bourdieu gesprochen an die Position im Feld, die bisher von den herrschenden Feldakteuren besetzt worden ist. Dass die Vermittlungsinstanz argumentiert, wie sie argumentiert, gründet wesentlich in dieser Wechselwirkung von Position im und Sicht auf das Feld: Nur wer von außen *auf* das Feld blickt, kann das Chaos *im* Feld überblicken und notwendige Ratschläge formulieren. Der Schachzug ist klug gewählt, verkehrt er doch die herrschenden Kapitalformen: Gilt die Nähe zum Konzil und den dort anwesenden politischen Entscheidungsträgern eigentlich als feldrelevantes symbolisches Kapital, setzt die Vermittlungsinstanz der *Reformatio Sigismundi* gerade auf ihre neutrale Position. Der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* wendet den Nachteil, ein Außenseiter im Feld zu sein, also in ein Alleinstellungsmerkmal, das er textimmanent als besonderes Potenzial inszeniert. Diese Inversionslogik zählt laut Bourdieu zu den typischen Argumentationsstrategien beherrschter Feldakteure, die in einer Doppelbewegung die herrschenden Kapitalformen abzuwerten und ihr eigenes Kapital zu nobilitieren suchen (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996, 129). Haben die Konzilsväter Dietrich von Nieheim oder Job Vener

27 Zitiert wird nach: *Reformation Kaiser Siegmunds.* Hg. Heinrich Koller (Monumenta Germaniae Historica 6). Stuttgart: Hiersemann, 1964. Die *Reformatio Sigismundi* existiert in den fünf, z.T. sehr voneinander abweichenden Fassungen N, K, P, G und V (vgl. Koller 1957, 485 – 518), die im Folgenden alle berücksichtigt werden.

in ihren Reformvorschlägen ihre Nähe zum Konzil noch durch Publikumsapostrophen an die Kirchenversammlung und die Gelehrtensprache Latein auszustellen gesucht, distanziert sich der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* – nicht zuletzt über die Volkssprache – von jenen politischen Entscheidungsträgern, die im Anblick der Krise versagen. Der Impetus wird klar: Er fordert nicht nur anderes, er spricht auch eine andere Sprache.

Dass der Verfasser für seinen Text die Volkssprache wählt, zielt also nicht einfach nur – wie von der historischen Forschung wiederholt behauptet – auf Breitenwirkung.[28] Die Verwendung der Volkssprache folgt vielmehr einer inhärenten Logik: Indem der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* die etablierten Kommunikationsweisen des Feldes bewusst negiert und stattdessen eigene Ausdrucksformen sucht, übersetzt er seine Kritik in den Raum der Sprache. Die Volkssprache transportiert somit ein politisches Signal:

> Die Sprache zu erneuern, sie vom Sprachgebrauch der alten Gesellschaft zu reinigen und, derart gereinigt, für verbindlich zu erklären, bedeutet, ein Denken für verbindlich zu erklären, das seinerseits geläutert und gereinigt ist. [...] Kurz, es geht nicht nur darum, zu kommunizieren, sondern auch darum, einer neuen Sprache der Macht mit neuem politischem Vokabular, neuen Verweis- und Bezugssystemen, Metaphern und Euphemismen Anerkennung zu verschaffen, und damit auch der Vorstellung von der sozialen Welt, die mit ihnen vermittelt wird[.] (Bourdieu 1990, 24)

Der Kampf um Kapitalformen und Machtpositionen im Feld wird zum Kampf um die sie beschreibenden und autorisierenden Ausdrucksformen. Um Machtstrukturen zu verändern, so ließe sich Bourdieu auf einen Punkt bringen, müssen sich erst die sprachlichen Codes verändern, mit denen diese be- und geschrieben werden. Der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* wählt die Volkssprache, um die politische Vision der Erneuerung sprachlich zu implementieren: Die artikulierten Reformen fordern eine neue Sprache, ebenso wie nur die neue Sprache Vehikel der Reform sein kann.[29] Im Sprachwechsel zeichnet sich eine programmatische Formel ab, die die bestehenden Feldstrukturen verändern und genuin Neues erreichen will: Reformen zu fordern bringt mit sich, Sprachformen zu reformieren. Der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* tut dies nicht nur, indem er das Deutsche gegen das Lateinische ins Feld führt und dadurch das Machtverhältnis von Gelehrten- und Volkssprache dynamisiert. Er führt darüber hinaus auch Argumen-

---

28 Hühns (1951/1952, 19) etwa argumentiert, dass Stil, Volkssprache und die breitenwirksamen Register von Predigt und Prophetie diese Absicht ausstellen; vgl. auch Struve (1978, 128 – 129).
29 Jonas Kolthoff zeigt in seinem Beitrag auf, wie das Deutsche im Laufe der Reformation selbst zur vorherrschenden Normsprache wird, die das Dialektale zunehmend verdrängt (vgl. Kolthoff, infra).

tationsmuster der volkssprachigen politischen Publizistik in den Reformdiskurs ein, wie der folgende Abschnitt zeigen soll.

2 Die *Reformatio Sigismundi* und die volkssprachige politische Publizistik

Lädt die Konzilssituation auch dazu ein, herrschende Feldakteure und ihre Entscheidungsprozesse kritisch zu hinterfragen, muss sich ein volkssprachiger Autor doch der Frage stellen, wie sein Beitrag unter zahllosen lateinischen Traktaten wahr und ernst genommen wird. Antwort auf diese Frage bietet ihm unter anderem die neue politische Publizistik in der Volkssprache.

Die volkssprachige politische Publizistik nimmt mit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ihren Anfang.[30] Immer häufiger beanspruchen volkssprachige Autoren für sich das Recht, ihren politischen Alltag in unterschiedlichen Textsorten zu kommentieren. Lobrede und Schmähgedicht, Prognostik und Zeitklage, Ereignislied und Herrscherschelte zeugen von einer heterogenen Textgruppe,[31] die nicht ästhetisch stilistische Gattungsmerkmale, sondern eine spezifische Wirkabsicht eint: Die neuen volkssprachigen Publizisten berichten von tagesaktuellem Geschehen und suchen damit, Meinung in einem neuen Kommunikationsraum zu formen.[32] Wo politische Oppositionsorgane, institutionalisiertes Pressewesen und gesetzlich gesicherte Meinungsfreiheit fehlen, erfüllt die politische Publizistik somit eine entscheidende Funktion: Sie ermöglicht – über die Register von Kommentar oder Kritik – Kontrolle auszuüben, und wirkt dadurch wesentlich an der Konstruktion gesellschaftlicher Ordnung mit (vgl. Thum 1981, 161–162). Zunehmend sondert sie sich dabei von der fiktionalen Dichtung ab und folgt eigenen Produktionsregeln, die auf politische Stimmungsmache und Breitenwirkung abzielen. Innerhalb der volkssprachigen Literatur entsteht ein neuer Wirk- und Schaffensraum eigener Logik und Ästhetik (vgl. Kellermann 2019a, 192–193) – man möchte mit Bourdieu sagen: ein neues Unterfeld innerhalb des literarischen Feldes.

---

30 Kellermann (2019a, 195, Anm. 7) datiert mit Lupold Hornburgs *Des ryches klage* (1348) den Beginn der volkssprachigen politischen Publizistik. Seine Reden weisen die typischen publizistischen Eigenschaften auf: „Öffentlichkeit, Meinungsbildung, Tagesaktualität – hier ist alles beisammen, was Publizistik ausmacht" (Kellermann 2017, 209).

31 Zu den unterschiedlichen Textformen vgl. Müller (2004, 96); Kellermann (2019a, 192; 2019c, 326).

32 Alle Definitionsangebote fassen die spätmittelalterliche Publizistik unter funktionalen Gesichtspunkten (vgl. Thum 1980, 12–13; Müller 2004, 96; Kellermann 2019a, 192).

Die Mediävistik wehrt sich gern gegen die Behauptung, ein Phänomen habe im Mittelalter noch nicht existiert – prominent hat sie das etwa im Falle von Jürgen Habermas' Diktum vom Strukturwandel der Öffentlichkeit getan (ein Konzept, das Habermas dem Mittelalter zu Unrecht abgesprochen hat).[33] Unbenommen bleibt aber der Einwand der Alterität mittelalterlicher Literatur, der Andersartigkeit des Erzählens also, gepaart mit den grundverschiedenen Produktions- und Rezeptionsbedingungen des Literaturbetriebs. Lässt sich Bourdieus Feldbegriff mit Vorsicht noch für den politischen Bereich des Mittelalters mit seinen Institutionen, Akteuren, Legitimationskämpfen, Machtstrukturen und ritualisierten Praktiken heranziehen, so kommt er spätestens hier an seine Grenzen: Ein autonomes literarisches Feld im Sinne Bourdieus lässt sich für das Mittelalter nicht beobachten.[34] Dennoch kann man fragen, inwiefern es – wenn auch keine ausdifferenzierten eigengesetzlichen Felder – gleichwohl Feldeffekte gibt (etwa ein gemeinsames Feldinteresse, Konfigurationen objektiver Beziehungen, feldcharakteristische Handlungsmuster etc.). Im Falle der volkssprachigen politischen Publizistik scheinen mir zwei Argumente für diesen Ansatz zu sprechen: Wie die wiederkehrenden Begriffe „offenbarn", „schreien", „ausruefen", „melden", „kund tun", „verkunden", „bekannt tuon", „offenlich sagen", usw. ausstellen, eint die Publizisten das (Feld-)Interesse, Informationen zu veröffentlichen (vgl. Thum 1980, 15 – 16). Im Laufe des Spätmittelalters stecken sie damit ihre Position (im sozialen Raum) ab: Publizisten werden – etwa im Falle Sebastian Brants – von Herrschaftsträgern mit der politisch ausgerichteten Deutung von Naturereignissen beauftragt oder – wenn ihre Stellungnahmen nicht herrschaftskonform scheinen – zensiert (vgl. Müller 1980, 106). Die Macht des

33 Zur Kritik an Habermas vgl. beispielhaft für das Spätmittelalter Kintzinger und Schneidmüller (2011, 10 – 11) sowie für die Publizistik Kellermann (2019b, 169 – 170). Man sollte den Begriff dennoch mit Vorsicht genießen: Gilt es auch als gesichert, dass es „Öffentlichkeit bzw. einen ‚öffentlichen Raum' und Öffentliche [sic!] Meinung […] auch im Mittelalter gab" (Hruza 2002, 21), muss man letztlich im Einzelfall entscheiden, ob und inwiefern bereits von Öffentlichkeit gesprochen werden kann. Mit Blick auf die im Zuge des Investiturstreits aufkommende lateinische Publizistik mahnt Hartmann (2016a, 13) deshalb an, den Begriff Öffentlichkeit an den einzelnen Texten zu prüfen und eher nach den Adressaten und einer durch den Text suggerierten Öffentlichkeit zu fragen. So lassen sich Strategien einer ‚Ver-Öffentlichung' vor allem in der Vielzahl literarischer Hybridformen und der damit im Zusammenhang stehenden unterschiedlichen Adressatenkreise identifizieren (vgl. Hartmann 2016b, 381). Die Frage nach Erscheinungsformen der Öffentlichkeit bringt für die historisch arbeitenden Geschichts- und Literaturwissenschaften also primär die Aufgabe mit sich, Textstrategien nachzuzeichnen, die textimmanent Öffentlichkeit produzieren.

34 Zur Anwendbarkeit von Bourdieus Theorie und ihrer Rezeption in der germanistischen Mediävistik vgl. Robert Gisselbaek und Stefan Rosmer, infra.

neuen Mediums erkennend, beginnen schließlich auch Herrschaftsträger, die Vervielfältigungsmöglichkeiten des Drucks systematisch für ihre politische Propaganda einzusetzen (vgl. Müller 2004, 96). Dass Publizisten als Experten angefragt, zensiert oder ihre Strategien der Meinungsbildung von Herrschaftsträgern kopiert werden, belegt eine Interaktion mit und graduelle Autonomie von dem politischen Feld.[35] So betrachtet, kann die politische Publizistik als neues Protofeld innerhalb der volkssprachigen Literatur des Spätmittelalters skizziert werden.[36]

Als Informationsquelle und Meinungsbildner unterliegt der Publizist einem spezifischen Authentizitätsanspruch. Angesichts lateinkundiger Macht- und Wissensinstanzen muss der volkssprachige Dichter seine Meinungshoheit erst einmal einfordern und stets wieder verteidigen, seine Sprechposition ist dementsprechend labil: „Denn den ‚politischen Publizisten‘ gab es im Spätmittelalter zwar als Funktion im Prozeß gesellschaftlicher Ordnungsarbeit, nicht aber als relativ fest umrissene Berufsrolle wie heute“ (Thum 1980, 26). Es bleibt dem Publizisten also selbst überlassen, sich als glaubwürdige Autorität zu setzen (vgl. Thum 1984, 343). Deshalb inszeniert er sich als Augenzeuge historischer Ereignisse (vgl. Kellermann 2019c, 326), nennt konkrete Jahres-, Orts- und Personenangaben, dramatisiert die Gefahr, unter der er Informationen veröffentlicht,[37] probiert sich außerdem in tradierten Rollen, gibt sich zugleich als Dichter und Berichterstatter, als Kommentator, Prophet und Jurist.[38] Dass das richtige Sprechen in der Regel dazu autorisiere, Recht zu sprechen, leitet Bourdieu (1990, 16) unter Rekurs auf Émile Benveniste aus der etymologischen Verwandtschaft von *droit* (Recht) und *dire* (sprechen) ab. In der Sprachkompetenz manifestiere sich die „Kompetenz im Sinne eines Rechts auf das Wort und eines Rechts auf Macht

---

35 Wie Ralf Grüttemeier in seinem Beitrag betont, gilt für das literarische Feld ohnehin nie eine absolute, stets nur eine relative Autonomie (Grüttemeier, infra).

36 Vergleichbares konstatiert Norbert Bachleitner für die österreichische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und spricht deshalb von „vorautonome[n] literarische[n] Felder[n]“ (Bachleitner, infra).

37 Als typisch publizistische Texteigenschaften listet Kellermann (2019a, 209; 2019c, 325 – 326): Aktualität, Gegenwartsbezug, deiktische Elemente wie Personen-, Orts- und Zeitangaben, Wahrheitsbehauptungen, Selbstreferenzen sowie die gelegentlich ausgestellte Gefahr für die eigene Person.

38 Müller (1980, 118) benennt so divergente Rollenprofile wie ‚Prophet‘, ‚Poet‘, ‚Historiker‘, ‚Gelehrter‘, ‚Orator‘, ‚Philosoph‘, ‚Wissenschaftler‘, ‚Theologe‘, die er im Titel seines Beitrags in der Trias ‚Poet, Prophet, Politiker‘ bündelt. Da die Rolle des ‚Politikers‘ fälschlicherweise impliziert, dass der Publizist selbst Herrschaftsfunktionen übernehmen wolle, modifiziert Kellermann (2019a, 193 – 194) das publizistische Rollenprofil zu ‚Dichter‘, ‚Zeuge‘, ‚Kommentator‘, ‚Warner‘ und ‚Prophet‘.

durch das Wort“ (Bourdieu 1990, 55). Die Rechtssprache legitimiert zur Rechtsprechung – deshalb imitieren die Publizisten auch den juristischen Sprachduktus, um ihren Aussagen das nötige Gewicht zu verleihen (vgl. Thum 1980, 26). Rechtssprache, Autoritätsnennung, Quellenberufung und Übersetzungsleistung weisen den Publizisten als lateinischen Gelehrten aus.[39] Das Gelehrtenwissen soll jedoch keinesfalls Distanz produzieren, vielmehr strebt der Publizist in der Regel eine symmetrische Kommunikation an: Die Volkssprache lädt zum Gespräch auf Augenhöhe, während unbestimmte, zur Identifikation einladende Deiktika das Publikum in den Sprechakt hineinziehen und auf das Textprogramm einschwören. Gerade Sprichwörter, volkstümliche Floskeln und Allgemeinwissen erlauben als spezifisch publizistische Zutat, Konsens zu inszenieren.[40] Über diffiziles Rollenspiel und eklektische Verweistechniken sucht der Publizist so, Meinung zu formen und damit in den öffentlichen Raum zu wirken.

Selbst- und Sendungsbewusstsein gewinnt der Publizist dabei aus einem Gefühl von Öffentlichkeit, das die doppelte Adressatenausrichtung suggeriert: In der Regel apostrophieren die publizistischen Texte Herrschaftsträger mit den Registern von Lob oder Kritik; sie wenden sich an namentlich genannte Könige, Fürsten oder Reichsstädte, preisen ihre Vorbildlichkeit oder prangern ihre Lasterhaftigkeit an. In kollektivierenden Aussagen der ersten Person Plural implizieren sie jedoch ebenso ein breiteres Publikum, das den Standpunkt des Sprechers aufnimmt, teilt, ihm überindividuelle Gültigkeit verleiht.[41] Die doppelte Adressatenausrichtung eint die unterschiedlichen Textformen: Inszenieren sich die Autoren der politischen Spruchdichtung als Fürsprecher einer Öffentlichkeit (vgl. Behr 1980, 76), wenden sich die Ereignisdichter an unterschiedliche Interessensgemeinschaften und produzieren damit „Teilöffentlichkeiten“ (Kellermann 2000, 335). Am Beispiel des Humanisten Sebastian Brant kann Müller aufzeigen, wie dieser in seinen Flugblättern über die feudalen Herrschaftsträger hinaus eine Öffentlichkeit anspricht, indem er entweder Ängste zu kompensieren oder aber propagandistisch zu polarisieren sucht.[42] Wesentlich baut die Publizistik auf diese in der doppelten Adressatenausrichtung durchscheinende Legitimationsstrategie: Weniger interessiert daran, ein Kollektiv zu mobilisieren, braucht die

---

39 Zu den Legitimationsstrategien vgl. u. a. Müller (1980, 111; 2004, 105).

40 Behr (1980, 76) hat das für die politische Spruchdichtung nachgewiesen; zum Stellenwert von Alltagswissen für die spätmittelalterliche Publizistik vgl. Müller (2004, 108).

41 Zur doppelten Adressatenausrichtung der volkssprachigen Publizistik vgl. Müller (1980, 103; 2004, 96); Kellermann (2020, 201).

42 Öffentlichkeit erkennt Müller (1980, 104 – 105), „soweit davon nach Maßgabe der technischen und institutionellen Möglichkeiten der Verbreitung und der bildungsmäßigen, ökonomischen und ständischen Voraussetzungen der Rezeption schon die Rede sein kann“.

Publizistik die implizierte Öffentlichkeit vor allem, um ihren eigenen Standpunkt zu markieren. Die im Text produzierte Öffentlichkeit rechtfertigt, dass ein einzelner als Sprecher des Kollektivs Herrschaftsträger an ihre Aufgaben erinnert. Die Adressatengruppe plausibilisiert und legitimiert das Mitsprache- und Kritikrecht, der Sprecher ist angewiesen auf die Gemeinschaft, für die er eintritt. Bourdieu bezeichnet das als

> das Mysterium der performativen Magie [...], über die der Repräsentant die Gruppe, durch die er wird, was er ist, erst zu dem macht, was sie ist: Der Gruppensprecher, der die Vollmacht hat, im Namen der Gruppe zu sprechen und zu wirken, zuallererst – über die Magie des Losungswortes – auf die Gruppe selbst, ist der Stellvertreter der Gruppe, die nur durch diese Stellvertretung existiert. (Bourdieu 1990, 72)

Wohlgemerkt: Eigentlich adressieren die volkssprachigen Publizisten keine homogene Gruppe, sondern beziehen sich auf unterschiedliche, bereits vorhandene Gruppierungen. Sie sprechen die Handwerker an und ergreifen für die städtische Mittelschicht Partei, appellieren an den niedrigen Adel oder kritisieren den Klerus. Streng genommen schaffen die Publizisten also keine Gruppe, bündeln in ihrem holistischen Anspruch aber gleichwohl historisch gewachsene Gesellschaftsschichten zu einer Kommunikationsgemeinschaft. Mit diesem Kumulationseffekt evozieren die Publizisten den Eindruck von Öffentlichkeit (oder genauer: den Eindruck einer Vielzahl heterogener Teilöffentlichkeiten).

Definiert man politische Publizistik unter dem funktionalen Gesichtspunkt der Meinungsbildung im öffentlichen Raum, lässt sich auch die *Reformatio Sigismundi* als Teilbewegung derselben fassen. Denn sie stellt mit der Wahl der Volkssprache ihre Reformentwürfe einer Öffentlichkeit vor, die über den internen Konzilskontext hinausreicht, und bildet damit Meinung in politischen Aushandlungsprozessen.[43] Es gilt im Folgenden aufzuzeigen, inwiefern die *Reformatio Sigismundi* die ästhetischen Spielformen und Wirkabsichten der politischen Publizistik aufnimmt, modifiziert und erweitert.

Dem Publizisten vergleichbar, sichert sich auch die Vermittlungsinstanz der *Reformatio Sigismundi* durch ein assoziatives Belegnetz ab: Sie zieht die Bibel neben Sprichwörtern heran, rekurriert auf angebliche Schriftquellen und allseits bekannte Legenden, zitiert etablierte Kirchenväter und Gelehrte neben anonymen „buchtichtern" (RS N 108, N 148, N 202; „Buchdichtern").[44] Die vielen lateinischen

43 Bereits Struve (1978, 102, Anm. 173) und Thum (1980, 21) setzen die *Reformatio Sigismundi* in Bezug zur zeitgenössischen Publizistik; zur Traktatliteratur auf den Konzilien im Allgemeinen vgl. Miethke (1981, 741).

44 Für ausführliche Belegstellen vgl. die oben angekündigte Monografie „Auf der Suche nach Re| formen: Literarische Wege der Selbstlegitimation in der *Reformatio Sigismundi* (1439)".

Einschübe sollen den Aussagen Gewicht verleihen – dass die *Reformatio Sigismundi* dabei nicht immer richtig zitiert, tut der Wirkung keinen Abbruch. Die späteren Bearbeiter erweitern ihre Vorlage deshalb immer wieder durch lateinische Einschübe. Selten stehen die Zitate isoliert, in der Regel wiederholt die *Reformatio Sigismundi* den Inhalt in der Volkssprache. So übersetzt die N-Fassung die aus dem Deuteronomium übernommene Prophezeiung des nahenden Priesterkönigs mit der Überleitung „zü teutsch" (RS N 328; „auf Deutsch") für ihr laikales Publikum. In konsenssichernden Floskeln wie „[e]s ist yederman woll zü wissen" (RS N 344; „jedermann soll wissen"), „[e]s ist an zwifel" (RS K 106, K 234; „es besteht kein Zweifel"), „als es woll ofennbar ist" (RS N 104; „wie es deutlich ist") oder „das bekent (yeder)man woll" (RS N 106, N 38; „das gibt wohl jedermann zu") rekurriert die *Reformatio Sigismundi* darüber hinaus auf Allgemeinwissen, während Einschübe wie „das ist bewert" (RS N 224; „es ist bewährt"), „als gewonlich ist" (RS N 230; „wie es üblich ist") und „als billich ist" (RS N 192; „wie es sich ziemt") über das Gewohnheitsrecht argumentieren.

Ihrer kombinativen Verweistechnik entsprechend kleidet sich die Vermittlungsinstanz der *Reformatio Sigismundi* in unterschiedliche Sprecherrollen: Als Gelehrter zitiert sie aus der Bibel, als Lehrer übersetzt sie das Zitierte, als Gleichgesinnter erinnert sie an bekannte Sprichwörter und Anekdoten, als Prophet deutet sie die Reform als göttlichen Plan. Episoden aus dem Konzilsgeschehen sollen bezeugen, dass die Vermittlungsinstanz das Geschilderte selbst erlebt hat: „Es ist gescheen zü Basel" (RS N 296; „In Basel hat sich zugetragen"), dass ein Gericht dem Klagenden unrechtmäßig das väterliche Erbe aberkannt habe. Mit der Floskel „als yederman wol weyß" (RS N 244; „wie wohl jedermann weiß") rekurriert die N-Fassung auf Ereignisse des Konzilsgeschehens, gern zitieren die unterschiedlichen Fassungen außerdem (nicht belegte) Aussagen unterschiedlicher Konzilsteilnehmer. Immer wieder sollen (vermeintlich) wahre Begebenheiten das Behauptete bestätigen – so rechtfertigt die Vermittlungsinstanz ihre Kritik an den Klöstern mit dem Verweis auf eigene Erfahrung: „ich weyß ein closter sant Bernhartz ordens" (RS N 164; „ich kenne ein Kloster des Zisterzienserordens"), das unrechtmäßig Besitz angehäuft habe. Das besagte Kloster dient der Vermittlungsinstanz als Beispiel einer um sich greifenden Entwicklung: „der closter findt man vil" (RS N 164; „Kloster dieser Art findet man viele"). Hier tritt die Vermittlungsinstanz vor allem als gut informierter Berichterstatter und Augenzeuge auf.

Ihre Appelle formuliert die Vermittlungsinstanz über die rationalisierenden Register der Jurisdiktion, indem sie dieselben überwiegend in unpersönliche Sprechhaltung, imperativische Wendungen und iterative Satzstrukturen kleidet. Kontrastiv hierzu lädt sie in emotionalen Ausrufen, Kollektivformeln und flexiblen Sprechpositionen ihre Rezipienten zur Identifikation ein. Gebetsformeln,

Exempel und Reime lockern den juristischen Ton der Forderungen auf und wirken persuasiv.

Die Vermittlungsinstanz legitimiert sich überdies, indem sie den Text als Übersetzung einer lateinischen Quelle ausgibt, die Kaiser Siegmund autorisiert habe. Die Quellenfiktion wie auch die vielen Zitate und Autoritätsnennungen stellen den Text in eine lateinische Tradition:

> *Aristotiles spricht: Het der mensch kein gepot von got, dannoch dye natur zeichet, was recht ist; darumb sprich ich: dye gelerten leben nicht naturlich, sye wyssen das unrecht und meyden des nit und sein gote widerig; ich bekenne, ich enpfinde, das dye cleinenn dye grossen weysen müßenn durch das ewangelium Cristi; nit an einer stat, an mancher stat man es woll findet.*
>
> *Augustinus spricht: Surgunt indocti et rapiunt celum et docti merguntur in infernum – es sten auff dye ungelerten und ergreyffent den hymel und dye gelerten gen untter in dye helle. Wer ist ytzundt gotlicher ordenung wyderiger dann dye prelaten und dye gelertenn? es get ytzunt geleich als Ysaias spricht: Dereliquerunt deum, plasphemaverunt nomen santum suum, alienati sunt, abierunt retrorsum - sye haben sich von got gescheyden, sye verschelten seinen heyligen namen, sye sein abgetretten; daz ist nü alles war; es ist fast abgetretten gesichtiglichen und lebet nyemant mee naturlichen.* (RS N 82–84)
>
> [Aristoteles spricht: Wenn der Mensch kein Gebot von Gott hat, zeigt ihm doch die Natur, was rechtmäßig ist. Darum spreche ich: Die Gelehrten leben nicht natürlich, sie kennen das Unrecht und meiden es nicht und handeln gotteswidrig. Ich bekenne, ich empfinde, dass die Kleinen mithilfe des Evangeliums Christi die Großen weisen müssen. Diesen Zustand findet man sehr häufig.
>
> Augustinus spricht: Surgunt indocti et rapiunt celum et docti merguntur in infernum – die Ungelehrten erheben sich und ergreifen den Himmel und die Gelehrten fahren in die Hölle. Wer verstößt derzeit mehr gegen die göttliche Ordnung als die Prälaten und Gelehrten? Es verhält sich derzeit genauso wie Jesaja spricht: Dereliquerunt deum, plasphemaverunt nomen santum suum, alienati sunt, abierunt retrorsum – sie haben Gott verlassen, sie verachten seinen heiligen Namen, sie haben sich von ihm abgewandt. Das ist alles wahr. Alle sind nur allzu sichtbar abgewandt, niemand lebt mehr natürlich.]

In syntaktischer Analogie zu Aristoteles („Aristotiles spricht“/ „darumb sprich ich“) führt die Vermittlungsinstanz ihre eigene Stimme als Autorität ein: Sie demonstriert, dass sie den antiken Autor wortgenau kennt und dessen Aussagen einem Laien vermitteln kann. Auf die aristotelische Metaphysik folgen eigene Beobachtung („dye gelerten leben nicht naturlich“) und Handlungsaufforderung („dye cleinenn [müßenn] dye grossen weysen“), die wiederum die Bezüge auf die christlichen Autoritäten Augustinus und Jesaja argumentativ stützen. Dadurch entsteht eine Kausalkette, die antikes, kirchliches und laikales Wissen verschränkt und verständlich vermittelt. Die *Reformatio Sigismundi* verfehlt also nicht etwa ihren Rezipientenkreis, wie Beer (1937, 171) einmal behauptet hat, wenn sie lateinische Zitate in einem volkssprachigen Text bringt. Man soll die Zitate gar nicht verstehen, schließlich übersetzt die *Reformatio Sigismundi*. Das Publikum

kennt diese Verweistechnik aus der zeitgenössischen Publizistik und akzeptiert sie als Vertextungsstrategie, die weniger der Aussage dienen als vielmehr den Sprechenden legitimieren soll. Denn als erste volkssprachige Reformvorlage muss die *Reformatio Sigismundi* ihr Recht auf Mitsprache erst rechtfertigen, bevor sie Kritik üben und Ratschläge formulieren kann. Vor diesem Hintergrund geben sich Gelehrtenreferenzen und Bilingualität ebenso wie Sprichwörter und Integrationsformeln als Argumentationsmuster zu erkennen, die den Zugang zu unterschiedlichen Wissenswelten und damit die besondere Eignung der Vermittlungsinstanz ausstellen. Was bisher an dem Text irritiert hat – die assoziativen Zitate, das Vulgärlatein, die Selbststilisierung sowohl als kaiserlicher Übersetzer wie auch als Vertrauter des ‚kleinen Mannes' – erscheint vor dem Hintergrund der politischen Publizistik als typische Überzeugungsstrategie: Die Synkrise ist ästhetisches, und mehr noch: politisches Programm.

Eine weitere, typisch publizistische Argumentationsstrategie bedient die *Reformatio Sigismundi* in ihrer doppelten Adressatenausrichtung. In ihren Publikumsapostrophen mobilisiert die *Reformatio Sigismundi* zunächst „alle fursten und herren, alle ritterschefft und yr werden reichstet gemeinglich" (RS N 52; „alle Fürsten und Herren, alle Ritterschaft und ihr würdigen Reichsstädte gemeinsam") als jene Kräfte des Reichs, die für die Reform verantwortlich zeichnen. Ebenso appelliert der Text aber auch an ein abstraktes Kollektiv: „yderman" (RS N 68, N 336; „jedermann") solle zuschlagen, denn „[i]n diser vermanung sollen sein jung und alt, alle gemein cristenheyt, nyemant außgenomen" (RS N 78; „Die Ermahnung richtet sich an Jung und Alt, an alle Christen, niemand ausgenommen"). Die scheinbar widersprüchlichen Adressatenappelle der *Reformatio Sigismundi* haben wiederholt zu Schwierigkeiten geführt, einen eindeutigen Rezipientenkreis zu benennen.[45] Liest man die Apostrophen indes vor dem Hintergrund der politi-

45 Die Frage, wen die *Reformatio Sigismundi* denn eigentlich adressiert, hat die Forschung wiederholt mit Blick auf die im Text apostrophierten *kleinen* diskutiert. Die DDR-Historiographie hat in der Formel von den *kleinen*, die laut der *Reformatio Sigismundi* die Reform umsetzen sollen, den Beginn der frühbürgerlichen Revolution erkannt; der Text suche demnach die unteren Bevölkerungsschichten zu mobilisieren (vgl. etwa Hühns 1951/52, 19). Dohna (1960, 156–158) hingegen hat die *kleinen* als programmatische Formel im Sinne der geistig Armen gelesen: Die Träger der Reform sollen diejenigen sein, die wie die Kleinen denken und also Buße tun. Dohnas Lesart folgt Pfaff (1999, 196), auch wenn er stellenweise soziale Implikationen nicht ausschließt. Dagegen hat Irsigler (1976, 253–254) argumentiert, dass die Dichotomie von *heuptern* und *kleinen* – bei aller begrifflichen Offenheit – Grenzziehungen vornimmt; er fasst die *kleinen* deshalb als „die zur stärkeren politisch-gesellschaftlichen Mitverantwortung aufgerufenen Kräfte des Reiches unterhalb der Adelsspitze der Fürsten und Landesherren, die Gemeinschaft der politisch und rechtlich handlungsfähigen Menschen in Stadt und Land, der gemeine Mann schlechthin, repräsentiert durch die *kleinen* Obrigkeiten, die selbst wieder vielfach einer fürstlichen, landes-

schen Publizistik, geben sich die unterschiedlichen Ansprachen nicht als Gegensatz, sondern als bewusstes Zusammenspiel zu erkennen: Indem die Vermittlungsinstanz Konsens suggeriert, integriert sie eine heterogene Adressatengruppe, als deren Stellvertreter sie auftreten kann. Der Text aktiviert in seinen Apostrophen eine Öffentlichkeit, hinter den konkreten Funktionseliten des Reichs – den eigentlichen, von der Vermittlungsinstanz in die Pflicht gerufenen Reformakteuren – scheint ein Kollektiv hervor, das die Forderungen der *Reformatio Sigismundi* legitimiert und mitträgt.

3 Fazit

1439 – in dem Moment, als sich das Basler Konzil nach sechs Jahren erfolgreicher Reformtätigkeit wieder mit dem Papst entzweit und ein neues Schisma riskiert – setzt ein anonym gebliebener Konzilsteilnehmer einen deutschsprachigen Reformvorschlag auf, den spätere Bearbeiter kurz darauf dem verstorbenen Reformkaiser Siegmund von Luxemburg zuschreiben. Diese erste volkssprachige Reformvorlage entsteht in einem Klima, in dem 1. die politischen Entscheidungsträger auf dem Konzil ihre eigene Position kritisch diskutieren und 2. volkssprachige Autoren immer mehr auf Mitspracherecht drängen. Der Verfasser der *Reformatio Sigismundi*, so die These, hat diese Entwicklungen erkannt und in produktive Synthese gebracht.

Als Randfigur des Konzilsgeschehens muss der unbekannte Verfasser sein Recht auf Mitsprache erst gegen die herrschenden Akteure des politischen Felds behaupten, bevor er Kritik üben und nachhaltig Forderungen stellen kann. Dies gelingt ihm, indem er auf die Aura des berühmten Reformkaisers setzt und sich zugleich von den korrumpierten Entscheidungseliten auf dem Konzil distanziert. In Zeiten politischer Krisen schlägt er somit aus seiner Außenseiterposition Kapital. Entscheidendes Medium wird nicht zuletzt die Volkssprache: Die Reformatio Sigismundi wendet sich von den Kommunikationskonventionen des politischen Felds ab, verhandelt Kritik und Forderung somit sprachlich – nur eine neue Sprache kann Vehikel des Neuanfangs sein. Die Volkssprache erlaubt überdies, jenseits der Konzilsöffentlichkeit Einfluss zu nehmen. Mit welchen literarischen Verfahren Einflussnahme in der Volkssprache gelingen kann, lernt der Text nicht zuletzt von der neuen volkssprachigen Publizistik: Man informiert über die tagesaktuelle Politik, wählt unterschiedliche Sprecherrollen, polemisiert ge-

herrlichen Obrigkeit gegenüberstanden“. Ähnlich deutet auch Struve (1978, 109) die *kleinen* als eine nicht klar zu begrenzende neue Herrscherelite.

gen die Entscheidungseliten und adressiert eine diffuse Öffentlichkeit. Liest man die *Reformatio Sigismundi* als Teilbewegung der politischen Publizistik des Spätmittelalters, erklärt sich, warum die Vermittlungsinstanz so assoziativ zitiert, sich mal als Gelehrter, mal als Vertrauter ausgibt, warum sie zeitgleich die Reichsstände und den kleinen Mann anspricht – eben all das sind publizistische Argumentations- und Persuasionsstrategien, die der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* für sich einzusetzen versteht. Im Kampf um Deutungshoheit auf dem politischen Feld vertraut er auf den Selbstanspruch des Publizisten, nicht an politischer Macht, sondern an politischer Wahrheit interessiert zu sein.

Das stilistische Experiment soll schließlich zum Erfolg führen. Nicht zuletzt dank ihrer scheinbar disparaten Form findet die Reformvorlage so viele Bearbeiter, erregt in der Reformationszeit einige Aufmerksamkeit und gibt noch der Geschichtswissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts das ein oder andere Rätsel auf. Seinen Ruhm verdankt der Text also gerade nicht seiner erfolgreichen Nachahmung bestehender Feldstrukturen, sondern seiner subversiven Kraft, die im Spiel mit unterschiedlichen Rollenmustern und Publikumsapostrophen, mit den breitenwirksamen Registern von Predigt und Prophetie und nicht zuletzt in der Volkssprache ihre Wirkung entfaltet. Gerade mit diesen aus der Publizistik übernommenen Stilvarianzen behauptet und gewinnt die *Reformatio Sigismundi* ihre Position im politischen Feld – denn: „zur Ausübung symbolischer Macht [gehört] eine Arbeit an der *Form*“ (Bourdieu 1990, 56 [Kursivierung im Original]).[46]

Literaturverzeichnis

Anonym. *Reformation Kaiser Siegmunds*. Hg. Heinrich Koller. Stuttgart: Hiersemann, 1964.

Beer, Karl. „Zur Frage nach dem Verfasser der ‚Reformatio Sigismundi'“. *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 51 (1937): 161–177.

Beer, Karl. „Der gegenwärtige Stand der Forschung über die ‚Reformatio Sigismundi'“. *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 59 (1951): 55–93.

Beer, Karl. „Was ein deutscher Reformer vor einem halben Jahrtausend vom Ärztestand erwartete“. *Gesnerus* 12.1–2 (1955): 24–36.

Behr, Hans-Joachim. „Der ‚ware meister‘ und der ‚schlechte lay‘: Textlinguistische Beobachtungen zur Spruchdichtung Heinrichs von Mügeln und Heinrichs des Teichners“. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 37 (1980): 70–85.

46 Man kann die hier präsentierten Erkenntnisse komplementär zu Christoph Leschanz' Beitrag lesen: Steht die *Reformatio Sigismundi* als Beispiel dafür, wie literarische Strategien im politischen Feld Einsatz finden, hat Leschanz umgekehrt untersucht, welchen Einfluss das Feld der Macht auf die österreichische Literatur der Nachkriegszeit ausübt.

Bourdieu, Pierre. *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller, 1990.
Bourdieu, Pierre, und Loïc Wacquant. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.
Brandmüller, Walter. *Das Konzil von Konstanz 1414 – 1418: Band II: Bis zum Konzilsende*. Paderborn u. a.: Schöningh, 1997.
Brandmüller, Walter. *Das Konzil von Pavia-Siena 1423 – 1424*. Paderborn u. a.: Schöningh, 2002.
Braun, Karl-Heinz. „Die Konstanzer Dekrete ‚Haec Sancta‘ und ‚Frequens‘“. *Das Konstanzer Konzil 1414 – 1418: Weltereignis des Mittelalters: Essays*. Hg. Karl-Heinz Braun. Darmstadt: Theiss, 2013. 82 – 86.
Decaluwé, Michiel. „Das Dekret ‚Haec sancta‘ und sein gedanklicher Kontext auf dem Konzil von Konstanz und auf dem Konzil von Basel“. *Annuarium historiae conciliorum* 41 (2009): 313 – 340.
Decaluwé, Michiel, und Gerald Christianson. „Historical Survey“. *A Companion to the Council of Basel*. Hg. Michiel Decaluwé, Gerald Christianson und Thomas M. Izbicki. Leiden und Boston: Brill, 2017. 8 – 37.
Dohna, Lothar Graf zu. *Reformatio Sigismundi: Beiträge zum Verständnis einer Reformschrift des fünfzehnten Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1960.
Dümling, Sebastian. *Träume der Einfachheit: Gesellschaftsbeobachtungen in den Reformschriften des 15. Jahrhunderts*. Husum: Matthiesen, 2017.
Dümling, Sebastian. „Verfasser, Autoren, Erzähler – Zugänge zur Textlichkeit der ‚Reformatio Sigismundi‘“. *Quellenanalyse: Ein epochenübergreifendes Handbuch für das Geschichtsstudium*. Hg. Maria Rhode und Ernst Wawra. Paderborn: Schöningh, 2020. 212 – 219.
Eßer, Florian. „Aus zwei mach eins: Der Pisaner Lösungsversuch des Großen Abendländischen Schismas 1408/1409: Schismatologie und Konzilsform“. *Der Verlust der Eindeutigkeit: Zur Krise päpstlicher Autorität im Kampf um die Cathedra Petri*. Hg. Harald Müller. Berlin und Boston: De Gruyter, 2017. 37 – 54.
Eßer, Florian. *Schisma als Deutungskonflikt: Das Konzil von Pisa und die Lösung des Großen Abendländischen Schismas (1378 – 1409)*. Wien, Köln und Weimar: Böhlau, 2019.
Gießmann, Ursula. „Die ‚renuntiatio‘ Felix’ V. (1449)“. *Gegenpäpste: Ein unerwünschtes mittelalterliches Phänomen*. Hg. Harald Müller und Brigitte Hotz. Wien, Köln und Weimar: Böhlau, 2012. 391 – 410.
Girgensohn, Dieter. „Von der konziliaren Theorie des späteren Mittelalters zur Praxis: Pisa 1409“. *Die Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414 – 1418) und Basel (1431 – 1449): Institutionen und Personen*. Hg. Heribert Müller und Johannes Helmrath. Ostfildern: Thorbecke, 2007. 61 – 94.
Hartmann, Florian. „Kommunikation im Wandel: Medien, Autoren und Kontexte in den Debatten des Investiturstreits: Eine Einführung“. *Brief und Kommunikation im Wandel: Medien, Autoren und Kontexte in den Debatten des Investiturstreits*. Hg. Florian Hartmann, unter Mitarbeit von Anja-Lisa Scholl und Eugenio Riversi. Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 2016a. 9 – 21.
Hartmann, Florian. „Kommunikation im Wandel: Ergebnisse, Ausblick und Desiderate“. *Brief und Kommunikation im Wandel: Medien, Autoren und Kontexte in den Debatten des*

Investiturstreits. Hg. Florian Hartmann, unter Mitarbeit von Anja-Lisa Scholl und Eugenio Riversi. Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 2016a. 381 – 391.

Helmrath, Johannes. *Das Basler Konzil 1431 – 1449: Forschungsstand und Probleme*. Köln und Wien: Böhlau, 1987.

Helmrath, Johannes. „‚Geistlich und werntlich': Zur Beziehung von Konzilien und Reichsversammlungen im 15. Jahrhundert". *Deutscher Königshof, Hoftag und Reichstag im späteren Mittelalter*. Hg. Peter Moraw. Stuttgart: Thorbecke, 2002. 477 – 517.

Helmrath, Johannes. „Das Konzil von Konstanz und die Epoche der Konzilien (1409 – 1449): Konziliare Erinnerungsorte im Vergleich". *Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis: Begegnungen, Medien und Rituale*. Hg. Gabriela Signori und Birgit Studt. Ostfildern: Thorbecke, 2014. 19 – 33.

Herbers, Klaus. *Geschichte des Papsttums im Mittelalter*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012.

Hruza, Karel. „Propaganda, Kommunikation und Öffentlichkeit im Mittelalter". *Propaganda, Kommunikation und Öffentlichkeit (11.–16. Jahrhundert)*. Hg. Karel Kruza. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2002. 9 – 25.

Hühns, Erik. „Theorie und Praxis in der Reichsreformbewegung des 15. Jahrhunderts: Nikolaus von Cues, die ‚Reformatio Sigismundi' und Berthold Henneberg". *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin* 1, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 1 (1951/1952): 17 – 34.

Irsigler, Franz. „Die ‚Kleinen' in der sogenannten ‚Reformatio Sigismundi'". *Saeculum* 27 (1976): 248 – 255.

Jurt, Joseph. *Das literarische Feld: Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1995.

Kellermann, Karina. *Abschied vom ‚historischen Volkslied': Studien zu Funktion, Ästhetik und Publizität der Gattung historisch-politische Ereignisdichtung*. Tübingen: Niemeyer, 2000.

Kellermann, Karina. „‚Ein kurtze rede wore': Die vier politischen Reimreden des Lupold Hornburg". *Wolfram-Studien* 24 (2017): 199 – 219.

Kellermann, Karina. „‚Der tiuvel schiez iu in den kragen!' Herrschaftskritik in der deutschsprachigen Publizistik". *Transkulturelle Annäherungen an Phänomene von Macht und Herrschaft: Spannungsfelder und Geschlechterdimensionen*. Hg. Matthias Becher. Göttingen: V&R unipress, 2019a. 191 – 212.

Kellermann, Karina. „Meinungsmache in Braunschweig: Der Publizist Hermann Bote (ca. 1460 – 1520)". *Märchenstadt und Parnass: Braunschweiger Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. Renate Stauf und Christian Wiebe. Meine: Reiffer, 2019b. 169 – 194.

Kellermann, Karina. „Politische Reden allegorischer Gestalten in der deutschsprachigen Publizistik des Spätmittelalters". *Oratorik und Literatur: Politische Rede in fiktionalen und historiographischen Texten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. Hg. Malena Ratzke, Christian Schmidt und Britta Wittchow. Berlin: Lang, 2019c. 323 – 344.

Kellermann, Karina. „Sebastian Brant als Wunderzeichendeuter, Publizist und königlicher Ratgeber: Der Meteoritenfall von Ensisheim (7. 11. 1492) und was der Humanist daraus macht". *Die Figur des Ratgebers in transkultureller Perspektive*. Hg. Dominik Büschken und Alheydis Plassmann. Göttingen: V&R unipress, 2020. 193 – 215.

Kintzinger, Martin, und Bernd Schneidmüller. „Politische Öffentlichkeit im Spätmittelalter – Eine Einführung“. *Politische Öffentlichkeit im Spätmittelalter*. Hg. Martin Kintzinger und Bernd Schneidmüller. Ostfildern: Thorbecke, 2011. 7 – 20.

Kirsch, Mona. *Das allgemeine Konzil im Spätmittelalter: Organisation – Verhandlungen – Rituale*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2016.

Koller, Heinrich. „Untersuchungen zur ‚Reformatio Sigismundi‘ I: Die Fassungen und Handschriften der ‚Reformatio‘“. *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 13 (1957): 482 – 524.

Koller, Heinrich. „Untersuchungen zur ‚Reformatio Sigismundi‘ II: Die Vorlagen der *Reformatio*“. *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 14 (1958): 418 – 468.

Koller, Heinrich. „Untersuchungen zur ‚Reformatio Sigismundi‘ III: Entstehungszeit, Entstehungsort und die Verfasser der ‚RS‘ und ihrer Redaktionen“. *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 15 (1959): 137 – 162.

Koller, Heinrich. „Einleitung“. *Reformation Kaiser Siegmunds*. Hg. Heinrich Koller. Stuttgart: Hiersemann, 1964. 1 – 49.

Meuthen, Erich. *Das Basler Konzil als Forschungsproblem der europäischen Geschichte*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1985.

Miethke, Jürgen. „Die Konzilien als Forum der öffentlichen Meinung im 15. Jahrhundert“. *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 37.2 (1981): 736 – 773.

Müller, Heribert. *Die kirchliche Krise des Spätmittelalters: Schisma, Konziliarismus und Konzilien*. München: Oldenbourg, 2012.

Müller, Jan-Dirk. „Poet, Prophet, Politiker: Sebastian Brant als Publizist und die Rolle der laikalen Intelligenz um 1500“. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 37 (1980): 102 – 127.

Müller, Jan-Dirk. „Publizistik unter Maximilian I: Zwischen Buchdruck und mündlicher Verkündigung“. *Sprachen des Politischen: Medien und Medialität in der Geschichte*. Hg. Ute Frevert und Wolfgang Braungart. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004. 95 – 122.

Pfaff, Carl. „Klerus und Laien im Spiegel der ‚Reformatio Sigismundi‘“. *Pfaffen und Laien – ein mittelalterlicher Antagonismus? Freiburger Colloquium 1996*. Hg. Eckart C. Lutz und Ernst Tremp. Fribourg, Schweiz: Universitätsverlag, 1999. 191 – 207.

Rathmann, Thomas. *Geschehen und Geschichten des Konstanzer Konzils: Chroniken, Briefe, Lieder und Sprüche als Konstituenten eines Ereignisses*. München: Fink, 2000.

Rollo-Koster, Joëlle, und Thomas M. Izbicki. „Introduction: The Great Schism and the Scholarly Record“. *A Companion to the Great Western Schism (1378 – 1417)*. Hg. Joëlle Rollo-Koster und Thomas M. Izbicki. Leiden und Boston: Brill, 2009. 1 – 7.

Schneider, Joachim. „Sigismund: Römisch-deutscher König auf dem Konstanzer Konzil“. *Das Konstanzer Konzil 1414 – 1418: Weltereignis des Mittelalters: Essays*. Hg. Karl-Heinz Braun. Darmstadt: Theiss, 2013. 41 – 46.

Struve, Tilman. „Reform oder Revolution? Das Ringen um eine Neuordnung in Reich und Kirche im Lichte der ‚Reformatio Sigismundi‘ und ihrer Überlieferung“. *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 126 (1978): 73 – 129.

Thum, Bernd. „Öffentlich-Machen, Öffentlichkeit, Recht: Zu den Grundlagen und Verfahren der politischen Publizistik im Spätmittelalter (mit Überlegungen zur sog. ‚Rechtssprache‘)“. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 37 (1980): 12 – 69.

Thum, Bernd. „Die ‚Wahrheit‘ der Publizisten und die ‚Wahrheit‘ im Recht: Zum Aufbau gesellschaftlicher Wirklichkeit im späteren Mittelalter“. *De Poeticis Medii Aevi*

Quaestiones: Käte Hamburger zum 85. Geburtstag. Hg. Jürgen Kühnel, Hans-Dieter Mück und Ulrich Müller. Göppingen: Kümmerle, 1981. 147 – 207.

Thum, Bernd. „Der Reimpublizist im deutschen Spätmittelalter: Selbstverständnis und Selbstgefühl im Lichte von Status, Funktion und historischen Verhaltensformen“. *Lyrik des ausgehenden 14. und des 15. Jahrhunderts*. Hg. Franz von Spechtler. Amsterdam: Rodopi, 1984. 309 – 378.

Wefers, Sabine. „Siegmund, Sigmund, römisch-deutscher Kaiser (1368 – 1437)“. *Lexikon des Mittelalters* 7 (1995): 1868 – 1871.

Wiesflecker, Hermann. *Kaiser Maximilian I: Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit: Band II: Reichsreform und Kaiserpolitik: 1493 – 1500: Entmachtung des Königs im Reich und in Europa*. München: Oldenbourg, 1975.

II Sprachwissenschaft

Karsten Schmidt

Bourdieu über Sprache und symbolische Gewalt

„C'est en objectivant ce que je suis que je me donne quelque chance de devenir le sujet de ce que je suis ; et de même, en les objectivant, je donne aux autres les moyens de se faire les sujets de ce qu'ils sont." (*Langage et pouvoir symbolique*, S. 400)[1]

1 „Ich kann nicht sprechen"

In seinen sprachsoziologischen Arbeiten führt Pierre Bourdieu mehrmals das Beispiel eines béarnesischen Bauern an, dem in seinem Ort das Amt des Bürgermeisters angeboten wird. Obwohl er die meisten Stimmen erhalten hat, lehnt der Bauer das Amt ab. Er begründet dies (auf Französisch) damit, dass er doch nicht sprechen könne (vgl. Bourdieu 2005b, 75; 2017, 185 – 186; 1989b, 39). Gemeint ist natürlich jene Varietät des Französischen, die als Standard gilt und in offiziellen Situationen die einzig legitime Sprachform ist. Bourdieu sieht in der Bemerkung des Bauern „eine völlig realistische, völlig soziologische Definition der legitimen Kompetenz" (Bourdieu 2017, 185). Diese (Selbst-)Einschätzung ist realistisch, weil in ihr das Wissen darüber enthalten ist, dass die eigene Sprachfähigkeit nie losgelöst von den sozial ungleichen Bedingungen ihrer Bewertung betrachtet werden kann. Denn „die Sprachkompetenz", schreibt Bourdieu an anderer Stelle, „die ausreicht, um Sätze zu bilden, kann völlig unzureichend sein, um Sätze zu bilden, *auf die gehört wird*" (Bourdieu 2005b, 60). Unter Umständen kann es zu einer völligen Entwertung von Sprachfähigkeiten kommen und das, was jemand zu sagen hat, gilt durch die Art und Weise, wie er es sagt, als nicht rezipierbar. Das scheint der Bauer vorwegzunehmen, wenn er sagt, er könne nicht sprechen. Wird man ihn als Bürgermeister ernst nehmen, wenn er nicht das Französisch spricht, das für die Bekleidung offizieller Ämter stillschweigend vorausgesetzt wird?

So realistisch diese subjektive (Selbst-)Einschätzung ist, so sehr ist sie zugleich blind für die objektiven sprachlichen Machtverhältnisse, die ihr zugrunde liegen. Wer hat überhaupt und in welchem Umfang Zugang zum Erwerb bestimmter sprachlicher Varietäten und Sprachfähigkeiten? Wessen Maßstäbe der

1 „Gerade indem ich objektiviere, was ich bin, gebe ich mir die Möglichkeit, zum Subjekt dessen zu werden, was ich bin; und ebenso gebe ich anderen, indem ich sie objektiviere, die Mittel, sich zu den Subjekten dessen zu machen, was sie sind." (Übersetzung K.S.)

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-005

Bewertung setzen sich aus welchen Gründen gesellschaftlich durch? Die Ausblendung der ungleichen Bedingungen des Spracherwerbs und der Sprachbewertung, auf deren Aufdeckung die bourdieusche Sprachsoziologie zielt, zwingt die sozialen Akteure gewissermaßen in die Überzeugung hinein, die sprachlichen Verhältnisse, in denen sie leben, seien selbstverständlich, gerechtfertigt oder natürlich. Weil der Bauer ein Französisch spricht, das sich aus seiner sozialen Position und den damit verbundenen Erwerbsbedingungen ergibt, es aber mit einem Maßstab misst, der es als unterlegen oder minderwertig erscheinen lässt, weil er also die sprachlichen Machtverhältnisse in ihrem Sosein *anerkennt* und damit in ihrer Willkürlichkeit *verkennt*, bleibt ihm keine andere Wahl, als zu der Selbsteinschätzung zu gelangen, er könne nicht (gut genug) Französisch sprechen, eine Selbsteinschätzung, die letztlich eine Form der Selbstabwertung ist. Das ist im Kern die Wirkungsweise der symbolischen Gewalt.

In diesem Beitrag befasse ich mich mit dem Zusammenhang zwischen Sprache und symbolischer Gewalt bei Bourdieu. Dabei liegt der Fokus auf der Darstellung dieses Zusammenhangs in den sprachsoziologischen Arbeiten.[2] Zunächst gehe ich auf die symbolische Gewalt als eines der wichtigsten Konzepte der Bourdieuschen Soziologie ein (Kap. 2). Es folgt eine knappe Klärung des grundsätzlichen Verhältnisses zwischen symbolischer Gewalt und Sprache bei Bourdieu (Kap. 3). Im Hauptteil rekonstruiere ich diejenigen Aspekte der Bourdieuschen Sprachsoziologie, die Formen der Selbstabwertung wie im obigen Beispiel als objektives Produkt von sprachlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen, genauer von Anerkennungs- und Verkennungsprozessen, verstehbar macht – die also den Blick darauf frei machen, wie jene sprachlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnisse mit symbolischer Gewalt einhergehen können (Kap. 4).

Mit seiner abstrakten, systematisierenden Ausrichtung läuft der Beitrag Gefahr, „in alle Fehler der scholastischen Abhandlung zu verfallen“ (Mauger 2005, 208), und damit einer Textsorte zu huldigen, der Bourdieu bekanntermaßen sehr skeptisch gegenüberstand. Mir geht es in erster Linie darum, den instrumentellen, für verschiedene – hier sprachwissenschaftliche – Forschungsfragen offenen Charakter der symbolischen Gewalt als „Begriffswerkzeug“ (Mauger 2005, 209) zu

2 Vgl. dazu die Zusammenstellung der zentralen Texte im Band *Sprache* (Bourdieu 2017 [= Band 9 der Schriftenreihe bei Suhrkamp]): *Le fétichisme de la langue* (1975, zus. m. Luc Boltanski; dt. *Der Fetisch Sprache*, 2017, 7–72), *Le marché linguistique* (1980; dt. *Der sprachliche Markt*, 2017, 179–190) und *L'économie des échanges linguistiques* (1982; dt. *Zur Ökonomie des sprachlichen Tauschs*, 2017, 107–178). Der zuletzt genannte Aufsatz bildet den Kerntext der Monographien *Ce que parler veut dire* (1982; dt. *Was heißt sprechen?*, 2005b) und *Langage et pouvoir symbolique* [Sprache und symbolische Macht] (2001a). Den Kerntext zitiere ich aus Bourdieu (2005b), alle anderen Texte aus Bourdieu (2017).

verdeutlichen. Wenn man im eben skizzierten Sinne den Zusammenhang zwischen Sprache und symbolischer Gewalt in den Mittelpunkt einer systematisierenden Lektüre von Bourdieus sprachsoziologischen Texten stellt, kann man, so die leitende Annahme, die politische und emanzipatorische Bedeutung dieser Sprachsoziologie herausarbeiten und stark machen. Sie lässt sich dann als eine *sprachbezogene Form der Sozioanalyse* verstehen, die den sprachlichen Akteuren Instrumente der Objektivierung an die Hand gibt, um die Sprachverhältnisse, in denen sie sozialisiert wurden und die ihnen ihre Sprachvorstellungen eingeprägt haben, besser verstehen zu können. Zum Subjekt dessen werden, was man ist: Mit dem Ausblick auf diese sozioanalytische Anwendbarkeit der Bourdieuschen Sprachsoziologie und einigen kritischen Anmerkungen schließt der Beitrag (Kap. 5).

2 Symbolische Gewalt als Schlüsselkonzept

Der symbolischen Gewalt kommt in Bourdieus Gesamtwerk zweifellos die Rolle eines Schlüsselkonzepts zu (vgl. Schultheis 2008). Es ist systematisch mit verschiedenen Forschungsfragen und -kontexten verzahnt, die zu den Kernthemen von Bourdieus Soziologie gehören, darunter die Studien zur Kolonialherrschaft in Algerien, zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im und durch das Bildungssystem oder zur Rolle des Staates in der Durchsetzung legitimer sozialer Seinsweisen und Sichtweisen. Theoretisch verdichtet hat Bourdieu das Konzept insbesondere in *Die männliche Herrschaft* und in seiner „Kritik der scholastischen Vernunft", den *Meditationen* (für einen Überblick vgl. Sapiro 2020).

Die symbolische Gewalt ist eine besondere, nicht-physische Form der Gewalt. Dass sie im Kontrast zur physischen, mit Körpern oder Waffen ausgeübten Gewalt als „sanft" erscheint und für ihre Opfer „unmerklich" und „unsichtbar" sein kann (Bourdieu 2005a, 8), macht sie nicht weniger folgenreich, weil die Formen der symbolischen Gewalt „bei aller ‚Sanftheit' eine nicht minder echte Gewalt über diejenigen ausüben, die ihr unterliegen und auf sie mit Scham über sich und ihresgleichen, mit Selbsterniedrigung, Selbstzensur oder Selbstausgrenzung reagieren" (Mauger 2005, 216). Das sind weitreichende Folgen, die den Selbstwert eines Menschen betreffen.

Diese Wirkungsweise der symbolischen Gewalt liegt in der Tatsache begründet, dass die Beherrschten dieselben Vorstellungen, Klassifizierungen und Bewertungen in Bezug auf die soziale Welt verinnerlicht haben wie die Herrschenden, von denen sie durchgesetzt werden. Die Übereinstimmung in solchen symbolischen Prinzipien zur Herstellung von Sinn – eine Übereinstimmung im Erkennen und Empfinden der sozialen Welt und der sinnvollen Orientierung in ihr

– führt dazu, dass die Beherrschten in Bezug auf sich selbst den Standpunkt der Herrschenden einnehmen. Die Anwendung der von diesem Standpunkt aus durchgesetzten Bewertungsschemata wie „hoch/niedrig, männlich/weiblich, weiß/schwarz usf." (Bourdieu 2005a, 66) und den jeweils implizierten Unterordnungen kann schließlich zu jener „Art systematischer Selbstabwertung, ja Selbstentwürdigung führen" (Bourdieu 2005a, 65).

Dass die Herrschenden stets die besseren Voraussetzungen haben, ihre Klassifizierungen und Bewertungsschemata allgemein durchzusetzen – ihre *symbolische Macht* –, ist eine wesentliche Dimension der Etablierung und Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen – und Ausdruck ihrer *symbolischen Herrschaft* –, weil es diese normalisiert und als legitim erscheinen lässt.[3] Entscheidend dabei ist, dass die Klassifizierungen und Bewertungsschemata nicht nur allgemein bekannt sind, bei den Herrschenden wie den Beherrschten, sondern dass sie auch allgemein als legitim anerkannt werden, eben auch von den Beherrschten. Genau dadurch werden sie in ihrer Willkürlichkeit verkannt. Dieses Zusammenspiel aus Kennen und Anerkennen („connaissance", „reconnaissance") einerseits und Verkennen („méconnaissance") andererseits, das für das Konzept der symbolischen Gewalt charakteristisch ist, bietet zugleich eine Erklärung dafür, warum sich Herrschaftsverhältnisse oft „mit solcher Mühelosigkeit" halten und warum mitunter noch die „unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel und sogar natürlich erscheinen können" (Bourdieu 2005a, 7).

Vermieden wird so auch eine naive Täter-Opfer-Dichotomie zur Erklärung von Herrschaft, die weder den Herrschenden noch den Beherrschten als solche bewusst sein muss. Insbesondere fokussiert das Konzept die Komplizenschaft der Beherrschten, ihre aktive, wenn auch unbewusste, nicht willentliche Mitwirkung an ihrer eigenen Beherrschung. Dieser Aspekt öffnet auch ein Fenster auf potenziellen Widerstand gegen Herrschaft. Da im Lichte des Konzepts der symbolischen Gewalt die Beherrschten nicht auf einen Opfer-Status reduziert sind, der sie ohnmächtig erscheinen lässt, sondern ihre in unhinterfragten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen wurzelnden Eigenbeteiligungen sichtbar

---

3 Zu einer ähnlichen Unterscheidung von symbolischer Gewalt, Macht und Herrschaft vgl. Schmidt und Woltersdorff (2008, 8): „Während mit dem Begriff ‚symbolische Gewalt' *konkrete praktische Vollzüge* gewaltloser Gewalt anvisiert werden, bezeichnet ‚symbolische Macht' die *Möglichkeit* zur Ausübung von symbolischer Gewalt. ‚Symbolische Herrschaft' steht für verkannte und damit anerkannte Herrschafts*verhältnisse* – Voraussetzung wie Resultat symbolischer Gewalt." Bourdieu verwendet die Begriffe zuweilen synonym und je nach Forschungskontext mit anderen Akzentuierungen. Für eine ausführlichere Diskussion vgl. Peter (2011).

werden, wird auch der Blick auf Handlungsspielräume der Selbstbestimmung frei.[4]

Die symbolische Gewalt ist nicht zuletzt deshalb ein Schlüsselkonzept, weil es die „Objektivität der subjektiven Erfahrung der Herrschaftsverhältnisse" zu analysieren erlaubt (Bourdieu 2005a, 65). Damit bildet es – wie auch das Habitus-Konzept – einen für Bourdieus wissenschaftliches Unterfangen typischen Brückenschlag zwischen makro- und mikrosoziologischer Betrachtung, zwischen Gesellschaft und Individuum, zwischen objektiven Strukturen und subjektiven Dispositionen des Wahrnehmens, Denkens und Handelns. Die Scham, die ein Mensch subjektiv empfindet, lässt sich so als objektive – als überindividuell geteilte – Erfahrung eines Herrschaftsverhältnisses analysieren. Was sich wie ein Einzelschicksal ausnimmt, wird in seiner sozialen Produziertheit sichtbar. Im persönlichen Selbstempfinden kommt eine politische Dimension zum Vorschein.[5]

3 Symbolische Gewalt und Sprache: Über die performative Macht der Worte

Das Konzept der symbolischen Gewalt ist untrennbar mit Sprachfragen verknüpft. Sprache ist nicht nur eine „Arena" der symbolischen Gewalt (Schultheis 2008, 34), sondern auch ihr „wichtigstes Medium" (Schmidt und Woltersdorff 2008, 13). Der erste und engere Zusammenhang zwischen symbolischer Gewalt und Sprache (sprachbezogene symbolische Gewalt oder Sprache als Arena symbolischer Gewalt) steht in diesem Beitrag im Mittelpunkt (v. a. Kap. 4), ist aber von dem zweiten und allgemeineren Zusammenhang (Sprache als Medium symbolischer Gewalt) kaum zu trennen. Um letzteren geht es im vorliegenden Kapitel.

Beim allgemeineren Zusammenhang zwischen symbolischer Gewalt und Sprache kreisen Bourdieus Analysen um die Frage nach der performativen Macht der Sprache. Sie spielt nicht nur in den sprachsoziologischen Arbeiten eine

4 Auf die Frage, ob dafür schon die subjektive Bewusstwerdung genügt oder eine komplette symbolische Revolution erforderlich ist, fallen Bourdieus Antworten zu unterschiedlichen Zeitpunkten, manchmal auch im selben Werk (vgl. Bourdieu 2001b), unterschiedlich hoffnungsvoll oder resigniert aus. Das lässt sich wohl nur im Rahmen konkreter Forschungskontexte beantworten.

5 Dies gemäß dem Verständnis von politischer Kompetenz als einer Fähigkeit, partikulare Probleme in allgemeinen Begriffen beschreiben zu können, „sodass eine Entlassung, eine Kündigung, eine Ungerechtigkeit, ein Arbeitsunfall nicht als einzelner Vorfall, nicht als persönliches Ereignis dargestellt wird, sondern als ein kollektives Ereignis, das eine ganze Klasse betrifft" (Bourdieu 2003, 113).

wichtige Rolle (vgl. Bourdieu 2005b, Teil II). Dieser Themenkomplex bildet gewissermaßen ein Scharnier zwischen den genuin sprachsoziologischen oder soziolinguistischen Texten, wie sie in Bourdieu (2017) versammelt sind, und dem restlichen Gesamtwerk. Bourdieu hebt immer wieder die Bedeutung der sprachlichen Repräsentationen der sozialen Welt hervor, über deren Durchsetzung auch Akte des Anerkennens und Verkennens von Herrschaft vollzogen werden können, wie sie für die symbolische Gewalt wesentlich sind. „In Bezug auf die soziale Welt", sagt er in einem Interview anlässlich der Veröffentlichung von *Ce que parler veut dire* (1982), „ist die neo-kantianische Theorie, die der Sprache und allgemeiner den Repräsentationen eine eigene symbolische Wirksamkeit der Realitätskonstruktion zuschreibt, vollkommen begründet" (Bourdieu 1992, 85; vgl. auch 2005b, 46). Wie etwas benannt wird, ob es umbenannt oder überhaupt benannt wird, solche Akte der sprachlichen Setzungen und Einteilungen sind für Bourdieu immer auch „Klassifizierungskämpfe", sie sind

> Kämpfe um das Monopol auf die Macht über das Sehen und Glauben, Kennen und Anerkennen, über die legitime Definition der Gliederung der sozialen Welt und damit über die *Bildung und Auflösung sozialer Gruppen* [*de faire et de défaire les groupes*]: Es geht bei diesen Kämpfen in der Tat um die Macht, Prinzipien der sozialen Gliederung (*di-vision*) und mit ihnen eine bestimmte Vorstellung (*vision*) von der sozialen Welt durchzusetzen, die, wenn sie für eine ganze soziale Gruppe verbindlich werden, ihr einen Sinn und jenen Konsens über den Sinn und vor allem über die Identität und Einheit der Gruppe geben können, der die Realität dieser Gruppeneinheit und -identität ausmacht. (Bourdieu 2005b, 122)

An der performativen Dimension der Sprache interessiert Bourdieu demnach vor allem der realitätsbildende Charakter sprachlicher Repräsentationen, die das, was sie benennen, in die Existenz rufen, und das, was sie unbenannt lassen, zum Verschwinden bringen können. Entscheidend sind diese sprachlich erzeugten *Divisionen* der sozialen Welt und die mit ihnen durchgesetzten *Visionen* gerade dort, wo es um die ‚Bildung oder Auflösung sozialer Gruppen' geht. Die Existenz von Gruppen hängt maßgeblich von der sprachlichen Repräsentierbarkeit ab. Dass in diesem Sinne „[d]ie Gruppen (und insbesondere die sozialen Klassen) […] immer zu einem Teil Artefakte" sind (Bourdieu 1992, 85), dessen muss sich gerade auch der Soziologe stets bewusst sein.[6]

Nirgendwo zeigt sich all das klarer als im Bereich der Politik. Dass Bourdieu diesen Zusammenhang betont wissen wollte, verdeutlicht die zuletzt von ihm verantwortete Zusammenstellung seiner Schriften zur Sprache in *Langage et*

---

6 Zu der mit Blick auf die soziologische Tradition außergewöhnlich hohen Bedeutung einer sprachreflexiven Perspektive bei Bourdieu vgl. auch Boschetti (2004).

pouvoir symbolique (2001)[7]: Im sprachsoziologischen Kerntext (Teil I) kommt er gegen Ende auf John L. Austins Sprechakttheorie und die performative Macht von Äußerungen (*illocutionary force*) zu sprechen, erörtert daraufhin die – seiner Meinung nach von der Sprechakttheorie vernachlässigten – sozialen und vor allem institutionellen Bedingungen dieser Macht (Teil II) und geht schließlich den daraus folgenden Konsequenzen für das politische Feld nach (Teil III). Damit ist jener Ort der Gesellschaft angesprochen, an dem die Folgen der Durchsetzung bestimmter sprachlicher Einteilungen der sozialen Welt und insbesondere die symbolische Formierung oder Zerschlagung von sozialen Gruppen und ihren Interessen am offenkundigsten ist, insofern diese Gruppeninteressen der Ausgangspunkt und das Ziel politischen Handelns sind (vgl. auch Thompson 2005). Benennungen oder Beschreibungen, Umschreibungen oder Euphemismen sind entscheidend dafür, ob und wie die Interessen von Menschen artikulierbar und politisch mobilisierbar sind, und beeinflussen so mittelbar ihre Lebensbedingungen. „In der Politik ist nichts realistischer als der Streit um Worte", kann Bourdieu (1989a, 44) daher folgern. Der Begriff der Arbeiterklasse ist ein einschlägiges Beispiel:

> Von Arbeiterklasse sprechen, die Arbeiterklasse zum Sprechen bringen (indem man für sie spricht), sie repräsentieren, bedeutet, die Gruppe, die von den Euphemismen des alltäglichen Unbewussten symbolisch ausgelöscht wird (die ‚einfachen Leute', der ‚Mann von der Straße', der ‚Durchschnittsfranzose', oder bei bestimmten Soziologen die ‚einfachen Schichten'), für einen selbst und für die anderen auf andere Weise existieren zu lassen. (Bourdieu 1989a, 44)

Die ‚symbolische Auslöschung', die mit den genannten Euphemismen einhergeht, ist zugleich ein Paradebeispiel für symbolische Gewalt genau dann, wenn die Arbeiterin[8] diese Zuschreibungen als Selbstbild verinnerlicht hat und damit etwa ihre soziale Position als Folge individueller Eigenschaften und Entscheidungen auffasst (weil sie nun mal ein schlichtes Gemüt habe, nicht viel zum Leben brauche usw.)[9], nicht aber als Resultat sozioökonomischer Ungleichheit, die ein ganzes Kollektiv von Menschen betrifft.

---

7 Diese geht ihrerseits auf die englische Umsetzung *Language and Symbolic Power* (1991) von John B. Thompson zurück.

8 Ich gendere bewusst ‚uneinheitlich' und verwende zuweilen – wie in diesem Fall – auch Feminina generisch, um einer scheinbar eindeutigen Übereinstimmung zwischen Genus und Gender entgegenzuarbeiten.

9 Zu diesem für den Arbeiterhabitus typischen „Notwendigkeitsgeschmack" vgl. Bourdieu (1982, 585–619). Der Notwendigkeitsgeschmack ist das, wovon sich der „Luxusgeschmack" distinguiert, vgl. dazu Signer, infra.

Die sprachlichen Klassifizierungen, über die sich symbolische Gewalt äußert, haben für Bourdieu vor allem die Struktur von adjektivischen Gegensatzpaaren, die in ein System von Hierarchisierungen eingebunden sind (vgl. Bourdieu 1982b, 730). So mag etwa die Dichotomie ‚komplex/einfach' ihre auf- und abwertende Wirkung dadurch erhalten, dass sie homolog ist zu Dichotomien wie ‚einmalig/gewöhnlich', ‚distinguiert/vulgär', ‚fein/grob', die ihrerseits mit grundlegenden Qualifizierungen wie ‚gut/schlecht' oder ‚schön/hässlich' assoziiert sein können (vgl. auch Kap. 4.3). Assoziationsketten dieser Art, durch die Eigenschaften, Dinge oder Menschen einem Bewertungsraster unterworfen werden, können den sozialen Akteuren als völlig selbstverständlich erscheinen, weil sie zu einem kollektiven Unbewussten gehören und letztlich durch die gesamte soziale Ordnung gestützt werden. Sie sind fundiert in alltäglichen Praktiken und entsprechen auch praktischen – physischen oder habituellen – Einteilungen der sozialen Welt, etwa in Form räumlicher Anordnungen oder einer Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Das „Denken in Relationen, in dichotomen Strukturen und in strukturellen Homologien" (Müller 2016, 29) hat Bourdieu schon in seinen ethnographischen Studien in Algerien erprobt (die er maßgeblich als empirische Grundlage für *Die männliche Herrschaft* heranzieht). Bei dem von ihm erforschten algerischen Berberstamm, den Kabylen, konnte Bourdieu ausgehend von der Dichotomie *männlich*/*weiblich* ein ganzes Netz aus Homologien rekonstruieren, das einen Einblick in die Strukturen der sozialen Ordnung und deren Manifestierung in räumlichen Einteilungen gibt (vgl. Bourdieu 1987, 141–142).

In dieser Perspektive bringen sprachliche Klassifizierungen solche praktischen Einteilungen lediglich zum Ausdruck oder sind Widerspiegelungen davon. Daran zeigt sich, dass für Bourdieu das Symbolische nicht mit dem Sprachlichen gleichzusetzen ist, denn die nicht-sprachlichen Einteilungen der Sozialwelt besitzen gleichwohl eine symbolische Dimension. Deshalb gilt auch für die symbolische Gewalt, dass die Sprache zwar ihr ‚wichtigstes Medium' ist, nicht aber ihr einziges: „Symbolische Gewalt und der darin implizierte Begriff des Symbolischen gehen also graduell vom Sprachlichen ins Nicht-Sprachliche über und umgekehrt" (Schmidt und Woltersdorff 2010, 315). Nicht-sprachliche Formen symbolischer Gewalt können Gesten, Rituale oder Räume und Architekturen sein, so etwa die „Herrschaftsarchitektur [...] der auf das Imponieren angelegten Architektur von Banken oder totalitären Regimen" (Schmidt und Woltersdorff 2010, 322).

Wir können also festhalten, dass sich die Analyse symbolischer Gewalt für Bourdieu keineswegs auf Sprachanalysen reduziert. Gleichwohl räumt er der Sprache als Medium symbolischer Gewalt – den in sprachlichen Schemata zum Ausdruck gebrachten und/oder durch sie vollzogenen Auf- und Abwertungen – einen zentralen Platz ein. Dieser allgemeine Zusammenhang taucht immer wieder

im Gesamtwerk auf, von den frühen ethnologischen Studien in Algerien über die bildungssoziologischen Arbeiten in Frankreich bis zur Kritik am neoliberalen Diskurs der Globalisierung.[10]

4 Sprache und symbolische Gewalt: Über die Anerkennung und Verkennung sprachlicher Ungleichheitsverhältnisse

In diesem Kapitel rekonstruiere ich den engeren Zusammenhang zwischen Sprache und symbolischer Gewalt bei Bourdieu, insbesondere wie er in den sprachsoziologischen Arbeiten zu finden ist (sprachbezogene symbolische Gewalt oder ‚Sprache als Arena symbolischer Gewalt'). Dieser Zusammenhang ist in der Rezeption bislang weniger berücksichtigt worden. Das ist ein Manko sowohl von Arbeiten zum Konzept der symbolischen Gewalt, in denen der sprachsoziologische bzw. soziolinguistische Bezug, wie ihn Bourdieu selbst hergestellt hat, oft zu kurz kommt (so auch in den Sammelpublikationen von Schmidt und Woltersdorff (Hg.), 2008, und Moebius und Wetterer (Hg.), 2011), und andererseits von soziolinguistischen Arbeiten, in denen wiederum ein Konzept wie das der symbolischen Gewalt kaum eine Rolle spielt, in denen also die sozial ungleichen Bedingungen des Sprachgebrauchs selten so thematisiert werden, dass die ‚Objektivität der subjektiven Erfahrung der Herrschaftsverhältnisse' sichtbar wird. Doch gerade dieser weite analytische Brückenschlag zwischen einem sprachlichen Herrschaftsverhältnis und seinen individuellen Effekten, die bis in die feinsten Fasern des Fühlens und Denkens der Menschen hineinreichen, lässt sich mit dem, was Bourdieu symbolische Gewalt nennt, herstellen.[11]

---

10 Zum neoliberalen Diskurs gehört etwa die Durchsetzung sprachlicher Klassifizierungen, die gleichsam den Glauben an den guten Markt erzeugen sollen, weil dieser *offen*, *flexibel* oder *demokratisch* sei und für *Freiheit* stehe, und die gleichzeitig eine Dämonisierung des Sozialstaates bewirken, weil dieser *geschlossen*, *starr* oder *autokratisch* sei und für *Zwang* stehe (vgl. Müller 2016, 294–303). Dazu schreiben Bourdieu und Wacquant (2004, 239): „Die Verbreitung dieser neuen globalen Begrifflichkeit – worin bemerkenswerterweise Begriffe wie ‚Kapitalismus', ‚Klasse', ‚Ausbeutung', ‚Herrschaft' und ‚Ungleichheit' fehlen – ist das Ergebnis eines rein symbolischen Imperialismus."

11 Auf die Ähnlichkeiten und Unterschiede zu William Labovs Konzept der „linguistic insecurity" und dem in der deutschsprachigen Forschung v. a. von İnci Dirim diskutierten „Linguizismus", die beide am ehesten als ‚konkurrierende' Konzepte infrage kommen, kann ich hier nicht näher eingehen (vgl. aber Becker 2018, die sowohl die symbolische Gewalt als auch den Linguizismus einbezieht). Beide Konzepte sind, knapp gesagt, spezifischer. So ist die „linguistic

4.1 Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes und legitime Sprache

Sprachbezogene symbolische Gewalt resultiert bei Bourdieu aus der Durchsetzung einer legitimen Sprache oder Sprachvarietät, die er als „Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes" beschreibt (vgl. Bourdieu 2005b, 47–72).[12] Dafür ist die Etablierung des Französischen in Algerien als ein Instrument der Kolonialherrschaft ebenso ein Beispiel (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996, 177–178) wie die nationalstaatliche Verallgemeinerung des Französischen in Frankreich, das die Abwertung und Marginalisierung der anderen Regionalsprachen nach sich zog und diese zu ‚Mundarten' (*patois*) degradierte.

In der nationalstaatlichen Konstellation wie in Frankreich oder Deutschland ergeben sich dabei prinzipiell zwei Hierarchisierungen: (1) Eine offizielle oder amtliche Sprache (‚Nationalsprache') dominiert alle anderen auf dem Staatsgebiet verwendeten Sprachen, autochthone (Niederdeutsch, Sorbisch, etc.) oder allochthone (Polnisch, Türkisch, etc.). (2) Eine Varietät der ‚Nationalsprache' dominiert in ihrer schriftsprachlichen Form (‚Standardsprache') alle anderen Varietäten. Faktisch sind diese Hierarchisierungen kaum zu trennen, weil für gewöhnlich eine implizite Gleichsetzung der ‚Nationalsprache' mit ihrer Standardvarietät, wie sie in formellen Registern (im Bildungssystem, in der Politik, in den Medien, etc.) gebraucht wird, stattfindet.[13] Ob legitime Sprache oder Sprachvarietät: Die Begriffe zielen stets auf eine herrschende, innerhalb eines sozialen Raums allgemein als legitim anerkannte Sprachform.

Die in Kapitel 2 skizzierte Funktionsweise der symbolischen Gewalt lässt sich mit Blick auf sprachliche Herrschaftsverhältnisse wie folgt spezifizieren. Die Willkürlichkeit der legitimen Sprache wird *verkannt*, d. h. sie wird nicht als historisch produziert und sozial-institutionell reproduziert und damit als prinzipiell veränderlich erkannt, sondern als gegeben oder natürlich und damit als unveränderlich hingenommen. Das geht mit ihrer – insbesondere durch die Schule vermittelten – *Anerkennung* einher, d. h. sie wird in ihrer Legitimität nicht infrage gestellt. Eine bestimmte Sprache ist dann einfach besser als eine andere („Das

---

insecurity" bei Labov vornehmlich auf das Sprachverhalten der „lower middle class" bezogen (vgl. Labov 1972, 117–118, 132–133), damit auf das, was Bourdieu als *Allodoxia*-Effekt oder „typisch kleinbürgerliche Verzweiflungsrhetorik" analysiert (vgl. Kap. 4.3); Linguizismus ist ebenfalls enger gefasst als die sprachbezogene symbolische Gewalt, wenn er als eine spezifische Form von Rassismus verstanden wird (vgl. Dirim und Pokitsch 2018).

12 Vgl. dazu Kolthoff, infra.

13 Zum Registerkonzept und insbesondere zum formellen Register der akademischen Bildungssprache vgl. Baumgärtner, infra.

Deutsche ist viel logischer als…“), bestimme Varietäten klingen nun mal schön und andere hässlich („In Hannover spricht man das reinste Hochdeutsch…“), bestimmte sprachliche Formen sind eben richtig und andere falsch („Es muss *wegen des Unwetters* und nicht *wegen dem Unwetter* heißen…“). Schließlich wird diese Anerkennung auch von Sprecher*innen *internalisiert*, deren sprachliches Kapital nicht der legitimen Sprache entspricht, aber im Verhältnis zu ihr bewertet wird, was zur Abwertung des eigenen sprachlichen Kapitals oder Habitus führt.

Wie also das Konzept der symbolischen Gewalt überhaupt darauf abzielt, die Mechanismen von Herrschaft verstehbar zu machen, die weder nur auf Zwang noch nur auf Zustimmung basiert, so gilt auch für die Existenz einer legitimen Sprache oder Sprachvarietät, dass es sich um ein Herrschaftsverhältnis handelt, das bis zu einem gewissen Grad die unwillentliche, aber aktive Mitwirkung der Beherrschten voraussetzt.

4.2 Habitus und *hexis:* Das Gespür für den eigenen Wert

Auch die sprachbezogene symbolische Gewalt ist eine Gewalt über die „Köpfe und Herzen“ (Krais 2004, 186), sie hat eine ideelle und eine somatische Dimension. Sie umfasst zunächst Vorstellungen, Klassifizierungen und Bewertungen von Sprache und Sprachgebrauch. Diese wiederum betreffen immer den ‚ganzen‘ Menschen, den Habitus, und insbesondere auch den Körper, die *hexis*. Bourdieu hat keinen Zweifel daran gelassen, dass der dem eigenen Sprachgebrauch (selbst) zugeschriebene Wert neben dem Wissen um den Wert des eigenen Körpers die zentrale Säule des – klassenvermittelten – Selbstwerts einer Person ist:

> Das Gespür für den Wert der eigenen sprachlichen Produkte […] ist eine der fundamentalen Dimensionen eines Sinns für die eigene Klassenlage: Das ursprüngliche Verhältnis zum sprachlichen Markt und die Entdeckung des für die eigenen sprachlichen Produkte ausgegebenen Preises sind, zusammen mit der Entdeckung des dem eigenen Körper zugestandenen Preises, ohne Zweifel eine der wesentlichen Vermittlungen, über die sich die praktische Repräsentation der sozialen Person bestimmt, ein *self image*, das die Verhaltensweisen der Soziabilität beherrscht (‚Befangenheit‘, ‚Ungezwungenheit‘, ‚Selbstsicherheit‘ usw.) und allgemein die ganze Art und Weise, sich in der sozialen Welt zu verhalten. (Bourdieu 2017, 100)

Dieser „*Sinn für den sozialen Wert der Sprachgebräuche*“ ist das Ergebnis der „systematische[n] Abfolge von Bestätigung und Widerspruch“ in der Sprachsozialisation (Bourdieu 2005b, 90), die Summe an Erfahrungen, die eine Sprachbiographie bilden. Sprache ist sowohl individuell, etwas Subjektives, von den Akteuren Verinnerlichtes als auch gesellschaftlich, etwas Objektives, immer

schon vor und außerhalb der Akteure Existierendes, sie ist sowohl symbolisch (Wortformen, syntaktische Strukturen, ...) als auch körperlich (phonetische Merkmale, Gesten, mit Sprachformen verbundene Affekte, ...), sowohl Habitus als auch *hexis*. Deshalb kann sprachbezogene symbolische Gewalt auf so vielen Ebenen, an so vielen Eckpunkten der Sprachlichkeit eines Menschen, ansetzen.

Zwar bleibt Bourdieu in seinen Analysen stark auf das Sprechen und damit auf die phonetische und interaktionale Dimension von Sprache fokussiert. So bezeichnet er die Sprache auch als eine „Technik des Körpers" (Bourdieu und Wacquant 1996, 184). Das ist vor dem Hintergrund seiner Kritik an der intellektualistischen Philosophie der (strukturalistischen und generativen) Sprachwissenschaft auch ein plausibler Fokus. Zudem gehören die auf artikulatorische Differenzen, also auf die Sprechweise oder *hexis* des sprachlichen Habitus bezogenen Wertungen und ihre Effekte sicher zu den perfidesten Formen symbolischer Gewalt. Dafür ist nicht zuletzt Bourdieus eigene Scham über den ‚provinziellen' Akzent, die ihn sein Leben lang begleiten sollte, ein schlagendes Beispiel (vgl. Müller 2016, 17). Aber es sind zweifellos nicht nur diese, sondern potenziell alle Dimensionen der Sprachlichkeit involviert, die man der Einfachheit halber als kognitiv, körperlich und kommunikativ umreißen kann (vgl. Abb. 1).

Es handelt sich gewissermaßen um verschiedene Ansatzpunkte für sprachbezogene (Selbst-)Abwertungen, die effektiv aber kaum zu trennen sind. Der Stress in Kommunikationssituationen kann den Verlust der Kontrolle über den Körper, das Sprechen, bewirken, was möglicherweise als Beeinträchtigung kognitiver Fähigkeiten erlebt oder wahrgenommen wird. In ihrem Buch *Sprache und Sein* zitiert Kübra Gümüşay eine türkischdeutsche Jurastudentin, die den Druck beschreibt, unter dem sie als vermeintliche Nicht-Muttersprachlerin des Deutschen steht: „Wenn ich beim Sprechen einen grammatikalischen Flüchtigkeitsfehler mache, ist es, als würde meine gesamte Intelligenz in Frage gestellt werden" (zit. n. Gümüşay 2020, 35). Über die Studentin schreibt Kübra Gümüşay weiter:

> Ihre Muttersprache ist Türkisch. Deutsch lernte sie erst in der Schule, gehörte dort aber schnell zu den Jahrgangsbesten. An der Universität aber fühlt sie sich als eine von wenigen Studierenden of Color derartig verunsichert, dass ihr einfache grammatikalische Regeln entfallen. Inzwischen, sagte sie, ziehe sie es vor, zu schweigen. (Gümüşay 2020, 35)

Die in die eigene Sprachbiographie eingeschriebene symbolische Gewalt gehört konstitutiv zu jenem Sinn für den sozialen Wert des eigenen Sprachgebrauchs, der seinerseits für den Sinn des eigenen sozialen Werts als Person prägend ist. All das strukturiert das zukünftige Sprachverhalten, das zu den ‚Verhaltensweisen der Soziabilität' einer Person gehört.

kognitiv: wie sich jemand ausdrückt, mit welchen Mitteln (Wortschatz und Grammatik)
„Ich kann mich nicht gut ausdrücken", „Ich weiß zu wenig", „Fürs Sprachenlernen fehlt mir das Talent", Schreibhemmungen, …

körperlich: wie jemand spricht (Prosodie und Phonetik)
„Mein Akzent ist mir peinlich", schnelles Sprechen, Verhaspeln, Stottern, versagende Stimme, …

kommunikativ: worüber jemand spricht/schreibt, wann, in welchem Umfang, etc. (‚soziale Intelligenz')
„Small-Talk liegt mir nicht so", „In großen Gruppen rede ich nicht so gerne", Schüchternheit, Verzagtheit, Schweigen, …

Abb. 1: Dimensionen sprachbezogener symbolischer Gewalt.

4.3 Sozialer Raum und Raum der Sprachstile, Klasse und Klassifizierung

Sprachbiographien sind nicht einfach individuell verschieden, sondern soziologisch in der Wahrscheinlichkeit ihres Verlaufs an die Position im sozialen Raum gekoppelt. Der sprachliche Habitus, der sich dabei herausbildet, ist immer auch ein Klassenhabitus. Sprachstile sind immer auch „Klassensprachen" (Bourdieu 2005b, 67).[14] Insbesondere unterscheiden sich je nach Klassenlage die objektiven

14 Zu Bourdieus Konzept des sozialen Raums und zu seinem Klassenbegriff vgl. Bourdieu (1985). Dieser Text ist auch in *Langage et pouvoir symbolique* eingegangen. Bourdieus Ausführungen zu den klassenspezifischen Sprachstilen stützen sich, auch wenn das nicht immer explizit wird, größtenteils auf die empirischen Arbeiten von William Labov, sind daher durchaus empirisch fundiert; Bourdieu reinterpretiert diese Ergebnisse mit seinen Begriffen und Theoremen, ordnet sie in seine Theorie der Praxis ein, in sein Modell des sozialen Raum oder eben in das Konzept der

Chancen zum Erwerb der legitimen Sprache, also Dauer und Intensität der Akkumulation dieses sprachlichen Kapitals als einer Fähigkeit zur Erzeugung legitimer sprachlicher Formen, aber auch als Fähigkeit zur sozial angemessenen Anwendung dieser Formen auf offiziellen Sprachmärkten.

Es gibt eine Interdependenz zwischen den objektiven Sprachverhältnissen des sozialen Raums, dem kollektiv-individuellen Sprachverhalten der sozialen Akteure (Klasse) und deren subjektives Verhältnis zur Sprache (Klassifizierung). Für die Analyse kommt es auf dieses Zusammenspiel an. Sprachbezogene symbolische Gewalt betrifft nicht alle sozialen Akteure, und die, die sie betrifft, nicht auf gleiche Weise.

In Bezug auf Sprache(n), Sprachkompetenzen und Sprachverhältnisse gibt es im sozialen Raum allgemein geteilte Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die das Alltagsdenken (unbewusst) strukturieren, Schemata, in denen die Selbstverständlichkeit des Bildes, das sich die sozialen Akteure von sprachlichen Zusammenhängen machen, fundiert ist und zum Ausdruck kommt. Viele sprachbezogenen Klassifizierungen und die mit ihnen einhergehenden Bewertungen sind offenbar eingespannt in eine Reihe von Gegensatzpaaren zwischen den Dichotomien *oben*/*unten* und *gut*/*schlecht* (vgl. Abb. 2). Die räumliche Orientierung *oben*/*unten* dient oft als Quellbereich für Konzeptualisierungen sozialer

symbolischen Gewalt (vgl. auch das von Pierre Encrevé vermittelte Gespräch zwischen Bourdieu und Labov in Bourdieu et al. 1983). Selbstverständlich sind diese Ausführungen, die primär auf Untersuchungen zur US-amerikanischen Klassengesellschaft basieren und auf die französische Klassengesellschaft übertragen wurden (die Zeiträume sind jeweils die 1960er/1970er Jahre), nicht ohne Weiteres auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland übertragbar. Mir geht es nicht darum zu ‚beweisen', dass es auch hier und heute solche klassenbedingten Sprachstilunterschiede gibt. Vielmehr soll in Grundzügen deutlich werden, wie sich Macht- und Ungleichheitsverhältnisse, die Tatsache also, dass soziale Akteure in einer Gesellschaft ungleich positioniert sind und damit ungleichen Zugang zu den gesellschaftlich relevanten Ressourcen haben, auf das Sprachverhalten, auf den Spracherwerb und die Sprachbewertung auswirken können. Gerade das *Denken in Relationen*, das Bourdieus Klassenbegriff ebenso zugrundeliegt wie seiner Sprachsoziologie, macht seinen Ansatz zu einem flexiblen heuristischen Werkzeugkasten, der sich auf verschiedenste Zeiträume und gesellschaftliche Zusammenhänge anwenden lässt. Das hat Jonas Kolthoff in seiner Analyse der sprachbiographischen Interviews mit Plattdeutschsprecher*innen überzeugend dargelegt (vgl. noch einmal Kolthoff, infra); wie die Interviews zeigen, ist die Prämisse, dass sprachbezogene symbolische Gewalt auch in den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland real existiert, mehr als nur eine plausible Annahme. Zum Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft, Registererwerb und Bildungsungleichheit vgl. noch einmal den Beitrag Baumgärtner, infra. Für Argumente schließlich, warum es sinnvoll oder notwendig ist, am Klassenbegriff festzuhalten, verweise ich auf Dirim und Mecheril (2018, 133 – 158).

Strukturen, was sich in lexikalisierten Metaphern wie *Ober-* und *Unterschicht* oder *sozialer Auf-* und *Abstieg* niederschlägt.[15]

Im Bereich des Sprachlichen finden sich ebenfalls solche Metaphern: *Hoch*sprache, *gehobenes* Deutsch, ein *niedriges* Sprachniveau, zu einem Dialekt *herabgesunken* usw. (Das ist sicher einer der Gründe, warum der sprachwissenschaftliche Begriff des Hochdeutschen, der auf die geographische Herkunft dieser Sprachform aus Mittel- bzw. Süddeutschland referiert, alltagssprachlich mit wertenden Bezeichnungen wie ‚richtiges' und ‚gutes' Deutsch gleichgesetzt wird). Aber auch Klassifizierungen, die sich nicht aus dieser Metaphorik speisen und/oder zunächst ‚neutral' sind, können mit diesen homologen Dichotomien verwoben sein und dadurch mit Wertungen aufgeladen werden: *komplexe/einfache* Syntax, *großer/kleiner* Wortschatz, *saubere/verwaschene* Aussprache oder *feine/grobe* Ausdrucksweise.

Die legitime Sprache bildet nach Bourdieu den positiven Fixpunkt der Sprachbewertungen und die „Eigenschaften, die die perfekte Sprachbeherrschung ausmachen, lassen sich mit zwei Wörtern zusammenfassen: Distinktion und Korrektheit" (Bourdieu 2005b, 66). Dabei gehen die „Gegensätze, nach denen diese Reihe aufgebaut ist, […] vom Standpunkt der Herrschenden aus" (Bourdieu 2005b, 67).

	Distinktion			Korrektheit			
oben	fein	selten	distinguiert	gepflegt	förmlich	richtig	**gut**
↕ =	↕ =	↕ =	↕ =	↕ =	↕ =	↕ =	↕
unten	grob	gemeinsprachlich	vulgär	nachlässig	frei	falsch	**schlecht**

Abb. 2: Homologien von Klassifizierungspaaren, in denen die Selbstverständlichkeit von Sprachbewertungen fundiert ist; die obere Reihe umfasst nach Bourdieu die Eigenschaften der legitimen Sprache (basiert größtenteils auf Bourdieu 2005b, 67).

Wer aber sind die Herrschenden, die ihre Vorstellungen davon, was als legitime Sprache gilt, durchsetzen können? Wie überhaupt im Bereich der legitimen Kultur sind das für Bourdieu diejenigen sozialen Klassen bzw. Klassenfraktionen, die im sozialen Raum das Monopol auf das kulturelle Kapital haben, mithin das Bil-

15 Vgl. auch Bourdieu (1982b, 279): „Die fundamentalen Gegensatzpaare der Struktur der Existenzbedingungen (oben/unten, reich/arm, etc.) setzen sich tendenziell als grundlegende Strukturierungsprinzipien der Praxisformen wie deren Wahrnehmung durch."

dungsbürgertum und die Intellektuellen. Sie besitzen hinsichtlich der legitimen Sprache ein doppeltes Privileg. Zum einen haben sie einen privilegierten, nämlich bereits von der frühen Sozialisation an habituellen Zugang zu den Ressourcen der legitimen Sprache (vgl. auch Lahire et al. 2019, 1029 – 1094). Zum anderen haben sie einen privilegierten Zugang zu den Feldern und sozialen Positionen, die mit der Macht oder Autorität einhergehen, die Definition dessen durchzusetzen, was als legitimer Ausdruck gilt. Das sind für Bourdieu primär das literarische Feld, die Grammatikschreibung und das Bildungssystem (vgl. Bourdieu 2005b, 63 – 72). Im Bildungssystem zieht der Rotstift der Lehrerin unablässig die Demarkationslinie zwischen legitimen und illegitimen Ausdrücken und trichtert sie den nachfolgenden Generationen ein.

Dieses doppelte Privileg führt zu einer Übereinstimmung von Sein und Sollen. Das ererbte sprachliche Kapital und die Dispositionen des sprachlichen Habitus sind immer schon auf die impliziten Imperative der offiziellen, von der legitimen Sprache beherrschten sprachlichen Märkte eingestellt. Man spricht natürlich so, wie man natürlicherweise sprechen soll.[16] Wenn Sein und Sollen übereinstimmen, und zwar in einer herrschenden Position des sozialen Raums, dann ist – wenn man so will: per definitionem – ausgeschlossen, dass man symbolischer Gewalt ausgesetzt ist. Im Gegenteil, man übt sie aus, ob bewusst oder nicht. Die Distinktion ruft unweigerlich ihr Gegenstück in die Welt, das Vulgäre, Lebensformen, für die man sich in den Augen des gesellschaftlichen Urteils nur schämen kann:

> Das letzte Ziel aller Distinktionen ist es, ihre gesellschaftlich besonders geschätzten Merkmale als natürliche Eigenschaften ihrer Träger erscheinen zu lassen. Im gleichen Maße, wie ein Lebensstil daraus seine Überlegenheit gewinnt, weist er auf jene, von denen er sich abgrenzen will, als ebenso ‚natürlich' defizitär zurück. In diesen symbolischen Verweisungszusammenhang ist eine moralische Abwertung eingelassen, die wie keine andere Scham auslösen kann. (Neckel 1993, 285)

Im Kontrast zum ‚Bildungs- und Sprachadel' zeichnet sich das Kleinbürgertum für Bourdieu gerade durch die Nicht-Übersteinstimmung von Sein und Sollen aus, durch die Diskrepanz zwischen Kenntnis und Anerkenntnis der legitimen Sprache. Ihre mittlere Position im sozialen Raum verleiht den Kleinbürger*innen zu-

16 Es geht dabei nicht nur um sprachliches Wissen, sondern um die ganze Haltung zur und in der legitimen Sprache (und Kultur), um ein gleichsam familiär vererbtes Knowing-How der legitimen Soziabilität. Das schlägt sich insbesondere in Passungsunterschieden in Bezug auf die impliziten Erwartungen der Schule nieder, wo sich etwa in Eltern-Lehrperson-Sprechstunden die größere oder geringere Vertrautheit mit dem als angemessen vorausgesetzten (Sprach-)Verhalten in mikroskopisch kleinen Merkmalen der Interaktion manifestieren kann (vgl. dazu Kotthoff, infra).

nächst einmal ein feines Gespür für unterschiedliche Sprachstile, damit auch ein hohes Bewusstsein für den objektiven Wert eines Stils im Raum der Sprachstile. Sie wissen sehr gut, wonach es sich zu streben lohnt, weil es soziale Sicherheit oder Aufstieg verspricht, und wovon man sich unbedingt abzugrenzen hat, weil es als vulgär gilt. Die für das Kleinbürgertum typische Bildungsbeflissenheit (vgl. Bourdieu 1982b, 500 – 584) bildet sich ebenso im Sprachverhalten ab.

Da ihnen jedoch die frühe Vertrautheit mit der legitimen Sprache fehlt, tendieren Kleinbürger*innen zu einem äußerst angespannten Verhältnis zur und Verhalten in der legitimen Sprache. Das zeigt sich in der zur Pedanterie neigenden Haltung gegenüber ‚abweichenden' Sprachgebrauchsweisen, eine Haltung, die gar zu korrigierenden Anmerkungen zu ‚Fehlern' bei anderen Sprecher*innen führen mag („Wer brauchen ohne zu gebraucht, braucht brauchen überhaupt nicht zu gebrauchen"). Beim eigenen Sprachgebrauch zeigt sich das in den vielen Hyperkorrektismen (oder den *Allodoxia*-Effekten, wie Bourdieu das auch nennt), einem Überschuss an sprachlicher Korrektheit oder, genauer, an dem, was man für korrekt hält (ein Beispiel dafür könnte eine Person sein, die auch in umgangssprachlichen Situationen die Präposition *wegen* stets mit dem dort unüblich gewordenen Genitiv verwendet). Pedanterie und Hyperkorrektismen verraten den mühsamen – schulischen – Lernweg.

In besonders offiziellen, förmlichen Situationen führt die Diskrepanz zwischen Kenntnis und Anerkenntnis der legitimen Sprache mitunter zu einer „*Verzweiflungsrhetorik*", die sich als „Weitschweifigkeit, Ungenauigkeit, Konfusion" äußern und „bis zum schieren Kauderwelsch gehen kann" (Bourdieu 2017, 24). Diese Diskrepanz sowie die hohe Sensibilität für den objektiven Wert von sprachlichen Produkten machen das Kleinbürgertum besonders anfällig für sprachbezogene symbolische Gewalt, für eine habitualisierte Scham über die eigenen sprachlichen Fähigkeiten. In diesem Sinne zeigt sich beim Kleinbürgertum in besonders tragischer Form, was das Drama der sprachbezogenen symbolischen Gewalt ausmacht:

> Im Grunde braucht man sich nur das verzweifelte Konformitätsstreben des Kleinbürgertums vor Augen zu halten – ebenso hartnäckig wie von vornherein zum Scheitern verurteilt –, um zu begreifen: Die symbolische Enteignung kann nur stattfinden, wenn die Enteigneten an ihrer Enteignung mitarbeiten und zur Bewertung ihrer eigenen Produktionen wie der Produktionen der anderen diejenigen Kriterien übernehmen und anwenden, bei denen sie selbst am schlechtesten abschneiden; und da die objektiven Gesetze der am strengsten kontrollierten Sprachmärkte (und insbesondere des Bildungs- und des Arbeitsmarkts) immer schon da sind, um sie an die wahren ‚Werte' zu erinnern, das heißt an den ‚wahren' Wert ihrer Produkte, können sie diese Kollaboration auch nicht verweigern (außer durch *kollektive* Bewusstseinsbildung und Mobilisierung). (Bourdieu 2017, 20)

Bei den beherrschten Klassen – oder ‚populären' Klassen [classes populaires] – ist charakteristisch, dass sie aufgrund ihres statistisch für sie wahrscheinlichen frühen Ausscheidens aus dem Bildungssystem zugleich um den „Zugang zu den legitimen Ausdrucksmitteln" (Bourdieu 2017, 25) gebracht werden. Sie sind in den formelleren Kontexten, auf den offiziellen sprachlichen Märkten, „außerstande, die Freiheiten des dem internen Gebrauch vorbehaltenen freien Sprechens durchzusetzen" und müssen sich daher mit „den beschädigten Formen einer *geborgten* Sprache", mit Verweigerung oder mit Schweigen behelfen (Bourdieu 2005b, 91), wenn sie nicht, frei sprechend, Anstoß erregen wollen (vgl. Bourdieu 2005b, 144). In seinem Essay *Sagten Sie ‚populär'?* (Bourdieu 1993), in dem er über den Begriff der ‚populären Sprache' (und Kultur) nachdenkt, drückt es Bourdieu recht drastisch aus:

> Die dominierenden (öffentlichen und offiziellen oder privaten) Märkte stellen die kulturell und ökonomisch am stärksten Benachteiligten vor derart schwere Probleme, daß man, wenn man sich an die Definition der Sprechweisen, die auf den sozialen Eigenschaften der Sprecher gegründet sind, hielte (die die Verfechter der ‚populären Sprache' implizit annehmen), sagen müßte, daß die gebräuchlichste Form dieser Sprache das Schweigen ist. (Bourdieu 1993, 89–90)

Aber Bourdieu ist weit davon entfernt, die beherrschten Klassen als monolithischen Opferblock darzustellen, oder sie, im anderen Extrem, blind zu romantisieren (diese subtile Form der Herablassung, die sich als das Gegenteil von dem verkauft, was sie ist). Seine in Relationen denkende Sprachsoziologie und die prominente Rolle, die er den (inkorporierten) Klassifizierungen zur Erklärung der Strukturen der sozialen Welt und der Verhaltensweisen einräumt, zahlt sich auch hier aus.

Mit Blick auf den Begriff der populären Sprache verweist Bourdieu zunächst darauf, dass dieser „nur relational definiert ist, nämlich als die Gesamtheit dessen, was aus der legitimen Sprache ausgeschlossen ist" (Bourdieu 1993, 72). Man müsste eigentlich die populäre Sprache immer ‚das *pop.*' nennen – in Anlehnung an die Bezeichnung in Wörterbüchern, in denen durch Voranstellen von Kürzeln wie *pop.* (populär), *fam.* (familiär), *ugs.* (umgangssprachlich) oder *vulg.* (vulgär) illegitime sprachliche Ausdrücke von legitimen abgegrenzt werden. Damit würde man an die Herstellung dieser Klassifizierungen und die in ihnen implizierte Sicht auf die soziale Welt erinnern.[17] Der Begriff der populären Sprache und die als

---

17 Bourdieu zieht den *Petit Robert* in der Ausgabe von 1979 heran; dieser definiert *pop.*, populär, als „gängig in den populären städtischen Milieus, jedoch vom gesamten kultivierten Bürgertum abgelehnt und gemieden" (zit. n. Bourdieu 1993, 72–73).

besonders ‚derb' geltende Varietät davon, das *Argot*, gehören zu jenen Dichotomien, mit denen die soziale Welt entlang mythischer Kategorien des Hohen und Tiefen, des Feinen und Groben, des Seltenen und des Gewöhnlichen, der Haltung und des Sichgehenlassens, letztlich der Kultur und der Natur, strukturiert wird und die eben auch den Bereich des Sprachlichen, der Sprachvorstellungen, strukturieren (vgl. auch *sich grob ausdrücken*, *langue verte* [*grüne Sprache*], *mots crus* [*rohe Wörter*]). Der Begriff zieht „eine scharfe Trennlinie in das Kontinuum der Sprechweisen" ein und schafft eine globale Negativklasse, mit der die Heterogenität der Sprechweisen ausgeblendet wird (Bourdieu 1993, 77).

Genau diese dualistisch organisierten Sprachvorstellungen, die der ‚populären Sprache' und dem *Argot* den Stempel des Illegitimen und Vulgären aufdrücken, können (oder müssen) sich nun diejenigen, die am stärksten von den legitimen Ressourcen der sozialen Welt ausgeschlossenen sind, wie die männlichen, zumeist migrantischen Jugendlichen in den Banlieues und ‚Brennpunktvierteln', emblematisch zunutze machen. Der Bruch mit der legitimen Sprache macht dann „einen Teil der *Repräsentationsarbeit*" aus, um sich und anderen gegenüber das Bild des ‚harten Kerls', der groben und echten Männlichkeit zu erzeugen (Bourdieu 1993, 80). Der Ablehnung des ‚Gehabes' und ‚Getues' (Stilisierung und Formgebung) der herrschenden Klassen entspricht der Kult des Rohen, Körperlichen und Natürlichen, objektiviert in Wörtern und Redewendungen wie *Maul*, *Schnauze*, *Fresse*, *Großmaul*, *Maulheld*, *anschnauzen*, *losbrüllen*, *das Maul aufreißen*, *die Fresse halten*, *lauthals lachen* und *reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist*, usw., mit denen dieses spezifische Verhältnis zum Sprechen und zur Sprache zum Ausdruck gebracht wird (vgl. Bourdieu 2005b: 94–95).

Um den Männlichkeitskult und damit gerade das Sprachverhalten der männlichen Jugendlichen zu verstehen, muss man den vermeintlichen Gegensatz zwischen Widerstand und Unterwerfung aufgeben, der „die übliche Reflexion über die ‚populäre Sprache' (oder Kultur) bestimmt" (Bourdieu 1993, 80). Wenn die Beherrschten sich die ‚vulgäre Sprache', die im Rahmen der symbolischen Herrschaft zu den Klassifizierungen gehört, durch die sie als vulgäre Menschen konstituiert werden, trotzig als Teil ihrer Identität aneignen, inwiefern lässt sich da von Widerstand sprechen? „Und wenn sie umgekehrt daran arbeiten, das zu verlieren, was sie als vulgäre Menschen markiert, und sich das anzueignen, was ihnen die Möglichkeit geben würde, sich zu assimilieren – kann man da von Unterwerfung sprechen?" (Bourdieu 1993, 80).

Die symbolische Gewalt, die von den Strukturen sozialer Ungleichheit ausgeht, wenn diese nicht als solche denk- und sagbar sind, zeigt sich in diesen falschen Alternativen, die den Beherrschten aufgezwungen werden, in einer zugespitzten Form. Der Versuch, dem sozialen Schicksal zu trotzen, indem man sich

hart und widerständig gibt, was Autonomie, freie Wahl und Selbstachtung signalisieren kann, besiegelt dieses Schicksal (man denke an den Zusammenhang zur Schule, wo nun die ‚harten Jungs' in den Augen aller anderen nur noch als ‚Störenfriede', Aggressoren und Problemfälle erscheinen). Sich ihm aber entgegenzustellen, indem man sich die Normen des Legitimen, die soziale Mobilität ermöglichen, aneignet, bedeutet zugleich, sich selbst und seine Identität aufzugeben, in den Augen der anderen, mit denen man sein Schicksal teilt, die Achtung zu verlieren (als unmännlich und schwach zu erscheinen). Das kann ein äußerst riskanter, schmerzhafter Prozess sein.[18]

4.4 Fazit: Sprachbezogene symbolische Gewalt

Die verinnerlichten Vorstellungen über Sprache sind Dispositionen, die zum sprachlichen Habitus eines Menschen gehören und die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie den Sprachgebrauch selbst strukturieren. Die einschlägige symbolische Gewalt entsteht dadurch, dass die sprachlichen Ungleichheitsverhältnisse permanent verwischt oder symbolisch ausgelöscht werden, was die Betroffenen einer realistischen, rationalen Einschätzung der eigenen Sprachbiographie sowie der davon abhängigen sprachlichen Ressourcen beraubt. Das so anvisierte Verhältnis zwischen Sprache und symbolischer Gewalt umfasst demnach

(1) Klassifizierungen von sprachlichen Formen und Praktiken (wie „vulgärer Stil", „hässlicher Akzent", „kleiner Wortschatz", etc.),
(2) die in – habitualisierten – Selbstabwertungen der Sprachkompetenz resultieren und sich als Inferioritätsempfindungen in Bezug auf den eigenen Sprachgebrauch, als Scham über den eigenen Akzent oder als Einschüchterungsgefühle und blinde Bewunderung im Kontakt etwa mit Bildungssprache äußern können
(3) und die schließlich die sprachlichen Praktiken strukturieren, sodass einige Praktiken als manifeste Auswirkungen symbolischer Gewalt betrachtet werden können, so etwa schüchternes, stotterndes Sprechen, Hyperkorrektismen und Unsicherheit in der ‚geborgten' legitimen Sprache, Selbstzensur durch Schweigen und Selbstexklusion von offiziellen Sprechsituationen, etc.

---

18 Édouard Louis lotet diese Zusammenhänge und Prozesse in seinen autobiographischen Romanen aus (z. B. in *Das Ende von Eddy* oder *Wer hat meinen Vater umgebracht?*).

Es geht dabei, wie wir gesehen haben, nicht ‚nur' um Vorstellungen oder Einstellungen, nicht im Sinne von bloßen Ideen, die sich durch das Einwirken neuer Ideen einfach verändern ließen, sondern um inkorporierte, leibliche Dispositionen. Denn „symbolische Gewalt [kann] nur deshalb ihre gleichsam ‚hypnotische' Suggestivkraft entfalten [...], weil sie auf somatisch unterbaute symbolisch-sinnhafte Dispositionen des Habitus trifft" (Peter 2011, 24). Und es geht dabei nie nur um individuelle Dispositionen, sondern um gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge, und zwar ökonomische *und* symbolische. Eine Vorstellung wie die des béarnesischen Bauern, der glaubt, er könne nicht gut genug sprechen, ist nur zu erklären, weil sie in ganz realen (und nicht ‚rein' symbolischen) Verhältnissen der Ungleichheit wurzelt, eines ungleichen Zugangs zu konkreten sprachlichen Ressourcen ebenso wie zu sozialen Positionen oder Institutionen, die mit der Macht einhergehen, den Wert von sprachlichen Ressourcen zu definieren.

Das Verdienst der Bourdieuschen Sprachsoziologie liegt gerade darin, besonders klar herauszustellen, warum und wie Sprache mit Herrschaft und Ungleichheit verzahnt ist und zu deren Reproduktion beiträgt, zumal in den Klassengesellschaften der Moderne, in denen der Zugang zu Bildungstiteln und Arbeitsstellen, zu Wohlstand und Ansehen so hochgradig von der sozialen Herkunft abhängt, wie es Bourdieu selbst in seinen bildungssoziologischen Arbeiten für Frankreich gezeigt hat (vgl. Bourdieu 2018) und wie es für Deutschland die zahlreichen Bildungsvergleichsstudien (PISA, DESI, IGLU, IQB-Bildungstrend) in regelmäßigen Abständen belegen:

> Man braucht sich nur die Zahl der Universen zu vergegenwärtigen, bei denen der Zutritt wie an ein stillschweigend erhobenes Eintrittsgeld an den *bon usage* gebunden ist, den als Standard definierten Sprachgebrauch, um zu begreifen, dass die Macht über die Sprache sicher eine der wichtigsten Dimensionen der Macht ist. (Bourdieu 2017, 26)

Solange die gesellschaftlich ungleiche Verteilung sprachlicher Ressourcen (Spracherwerb) ebenso wie der ungleiche Zugang zu Positionen, die mit der Macht zur Durchsetzung bestimmter Klassifizierungen sprachlicher Ressourcen einhergehen (Sprachbewertung), unverstanden bleiben, sind sie auch das entscheidende Einfallstor für die symbolische Gewalt. Der eigene Stil mit seinen sprachlichen Merkmalen wird nicht als das Produkt einer Sprachgebrauchsgeschichte unter objektiv ungleichen Erwerbs- und Bewertungsbedingungen verstanden, sondern als ein persönliches Wesensmerkmal, als Ausdruck einer Gabe oder eines Könnens frei von sozialen Konditionen. Kann so die Abwertung eines Stils nur als Abwertung eines *persönlichen* Stils interpretiert werden, bleibt die in den sprachlichen Machtverhältnissen verankerte diskriminierende Dimension der

Abwertung ebenso verborgen wie die soziale Akteurin die ganze Wucht des Stigmas eines selbstverschuldeten Versagens oder Unvermögens trifft.

5 Für eine Sozioanalyse der Sprache

Sich all diese Zusammenhänge bewusst zu machen, mag nicht automatisch einen Befreiungsschlag nach sich ziehen, ist aber zweifellos eine notwendige Bedingung dafür:

> Die Mechanismen, die das Leben leidvoll und oft unerträglich machen, zu Bewußtsein zu bringen, heißt noch keineswegs, sie auszuschalten. Widersprüche sichtbar zu machen, bedeutet nicht, sie zu lösen. Aber bei aller Skepsis hinsichtlich der gesellschaftlichen Wirksamkeit soziologischer Botschaften kann man ihnen dennoch nicht jegliche Wirkung absprechen, eröffnen sie doch jenen, die leiden, einen Weg, ihr Leiden auf gesellschaftliche Ursachen zurückzuführen und sich solcherart vom Gefühl eigenen Verschuldens zu befreien. Und bringen sie doch die kollektiv verdunkelte gesellschaftliche Bedingtheit des Elends in all seinen auch noch so intimen und noch so geheimen Formen zu Bewußtsein. (Bourdieu et al., 825 – 826)

Im Postskriptum von *Langage et pouvoir symbolique* (2001) skizziert Bourdieu die Prinzipien einer „teilnehmenden Objektivierung“, die er als Voraussetzung einer wirklich reflexiven Sozialwissenschaft sieht (vgl. Bourdieu 2001a, 397 – 403). Diese Ausführungen enthalten auch jene emanzipatorischen und politischen Implikationen, die dem Begriff der Sozioanalyse eingeschrieben sind, wie sie Bourdieu und sein Team insbesondere in *Das Elend der Welt* ins Werk gesetzt haben. Das ließe sich weiterspinnen und spezifizieren als Sozioanalyse der Sprache, die ein entscheidendes Mittel im Kampf gegen die symbolische Gewalt bestimmter objektiv-subjektiver Sprachvorstellungen wäre. Es ginge also, genauer, um die Sozioanalyse von Sprachverhältnissen und Sprachverhalten und, davon nicht zu trennen, des subjektiven Verhältnisses zur Sprache, das in seiner Genese von den objektiven Sprachverhältnissen strukturiert wurde und fortlaufend das eigene Sprachverhalten strukturiert. Eine solche Sozioanalyse könnte dazu beitragen, die sozialen Akteure zu wirklichen Subjekten der gesellschaftlich zur Verfügung stehenden sprachlichen Ressourcen zu emanzipieren.

Die zur Aufdeckung symbolischer Gewalt notwendige herrschaftskritische Analyse der sprachlichen Verhältnisse darf jedoch nicht zu simplen und einseitigen Gleichsetzungen führen (etwa: Standardsprache = Herrschaftsinstrument; oder: Standardsprache = sprachliche Varietät + Macht). Denn die ‚Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes‘ ist nicht in einem logischen oder notwendigen Sinne eine Form der symbolischen Herrschaft oder zumindest nicht darauf zu

reduzieren, wie es Bourdieu selbst mit seinen Formulierungen manchmal suggeriert (vgl. auch Morek und Heller 2012, 70). Die Durchsetzung einer im Staatsgebiet allgemein gültigen und anerkannten Sprachform und deren Vermittlung im Bildungssystem müssen nicht zwangsweise mit der Illegitimierung anderer Sprachformen einhergehen, auch wenn das empirisch oft der Fall war und ist.

Der schriftkulturelle Ausbau der ‚Volkssprachen' zu nationalstaatlichen Standardsprachen, der die Geschichte der sprachlichen Verhältnisse in den bürgerlichen Gesellschaften kennzeichnet, ist das Produkt einer jahrhundertelangen Spracharbeit, zu deren Ergebnissen eben auch die „Demotisierung" (Utz Maas) der Schriftkultur gehört: In den nationalstaatlichen Sprachverhältnissen der Moderne soll der Zugang zur Schriftsprache und den nur durch sie erreichbaren gesellschaftlich relevanten Ressourcen (Allgemeinbildung, politische Teilhabe, berufliche Positionen, etc.) allen Staatsbürger*innen ermöglicht werden.[19] Die ausgebaute Schriftsprache, die als Amtssprache fungiert, ist nicht einfach eine Varietät unter anderen, keine reine Verkehrssprache oder ein nur praktischer Gebrauchsstandard für die Verständigung im öffentlichen Raum. Sie ist jene Sprachform, die das Medium der staatlichen Geschäftsführung und der einschlägigen demokratischen Prozesse bildet, über die also jede Staatsbürgerin verfügen muss, wenn politische Partizipation sichergestellt sein soll. Die Entfaltung der persönlichen Potenziale der in einem Staatsgebiet lebenden Individuen ist durch den jeweiligen Entwicklungsstand einer Gesellschaft definiert: In diesem Sinne ist der Zugang zur Schriftsprache auch eine Frage der Persönlichkeitsentfaltung.

Persönlichkeitsentfaltung (Schriftsprache als Bildungssprache) und politische Partizipation (Schriftsprache als staatliche Geschäftssprache) dürfen mit dem Begriff der legitimen Sprache und der damit verbundenen machtkritischen Analyse nicht ausgeblendet werden. Gerade sie gehören zu den zentralen Aspekten, die von der sprachbezogenen symbolischen Gewalt mit ihren Naturalisierungseffekten ins kollektive Unbewusste verschoben werden. Gerade die Persönlichkeitsentfaltung im Bereich des Sprachlichen, der eigenen sprachlichen Fähigkeiten, wird durch symbolische Gewalt gestört, gehemmt oder verhindert.

Diese soziohistorischen Zusammenhänge zu rehabilitieren und bewusst zu machen und so zu einem wirklich politischen – das heißt in erster Linie: emanzipatorischen – Verständnis von sprachlichen Machtverhältnissen zu gelangen, dazu kann die Analyse sprachbezogener symbolischer Gewalt im Anschluss an Bourdieu einen wesentlichen Beitrag leisten. Mit ihrer Hilfe ist der Blick freizubekommen auf das, worum es eigentlich gehen müsste: eine gerechte Verteilung

19 Mit diesen Ausführungen folge ich Utz Maas (vgl. Maas 2008, 2014).

des gesamtgesellschaftlichen sprachlichen Reichtums. Den hat sich auch Bourdieu für seine ‚Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft' angeeignet – man beachte dazu das Vorwort zur deutschen Ausgabe von *Die feinen Unterschiede:*

> Der Stil nun, der Gefahr läuft, durch seine langen verwickelten Sätze selbst den gutmütigsten Leser zu verprellen, tatsächlich doch in seinem Aufbau die komplexe Struktur der sozialen Welt wiederzugeben sucht, und dies mittels einer Sprache, die Disparatestes zu einer – in sich zugleich durch eine rigorose Perspektive hierarchisierten – Einheit fügt, verdankt sich dem Willen, die traditionellen Formen des Ausdrucks aus Literatur, Philosophie und Wissenschaft so weit wie möglich auszuschöpfen, um auf diese Weise nicht nur Dinge zu Wort kommen zu lassen, die bislang daraus de facto oder de jure verbannt waren, sondern auch jedes Abgleiten der Lektüre in die Vereinfachungen des weltläufigen Essayismus oder der politischen Polemik zu hintertreiben. (Bourdieu 1982b, 14)

In diesem Loblied, das performativ aufführt, was es besingt, werden die Vorzüge, wenn nicht die Notwendigkeit einer ausgebauten Schriftsprache für ein kritisches, sozioanalytisches Denken pointiert beschrieben. Eine sprachbezogene Sozioanalyse wird sich nicht darauf beschränken, die Schriftsprache und ihre Vermittlung als Produktion einer legitimen Sprache, von der symbolische Gewalt ausgeht, zu dekonstruieren. Sie wird vielmehr alle gesellschaftlichen Bedingungen in den Blick nehmen, die – im Rahmen einer rationalen Pädagogik, wie sie Bourdieu gefordert hat – die Lernenden in die Lage versetzen, sich die Ressourcen der ausgebauten Schriftsprache anzueignen. Oder um noch einmal und abschließend Bourdieu selbst zu Wort kommen zu lassen: „Es geht nicht darum, die Erben zu enterben, sondern darum, *allen* das zu geben, was einige ererbt haben" (Bourdieu 2001c, 24).

Literaturverzeichnis

Becker, Susanne. *Sprechgebote: Wie das Sprechen über Sprache soziale Ungleichheiten reproduziert.* Wiesbaden: Springer, 2018.

Boschetti, Anna. „Réflexion sur le langage et réflexivité". *Pierre Bourdieu, sociologue.* Hg. Louis Pinto, Gisèle Sapiro und Patrick Champagne. Paris: Fayard, 2004. 161–183.

Bourdieu, Pierre. *Ce que parler veut dire: L'économie des échanges linguistiques.* Paris: Fayard, 1982a.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982b.

Bourdieu, Pierre. *Sozialer Raum und „Klassen": Leçon sur la leçon: Zwei Vorlesungen.* Übersetzt von Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.

Bourdieu, Pierre. *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft.* Übersetzt von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.

Bourdieu, Pierre. „Politischer Fetischismus“. *Satz und Gegensatz: Über die Verantwortung des Intellektuellen*. Aus dem Französischen von Ulrich Raulff und Bernd Schwibs. Berlin: Wagenbach, 1989a. 42 – 45.

Bourdieu, Pierre. „Was heißt sprechen?“. *Satz und Gegensatz: Über die Verantwortung des Intellektuellen*. Aus dem Französischen von Ulrich Raulff und Bernd Schwibs. Berlin: Wagenbach, 1989b. 37 – 41.

Bourdieu, Pierre. *Language and Symbolic Power*. Hg. John B. Thompson. Aus dem Französischen von Gino Raymond und Matthew Adamson. Cambridge: Polity Press, 1991.

Bourdieu, Pierre. *Die verborgenen Mechanismen der Macht: Schriften zu Politik & Kultur 1*. Hamburg: VSA, 1992.

Bourdieu, Pierre. „Sagten Sie „populär“?“. *Praxis und Ästhetik: Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus*. Hg. Gunther Gebauer und Christoph Wulf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993. 72 – 92.

Bourdieu, Pierre et al. *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK, 1997.

Bourdieu, Pierre. *Langage et pouvoir symbolique*. Paris: Seuil, 2001a.

Bourdieu, Pierre. *Meditationen: Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Aus dem Französischen von Achim Russer. Unter Mitwirkung von Hélène Albagnac und Bernd Schwibs, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001b.

Bourdieu, Pierre. *Wie die Kultur zum Bauern kommt: Über Bildung, Schule und Politik. (Schriften zu Politik & Kultur 4)*. Hg. Margareta Steinrücke. Mit einem Vorwort von Margareta Steinrücke und Axel Bolder. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder, Franz Hector und Joachim Wilke. Hamburg: VSA, 2001c.

Bourdieu, Pierre. „Denen das Wort erteilen, die keine Sprache haben.“. *Interventionen 1961 – 2001: Band 1: 1961 – 1980*. Hamburg: VSA-Verlag, 2003. 103 – 113.

Bourdieu, Pierre. *Die männliche Herrschaft*. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005a.

Bourdieu, Pierre. *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Mit einer Einführung von John B. Thompson. Übersetzt von Hella Beister. 2., erweiterte und überarbeitete Auflage. Wien: Braumüller, 2005b.

Bourdieu, Pierre. *Sprache: Schriften zur Kultursoziologie 1*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2017.

Bourdieu, Pierre. *Bildung: Schriften zur Kultursoziologie 2*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2018.

Bourdieu, Pierre, Pierre Encrevé und William Labov. „Le changement linguistique“. *Actes de la recherche en sciences sociales* 46 (1983): 67 – 71.

Bourdieu, Pierre, und Loïc J. D. Wacquant. *Reflexive Anthropologie*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.

Bourdieu, Pierre, und Loïc J. D. Wacquant. „Die neue globale Begrifflichkeit“. *Interventionen 1961 – 2001: Band 4: 1995 – 2001*. Hamburg: VSA-Verlag, 2004. 239 – 247.

Dirim, İnci, und Paul Mecheril. *Heterogenität, Sprache(n), Bildung: Eine differenz- und diskriminierungstheoretische Einführung*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2018.

Dirim, İnci, und Doris Pokitsch. „(Neo-)Linguizistische Praxen in der Migrationsgesellschaft und ihre Bedeutung für das Handlungsfeld ‚Deutsch als Zweitsprache'“. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 93 (2018): 13 – 32.

Gümüşay, Kübra. *Sprache und Sein*. München: Hanser Berlin, 2020.

Krais, Beate. „Soziologie als teilnehmende Objektivierung der sozialen Welt: Pierre Bourdieu“. *Französische Soziologie der Gegenwart*. Hg. Stephan Moebius und Lothar Peter. Konstanz: UTB, 2004. 171 – 210.

Labov, William. *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1972.

Lahire, Bernard et al. *Enfances de classe : De l’inégalité parmi les enfants*. Paris: Seuil, 2019.

Maas, Utz. *Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft: Die schriftkulturelle Dimension*. Göttingen: V&R unipress mit Universitätsverlag Osnabrück, 2008.

Maas, Utz. *Was ist deutsch? Die Entwicklungen der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland*. Unter Mitarbeit von Solvejg Schulz. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Wilhelm Fink, 2014.

Mauger, Gérard. „Über symbolische Gewalt“. *Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven*. Hg. Catherine Colliot-Thélène, Etienne François und Gunter Gebauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005. 208 – 230.

Moebius, Stephan, und Angelika Wetterer. „Symbolische Gewalt“ [Themenheft]. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36.4 (2011).

Morek, Miriam, und Vivien Heller. „Bildungssprache – Kommunikative, epistemische, soziale und interaktive Aspekte ihres Gebrauchs“. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 57.1 (2012): 67 – 101.

Müller, Hans-Peter. *Pierre Bourdieu: Eine systematische Einführung*. Berlin: Suhrkamp, 2016.

Neckel, Sighard. „Soziale Scham: Unterlegenheitsgefühle in der Konkurrenz von Lebensstilen“. *Praxis und Ästhetik: Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus*. Hg. Gunter Gebauer, Christoph Wulf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993. 270 – 291.

Peter, Lothar. „Prolegomena zu einer Theorie der symbolischen Gewalt“. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36.4 (2011): 11 – 31.

Sapiro, Gisèle. „Violence symbolique“. *Dictionnaire international Bourdieu*. Sous la direction de Gisèle Sapiro. Paris: CNRS, 2020. 877 – 880.

Schmidt, Robert, und Volker Woltersdorff. *Symbolische Gewalt: Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. Konstanz: UVK, 2008.

Schmidt, Robert, und Volker Woltersdorff. „Einleitung“. *Symbolische Gewalt: Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. Hg. Robert Schmidt und Volker Woltersdorff. Konstanz: UVK, 2008. 7 – 21.

Schmidt, Robert, und Volker Woltersdorff. „Bourdieu – Der zwanglose Zwang der symbolischen Gewalt“. *Philosophien sprachlicher Gewalt: 21 Grundpositionen von Platon bis Butler*. Hg. Hannes Kuch und Steffen K. Herrmann. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2010. 313 – 330.

Schultheis, Franz. „Symbolische Gewalt: Zur Genese eines Schlüsselkonzepts der bourdieuschen Soziologie“. *Symbolische Gewalt: Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. Hg. Robert Schmidt und Volker Woltersdorff. Konstanz: UVK, 2008. 25 – 44.

Thompson, John B. „Einführung“. *Was heißt sprechen?* Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Hg. Pierre Bourdieu. 2., erweiterte und überarbeitete Auflage. Wien: Braumüller, 2005. 1 – 35.

Jonas Kolthoff

Die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland und deren Niederschlag in den Sprachbiographien niederdeutscher Alltagssprecher*innen. Pierre Bourdieu und die Dialektik der offiziellen Sprache

1 Einleitung

> Eine dritte Form der sozialen Ungleichheit, die [...] symbolischer Natur ist, begegnet [Bourdieu] gleichfalls schon früh: die Sprache. Er spricht das lokale Béarnais, eine Variante des Gascognischen, muss auf dem Gymnasium indes Französisch sprechen. Auch wenn ihm das Lernen keine Mühe bereitet, eignet er sich ein Südfranzösisch an, dessen Akzent ihm in Paris noch lange zu schaffen macht. Sein Akzent ist, trotz seiner schulischen und akademischen Erfolge, eine ständige Quelle der Scham und Peinlichkeit. In Pariser Ohren klingt Südfranzösisch [...] linkisch, unbeholfen, bäuerlich ungeschliffen und ein bisschen dumm. (Müller 2019, 17)

In deutlicher Weise kommt im obigen Zitat die Bedeutung der Sprachbiographie Bourdieus im Hinblick auf sein sprachsoziologisches Schaffen zum Vorschein. Geprägt durch diese sprachlich evozierte Ungleichheitserfahrung, entwickelte er eine Sprachsoziologie, die sich dezidiert mit den sozialen Effekten auf jene Sprecher*innen auseinandersetzt, die wie er selbst nicht qua Geburt in der offiziellen Sprache im Sinne einer Standardsprache ‚zu Hause' sind. Lassen sich solche sozialen Effekte, wie sie Bourdieu, etwa in Gestalt einer systematischen Abwertung regionaler Sprachformen und ihrer Sprecher*innen, für die Geschichte des Französischen beschreibt, auch in Deutschland beobachten? Das ist die zentrale Frage des vorliegenden Beitrages.[1]

Dafür soll zunächst geklärt werden, inwiefern Pierre Bourdieus sprachsoziologische Ausführungen zur Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Frankreich auf Deutschland übertragbar sind. Um die Übertragbarkeit der Theorie Bourdieus zu untersuchen, habe ich aus seinen sprachsoziologischen Schriften in

1 Die Grundlage des vorliegenden Beitrages bildet meine Masterarbeit. Siehe hierzu Kolthoff (2021).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-006

einem ersten Schritt mithilfe des Konzeptes der Registerdifferenzierung Hypothesen zur Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland abgeleitet, die ich anhand der sprachhistorischen Darstellung in *Was ist deutsch?* von Utz Maas (2014) überprüft habe. In einem zweiten Schritt habe ich die sozialen Effekte dieser Vereinheitlichung dann exemplarisch untersucht, indem ich vier sprachbiographische Interviews mit niederdeutschen Alltagssprecher*innen durchgeführt habe, die ich mithilfe eines umfangreichen und auf den Theoriebezügen zu Bourdieus Sprachsoziologie aufbauenden Kodierleitfadens systematisch nach Mayring (2015) ausgewertet habe. In einem dritten Schritt schließlich habe ich die Ergebnisse der Makro- und Mikroanalyse in einer Zusammenschau diskutiert, was, wie noch zu zeigen sein wird, unweigerlich die titelgebende Dialektik der offiziellen Sprache in den Fokus rückt.

Der Forschungsstand zum vorliegenden Thema lässt sich hier lediglich im Hinblick auf die Arbeit mit niederdeutschen Sprachbiographien skizzieren, da für die Schnittstelle zwischen Bourdieus Sprachsoziologie einerseits und Sprachbiographien von Niederdeutschsprecher*innen andererseits noch keine Studien existieren. Obwohl sich die Beschäftigung mit Sprachbiographien in den Sprachwissenschaften seit den 1990er Jahren vor allem im Kontext der Mehrsprachigkeit zunehmender Beliebtheit erfreut (vgl. Franceschini 2002, 23–24), blieb die Untersuchung von niederdeutschen Sprachbiographien ein weitgehend unangetasteter Forschungszweig. Hier sind es insbesondere Jürgens (2015), Neumann (2017) und Schröder (2018, 2019), die in den 2010er Jahren Pionierarbeit geleistet haben. Auf den methodologischen Erkenntnissen dieser Studien aufbauend, erhebt der vorliegende Beitrag in doppelter Hinsicht den Anspruch, wissenschaftliches Neuland zu betreten. Zum einen kann die Analyse niederdeutscher Sprachbiographien mit der Sprachsoziologie Bourdieus im Allgemeinen und seiner machtkritischen Perspektive im Besonderen als Neuigkeitswert des Beitrages angesehen werden. Zum anderen kann auch die Reinterpretation der deutschen Sprachgeschichte aus ebendieser Perspektive als Novum betrachtet werden.

2 Makroanalyse: Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland

Zwecks einer differenzierten Betrachtung der Durchsetzung einer (nationalen) Standardsprache – darauf zielt Bourdieus Konzept der Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes im Kern ab – soll zunächst das Konzept der Registerdiffe-

renzierung in seinen Grundzügen skizziert werden.[2] Einschlägige Lexika definieren den Terminus Register als ein verbales Repertoire, das mit sozialen Praktiken und Gruppen in Verbindung gebracht und situationsspezifisch verwendet wird. Demnach lernen Sprecher*innen im Laufe ihrer Sozialisation unterschiedliche Register kennen, die additiv erworben werden und zu kontextspezifischen Identitätskonstruktionen beitragen können. Auf Halliday (1964) geht die grundlegende Unterscheidung der drei Registerdimensionen *field*, *tenor* und *mode* zurück. Die Dimension *field* beschreibt das Sprachereignis und inkludiert Zweck und Thema der Konversation, wohingegen *tenor* die Art der Interaktion, also die Beziehung zwischen den Interaktionspartner*innen, etwa Lehrende und Lernende, beschreibt.[3] Die Dimension *mode* umfasst die Rolle der Sprache, zu der die symbolische Organisation eines Textes sowie dessen Status und Funktion zählen. Binnendifferenzierungen sind hier einerseits auf der Ebene des Kommunikationskanals (v. a. mündlich vs. schriftlich) sowie andererseits auf der Ebene des rhetorischen Zwecks, etwa didaktisch oder persuasiv, möglich (vgl. Pomponio-Marschall 2016, 559 – 560).

In Anlehnung an Maas (2014) lassen sich die unterschiedlichen Register genauer bestimmen, indem sie in ein Feld mit den Ausdehnungen Intimität und Formalität eingeordnet werden, die sich jeweils mithilfe der Ausprägungen formell und informell sowie öffentlich und intim binnendifferenzieren lassen. Die sich hieraus ergebende Registerarchitektur eröffnet nun einen differenzierten Blick auf die verschiedenen Anwendungsbereiche, Alleinstellungsmerkmale und Verhältnisse unterschiedlicher Varietäten, wie etwa die Beziehung zwischen Hochsprache und Dialekten. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass dem förmlichen Register die offizielle Sprache zugeordnet werden kann. Es zeichnet sich neben seinem hohen Normierungsgrad besonders durch seine schriftsprachliche Fixierung und seine Nutzung in gesellschaftlichen Institutionen sowie besonders formellen Situationen aus. Das intime Register hingegen entspricht der Vielzahl an Dialekten, die primär im mündlichen Kommunikationskanal existieren und nur selten schriftsprachlich fixiert sind. Es ist im Gegensatz zum förmlichen Register lokal differenziert, sodass es vor allem innerhalb von Familien Verwendung findet (vgl. Maas 2014, 51 und 55).

---

2 Zum Registerkonzept siehe auch den Beitrag Baumgärtner, infra.

3 Zur Interaktion zwischen Lehrkräften und Eltern in schulischen Sprechstunden siehe Kotthoff, infra.

2.1 Merkmale der sprachlichen Vereinheitlichung

Um die Übertragbarkeit der Ausführungen Bourdieus zur Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Frankreich in Bezug auf die Sprachverhältnisse in Deutschland überprüfen zu können, habe ich infolge einer systematischen Lektüre der sprachsoziologischen Schriften Bourdieus (2017) charakteristische Merkmale der Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Frankreich herausgearbeitet. Im Folgenden sollen diese Merkmale, die ich zwecks Operationalisierung auf Deutschland bezogen habe, kurz vorgestellt werden.

Ausgehend von Bourdieus Beschreibungen war erstens zu vermuten, dass die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland zunächst im schriftlichen Kommunikationskanal des förmlichen Registers einsetzt, ehe sie den mündlichen Kommunikationskanal des intimen Registers erfasst. Zweitens war anzunehmen, dass sich der Bilingualismus, hier verstanden als die Fähigkeit zur Registervariation, im Kontext der Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland als besonders profitables Element sprachlichen Kapitals erweist. Drittens war nach der Lektüre Bourdieus zu erwarten, dass sich das Bildungssystem als mächtigstes Instrument der sprachlichen Vereinheitlichung in Deutschland erweist. Außerdem war viertens zu vermuten, dass sich die Suche nach einer geeigneten Legitimationsbasis, hier im Sinne einer normativen Wertzuschreibung, als konstitutives Moment bei der Durchsetzung der offiziellen Sprache in Deutschland offenbart. Schließlich war fünftens anzunehmen, dass Sprecher*innen, die in einem distanzierten Verhältnis zur offiziellen Sprache stehen, einen auf sprachbiographischer Ebene fassbaren Eigenbeitrag in Bezug auf die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland leisten. Konkret sind damit all jene Verhaltensweisen und Einstellungen von Sprecher*innen nicht-offizieller Sprachen gemeint, die für die Durchsetzung der offiziellen Sprache zuträglich sind, wie etwa die Übernahme des offiziellen Sprachgebrauchs oder der Glaube an die Höherwertigkeit des offiziellen Sprachgebrauchs im Vergleich zum eigenen Sprachgebrauch.

2.2 Ergebnisse des theoretischen Teils

Nun soll überprüft werden, ob sich die obigen Merkmale der Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Frankreich strukturell auch in den Entwicklungen der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland wiederfinden lassen. Hierzu habe ich die in *Was ist deutsch?* (Maas 2014) dargelegte Sprachgeschichte des Deutschen mit den sprachsoziologischen Ausführungen Bourdieus (2017) verglichen, indem ich systematisch Bezug auf die vorab herausgearbeiteten Merkmale ge-

nommen habe. Auf diese Weise konnten folgende Ergebnisse zu Tage gefördert werden.

Die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes vollzog sich auch in Deutschland zunächst im schriftlichen Kommunikationskanal des förmlichen Registers, das somit übereinstimmend als eine Art Einfallstor des sprachlichen Vereinheitlichungsprozesses angesehen werden kann. Dies war im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation im Kontext der Reformation (1517–1648) der Fall, als die Schriftsprache der Lutherbibeln auf Grundlage des Buchdrucks immer stärker die in den städtischen Kanzleien verwendeten, regionalen Sprachformen verdrängen und sich neben dem Lateinischen im förmlichen Register etablieren konnte. Nachgewiesen werden kann die Sprachumstellung beispielsweise in Bezug auf die Verwendung der niederdeutschen Schriftsprache. So wurde in den städtischen Kanzleien Norddeutschlands zu Beginn der Reformation im Jahre 1519 nur marginal hochdeutsch geschrieben, was darauf hindeutet, dass die Schreiber*innen noch in der traditionellen niederdeutschen Schriftlichkeit verankert waren. Ein völlig anderes Bild eröffnet sich bereits hundert Jahre später, denn ab 1620 wurden dort nur noch vereinzelt Texte in niederdeutscher Sprache verfasst (vgl. Maas 2014, 227–228). Damit liefert das Beispiel auch einen Beleg dafür, dass mit der Ausbreitung der offiziellen Sprache die Verdrängung abweichender Sprachformen einherging. Mithilfe der Registerdifferenzierung konnte sodann nachgewiesen werden, dass sich die Vereinheitlichung vom schriftlichen Kommunikationskanal des förmlichen Registers aus ausbreitete und erst im späteren Verlauf auch den mündlichen Kommunikationskanal und das intime Register erschloss. Augenscheinlich wird somit ein asynchroner Vereinheitlichungsprozess, der sich auf schrift- und sprechsprachlicher Ebene sowie für öffentliche und private Anwendungskontexte zeitlich versetzt vollzog.

Im französischen wie auch im deutschen Vereinheitlichungsprozess hat sich zudem die Fähigkeit zur Registervariation als profitables Element sprachlichen Kapitals erwiesen, da es besonders gut in andere Kapitalsorten, etwa in ökonomisches und symbolisches Kapital, konvertierbar war. So konnte für die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland mehrfach nachgewiesen werden, dass von den Sprachumstellungen vor allem diejenigen Menschen profitierten, die je nach Bedarf entweder zwischen dem Lateinischen und dem Hochdeutschen oder den regionalen Subvarietäten und der Standardvarietät variieren konnten (vgl. Maas 2014, 189 und 503).

Als strukturelles Element hat sich weiterhin die Schaffung einer Legitimationsbasis erwiesen, die mehrfach von unterschiedlichen Gesellschaftsakteuren, beispielsweise Luther im sechzehnten und den Sprachgesellschaften im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, vorangetrieben wurde. Die Sprachgesellschaften etwa verschafften dem Hochdeutschen auf intellektueller Ebene Aner-

kennung, indem sie einen aktiven Sprachausbau betrieben und sich hierbei an den Leitprinzipien Sprachschönheit, Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit orientierten. Im Zuge ihres Ausbaus wurde der Sprache neben einem ästhetischen (Sprachschönheit) und einem normativen Wert (Sprachrichtigkeit) auch ein Distinktionswert (Sprachreinheit) zugeschrieben, indem sie auf der Folie eines literarischen Modells in Abgrenzung zu fremdsprachlichen Einflüssen weiterentwickelt wurde, wobei eine zuvor festgelegte Sprachnorm eingehalten wurde (vgl. Maas 2014, 172–173).

Eine Schlüsselrolle im Vereinheitlichungsprozess spielte in Frankreich wie auch in Deutschland das Bildungssystem, da es nicht nur den Geltungsbereich der offiziellen Sprache ausweitete, sondern auch deren Legitimation in den Köpfen der Heranwachsenden verankerte. So offenbart zum Beispiel ein Blick auf den Deutschunterricht im neunzehnten Jahrhundert, dass in dieser Zeit die sogenannten Klassiker als sprachliches Modell stilisiert wurden. Das nunmehr konkrete literarische Leitbild, das den wirkungsmächtigen Akteuren der Weimarer Klassiker entlehnt wurde, bildete fortan den nur schwerlich erreichbaren Höhenkamm des Hochdeutschen. Dass ebendieser Höhenkamm zuerst vom Bildungsbürgertum erklommen wurde, erscheint angesichts der Gesellschaftsschicht, aus der etwa Goethe und Schiller stammen, kaum verwunderlich. Gleichsam des Adels, der seine Erwerbsgrundlage, den Landbesitz, an die nächste Generation weitergab, vererbte nun auch das Bildungsbürgertum seine Erwerbsgrundlage, die Bildungssprache.[4] Die Frage, ob jemand in einer Familie aufwuchs, in der ein solches Bildungsdeutsch gesprochen wurde, entschied nun oft darüber, wer einen Anspruch auf privilegierte gesellschaftliche Positionen hatte und wer nicht. Das Bildungssystem verlieh der Beherrschung des legitimen Sprachgebrauchs insbesondere dadurch universelle Durchschlagskraft, dass sich sprachliche Normabweichungen in Benotungen und Bildungsabschlüssen niederschlugen, die wiederum den Zugang zum Arbeitsmarkt regelten (vgl. Maas 2014, 134–136). Neben der offenkundigen Kopplung von sozialem Aufstieg und dem Erwerb der legitimen Sprachkompetenz wurden durch das Bildungssystem jedoch auch weit subtilere Prozesse in Gang gesetzt, die sich auf Mikroebene beobachten lassen. In den Schulen sammelten Individuen angesichts der ihnen tagtäglich vor Augen geführten „sprachlichen Ständeordnung" (Maas 2014, 134) unweigerlich sprachbiographische Erfahrungen (vgl. Maas 2014, 52), wie etwa sprachlich evozierte Scham oder Unsicherheit, die einerseits zur Verinnerlichung der vermeintlichen Minderwertigkeit des eigenen und andererseits zur Anerken-

4 Zur Eignung der Sprachsoziologie Bourdieus für die Untersuchung akademischer Bildungssprache siehe Baumgärtner, infra.

nung des offiziellen Sprachgebrauchs führten. Die geringere Chance auf sozialen Aufstieg wie auch die verinnerlichte Minderwertigkeit des eigenen Sprachgebrauchs mündete folglich im Leben vieler Menschen in eine Zentralisierung des offiziellen Sprachgebrauchs. Diese äußerte sich darin, dass der eigene Sprachgebrauch zunehmend auf Hochdeutsch umgestellt und vorzugsweise der legitime Sprachgebrauch an die nächste Generation weitergegeben und damit gesellschaftlich reproduziert wurde (vgl. Bourdieu 2017, 63). In deutlicher Weise kommen hier die Interdependenzen zwischen Makro- und Mikroebene zum Vorschein, die aufzeigen, dass das Bildungssystem im Vereinheitlichungsprozess als eine Art Scharnier fungierte, das Mikro- und Makroebene miteinander verband.

Schließlich hat die Betrachtung der Mikroebene offenbart, dass der Vereinheitlichungsprozess nur mithilfe eines aktiven Eigenbeitrages derjenigen Sprecher*innen, die in einem distanzierten Verhältnis zur offiziellen Sprache stehen, das intime Register erfassen und dort die regionalen Subvarietäten verdrängen konnte. Der Übertritt zum intimen Register kann in diesem Zusammenhang als eine Art Nadelöhr angesehen werden, da das Register jenseits der staatlichen Regelungskompetenz liegt und somit vor direkten sprachpolitischen Eingriffen geschützt ist (vgl. Maas 2014, 51). Nur durch die individuelle Anerkennung herrschender Wertmaßstäbe und der hiermit verbundenen Übernahme und Reproduktion des offiziellen Sprachgebrauchs im intimen Register konnten sich die sprachlichen Herrschaftsverhältnisse in Deutschland nachhaltig etablieren und eine solch weitreichende Durchschlagskraft erhalten. In deutlicher Weise wird hier die Schlüsselrolle des Konzeptes der symbolischen Gewalt für die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland vor Augen geführt, denn obiger Eigenbeitrag bildet ein Kernelement dieses Konzeptes (vgl. Bourdieu 2017, 20). Darüber hinaus liefert es eine Erklärung dafür, wieso die skizzierten Herrschaftsverhältnisse von denjenigen, die ihnen unterlagen, oft als natürlich und akzeptabel empfunden wurden (vgl. Schmidt und Woltersdorff 2008, 8).

Rückblickend bleibt festzuhalten, dass sich auch für Deutschland die Entstehung sprachlicher Machtverhältnisse beobachten lässt, wie sie Bourdieu als Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes für Frankreich beschrieben hat. Damit sind die Bedingungen dafür erfüllt, sich den titelgebenden Niederschlägen des sprachlichen Vereinheitlichungsprozesses auf Mikroebene widmen zu können.

3 Mikroanalyse: Niederschlag des Vereinheitlichungsprozesses in den Sprachbiographien niederdeutscher Alltagssprecher*innen

Ins Blickfeld geraten sollen nun die Auswirkungen der sprachlichen Vereinheitlichung auf der subjektiven Ebene einzelner Sprecher*innen, indem, auf den Ergebnissen der Makroanalyse aufbauend, der Frage nachgegangen wird, inwiefern sich der skizzierte Vereinheitlichungsprozess gegenwärtig anhand der Sprachbiographien niederdeutscher Alltagssprecher*innen nachweisen lässt. Hierzu soll zunächst das methodische Vorgehen skizziert werden, bevor auf die Ergebnisse der empirischen Studie eingegangen wird.

3.1 Forschungsdesign

Da sich die Forschungsfrage auf den Niederschlag der sprachlichen Vereinheitlichung in den Sprachbiographien niederdeutscher Alltagssprecher*innen bezieht, bildet die sprachbiographische Mikroebene die primäre Erhebungsebene der explorativ ausgerichteten empirischen Untersuchung. Nach Schröder (2019, 110) geht hiermit die Erfassung ihrer inhärenten Teilebenen Spracherwerb, Sprachgebrauch und Spracherfahrung einher, wobei auch Spracheinstellungen erfasst werden können.

Der einschlägigen Literatur in den Sprachwissenschaften (z. B. Treichel 2004; König 2010) zufolge eignet sich für die Erhebung von Sprachbiographien insbesondere die Durchführung von qualitativen Interviews, wobei die Fragestellungen möglichst offen gestaltet und auf die Proband*innen zugeschnitten sein sollten. Entscheidend bei dieser Methodenwahl ist, dass die Proband*innen respektive Gewährspersonen ausreichend Platz erhalten, um ihre eigene Sprachgeschichte und ihr subjektives Relevanzsystem darstellen zu können (vgl. Franceschini 2002, 20–21), weshalb sich besonders freie Interviewformen zur empirischen Untersuchung von Sprachbiographien eignen (vgl. Franceschini 2002, 26). Eine solche Interviewform ist das von Spradley (1979) begründete ethnographische Interview, das sich vornehmlich durch seine geringe Standardisierung und ausgeprägte Subjektivität auszeichnet. Auch die Flexibilität und die Lebensnähe gelten als Kennzeichen des ethnographischen Interviews, sodass es sich besonders gut für explorative Forschungen eignet, die Einstellungen und intime Gefühle zentralisieren (vgl. Knoblauch und Vollmer 2019, 602).

Als Erhebungsinstrumente wurden ein Fragebogen sowie ein Interviewleitfaden entwickelt. Ersterer wurde vor Durchführung der Interviews von den Proband*innen ausgefüllt. Er diente neben der Erfassung der wichtigsten Sozialdaten beispielsweise auch der Ermittlung von Hobbys und persönlichen Interessen, um ganz im Sinne Bourdieus einen ganzheitlichen Einblick in habituell geprägte Lebensstile zu erhalten (vgl. Rehbein und Saalmann 2014, 111–112). Das zweite Erhebungsinstrument bildete untenstehender Interviewleitfaden (Tab. 1) mit insgesamt 19 übergeordneten Fragestellungen, die möglichst offene Antworten erfordern. Der erste Teil des Interviewleitfadens ist auf die sprachbiographische Vergangenheit der Proband*innen ausgerichtet, sodass zunächst Fragen zu den unterschiedlichen Lebensphasen gestellt wurden (Fragen 1–10). Ergänzt wurden diese durch weitere Teilfragen, die etwa explizit Gefühlszustände (Fragen 4.2, 5.1, 7.1, 10.2) und Sprachwahlmotive (Fragen 1.1, 6.2, 8.1) thematisierten sollten. Der zweite Teil des Leitfadens ist auf die Gegenwart ausgerichtet (Fragen 11–19). Hier wurden neben der Konzeptualisierung von Sprache (Fragen 16, 18, 19) zum Beispiel auch der gegenwärtige Sprachgebrauch (Fragen 11–13) und Spracheinstellungen (Fragen 15, 17) erfragt.

Tab. 1: Interviewleitfaden

Nr.	Fragestellung
1	Heute möchte ich mit dir über Erfahrungen sprechen, die du im Laufe deines Lebens mit dem Plattdeutschen gemacht hast. Hierzu würde ich gerne ganz am Anfang deines Lebens beginnen. Erzähl’ mal, wann bist du das erste Mal mit Platt in Kontakt gekommen. 1.1) Wann, wo, warum und von wem hast du Plattdeutsch gelernt?
2	Welche Momente fallen dir ein, wenn du an Plattdeutsch vor Beginn der Schulzeit denkst? 2.1) Wo hast du Plattdeutsch gesprochen und wo nicht? 2.2) Gab es in deinem Elternhaus Bücher? Falls ja: Wie viele und wurden sie (vor-)gelesen? 2.3) Was waren das für Familien, deren Kinder schon vor der Schule Hochdeutsch gesprochen haben?
3	So, kommen wir jetzt zur Schulzeit. Was fällt dir spontan ein, wenn du an Plattdeutsch und Schule denkst? 3.1) Welche besonders positiven und negativen Erinnerungen sind dir im Gedächtnis geblieben, wenn du an deine Schulzeit mitsamt deiner plattdeutschen Sprache zurückdenkst? 3.2) Was hat deine Schulzeit in Bezug auf deine Sprache verändert? 3.3) Wo hast du damals welche Sprache gesprochen? (z. B. Schule oder Freizeit)
4	Wie fanden es deine LehrerInnen insgesamt, wenn du oder deine MitschülerInnen Plattdeutsch gesprochen haben? 4.1) Was genau haben deine LehrerInnen unternommen, wenn ihr Platt im Unterricht gesprochen habt? 4.2) Optional: Wie hast du dich damit gefühlt, dass Plattdeutsch plötzlich verboten war?

Tab. 1: Interviewleitfaden *(Fortsetzung)*

Nr.	Fragestellung
5	Wenn du an deine früheren Deutschlehrer*innen zurückdenkst, was verbindest du mit ihnen? 5.1) Kannst du beschreiben, was du empfindest, während du an deine Deutschlehrer*innen denkst? 5.2) Inwiefern hat das Plattdeutsche deinen Deutschunterricht beeinflusst?
6	Kommen wir zu der Zeit nach der Schule. Was hast du während deines Arbeitslebens erlebt, das du besonders mit Plattdeutsch verbindest? 6.1) Welche Sprache hast du während der Arbeitszeit gesprochen? 6.2) Warum hast du diese Sprache gesprochen?
7	Das ist doch schon sehr interessant! Fallen dir sonst noch besonders schöne oder unangenehme Momente ein, die du im Laufe deines Lebens mit dem Plattdeutschen hattest? 7.1) Kannst du beschreiben, wie genau du dich in dieser Situation gefühlt hast? 7.2) Erinnerst du dich noch daran, wie genau du dich damals verhalten hast? 7.3) Weißt du noch, wer in diese Situation anwesend war?
8	Wenn du dich zurückerinnerst, wo oder mit wem hast du niemals Platt gesprochen? 8.1) Was könnte der Grund dafür gewesen sein?
9	Was denkst du aus heutiger Sicht: Wie wäre dein Leben rückblickend vielleicht verlaufen, wenn du von Anfang an Hochdeutsch und nicht Plattdeutsch gelernt und gesprochen hättest?
10	Noch eine letzte Frage zur Vergangenheit. Hast du schon Situationen erlebt, in denen du dich zwischen mehreren fremden Personen befunden hast, die alle besonders gut Hochdeutsch sprechen, aber kein Platt verstehen konnten? (Falls nein, s. Frage 11) 10.1) Kannst du dich daran erinnern, wie du dich verhalten hast? 10.2) Weißt du noch, wie du dich in der Situation gefühlt hast?
11	Jetzt hätte ich noch ein paar Fragen zu deinem heutigen Sprachgebrauch. In welchen Situationen sprichst du Plattdeutsch und in welchen Situationen sprichst du Hochdeutsch? 11.1) Falls du bestimmte Situationen im Kopf hast, kannst du mir diese beschreiben? 11.2) Wovon ist deiner Ansicht nach abhängig, welche Sprache du benutzt? 11.3) Wie oft wechselst du deine Sprache?
12	Wenn du private Texte schreibst, wie oft kontrollierst du dann deine Rechtschreibung? 12.1) Wenn du Texte für die Arbeit schreibst, wie oft kontrollierst du deine Rechtschreibung? 12.2) Wie genau kontrollierst du deine Rechtschreibung?
13	Wenn du mit Menschen, die nicht in deiner Nähe sind, kommunizierst, tust du das eher schriftlich oder mündlich? 13.1) Wie trittst du am liebsten mit anderen Menschen in Kontakt? 13.2) Wie groß ist deiner Meinung nach der Unterschied zwischen der Fähigkeit gut sprechen zu können einerseits und der Fähigkeit gut schreiben zu können andererseits?
14	Optional: In welcher Sprache hast du deine Kinder erzogen? 14.1) Warum hast du deine Kinder in dieser Sprache erzogen?
15	Abschließend würde ich noch gerne deine Meinung zu ein paar Dingen erfahren. Du kennst doch bestimmt plattdeutsche Lieder oder Gedichte. Falls ja: Wenn du diese mit hochdeutschen Liedern und Gedichten vergleichst, welche findest du schöner?

Tab. 1: Interviewleitfaden *(Fortsetzung)*

Nr.	Fragestellung
	15.1) Kannst du vielleicht begründen, warum du dich so entschieden hast?
16	Was schätzt du, was denken Menschen, die nicht aus Norddeutschland kommen, über das Plattdeutsche?
17	Wie findest du es, dass das Hochdeutsche die offizielle Sprache in Deutschland ist?
	17.1) Was glaubst du, warum ist Hochdeutsch und nicht Pattdeutsch die offizielle Sprache in Deutschland?
	17.2) Was spricht für oder gegen das Plattdeutsche als offizielle Sprache?
18	Wenn Du an eine Person denkst, die sich sprachlich besonders gut ausdrücken kann, wer ist das?
	18.1) Spricht die Person Hoch- oder Plattdeutsch?
	18.2) Woran machst du fest, dass sich diese Person besonders gut ausdrücken kann?
	18.3) Was für einer Tätigkeit geht diese Person nach?
19	Ganz zum Schluss noch eine letzte Frage. Was denkst du würde sich ändern, wenn du ab jetzt nur noch Hochdeutsch mit deinen Mitmenschen sprechen würdest?

Die Auswahl der Gewährspersonen für die Stichprobe erfolgte kriterienorientiert. Es sollten ausschließlich Proband*innen herangezogen werden, die im Alltag vornehmlich auf Niederdeutsch kommunizieren. Um reichhaltige Sprachbiographien zu gewährleisten, wurden weiterhin nur solche Alltagssprecher*innen ausgewählt, die ein Mindestalter von dreißig Jahren aufweisen und im ostfriesischen Raum geboren sind. Insgesamt sollten vier Personen in unterschiedlichen Altersstufen interviewt werden, wobei ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis angestrebt wurde. Die Anzahl wie auch das ausgeglichene Geschlechterverhältnis sollten ein Mindestmaß an Vergleichbarkeit der Daten gewährleisten. Die unterschiedlichen Altersstufen basieren auf der Prämisse, dass der Einzelfall als gesellschaftlich möglicher Fall angesehen wird (vgl. Jürgens 2015, 138). Demnach sollte ein möglichst breites Spektrum an Sprachbiographien respektive gesellschaftlich möglichen Fällen exploriert werden.

Die Durchführung der Interviews fand zwischen dem 7. und 9. Mai 2021 in Ostfriesland statt. Die vier Proband*innen wurden entsprechend der ethnographischen Interviewform in ihrem Zuhause besucht, um eine möglichst entspannte Atmosphäre zu gewährleisten, welche der Äußerung intimer Gefühle zuträglich ist. Neben einem adressatengerechten Vokabular, vorab in einem Pretest auf Verständlichkeit überprüft, wurde vor Durchführung der Interviews darauf hingewiesen, dass es keine richtigen oder falschen Antworten gebe, sondern die persönliche Sichtweise entscheidend sei. Weiterhin wurde im Vorfeld der Interviews die vorhandene Binnenperspektive gegenüber den Proband*innen kommuniziert, indem einerseits auf die eigene Niederdeutschkompetenz des Inter-

viewers verwiesen und andererseits das Angebot unterbreitet wurde, während des Interviews auf Niederdeutsch antworten zu können. Dies zielte präventiv darauf ab, mögliche Hemmschwellen abzubauen, die der Thematisierung von Gefühlen zuwiderlaufen. Festgehalten wurde das Interview auf sprachlicher Ebene mithilfe eines konventionellen Sprachrekorders, wohingegen nonverbale Auffälligkeiten handschriftlich auf einem Notizblock mit einer entsprechenden Zeitangabe notiert wurden. Während der Interviews wurde dann verstärkt auf die Mimik und Gestik der Proband*innen geachtet. Außerdem wurde vermieden, die Proband*innen zu unterbrechen, um deren Relevanzsysteme möglichst ungefiltert erfassen zu können.

Die Transkription des Datenmaterials erfolgte manuell ohne Hilfe eines computergestützten Transkriptionssystems.[5] Zwecks einer kontextsensitiven Analyse wurden grundsätzlich alle Interviews vollständig transkribiert, wobei erklärungsbedürfte Passagen mithilfe von Hintergrundinformationen erläutert wurden. Die Codierung erfolgte mittels der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring, welche die Stärken einer quantitativen Analyse mit qualitativ-interpretativen Auswertungsschritten kombiniert (vgl. Mayring 2015, 130 – 131). So analysiert das Verfahren fixierte Kommunikation systematisch, regel- und theoriegeleitet, um Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation ziehen zu können (vgl. Mayring 2015, 13). Hierzu gehört die Bestimmung der Analysetechniken, die eingesetzt werden sollen. Im Rahmen einer weiten Explikation wird zusätzliches Material auf erklärungsbedürfte Textpassagen bezogen, sodass sie einer vertiefenden Analyse des Datenmaterials dient (vgl. Mayring 2015, 90). Im Zuge einer inhaltlichen Strukturierung wird ein Kategoriensystem auf das Datenmaterial bezogen, um eine bestimmte Materialstruktur zu extrahieren. Dafür werden zum einen Kategorien als Strukturierungsdimensionen und zum anderen ihre Ausprägungen als Subkategorien auf theoretischer Ebene festgelegt, um sie im Anschluss auf das erhobene Datenmaterial anzuwenden. Auf diese Weise werden Textpassagen regelhaft den entsprechenden Kategorien zugeordnet und systematisch aus dem Textkorpus extrahiert (vgl. Mayring 2015, 97).

Im Kontext der Kategorienbildung wurden die einzelnen Kategorien sowohl deduktiv als auch induktiv gebildet. Eine deduktive Kategorienbildung erfolgte bereits während der Formulierung der Fragestellungen für den Interviewleitfaden, weil diese aus der Sprachsoziologie Bourdieus abgeleitet und mit einer entsprechenden Referenz versehen wurden. Da es sich hierbei um offene Fragen handelte, die ein breites Spektrum an Antworten ermöglichten, wurde der andere Teil

5 Eine Orientierungshilfe haben mir hier die in Bezug auf das Niederdeutsche erprobten *Hamburger Transkriptionskonventionen* geboten. Siehe hierzu Schröder et al. (2016).

der Kategorien induktiv, also erst während eines ersten Materialdurchlaufes, gebildet. Dies hat sich als vorteilhaft erwiesen, da auf diese Weise auch unerwartete Äußerungen einer Kategorie zugewiesen werden konnten. So wurden schließlich vier übergeordnete Kategorien gebildet, die insgesamt 13 untergeordnete Kategorien zusammenfassen. Die auf Basis von Bourdieus Sprachsoziologie und des Datenmaterials entwickelten Kategorien wurden zunächst definiert, ehe Ankerbeispiele aus dem Datenmaterial zugewiesen und Theoriebezüge mithilfe von Quellenangaben hergestellt wurden. Anschließend wurden Kodierregeln festgelegt, um eine eindeutige Zuordnung der Textpassagen zu gewährleisten. Zwecks Entsprechung des Gütekriteriums Reliabilität wurden die vorgenommenen Zuordnungen dann überprüft, indem einzelne Textpassagen von einer außenstehenden Person stichprobenartig den gebildeten Kategorien zugeordnet wurden. Daraufhin wurden die externen Zuordnungen mit den eigenen Zuordnungen verglichen und teils modifiziert. Schließlich wurde das gesamte Datenmaterial durchgesehen und mithilfe der Kodierregeln und den Kategoriendefinitionen den einzelnen Kategorien zugewiesen (Tab. 2).

Tab. 2: Kodierleitfaden

Kategoriencode	Definition	Ankerbeispiel
Eingeschränkter Zugang	Indikatoren für einen eingeschränkten Zugang zur legitimen Sprache bilden einerseits die Omnipräsenz des Niederdeutschen in der Alltagskommunikation und andererseits kaum vorhandene, hochdeutsche Literatur im Elternhaus.	Also Hochdeutsch kannten wir erstmal gar nicht. […] Also von Oma, mein Vater, auch meine Mutter, wir haben alle nur Plattdeutsch geredet zu Hause. […] Wir haben gar nicht anders gesprochen. […] Wir kannten nur Plattdeutsch. (GP1, 6 – 13)
Soziales Erbe	Der familiäre Sprachgebrauch wird innerhalb der Familie als eine Art soziales Erbe weitergegeben, das mehr oder weniger Profite in verschiedenen Gesellschaftsbereichen abwirft.	Mit meinen Kindern ham wir dann Hochdeutsch gesprochen, dass die Kinder es leichter hatten in der Schule. (GP3, 68 – 69)
Wesensmerkmal	Sprache wird als ein Wesensmerkmal wahrgenommen. Ein Indikator hierfür ist ein Rückschluss vom konkreten Sprachgebrauch auf außersprachliche Eigenschaften von Personen.	Dieses Plattdeutsche war ja nich [so angesehen], die ham ja auch oft gedacht, dass wir alle bescheuert sind oder so. Hinterwäldler. (GP2, 169 – 171)
Naturalisierung und Verkennung	Sprachliche Herrschaftsverhältnisse werden verkannt, indem sie als	Der eine muss es ja sein. Dass es dann Hochdeutsch ist, find ich gut.

Tab. 2: Kodierleitfaden *(Fortsetzung)*

Kategoriencode	**Definition**	**Ankerbeispiel**
	natürlich und akzeptabel empfunden werden. Eine Folge ist der Glaube an den Wert des herrschenden Sprachgebrauchs, der sich zum Beispiel in der Suche nach einer Legitimationsbasis äußert.	Ich kann ja nicht sagen, es wäre besser, wenns Plattdeutsch wär. (GP3, 409–411)
Objektiv symbolisches Herrschaftsverhältnis	Die Wertzuweisung an unterschiedliche Sprachgebräuche und sprachliche Produkte ist ein Indikator für ein objektiv symbolisches Herrschaftsverhältnis, das im Zuge der Durchsetzung der offiziellen Sprache entsteht.	Das war so unterschwellig […]. Das ist besser, wenn ich jetzt Hochdeutsch rede. Ja es ist was Besseres, wenn ich jetzt Hochdeutsch rede. Plattdeutsch is eher schlechter als Hochdeutsch. Das is nich so angesehn […], war nich mehr zeitgemäß. (GP2, 202–207)
Bildungssystem	Es besteht eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen dem Bildungssystem einerseits und der legitimen Sprache andererseits. Indikatoren hierfür sind die Verbreitung des offiziellen Sprachgebrauchs, die Sanktionierung von Normabweichungen und die Stilisierung des Hochdeutschen.	Also wir haben damals auch Schimpfe, äh Ärger bekommen, wenn wir dann […] Plattdeutsch geantwortet haben. […] N Lehrer hat auch schon mal bei uns zu Hause angerufen. (GP1, 62–64)
Offizialität und sprachliche Konformität	Ein wahrgenommener Zwang bei offiziellen Anlässen Hochdeutsch sprechen zu müssen.	Ich denk mal, dass man solche Sachen schon auf Hochdeutsch macht, Interview. (GP2, 263)
Innerer Zersetzungsprozess	Abgewertet wird die niederdeutsche Sprache auch von der lokalen Bevölkerung.	Was is das denn fürn Bauer, wie sprichst du überhaupt und, und, und. Da haste dich immer mehr verstellt und hast versucht Hochdeutsch zu reden ne oder antworten oder gar nicht mehr. Bloß nicht Platt reden, dann bist ja äh son Loser hier. Das war ganz schlimm eine Zeit lang unter den Schülern. (GP1, 84–87)
Selbstkontrolle	Eigene Sprachpraktiken werden im Hinblick auf ihre Korrektheit streng kontrolliert, da die Kontrolle das strukturierende Prinzip der unterschiedlichen Formen des Sprachgebrauchs ist.	Oft, ich les mir das dann immer durch. […] Wenn ich merke, krieg ich da jetzt was durcheinander oder so, dann werd ich unsicher und denk ganz viel nach und dann weiß ich gar nichts mehr. Dann frag ich meistens nach. (GP2, 316–318)

Tab. 2: Kodierleitfaden *(Fortsetzung)*

Kategoriencode	**Definition**	**Ankerbeispiel**
Selbstzensur	Sprachliche Unsicherheit äußert sich vornehmlich in Gestalt einer Selbstzensur bei offiziellen Anlässen. Anhaltspunkte für eine Selbstzensur sind das Schweigen, die Einschüchterung und die Zurückhaltung.	Wenn ich Leute um mich zu hab, die Plattdeutsch sprechen, dann hau ich was raus und erzähl und erzähl. Bloß wenn ich merke, die haben ihr Hochdeutsch und ja dieses Genaue dann ne. Dann halt ich mich lieber zurück, weil ich weiß, das krieg ich sowieso nich hin. Da sag ich nachher was Falsches und dann halten die mich für, ja das is dann einfach unangenehm. Das find ich ganz ja, ja ganz blöd dann. (GP1, 246 – 251)
Scham	Aufgrund einer durch Sprache hervorgerufenen Alteritätserfahrung werden Gefühlszustände wie Scham hervorgerufen.	Und irgendwann hab ich dann so ganz verschämt gesacht „hartje“ (hdt. Herzchen). Und ich hab mich so geschämt damals. (GP2, 54 – 55)
Ästhetik	Durch das Wirken symbolischer Gewalt werden Geschmacksurteile beeinflusst, indem herrschende Wertmaßstäbe übernommen werden, bei denen die Beherrschten schlecht abschneiden.	Ja, die find ich nicht so geil, also Lieder vor allen Dingen dann nich. Ich find das klingt nicht, aber das ist nur meine Meinung. (GP3, 372 – 373)
Leidenschaften des beherrschten Habitus	Formen von Liebe, Bewunderung und Respekt sind typische Leidenschaften des beherrschten Habitus und resultieren aus der praktischen Anerkennung von Herrschaftsbeziehungen.	Ja, aus Respekt. […] Ich sag mal aber so gegenüber mein Meister und mein Arzt, das hat mit Respekt was zu tun. Du musst mit denen vernünftig sprechen. (GP1, 219 – 222)

3.2 Ergebnisse des empirischen Teils

In einer Zusammenschau sollen nun die wichtigsten Ergebnisse des explorativ ausgerichteten empirischen Teils vorgestellt werden. Zunächst ist entsprechend der Vielzahl an gebildeten Kategorien im Allgemeinen festzuhalten, dass anhand der durchgeführten Interviews zahlreiche Anknüpfungspunkte zur Sprachsoziologie Bourdieus hergestellt werden konnten. Zwecks einer strukturierten Vorgehensweise orientiert sich der Aufbau des Kapitels an den vier Leitkategorien ‚Sprachkapital‘, ‚Verdrängungsprozesse‘, ‚Soziale Implikationen des Sprachgebrauchs‘ sowie ‚Soziale Effekte‘, welche die 13 Unterkategorien des Kodierleitfa-

dens subsumieren (Tab. 2). Sie alle sind als Operationalisierungen zu verstehen, die einzelne Themen und Konzepte der Sprachsoziologie Bourdieus kodieren.

Inwiefern Sprache im Sinne des französischen Soziologen als Kapitalsorte angesehen werden kann, wurde anhand der Subkategorien ‚Eingeschränkter Zugang' und ‚Soziales Erbe' überprüft. Erstere Kategorie wird dadurch definiert, dass der Zugang zur legitimen Sprache für Kinder aus Familien, die im Alltag ausschließlich Niederdeutsch sprechen, eingeschränkt ist. Kennzeichen eines eingeschränkten Zugangs zum Hochdeutschen ist einerseits die Omnipräsenz des Niederdeutschen in der Alltagskommunikationen und andererseits kaum vorhandene hochdeutsche Literatur im Elternhaus. Bezeichnenderweise weisen alle Interviews dahingehend eine Gemeinsamkeit auf, dass die Sprachbiographien der Alltagssprecher*innen bis zum Eintritt in die Schule kaum durch die hochdeutsche Sprache beeinflusst wurden. Exemplarisch hierfür steht folgende Aussage der ersten Gewährsperson (GP1): „Wir kannten hier nur das Plattdeutsche. [...]. Es war eher komisch, wenns nicht die plattdeutsche Sprache war" (GP1 28–31). Damit repräsentiert die Äußerung den allgemeinen Tenor der Proband*innen, denn es wurde „überall [...] Platt gesprochen" (GP2, 17), ob inner- oder außerhalb der Familie. Verstärkend kommt hinzu, dass in den Haushalten der Gewährspersonen scheinbar kaum Literatur, die hier nach Bourdieu stellvertretend für objektiviertes kulturelles Kapital steht, vorhanden war. Eindrucksvoll schildert GP1 seine Erinnerungen diesbezüglich: „Bücher hatten wir nich. Also lesen gar nich, überhaupt nich, null. [...] [V]or der Schulzeit [...] hatten wir gar nich, dass wir irgendwie mit Büchern in Kontakt kamen, wirklich nich" (GP1, 44–46.). Vor Augen geführt wird durch die beiden obigen Textpassagen weiterhin die Bedeutung der hochfrequenten Kategorie ‚Soziales Erbe'. Bourdieu zufolge wird der familiäre Sprachgebrauch innerhalb der Familie als mehr oder minder profitables Erbe an die nächste Generation weitergegeben. Wie anhand der Interviews deutlich wurde, determiniert das sprachliche Erbe die sprachlichen Verhältnisse der Kinder in erheblichem Maße, da die eigene Familie den primären Sozialisationskontext vor Beginn der Schulzeit darstellt und dementsprechend starken Einfluss auf den Sprachgebrauch der nächsten Generation ausübt. Dass ein Bewusstsein der Proband*innen diesbezüglich existiert, beweist einerseits die Reflexion dieses Umstandes: „Das find ich auch wohl schade, dass [sich] meine Eltern überhaupt gar keine Mühe gegeben haben [...], dass wir beides fließend können" (GP1, 113–115). Andererseits äußert sich das Bewusstsein dafür konkret in der sozialen Praxis, indem die Gewährspersonen ihre eigenen Kinder allesamt auf Hochdeutsch erzogen haben. Das Motiv hierfür nennt GP3 in folgender Textpassage:

> [U]nsere Kinder habens dann leichter in der Schule. [...] Das war wohl ne bewusste Entscheidung für das spätere Leben [...]. Vielleicht wars nicht mal nur für die Schule, aber

> allgemein is das ja so. Ich denk nich, dass die bei der Deutschen Bank dann Platt sprechen. (GP3, 356 – 362)

In deutlicher Weise kommen hier die pragmatischen Erwägungen zum Vorschein, die starken Einfluss auf die sprachliche Erziehung der eigenen Kinder auszuüben scheinen, nämlich Erfolg auf dem Bildungsmarkt und Zugang zum Arbeitsmarkt. Die Beherrschung der offiziellen Sprache beziehungsweise die „legitime Sprachkompetenz" (Bourdieu 2017, 25) wird offensichtlich als eine Kapitalsorte wahrgenommen, die prinzipiell in ökonomisches Kapital konvertierbar ist, indem sie sozialen Aufstieg begünstigt. Der zitierte Verweis auf den Bildungs- und Arbeitsmarkt zeigt außerdem auf, dass die legitime Sprache als eine Art Eintrittsgeld für ganze Gesellschaftsbereiche fungiert und „die Macht über die Sprache sicher eine der wichtigsten Dimensionen der Macht ist" (Bourdieu 2017, 26).

Der zweiten Leitkategorie namens ‚Soziale Implikationen des Sprachgebrauchs' gehören die Subkategorien ‚Wesensmerkmal', ‚Naturalisierung und Verkennung' sowie ‚Objektiv symbolisches Herrschaftsverhältnis' an. Zusammengenommen kodieren sie einen konstitutiven Teil des theoretischen Fundaments der Sprachsoziologie Bourdieus. Die Subkategorie ‚Wesensmerkmal' wird dadurch definiert, dass ein Rückschluss vom Sprachgebrauch auf außersprachliche Eigenschaften von Personen erfolgt. Ein pointiertes Beispiel hierfür bildet folgende Aussage der Probandin GP2: „Dieses Plattdeutsche war ja nich [so angesehen], die ham ja auch oft gedacht, dass wir alle bescheuert sind oder so. Hinterwäldler" (GP2, 169 – 171). Die Subkategorie ‚Naturalisierung und Verkennung' findet vor dem Hintergrund von Bourdieus Sprachsoziologie dort Verwendung, wo sprachliche Herrschaftsverhältnisse verkannt werden, indem sie einerseits als natürlich und akzeptabel empfunden und andererseits kaum hinterfragt werden. Beispiele für eine solche Naturalisierung und Verkennung lassen sich vielfach im Datenmaterial finden. Exemplarisch hierfür steht die Aussage von GP3: „Der eine muss es ja sein. Dass [die offizielle Sprache] dann Hochdeutsch ist, find ich gut. Ich kann ja nicht sagen, es wäre besser, wenns Plattdeutsch wär. Plattdeutsch is ja auch wieder verschieden" (GP3, 409 – 411). Im Zitat kommt zudem ein gewisser Glaube an den Wert des herrschenden Sprachgebrauchs zum Ausdruck, der sich nach Bourdieu vor allem in einer Anerkennung seines offiziellen Status äußert und eine Folge der Naturalisierung ist. Die Aussage „Ich glaube man konnte mit Hochdeutsch gut kommunizieren" (GP2, 414 – 415) verdeutlicht diesen Zusammenhang. Eine zentrale Stellung innerhalb der Sprachsoziologie Bourdieus hat das objektiv symbolische Herrschaftsverhältnis inne, dessen Indikator die Wertzuweisung an sprachliche Produkte ist. Im Rahmen der Interviews wurden vermehrt Aussagen getätigt, die als erfahrene Wert-

zuweisungen zu verstehen sind. Internalisiert wurden letztere untenstehender Textpassage zufolge offensichtlich bei der Probandin GP2:

> Das war so unterschwellig [...]. Das ist besser, wenn ich jetzt Hochdeutsch rede. Ja es ist was Besseres, wenn ich jetzt Hochdeutsch rede. Plattdeutsch is eher schlechter als Hochdeutsch. Das is nich so angesehn [...], war nich mehr zeitgemäß. Das wurde ja auch damit verbunden, wenn man jetzt Platt gesprochen hat, äh Provinz, Dorfkind und solche Sachen. (GP2, 202–208)

Die dritte übergeordnete Kategorie lautet ‚Verdrängungsprozesse des Niederdeutschen'. Thematisch zugehörig sind die Subkategorien ‚Bildungssystem', ‚Offizialität und sprachliche Konformität' sowie ‚Innerer Zersetzungsprozess'. Die Kategorie ‚Bildungssystem' integriert all jene Textpassagen des Datenmaterials, in denen nach Bourdieu eine Komplizenschaft zwischen offizieller Sprache und Bildungssystem zum Ausdruck kommt. Messbar ist sie durch die flächendeckende Kontrolle und Verbreitung des offiziellen Sprachgebrauchs im Bildungssystem, wobei auch die Sanktionierung von Normabweichungen und die Stilisierung des Hochdeutschen als Indikatoren angesehen werden. Dass die Schule als eine Art Ausgangspunkt für den vom Hochdeutschen ausgehenden Verdrängungsprozesses fungiert, offenbart folgende Aussage: „Auf einmal mussten wir da Hochdeutsch reden und dann die Lehrer. Also wir haben damals auch Schimpfe, äh Ärger bekommen, wenn wir dann [...] plattdeutsch geantwortet haben" (GP1, 61–63). Neben diese Verdrängung des Niederdeutschen von oben in Bezug auf den schulischen Unterricht tritt bei GP1 zugleich ein weiterer Verdrängungsprozess von unten:

> Wo wir dann hier nach B. [auf die Schule] kamen, da waren wir dann natürlich die Bauern hoch zehn. [...] Da haste dich immer mehr verstellt und hast versucht Hochdeutsch zu reden ne oder antworten oder gar nicht mehr. Bloß nicht Platt reden, dann bist ja äh son Loser hier. Das war ganz schlimm eine Zeit lang unter den Schülern. (GP1, 80–87)

So führt das Zitat vor Augen, dass auch von der lokalen Bevölkerung ein Verdrängungsprozess ausgeht, der sich als eine Art innerer Zersetzungsprozess auf das Privatleben der Gewährsperson erstreckt. Hinzu kommt ein dritter Verdrängungsprozess, der innerhalb der Kategorie ‚Offizialität und sprachliche Konformität' aufgegriffen wurde. Letztere definiert sich in Anlehnung an Bourdieu durch einen wahrgenommenen Zwang, bei offiziellen Anlässen nicht Niederdeutsch sprechen zu dürfen beziehungsweise Hochdeutsch sprechen zu müssen. So konnte im Rahmen der Interviews insgesamt eine Korrelation zwischen Offizialität und offiziellem Sprachgebrauch beobachtet werden. Je offizieller eine Si-

tuation, desto eher sprechen die Gewährspersonen auf Hochdeutsch.[6] Beispielhaft für den wahrgenommenen Zwang zur sprachlichen Konformität bei offiziellen Anlässen steht bereits die Tatsache, dass die Proband*innen im Rahmen der Interviews fast ausschließlich auf Hochdeutsch geantwortet haben, obwohl ihnen die Sprachwahl vorab explizit und wiederholt freigestellt wurde. Als Begründung führt etwa GP2 an: „Ich denk mal, dass man solche Sachen schon auf Hochdeutsch macht, Interview" (GP2, 263). Manifest wird der Zusammenhang vor allem anhand folgender Situation, von der GP2 berichtet:

> Und dann ham wir da in der großen Halle gestanden an der Universität [...] und dann fall ich ins Plattdeutsche [...] und dann is meine Tochter zur mir gekommen und hat mir ins Ohr geflüstert: „Mama sei etwas leiser und tu mir einen Gefallen, hör auf Plattdeutsch zu reden!". (GP2, 153 – 158)

Der vierten Kategorie ‚Soziale Effekte' schließlich sind die Subkategorien ‚Selbstkontrolle', ‚Selbstzensur', ‚Scham', ‚Ästhetik' und ‚Leidenschaften des beherrschten Habitus' zuzuordnen. Sie sind nach Bourdieu allesamt als konkrete Niederschläge des sprachlichen Vereinheitlichungsprozesses in den Sprachbiographien der Proband*innen anzusehen. So konnte im Kontext der Kategorie ‚Selbstkontrolle' eine weitere Korrelation beobachtet werden, nämlich die zwischen Formalität einer Situation einerseits und Grad der Kontrolle eigener Sprachpraktiken andererseits. Die Kategorie ‚Selbstkontrolle' findet entsprechend Bourdieus Ausführungen zur Kontrolle als strukturierendes Prinzip der unterschiedlichen Formen des Sprachgebrauchs dort Verwendung, wo die eigenen Sprachpraktiken streng kontrolliert werden. Besonders streng scheinen die Proband*innen mit sich selbst im schriftlichen Kommunikationskanal auf öffentlicher Ebene zu sein. Systematisch kontrolliert vor allem GP3 seinen eigenen Sprachgebrauch, was an folgender Aussage ersichtlich wird: „Wenn ich jetzt n Brief geschrieben hätte mit Fehlern, is scheiße. Dann kann ichs durchstreichen oder ich kann den ganzen Brief nochmal schreiben" (GP3, 317 – 318). Ohne explizit nach der Bewertung fremder Sprachpraktiken zu fragen, positioniert sich der Proband in dieser Angelegenheit nun deutlich: „Sollte schon vernünftig geschrieben werden. Was bei vielen nicht so is. Ich reg mich drüber auf, wenn ich das lese" (GP3, 298 – 299). Bereits kurze Zeit später räumt er jedoch ein: „Ob das immer richtig ist, was ich schreibe. Das kann auch wohl mal [falsch] sein, aber ich kenn die ganzen Regeln nicht so, warum was so muss" (GP3, 304 – 306). Zum Ausdruck kommt hier einerseits eine stark ablehnende Haltung gegenüber vermeintlich nachlässigen Sprachpraktiken im Allgemeinen, die nochmals auf die Kontrolle als

---

6 Zur situativen Einbettung von Sprache siehe auch Baumgärtner, infra.

strukturierendes Prinzip der unterschiedlichen Formen des Sprachgebrauchs hindeutet. Andererseits liefert obiges Zitat auch eine Art Paradebeispiel für den von Bourdieu beschriebenen ‚Allodoxia-Effekt', der eintritt, wenn die Anerkennung der legitimen Sprache die Kenntnis ihrer Regeln übersteigt (vgl. Bourdieu 2017, 23 – 24). Der Subkategorie ‚Selbstzensur' zufolge ist bei den Niederdeutschsprecher*innen eine sprachliche Unsicherheit zu beobachten, die nach Bourdieu verstärkt bei offiziellen Anlässen hervorgerufen wird. Indikatoren hierfür sind das Schweigen, die Einschüchterung und die Zurückhaltung. Weitreichend ist die Selbstzensur insbesondere bei GP1, wie folgende Äußerung in eindrücklicher Weise belegt:

> Wenn ich Leute um mich zu hab, die Plattdeutsch sprechen, dann hau ich was raus und erzähl und erzähl. Bloß wenn ich merke, die haben ihr Hochdeutsch und ja dieses Genaue dann ne. Dann halt ich mich lieber zurück, weil ich weiß, das krieg ich sowieso nich hin. Da sag ich nachher was Falsches und dann halten die mich für [Sprechpause]. Ja, das is dann einfach unangenehm. Das find ich ganz ja, ja ganz blöd dann. (GP1, 246 – 251)

Deutlich zu beobachten ist hier die Sorge vor einer sprachlich hervorgerufenen Stigmatisierung, die nicht nur die Wahrnehmung von Sprache als Wesensmerkmal einer Person stillschweigend voraussetzt, sondern auch aufgrund des Evozierens von scheinbar stark negativen Gefühlszuständen unbedingt vermieden werden soll. Die Subkategorie ‚Scham' wiederum findet in Anlehnung an Bourdieu dort Verwendung, wo durch den eigenen Sprachgebrauch eine Alteritätserfahrung hervorgerufen wird, die sich in Gestalt eines Schamgefühls äußert. Explizit benannt wird ein Schamgefühl im Datenmaterial von GP2 im Kontext einer Vorschuluntersuchung, während der sie die hochdeutsche Form eines geforderten Wortes nicht kennt und deshalb die niederdeutsche Form verwendet: „Und ich saß bei meiner Mutter aufm Schoß, das vergess ich nie wieder. Und irgendwann hab ich dann so ganz verschämt gesacht ‚hartje' (hdt. Herzchen). Und ich hab mich so geschämt damals" (GP2, 54 – 55). Im Gegensatz zu diesen negativen Emotionen umfasst die Kategorie ‚Leidenschaften des beherrschten Habitus' vermeintlich positive Emotionen wie Bewunderung und Respekt. Sie resultieren nach Bourdieu aus der praktischen Anerkennung von Herrschaftsbeziehungen und lassen sich ebenfalls explizit im Datenmaterial finden. Im Kontext der Fragen acht und neun, die danach fragten, mit wem die Proband*innen niemals auf Niederdeutsch gesprochen haben und was der Grund dafür gewesen sein könnte, verweist GP1 wiederholt auf Benehmen und Respekt als ausschlaggebende Sprachwahlmotive. Die hochdeutsche Sprache scheint für ihn Teil eines guten Umgangstones zu sein, der vor allem sozial höhergestellten Personen entgegengebracht wird:

> Mit unserem alten Chef, mit dem hab ich nie Plattdeutsch gesprochen. [...] Nur Hochdeutsch, weil das war Benehmen und da hat man dann auch Hochdeutsch zu sprechen ne. Mit Lehrer kann ich mir auch vorstellen nicht wirklich, aber mit meinem Meister, da war das dann wirklich Respekt und ja, da sollte man auch Respekt gegenüber haben. Aber wenn du mal zum Arzt kommst oder du kommst mal zum Amt, egal was, das is eben Benehmen. Da sprichst du Hochdeutsch. Mit nem Arzt hab ich ja auch noch nie Plattdeutsch gesprochen. Ich denk mal das kommt auch von mit diesem Benehmen oder der Respekt dann gegenüber den Leuten. (GP1, 209 – 217)

Die Kategorie ‚Ästhetik' letztlich findet vor allem im Rahmen der fünfzehnten Frage Verwendung, die einen Vergleich zwischen nieder- und hochdeutschen Gedichten und Liedern auf ästhetischer Ebene anstrebt. Zentraler Bestandteil symbolischer Gewalt ist nach Bourdieu die Übernahme herrschender Wertmaßstäbe von denjenigen, die bei einer Bewertung am schlechtesten abschneiden. Dass sich die übernommenen Wertmaßstäbe auch auf ästhetischer Ebene niederschlagen, indem Geschmacksurteile, aber auch Umgangs- und Erscheinungsformen klassenspezifisch geprägt werden, hat Bourdieu in *Die feinen Unterschiede* (1982 [1979]) eindrucksvoll dargelegt.[7] Bezeichnenderweise sind sich alle Alltagssprecher*innen dahingehend einig, dass hochdeutsche Lieder und Gedichte, die hier stellvertretend für die sich primär durch ihre Ästhetik auszeichnende Literaturgattung der Lyrik stehen, schöner sind als ihre niederdeutschen Pendants. Als Begründung für die Geschmacksurteile sind interessanterweise zwei Tendenzen auszumachen. Einerseits entspreche das Niederdeutsch in den Liedern und Gedichten nicht exakt der eigenen, lokalen Sprachvariante, sodass dieses „befremdlich" (GP2, 380) und unschön wirke. Andererseits wird als Begründung genannt, dass niederdeutsche Lyrik „schnell ins Lächerliche gezogen" (GP1, 349 – 350) werde und sich daher eher für humoristische Zwecke eigne. Letztere Aussage schließlich kann als ein euphemisierter Hinweis auf den als minderwertig wahrgenommenen Status des Niederdeutschen aufgefasst werden, der sich als Ergebnis des historischen Vereinheitlichungsprozesses in den Sprachbiographien der interviewten Niederdeutschsprecher*innen niedergeschlagen hat.

---

7 Im Übrigen verwendet Bourdieu den Begriff der symbolischen Gewalt, wie schon Franz Schultheis (2008, 25) festgestellt hat, nicht explizit in *Die feinen Unterschiede* (1982 [1979]), wenngleich die Wirkungsweise des Konzepts hier bereits überaus deutlich wird.

4 Diskussion: Dialektik der offiziellen Sprache

Alles in allem zeigen die hier skizzierten Ergebnisse, dass zahlreiche Anknüpfungspunkte zur Sprachsoziologie Bourdieus im Allgemeinen sowie zur Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes im Besonderen hergestellt werden können. Insgesamt deuten die Ergebnisse nicht nur darauf hin, dass zentrale Aussagen Bourdieus zur Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Frankreich auf deutsche Verhältnisse übertragbar sind, sondern auch, dass sich der Vereinheitlichungsprozess auf vielfältige Weise in den Sprachbiographien niederdeutscher Alltagssprecher*innen niederschlägt. Der Kombination aus einer literaturbasierten und empirischen Arbeit ist es sodann zu verdanken, dass im Sinne der soziologischen Herangehensweise Bourdieus eine ganzheitliche Betrachtungsweise auf den Untersuchungsgegenstand eröffnet wurde, die Makro- und Mikroebene miteinander verknüpft, indem sie deren Wechselwirkungen hervorhebt. Durch die Fokussierung auf die Interdependenzen zwischen Individuum und Gesellschaft kommt in deutlicher Weise die titelgebende Dialektik der offiziellen Sprache zum Vorschein, die sich aus ihrer Kommunikations- und Distinktionsfunktion ergibt (vgl. Bourdieu 2017, 42). So haben die einzelnen Etappen des historischen Vereinheitlichungsprozesses unter Zuhilfenahme der Registerdifferenzierung auf der Makroebene gezeigt, dass mit einer zunehmend überregionalen Kommunikation, die soziale Mobilitätskanäle eröffnete und damit gesellschaftliche Partizipation in einem bis dahin unbekannten Maße ermöglichte, zugleich auch eine sprachlich evozierte, soziale Distinktion auf der Mikroebene einherging. Entscheidend vorangetrieben wurden beide Prozesse durch die Kopplung von politischer und sprachlicher Vereinheitlichung (vgl. Bourdieu 2017, 9–10), die mithilfe der simultanen Betrachtung der gesellschaftlichen und sprachlichen Verhältnisse auf Makroebene sichtbar wurde. Dass sich die aus dem Vereinheitlichungsprozess resultierenden sozialen Effekte vor allem bei denjenigen Bevölkerungsgruppen äußern, in denen das Hochdeutsche nicht als Erstsprache gesetzt ist, wurde exemplarisch im empirischen Kapitel anhand der Sprachbiographien niederdeutscher Alltagssprecher*innen vor Augen geführt. So eröffnet die diachrone Perspektive auf einer Metaebene, dass die Ausklammerung der sozialen Dimension der Sprache nicht nur zur Naturalisierung von historisch gewachsenen Macht- und Herrschaftsverhältnissen wie zur Kaschierung ihrer Effekte beiträgt (vgl. Schmidt und Woltersdorff 2008, 8–10), sondern auch, dass diese Effekte gerade diejenigen Bevölkerungsgruppen treffen, die aufgrund ihres Sprachkapitals ohnehin seltener privilegierte gesellschaftliche Positionen einnehmen (vgl. Maas 2014, 50 und 134).

All dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die empirische Untersuchung aufgrund ihrer ausgeprägten Subjektivität, die sich einerseits aus der Operationalisierung des Konzeptes der symbolischen Gewalt und andererseits aus der qualitativen Methodenwahl ergibt, keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben kann. So bedurfte es nicht nur im Zuge der Herleitung der Fragestellungen für das Interview, sondern auch während der Anwendung der Kategorien auf das Datenmaterial einer gesteigerten Interpretationsleistung. Zwar wurde versucht, der Subjektivität mithilfe standardisierter Verfahren entgegenzuwirken, allerdings blieb unweigerlich ein gewisser Interpretationsspielraum bestehen. So wäre es eine eigene Forschungsfrage, ob etwa Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund in ähnlicher Weise von den sozialen Effekten betroffen sind, die sich aus der sprachlichen Vereinheitlichung ergeben. Weiterhin sollte in Erinnerung gerufen werden, dass der hier aufgezeigte und explizit mit Bourdieu arbeitende sprachbiographische Ansatz lediglich in Gestalt niederdeutscher Alltagssprecher*innen exemplarisch ein Bündel von gesellschaftlich möglichen Fällen innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen Kontextes aufzeigt (vgl. Jürgens 2015, 138).

Hier würden sich weitere explorative Studien anbieten, welche die Gültigkeit der sprachsoziologischen Aussagen Bourdieus im Hinblick auf andere Sprachgemeinschaften überprüfen. Empfehlenswert wäre in diesem Falle eine ganzheitliche Betrachtungsweise, wie sie in dieser Arbeit durch die Verknüpfung von Mikro- und Makroanalyse angestrebt wurde. Sollten folgende Studien weniger explorativ ausgerichtet sein, wäre diesen zu empfehlen, dass sie sich mehr auf einzelne Aspekte der Sprachsoziologie Bourdieus konzentrieren und diese dafür tiefergehender beleuchten. In beiden Fällen könnten neue Erkenntnisse zu Tage gefördert werden, die einer differenzierteren Erfassung der sprachlichen und damit sozialen Realität Deutschlands dienen.

Insbesondere in Anbetracht der jüngsten Migrationsprozesse erscheint es somit als unabdinglich, dass die soziale Dimension der Sprache in den Sprachwissenschaften verstärkt Berücksichtigung findet, denn aus entsprechenden Forschungsarbeiten könnten konkrete Handlungsanweisungen abgeleitet werden, die zur Förderung von Chancengerechtigkeit beitragen. Wenn sich also der deutsche Staat und mit ihm seine offizielle Sprache in Zukunft weniger als exkludierendes und mehr als inkludierendes Projekt begreifen möchte, erscheint zumindest eine entsprechende Reflexion der Dialektik des Hochdeutschen und der sich hieraus eröffnenden Erkenntnisse als unverzichtbar.[8] Dass dies im Rah-

---

8 Erkenntnisse dieser Art liefert zum Beispiel Utz Maas mit *Sprache und Sprachen in der Migra-*

men einer dezidierten Auseinandersetzung mit der Sprachsoziologie Bourdieus und seiner machtkritischen Perspektive geleistet werden kann, hat der vorliegende Beitrag versucht aufzuzeigen.

Literaturverzeichnis

Bourdieu, Pierre. *Sprache: Schriften zur Kultursoziologie I.* Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Aus dem Französischen von Hella Beister. Berlin: Suhrkamp, 2017.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982.

Franceschini, Rita. „Sprachbiographien: Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für die Spracherwerbsforschung und die Neurobiologie der Mehrsprachigkeit". *Bulletin suisse de linguistique appliquée* 76 (2002): 19 – 33.

Halliday, Michael, Alexander Kirkwood, Angus McIntosh und Peter Strevens. *The Linguistic Sciences and Language Teaching.* London: Longman, 1964.

Jürgens, Carolin. *Niederdeutsch im Wandel: Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg.* Hildesheim: Olms, 2015.

Knoblauch, Hubert, und Theresa Vollmer. „Ethnographie". *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung.* Hg. Nina Baur und Jörg Blasius. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer, 2019. 599 – 617.

König, Katharina. „Migration und Sprachidentität: Positionierungsverfahren in Sprachbiographien". *Sprache und Migration: Linguistische Fallstudien.* Hg. Anne Betten und Eva-Maria Thüne. Rom: Aracne, 2010. 143 – 166.

Kolthoff, Jonas. *Pierre Bourdieus Sprachsoziologie und die Dialektik der offiziellen Sprache: Die Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes in Deutschland und deren Niederschlag in den Sprachbiographien niederdeutscher AlltagssprecherInnen* (Masterarbeit). Universität Osnabrück, 2021.

Maas, Utz. *Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft: Die schriftkulturelle Dimension.* Göttingen: V&R unipress, 2008.

Maas, Utz. *Was ist deutsch? Die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland.* 2. Auflage. Unter Mitarbeit von Solvejg Schulz. München: Wilhelm Fink, 2014.

Mayring, Philipp. *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken.* 12., überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz, 2015.

Müller, Hans-Peter. *Pierre Bourdieu: Eine systematische Einführung.* Berlin: Suhrkamp, 2019.

Neumann, Lara, und Ingrid Schröder. „Identitätskonstruktionen in sprachbiographischen Interviews: Analysen zur Funktion des Niederdeutschen in Hamburg". *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews: Theoretische und methodische Zugänge.* Hg. Ingrid Schröder und Carolin Jürgens. Frankfurt am Main u. a.: Lang, 2017. 225 – 242.

Pomponio-Marschall, Bernd. „Register". *Metzler Lexikon Sprache.* Hg. Helmut Glück und Michael Rödel. 5. Auflage. Stuttgart: Metzler, 2016. 559 – 560.

---

tionsgesellschaft (2008), indem er sprachwissenschaftliche und gesellschaftspolitische Fragestellungen miteinander verknüpft.

Rehbein, Boike, und Gernot Saalmann. „Habitus“. *Bourdieu Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 110 – 118.

Schmidt, Robert, und Volker Woltersdoff. „Einleitung“. *Symbolische Gewalt: Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. Hg. Robert Schmidt und Volker Woltersdorff. Konstanz: UVK, 2008. 7 – 24.

Schröder, Ingrid, Jürgen Ruge und Andreas Bieberstedt. *Hamburger Transkriptionskonventionen*. https://www.slm.uni-hamburg.de/niederdeutsch/forschung/projekte/hamburgisch-sprachkontakt/hh-transkriptionskonventionen-buchfassung-juli-2016.pdf. Hamburg 2016 (17. Mai 2021).

Schröder, Ingrid, und Lara Neumann. „‚Denn hebbt wi ok mal Platt schnackt.‘ Codeswitching in sprachbiographischen Interviews“. *Variationen – Normen – Identitäten*. Hg. Alexandra N. Lenz und Albrecht Plewnia. Berlin und Boston: De Gruyter, 2018. 41 – 61.

Schröder, Ingrid. „Sprachbiografie und Spracheinstellung: Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt?“ *Neues vom heutigen Deutsch: Empirisch – methodisch – theoretisch*. Hg. Ludwig M. Eichinger und Albrecht Plewnia. Berlin und Boston: De Gruyter, 2019. 99 – 120.

Schultheis, Franz. „Symbolische Gewalt – Zur Genese eines Schlüsselkonzepts“. *Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. Hg. Robert Schmidt und Volker Woltersdorff. Konstanz: UVK, 2008. 25 – 44.

Spradley, James P. *The ethnographic interview*. New York u. a.: Holt, 1979.

Treichel, Bärbel. *Identitätsarbeit, Sprachbiographien und Mehrsprachigkeit: Autobiographisch-narrative Interviews mit Walisern zur sprachlichen Figuration von Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main u. a.: Lang, 2004.

Helga Kotthoff

Diskursive Passungsunterschiede in schulischen Eltern-Lehrperson-Sprechstunden. Mit Bourdieu in die Interaktionsforschung?

In diesem Artikel schlage ich den nicht selbstverständlichen Bogen der Analyse eines institutionellen Gesprächstyps aus dem Schulbereich zu Konzepten aus dem Werk von Pierre Bourdieu.

Schulische Elternsprechstunden sind zunächst für die interaktionale Soziolinguistik ein interessantes Forschungsfeld. Deren Themenfeld umreißen Roberts et al. (2001, 56) so: „the ways in which styles of communicating index social identity and the need for a method which examines fine-grained detail of interaction".

Die Analyse der realen Abläufe in Lehrer/in-Eltern-Sprechstunden stellt im deutschsprachigen Kontext eine in der Gesprächsforschung erst seit einigen Jahren beachtete Unterart des institutionellen Schuldiskurses dar (vgl. Zwengel 2010; Kotthoff 2012, 2014, 2015a, 2015b; Hauser und Mundwiler 2015; Wegner 2016; Mundwiler 2017). International fanden Schulsprechstunden und die im Hinblick auf Einschätzungsverhandlungen über konkrete Schüler/innen[1] vergleichbaren Konferenzen durchaus Beachtung.

Die quantitative Bildungsforschung hat wiederholt belegt, dass sich trotz der beträchtlichen Bildungsexpansion an der Herkunftsspezifik von Bildungschancen in den letzten Jahrzehnten wenig geändert hat – dies dokumentieren sowohl Schulleistungsstudien als auch längsschnittlich angelegte soziologische Forschungen (u. a. Blossfeld et al. 2019). Die Kluft zwischen Kompetenzen von Schüler/innen aus Familien mit hohem und niedrigem Bildungs- und Wohlstandsniveau hat sich sogar noch vergrößert, wie die jüngste PISA-Studie in Bezug auf den Kompetenzbereich Lesen zeigt (vgl. Reiss et al. 2019).[2]

Neben quantitativ-längsschnittlichen können auch qualitative Zugänge wie die Ethnografie und Interaktionsanalyse zur Soziologie und Soziolinguistik des Bildungssektors beitragen, indem sie Passungen (vgl. Bourdieu und Passeron

---

1 Hier wird weitgehend mit dem auch außerhalb der akademischen Welt nachvollziehbaren Schrägstrich gegendert. Vollständige Einheitlichkeit ist dabei nicht nötig. Dazu Kotthoff und Nübling (2019).

2 Dieser Zusammenhang wird in Kotthoff und Heller (2020) so dargelegt.

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-007

1990) zwischen herkunftsspezifischen familialen Habitusausprägungen und schulischen Erwartungen rekonstruieren. Eine Stärke mikroanalytischer Ansätze skizzieren Kotthoff und Heller (2020, 8) so, dass sie die Praktiken der in den unterschiedlichen institutionellen Rollen Beteiligten – Schüler/innen, Eltern, Lehrkräfte, Schulleitung usw. – in vielfältigen Interaktionskontexten innerhalb des schulischen Felds in den Blick nehmen und zeigen, inwiefern Bildungsungleichheit nicht nur strukturell bedingt ist, sondern auch interaktiv hergestellt und perpetuiert wird.

1 Bourdieus Zugänge im Spannungsfeld interaktionaler Studien

Die quantitative Bildungsforschung zeigt herkunftsspezifische schulrelevante Fähigkeiten, familiale Bildungsentscheidungen und lehrerseitige Übergangsempfehlungen, wobei der Fokus insbesondere auf Schulübergängen als den ‚Gelenkstellen' von Bildungsverläufen liegt. Während sie nachweisen kann, dass alle drei der genannten Effekte bedeutsam sind, sollte auch das Zustandekommen und Zusammenwirken auf der Begegnungsebene gezeigt werden. Damit tritt die Interaktionsforschung auf den Plan. Bourdieu und Wacquant (1996, 179–180) gehen kritisch ins Gericht mit der Ethnomethodologie, die sich auf die Rekonstruktion sichtbarer Interaktionsabläufe beschränke. Positionsspezifika würden immer hinterrücks eine Rolle spielen und seien nicht unbedingt an der sprachlichen Oberfläche erkennbar. Auch ihr Denken in Feldern (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996, 126), in Konfigurationen von objektiven Relationen zwischen Positionen, liegt im Bereich der Bildungsinstitutionen einerseits nahe, andererseits gibt es keinen Automatismus des Durchschlagens der Strukturen. Der schulische Raum ist einerseits durchsetzt von Regeln und Logiken, die wirken, obwohl sie nicht expliziert werden. Diese Logiken können in Interaktionen aufgespürt werden, auch ohne ihr Wirken von vornherein zu unterstellen. Sie können andererseits auch unterlaufen werden. Innerhalb von Feldern sieht Bourdieu (1999) Positionskämpfe ablaufen, was wir mit unserer Studie bestätigen. Wenn wir also Interaktionen zentral setzen, können wir auch den Habitusausprägungen und damit zusammenhängenden diskursiven Positionierungen nachgehen. In verschiedenen Arbeiten analysiert Bourdieu die Rolle objektiv gegebener, sozial ungleicher Strukturen in der Gesellschaft (Stellung in Wirtschaftsordnung und Kulturbetrieb, Bildungsgang, Herkunftsfamilie) auf die Herausbildung subjektiver Denk- und Handlungsmuster und beschreibt den individuellen Habitus eines Menschen (z. B. Geschmack, Sprache, Konsumverhalten) als unbewusste Verin-

nerlichung strukturell gegebener, klassenspezifischer Ausprägungen (vgl. Fröhlich 1994, 33). Auf diese Weise versucht er das erkenntnistheoretische Problem der Vermittlung zwischen objektiven Strukturen und subjektiven Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen zu lösen, das auch die gegenwärtige interdisziplinäre Diskussion im deutschsprachigen Raum prägt.

Der Habitus ist immer auch verkörperlicht und manifestiert sich in Praktiken. Dazu gehören selbstverständlich sprachliche Praktiken; Bourdieus Ausführungen (2005) dazu beziehen sich aber stark auf Varietäten, kaum auf Interaktionsmuster. Mit der kodifizierten Standardsprache grenzten sich die Bildungsschichten von den weniger Gebildeten ab. Hyperkorrektismen würden das Bemühen der Unterschichten um Teilnahme an den anerkannten Sprechweisen zeigen. Dass auch ein Substandard Träger von Prestige werden kann, hatte Bourdieu allerdings kaum im Blick (vgl. Auer 2013, 253). Auch kann man die von ihm beobachtete französische Dialektverachtung nicht unbedingt auf die deutschsprachigen Südregionen beziehen, weil hier Regionalsprachen in vielen Kontexten anerkannt sind (vgl. Barbour und Stevenson 1998); allerdings werden sie zur Kontextualisierung von Formalitätsgraden genutzt.[3] Dimensionen wie Geschmack, Bildung und Sprache gehören bei Bourdieu (1982) zum habitualisierten kulturellen Kapital. Dieses ist mit dem sozialen Kapital verknüpft, das eingesetzt wird, wie auch ökonomisches, um den eigenen Status innerhalb der gesellschaftlichen Gruppen zu festigen oder zu steigern. Im Werk von Bourdieu wird noch nicht berücksichtigt, dass in der heutigen, vom Internet geprägten sozialen Welt, unterschiedliche Habitusausprägungen je nach Kontext erfolgreich sein können und von einer durchgängigen Orientierung an gebildeten und gehobenen Kulturen nicht die Rede sein kann. Reitz (2017) imaginiert beispielsweise die Gegenüberstellung von „Veuve-Clicquot-Champagner und Perlwein, Chateaubriand und Rotkohl mit Mettwurst" (6). Viele junge Leute favorisieren heute weder das Eine noch das Andere. Im Bildungsbereich sind aber klassische Vorstellungen von kommunikativer Kompetenz und vom Aufwärtsstreben durchaus der Fall und diesem spezifischen Feld widmet sich der Aufsatz.

---

3 So kommuniziert vor allem die Jugend in den sog. ‚sozialen Medien' orthografiefern und damit informell. Wie sich aber auch in orthografieferne Schreibstile Distinktionen einschleichen und für Abgrenzungen genutzt werden, zeigt Hellberg (2013) anhand von Diskursen auf der Plattform SchülerVZ, wo ethnolektales Schreiben mit der Zuschreibung ‚Ghetto' belegt wird. Wir finden somit auch in dem Bereich eine Hierarchie der Bewertung im Bourdieuschen Sinne.

2 Charakteristik der schulischen Elterngespräche

In allen von uns an Schulen audioaufgezeichneten Gesprächen dominieren Leistungs- und Verhaltensbeschreibungen des meist abwesenden Schülers. Diese gehen in unterschiedliche Formate/Praktiken ein (verschiedene Typen von Narrationen, Beratungen, Instruktionen, Argumentationen, Deskriptionen von Verhalten), an deren Ko-Konstruktion sich die Eltern in unterschiedlicher Weise beteiligen – nicht alle unter Darbietung eigener, als schulisch relevant ratifizierter Kompetenzen. Die Studie bestätigt insgesamt, dass deutsche Schulen stark auf Elternmitarbeit abzielen, wodurch ein kulturelles und habituelles Passungsverhältnis auch in den Gesprächen als bedeutsam zum Ausdruck kommt, das Milieu, Habitus und schulische Kultur in unterschiedlichem Maß mehr oder weniger homolog koppelt. Unser Projekt zeigt die konversationellen Ausprägungen dieser Kopplungen. Schulaffine Eltern betreiben auch aktivitätenübergreifend eine solche Selbstdarstellung. Unterschiede in diskursiven Passungen von Eltern und Lehrpersonen treten dergestalt hervor, dass mit dem deutschen Schulsystem wenig vertraute Eltern und solche, die ihre materiellen und bildungsmäßigen Ressourcen nicht in den Vordergrund der Interaktion bringen können (z. B. mangels Vorhandenseins) mit den Lehrpersonen mehr Asymmetrie zu ihren Ungunsten ko-konstruieren, indem sie beispielsweise kaum an Diagnosen und an Argumentationen aktiv teilnehmen (vgl. z. B. Kotthoff 2014, 2017). Die Erzählungen schulferner Eltern drehen sich etwa um Schwierigkeiten ohne Ausblick auf familiäre Überwindungsstrategien. Widerspruch können sie argumentativ nicht lange aufrechterhalten. Durch alle Aktivitätstypen zieht sich der Befund, dass Eltern (meist Mütter) sich in dem institutionellen Kontext sehr um eine schulorientierte Selbstdarstellung bemühen. Das schließt Ausführungen zur eigenen Unterstützung und Unterweisung der Schülerin zu Hause ein. Die mehr oder weniger ausgeprägten kulturellen Passungen im interinstitutionellen Schul-Diskurs verweisen auf sprach- und milieubezogene Wissensbestände (Differenzen im *common ground*, vgl. Clark 1996), Ressourcendifferenzen und unterschiedliche Ausformungen von kulturellem Kapital (vgl. Bourdieu 1977; Lareau 2003), die sich in differenten Diskurspraktiken äußern, welche je nach konversationeller Aktivität spezifisch manifest werden.

Es heißt im beratenden Schrifttum zu diesen Gesprächen, dass der Dialog zwischen Eltern und Lehrern zwar schwierig sei, aber ‚auf Augenhöhe' geführt werden solle. Laut Hauser und Mundwiler (2015, 11) wendet sich das Gros der Ratgeberliteratur an Lehrpersonen. Ähnlich wie Wegner (2016) können wir Aussagen aus der Ratgeberliteratur, in den Gesprächen würden Lehrpersonen Eltern ‚abschmettern lassen' oder ‚die Schulbank werde zur Anklagebank' aus unserem

Forschungsprojekt[4] heraus nicht bestätigen. Der Umgang der Lehrpersonen und Eltern miteinander gestaltet sich weitgehend freundlich und zugewandt. Auffällig sind allerdings sehr unterschiedliche Inszenierungen schulkompetenter Elternschaft, die die Mütter und wenigen Väter in den Sprechstunden konversationell im Austausch mit den Lehrpersonen betreiben. Im Großen und Ganzen nehmen aber die Lehrer/innen höhere Bildungsaspirationen ins Visier und begründen solche Möglichkeiten gegenüber skeptischen Eltern.

Insgesamt konnten 77 Lehrperson-Eltern-Gespräche an unterschiedlichen Schultypen (Grund-, Haupt-, Förder-, Real- und Oberschulen) audioaufgezeichnet und verschriftet werden. Sie variieren von der Länge her zwischen 5 und 65 Minuten, der Durchschnitt liegt bei 20 bis 30 Minuten.

Anhand des Aktivitätstyps ‚Beratung' sollen später Unterschiede in der elterlichen Rezeption der Beratungsaktivitäten der Lehrpersonen gezeigt werden. Schulisch gut informierte Eltern ko-konstruieren die von der Lehrperson initiierte Beratungssequenz, schulisch wenig informierte Eltern nehmen Empfehlungen nur zur Kenntnis (vgl. Kotthoff und Röhrs 2020). Die schulbezogen kompetenten Eltern re-inszenieren in den Sprechstunden auch die eigenen Beratungen, die sie dem Kind zu Hause angedeihen lassen, und setzen diese so auch einer Beurteilung durch die Lehrerin aus. Da sie implizit Kritik an der Schule oder Lehrperson beinhalten können, stellen sie eine spezifische Herausforderung für Lehrpersonen dar. Wir nutzen die im Laufe des Artikels vorgestellten Gesprächsausschnitte nicht, um sie zu bewerten, sondern beschränken uns auf die Rekonstruktion dessen, wie Lehrpersonen und Eltern jeweils Einblicke in ihr Handlungsfeld geben und dabei den Schüler/die Schülerin perspektivieren. Wir werden sehen, wie eine Lehrerin mit einer stark fordernden und in Bezug auf die Tochter ehrgeizigen Mutter umgeht (ein am Gymnasium aufgezeichnetes Gespräch) und andere Lehrpersonen sich auf Eltern einstellen, denen die Anforderungen der Schule nicht geläufig zu sein scheinen oder die sich aus Gründen defizitärer Deutschkenntnisse nur wenig einbringen können (ein an einer Förderschule aufgezeichnetes Gespräch). Unsere soziolinguistischen Interessen drehen sich wenig um Varietäten, da in vielen Gesprächen Alemannisch aufscheint (das zeigt im deutschen Südwesten u. a. Zugehörigkeit an), sondern um differente Selbstinszenierungen und konversationelle Praktiken, die innerhalb einer Institution als mehr oder weniger kompetent wahrgenommen werden.

4 Röhrs (2021) präsentiert sehr umfangreiche Analysen von Beratungssequenzen in diesem Korpus.

3 Soziolinguistische Potentiale in der Forschung zu Lehrperson-Eltern-Gesprächen und Konferenzen

Mehan hat sich als erster mit Entscheidungsfindungsprozessen zwischen Eltern, Lehrpersonen und Schulpsychologen in den USA in sog. *committees of educators* (vgl. Mehan 1983, 187) beschäftigt, die über die Schultypzuweisung für Schüler/innen entscheiden. An den Gremien, die über die eventuelle Transition eines Regelschülers auf eine Förderschule berieten, nahmen Eltern, Lehrpersonen, Psychologen, medizinisches Personal (Krankenschwester) und der entsprechende Schulrektor teil. In der Interaktion zeigte sich, wie den Eltern mit ihrer Laienperspektive ein niedrigerer Status in dem Fachgremium zugeschrieben wurde. Auch Mehan (1996) zeigt Perspektiven- und Vokabularunterschiede zwischen Lehrer(inne)n, Schulpsycholog(inn)en und Eltern, wobei sich die erstgenannten Instanzen mit ihren technisierten Vokabularien, wofür Höherwertigkeit beansprucht wurde, bezüglich der Einstufung des Schülers in der Regel durchsetzen.

Nach Baker und Keogh (1995) stilisieren die australischen Eltern und Lehrpersonen sich in den Sprechstunden sehr stark als moralisch verantwortlich für das Wohl des Schülers/der Schülerin. Eltern präsentieren sich dabei vor den Lehrpersonen als ein Team, welches zu Hause nach Kräften zum Schulerfolg des Kindes beiträgt. Lehrpersonen positionieren sich vor den Eltern mit ihrer Fachkompetenz, indem sie sich als gute, sorgfältige und gewissenhafte Beobachter vorführen.[5] Eltern und Lehrpersonen suchen gemeinsam nach Ursachen für wenig zufrieden stellende Leistungen der Schüler/innen. Die Beziehung zwischen dem Elternhaus und der Institution Schule wird an der Oberfläche symmetrisch produziert, da sowohl Lehrpersonen als auch Eltern als Experten ihrer Institution gelten (interinstitutioneller Diskurs), die das gemeinsame Interesse verbindet, als harmonisches Gefüge die Interessen der SchülerInnen zu vertreten. Solche situativen Identitäten werden aber im Lichte schulischer Relevanz unterschiedlich gut aufgeführt. Hier zeigt sich ein interessanter Unterschied zwischen den Aussagen von Eltern über diesen Gesprächstyp, nämlich dass sich die Schule mit ihrer Macht durchsetze, und den aufzeigbaren Bemühungen um Symmetrieherstellung, die beide Parteien an den Tag legen. Auch Mundwiler (2017) weist in den von ihr als Beurteilungsgespräche bezeichneten Daten aus der Schweiz auf beiderseitige

5 Ackermann (2014) wendet die sozialkonstruktive Positionierungstheorie auf Teile des auch hier zugrunde liegenden Gesprächskorpus an.

Verfahren der Herstellung von Symmetrie hin. Trotzdem bleiben schulisch tradierte Normen und Machtgefüge im Hintergrund intakt.

Aktivitäten in schulischen Sprechstunden und bei Lehrerkonferenzen ähneln sich bezüglich der Schülertypisierung und der Aushandlung der Bewertung. Cedersund und Svensson (1996) analysieren kommunikative Praktiken der Leistungsbewertung und deren Standardisierung in schwedischen Klassenkonferenzen. Sie bestätigen ihre Hypothese, wonach das standardisierte Programm der Konferenz zu Routinen in der Interaktion führt, welche sich in stereotypen Beurteilungen der Schülerleistung und der sozialen Konstruktion verschiedener sozialer Schülertypen spiegelt. Sie identifizieren auch Aushandlungsprozesse, die die zukünftige Schullaufbahn der Betroffenen beeinflusst. Dies spielt auch in unserem Korpus eine große Rolle. Schulerfahrene Eltern beherrschen die Sprache der Leistungsbewertung (vgl. Kotthoff 2012), womit sich Aussagen von Bourdieu und Wacquant (1996) darüber, dass sich hinterrücks etablierte Logiken des Feldes durchsetzen, bestätigen.

Auch Mazeland und Berenst (2008) setzen ihren konversationsanalytischen Schwerpunkt bei Kategorisierungen im Zusammenhang mit dem ‚Sortieren' von SchülerInnen nach Leistungsstärken, die in den Niederlanden etwa dem entsprechen, was hier unter Realschul- und Gymnasiumsniveau verstanden wird. Auch sie analysieren die Bewertungspraktiken bei Schulkonferenzen. Sortieren und Kategorisieren von Schülertypen ist dort in konzentrierter Form der Fall. Hierfür charakterisieren und diskutieren die Lehrpersonen über Schüler/innen in neun Dimensionen: Leistungen, Haltung/Einstellung zur Schule, soziales Verhalten, Motivation, Schulzufriedenheit, Aufnahmefähigkeit, Rolle der Schule/der Lehrerin bei der Problemlösung, Rolle des sozialen Umfeldes bei der Problemlösung und eine unspezifische Sammelbeckendimension (vgl. Berenst und Mazeland 2008). Mit der Kombination aus Beschreiben und Zuschreiben überführen die Lehrpersonen beobachtbares Verhalten in stabile Persönlichkeitsmerkmale. Mithilfe eines „range of practice" (Berenst und Mazeland 2008, 264) charakterisieren sie die SchülerInnen, indem sie spezifische Eindrücke beschreiben, diese generalisieren und ihnen Eigenschaften zuschreiben. Die kognitive Perspektive hat im Prozess von *sorting work* Priorität, da sie ausschlaggebend zur Förderung eines Schülers/einer Schülerin ist. Argumente zum Verhalten werden vor allem für Zurückstufungen zusätzlich herangezogen. Bezüglich der Schülerförderung unterscheiden Lehrpersonen, ob die Schüler/innen Wissen nur reproduzieren oder auch verstehen. Solche, die ausschließlich Wissen reproduzieren, werden in die niedrigere Schulform eingestuft. Schulerfahrene Eltern berichten in unseren Aufnahmen davon, wie sie selbst ihren Nachwuchs dahingehend testen, ob er Gelerntes auch verstanden hat. Solche Eltern können sich im schulischen Feld nutzbringend verhalten.

Zwengel (2010, 2015) fasst die soziologische Forschung zusammen, die zeigt, dass migrierte Eltern (z. B. türkische) oft zwar bildungsorientiert sind, aber wenig über schulische Strukturen wissen. Bezüglich der Gesprächssituation und des Gesprächsmanagements bemühen sich in den von ihr untersuchten schulischen Gesprächen mit türkischen Müttern und anwesenden Kindern die Lehrpersonen, die schlecht Deutsch sprechenden Mütter in das Gespräch einzubeziehen. Bezüglich der Übersetzungen durch die Kinder wird deutlich, dass die von ihnen an ihre Mütter übermittelten Inhalte stark von der Bezugsäußerung abweichen (in Vokabular, Selektionsprozessen und Paraphrasen). Die Kinder treten während des Dolmetschens selbst als Akteure auf und erweitern die Inhalte der Lehrpersonen teilweise um Implikationen und präsupponierte Inhalte. Sowohl Erweiterungen also auch Selektionsprozesse sichern dabei nicht immer das gegenseitige Verstehen, teilweise weicht der übersetzte Inhalt vollständig von der Bezugsäußerung ab. Hinsichtlich der Gesprächsinhalte liegt den Lehrpersonen daran, Informationen weiterzugeben. Die Mütter möchten dagegen Fragen nach der Teilnahme ihres Kindes an schulischen Veranstaltungen beantwortet wissen. Dabei sind diese beiden Perspektiven häufig nicht passgenau. Es sind durchgehend Mütter am Gespräch beteiligt, was auch Rückschlüsse auf eine Geschlechterpolitik zulässt, die derjenigen alteingesessener Eltern ähnlich ist (wie sich auch in unseren Daten zeigt, vgl. Kotthoff 2020b).

Auch Zorbach-Korn (2015) kann für die Hälfte der von ihr in einer Masterarbeit untersuchten Gespräche konstatieren, dass sprachliche und institutionell-fachliche Wissensasymmetrien in den Gesprächen mit migrierten Eltern sehr bedeutsam sind und für diese mit fachdidaktischen und erzieherischen Themen neue Wissensbereiche hinzukommen. Vor allem die institutionell-fachliche Wissensasymmetrie und geringe Sprachkompetenzen der Eltern bewirken lokale Asymmetrien, die sich auf einzelne Gesprächssequenzen beschränken und durch spezifische sprachliche Strategien kompensiert werden. Die selbst initiieren Redebeiträge von Eltern mit geringer Sprachkompetenz fallen knapper aus. Dabei handelt es sich vornehmlich um kleine Erlebnisgeschichten aus dem häuslichen Kontext, bei denen auf eher alltagssprachliche Lexik zurückgegriffen wird. Lehrpersonen können Probleme der Eltern diesbezüglich mit ihrer rezeptiven Sprachkompetenz ausgleichen. Dazu gehören hinsichtlich der produktiven Sprachkompetenz von Lehrpersonen a) Reformulierungen und semantische Präzisierungen und b) betontes Sprechen und Dialektunterdrückung. Probleme treten insbesondere in den Bereichen von Fachlexik (Wochenplan, derzeitiger Leistungsstand) und bei vagen Äußerungen von Lehrpersonen auf. Korn konstatiert eine Korrelation zwischen der Sprachkompetenz der Eltern und deren fachlich-institutionellem Wissen.

Kotthoff (2015b) widmet sich dem konsensuellen Argumentieren zwischen Lehrperson und Mutter/Vater rund um schulische Leistungsdiagnosen. Eltern und Lehrpersonen äußern Einschätzungen zu Leistung und Verhalten des Schülers/der Schülerin und begründen diese Einschätzung. Begründungen sind für das Argumentieren zentral (vgl. van Eemeren und Grotendorst 2004; Heller 2012). Sobald wir uns mit Begründungen für potentiell strittige Positionen, Einschätzungen und Handlungen, der Schrittfolge des Anbahnens einer Übereinstimmung und der Triftigkeit von Argumenten beschäftigen, befinden wir uns im Feld der empirischen Argumentationsforschung.[6] In den vorliegenden Sprechstundengesprächen zwischen Lehrperson und Mutter und/oder Vater überwiegt konsensuelles Argumentieren, wenngleich mehr oder weniger gravierender Dissens durchaus auch ausgetragen wird (ein Beispiel findet sich in Kotthoff 2012). Besonders in den Daten von der Förderschule zeigt sich, dass die wenig gebildeten und Deutsch als Zweit- oder Fremdsprache sprechenden Eltern ihre eigene Sicht auf den Schüler/die Schülerin kaum in Auseinandersetzung mit den Lehrerinnen behaupten können. Insgesamt werden die Argumentationen in den Sprechstunden von beiden Seiten stark modalisiert, was eine Konsensorientierung zeigt. Schulisch kompetente Eltern können über mehrere Sequenzen hinweg eigene Argumentationsstränge verfolgen und sich lokal an der von der Lehrperson verbalisierten Perspektive abarbeiten. Der Widerspruch oder Zuspruch der schulisch wenig kompetenten Eltern bleibt hingegen isoliert.

Röhrs (2021) arbeitet heraus, ob und wie Eltern in den Gesprächen eigene Perspektiven einbringen und sieht diese mit Graumann (1990) als relationales, dynamisches und evaluatives Konzept. Perspektiven gründen auf etwas, z. B. persönlicher Erfahrung. Sie werden in den rezipientenspezifischen Zuschnitt von Äußerungen integriert. Wenn eigene Perspektiven nicht versprachlicht werden, diagnostiziert Röhrs geringe diskursive Passung. Er arbeitet unterschiedliche Formate ab. Passungsdefizite können mehr oder weniger gravierend ausfallen, je nach Praktik. Röhrs bekam in seiner Ethnographie Hinweise darauf, dass geringe Passung der Eltern zu einem ungünstigen Gesamtbild der Schülerin beitragen kann. Natürlich bleiben dabei Vagheiten erhalten.

6 Sobald Gesprächspartner(innen) nicht übereinstimmen, setzen sie eine Dissens-Verhandlung in Gang (vgl. Bücker 2004); diese kann argumentativ bewerkstelligt werden, aber auch als Streit (vgl. Spiegel 1995). In den bisher aufgezeichneten Sprechstundengesprächen kommen keine Streitsequenzen vor, sehr wohl aber Dissensphasen.

4 Diskursive Passung

Wir gehen der Frage nach, ob und wie Unterschiede in diskursiven Passungen von Eltern und Lehrpersonen in den Sprechstunden hervortreten. Mit dem deutschen Schulsystem wenig vertraute Eltern und solche, die ihre materiellen und bildungsmäßigen Ressourcen nicht in den Vordergrund der Interaktion bringen können (z. B. mangels Vorhandenseins) ko-konstruieren mit den Lehrpersonen mehr Asymmetrie (möglicherweise auf eigene Kosten oder die des Kindes), indem sie beispielsweise kaum an Diagnosen oder an Argumentationen teilnehmen (vgl. Kotthoff 2015b). Die mehr oder weniger ausgeprägten diskursiven Passungen im interinstitutionellen Schul-Diskurs verweisen auf sprach-, institutions- und milieubezogene Wissensbestände (Differenzen im *common ground*, vgl. Clark 1996), Ressourcendifferenzen und unterschiedliche Ausformungen von kulturellem Kapital (vgl. Bourdieu 1977; Lareau 2003; Heller 2012). Für verschiedene Aktivitätenformate (narrative, argumentative, beratende) konnten spezifische Formate elterlicher Beteiligung herausgearbeitet werden (vgl. Kotthoff 2014, 2015a, 2015b; Röhrs 2021). So erzählen Mittelschichtsmütter beispielsweise akribisch, wie sie nachmittags mit den Kindern zusammen Hausaufgaben bearbeiten und dabei deren Vorgehen optimieren (vgl. Kotthoff 2012, 2015a, 2020). Sie zeigen sich als Ko-Lehrerinnen, die die Kinder zum Lesen und Lernen anspornen und so die Arbeit der Schule zu Hause fortsetzen. Wie beispielsweise das von Prediger und Quasthoff an der Universität Dortmund geleitete interdisziplinäre Forschungsprojekt *InterPass* operieren auch wir mit dem Konzept der ‚diskursiven Passungen' in Gesprächsaktivitäten, bei denen mehrere Beteiligte gemeinsam einen größeren, strukturierten Zusammenhang aufbauen, der über die Äußerung eines einzelnen Sprechenden hinausgeht. Diskursive Kompetenz bezeichnet die Fähigkeit einzelner Personen, sich an diesen Gesprächsaktivitäten zu beteiligen. Predigers und Quasthoffs Projekt nimmt die Interaktion in 5. Klassen im Deutsch- und Mathematikunterricht in Bezug auf diskursive Kompetenzen wie Erklären, Argumentieren und Beschreiben ins Visier. ‚Passung' bezieht sich darauf, wie gut sich Schüler- und Lehrperson-Aktivitäten dialogisch ergänzen. In unserem Projekt stehen Passungen zwischen Eltern und Lehrpersonen im Zentrum. Wenn Eltern von sich aus Details einer schulischen Relevanzordnung in ihre Gesprächsbeiträge einfließen lassen, inszenieren sie eine hohe Passung zwischen Elternhaus und Schule.

Mit Heller (2012, 266) sehen wir diskursive Passung als erfolgreiche Erfüllung globaler Diskursanforderungen. In Argumentationen wird beispielsweise das Beziehen von Positionen und die Begründung derselben relevant gesetzt. Eltern erfüllen diese Anforderungen unterschiedlich, woran Grade an Passung festge-

macht werden können. Im Kontext der schulischen Sprechstundengespräche sind elterliche Kompetenzdarbietungen von hoher Relevanz; diese müssen in die konversationellen Aktivitäten eingebracht werden (beispielsweise können Eltern eine als eigenständig kommunizierte Sicht auf den Schüler/die Schülerin argumentativ einbringen, die im Konsens oder Dissens zu der der Lehrperson steht). Das Erzählen aus dem Elternhaus fällt mehr oder weniger elaboriert und mehr oder weniger schulbezogen (sich um Leistungen des Schülers/der Schülerin und Bemühungen der Eltern drehend) aus.

Hier konzentrieren wir uns auf Konstruktionen und Rekonstruktionen von Beratungskontexten (vgl. dazu Nothdurft et al. 1994) in den Gesprächen. Eltern und Lehrpersonen stellen sich darin als Unterstützungsinstanz für das Kind dar.[7] Beratung kommuniziert immer Kompetenzzuschreibung im Hinblick auf den Beratungsbereich. Wenn die Lehrperson beginnt, Empfehlungen zu äußern (beispielsweise abends mit dem Kind zu lesen), stellen einige Eltern dar, mit welchen Verfahren und Maßnahmen sie bereits genau diese oder ähnliche Unterstützungen angehen (gemeinsames Lesen bestimmter Bücher, Nachhilfe usw.). Der Beratungskontext gestaltet sich zwischen den Lehrpersonen und den Eltern der Grundschüler(innen) und Gymnasiumsschüler(innen) anders als zwischen den Lehrpersonen und den Förderschülereltern, die viel weniger in der Lage sind, eigene Ressourcen und Kompetenzen in Anschlag zu bringen. Dass Lehrpersonen diese Seite der beruflich kompetenten Person von sich zeigen, erwartet man gemeinhin sowieso. Verfahren eines *doing being a competent parent* im ethnomethodologischen Sinne (vgl. Adelswärd und Nilholm 2000) gestalten sich bei den Eltern in unserem bisherigen Korpus unterschiedlich. Kritische Beschreibungen des Verhaltens oder der Leistung des Schülers/der Schülerin durch die Eltern gehören zu einer schulorientierten Inszenierung der Elternrolle. Auch Adelswärd und Nilholm (2000) und Pillet-Shore (2012) weisen auf die diesbezügliche ‚Ehrlichkeit' der Eltern in der institutionellen Sprechstundenkommunikation hin. Alle von uns aufgezeichneten Gespräche enthalten Sequenzen, in denen Mutter oder Vater Kritisches über das eigene Kind äußern. Dazu gehört dann allerdings, auch eigene Abhilfemaßnahmen und erfolgversprechende Bemühungen zum Wohl des Kindes vorzubringen. In diesem Verbund zeigt sich hohe schulische Passung. Im Vergleich der Mütter[8] der vier in unserem Korpus vertretenen Schultypen zeigt sich, dass diejenigen an Gymnasien und Grundschulen detailliert über ihre Unterstützungsmaßnahmen berichten, während diejenigen an Förder- und Werkrealschulen dies kaum tun und vermutlich nicht können. Vor allem die Mütter der

---

7 Es gibt Überlappungen mit Ausführungen in Kotthoff (2014) und Kotthoff und Röhrs (2020).
8 Väter inszenieren sich kaum als Ko-Lehrer.

Kinder an den zuerst genannten Schultypen zeigen sich als sehr gut informiert im Bezug auf Abläufe in der Klasse und an Optimierung interessiert (Beispiel 3 in diesem Artikel).

5 Vergleich der elterlichen Beteiligungen an Beratungen durch die Lehrperson

Beratungshandeln zieht sich im vorliegenden Korpus durch alle Gespräche. Allerdings erfolgt es nicht immer so gradlinig, wie Hindelang (2004, 61) es definiert: „Bei einem Ratschlag sagt Sp1 seinem Hörer Sp2, was dieser tun soll, um ein bestimmtes Problem T zu lösen." Mütter rekonstruieren beispielsweise die Beratungen, die sie ihrem Kinde zu Hause angedeihen lassen. Wegner (2016, 234–236) diskutiert Beratungshandeln mit seinen verschiedenen Ausprägungen in Sprechstunden. Mit ihm favorisieren wir die breite Definition von Heritage und Sefi (2001, 373):

> … a recommendation toward a course of action that the advice giver prefers, and it is given with the expectation that the recipient will treat it as relevant, helpful, or newsworthy and accept it. Advice implies that the adviser has knowledge or insight that the advisee lacks.

In Beispiel 1 baut eine Mutter eine Problemfeststellung der Lehrerin im Bezug auf Sohn Eriks (Viertklässler) „Formulierungsprobleme" aus, indem sie seine Weigerung, schriftliche Aussagen „auszuschmücken" rekonstruiert. Dadurch lädt sie zu der Inferenz ein, ihn in Richtung „ausschmücken" selbst beraten zu haben.

Beispiel 1: Grundschule 4 (ES4 GS 4) Grundschulempfehlung 4. Klasse; über Erik, Lehrerin (L4), Mutter (M4), Transkription nach GAT 2[9]

400 L4: da (.) HAT er manchmal gute ideen,

401 und (ja) dann halt_n bissle formuLIErungsprobleme,

402 aber-

403 M4: oder aus- AUSschmücken,

404 also äh [beSONders mit mit äh mit ähm mit diesen adjektiven;

405 L4: [ja,

406 M4: da [is er GANZ sparsam;

9 Hier werden nur die Hauptakzente von Turnkonstruktionseinheiten großgeschrieben. Wir weichen in dem Punkt vom Transkriptionssystem GAT 2 ab.

407 L4: [ja
408 M4: [er SAGT,
409 L4: [ja
410 M4: wozu soll ich des ganze zeug so AUSschmücken;
411 es is doch KLAR,
412 was ich geSCHRIEben hab(h)e,
413 [hahaha
414 L4: [hihi_ja.
415 er ist dann mit EIfer dabei,
416 er_is aber GANZ schnell [dann auch fertig,=ne,
417 M4: [mhm mhm mhm

Die Lehrerin äußert sich abwägend zu Eriks Texten. Sie nennt in Zeile 400 seine „guten Ideen“, aber in Zeile 401 auch seine „Formulierungsprobleme“. Insgesamt gehört Erik zu den guten Schülern. Die Mutter konkretisiert in der Folge ihre Kritik, dass Erik Adjektive zu sparsam einsetze (vgl. 404, 406). Sie zitiert die Abwehr ihres Sohnes bezüglich mütterlicher Ratschläge mit ihm zugeordneten Worten in den Zeilen 410, 411, 412. Sie lacht und die Lehrerin lacht mit (vgl. 413, 414). Beide können sich über Eriks kindliche Sicht auf schulische Textanforderungen gemeinsam amüsieren, was *common ground* (vgl. Clark 1996) inszeniert. Die Lehrerin hatte seine Probleme nicht als gravierend hingestellt. Die Mutter zeigt sich besonders kundig, indem sie sogar die Wortart benennt (Adjektive), an der es in Eriks Texten hapert. Sie stellt sich mit ihrem sehr konkret benannten Kritikpunkt und ihren Interventionen zu Hause als schulisch kompetent dar. Besonders Mütter stilisieren sich in unseren Daten oft als Ko-Lehrerinnen, was auf eine kulturelle Anforderung an die Mutterrolle hindeutet, aber natürlich vor allem Wissen um institutionell-schulbezogene Relevanzen zur Schau stellt. Diese Selbststilisierung der Mutter mit eigener Beratungstätigkeit zu Hause setzt Sprachspielkompetenzen voraus, die wir in den Gesprächen an den Förderschulen[10] kaum finden.

10 In unserem Korpus haben alle Eltern der FörderschülerInnen einen Migrationshintergrund. Die Kinder sind nicht in einem manifesten Sinne (etwa Blindheit oder Fehlbildung des Gehirns) behindert.

Beispiel 2: Förderschule 2 (ES9 FS2), Halbjahresinformation über Lara mit Zeugnisvergabe, Lehrerin (L1), Mutter (M), Vater (V), Sozialarbeiter Tom (T), Schülerin Lara (L), Transkription nach GAT 2[11]

208 L1: darum wär_s GUT wenn sie immer Üben würden.

209 wenn sie zuHAU:se auch (.) LEsen würde.

210 M: ja ja.

211 L1: vielleicht Abends,

212 da kannst du vielleicht deinem BRUder was vorlesen.

213 V: ja.

214 M: ja [(? ?)

215 T: [habt ihr nicht irgendwie=

216 M: muss LEsen.

217 T: =BÜcher die ihr empfehlen könntet?

218 L1: ja, wir haben auch ZWEI bücher geLE:sen,

219 du HAST die ja auch zuhause.

220 da kannst du AUCH immer drin le:sen.

221 L: [ja:

222 T: [weil ICH mach das ja immer so,

223 bevor ich SCHLAfe,

224 LES ich immer noch.

225 ja wirklich,

226 L1: JA!

227 T: JEden abend (.) LES ich immer noch_n bisschen.

228 L1: mhm

229 T: und DAS könntest du AUCH machen.

230 V: ja.

231 T: da machst du dich BETTfertig,

232 schlafanzug, ZÄHne putzen,

233 dann legste[dich ins BETT,

234 L1: [mhm

11 Aufnahme von Margret Jacoby. Ihr sei gedankt.

235 T: dann LIEST du noch,

236 (-) FÜNF minuten, ZEHN minuten,

237 (-) [und dann (.) buch ZU. (.) HINlegen. SCHLAfen.

238 L1: [mhm.

239 T: JEden abend.

240 M: JA:

241 L1: ja das wäre SUper.

242 T: das HILFT.

243 V: ja ja.

Lehrerin L1, welche die anwesende Schülerin Lara gerade gelobt hatte, kommt nun zu deren Defiziten. Zeile 208 scheint sich an die ganze Familie zu richten, Zeile 212 an Lara. Die Mutter bestätigt nur mit Hörersignalen. Aufforderungen, das Lesen zu verstärken, durchziehen fast alle Grundschul- und Förderschulgespräche. Die Mütter der GrundschülerInnen bringen sich bei diesen Ratschlägen der Lehrpersonen aber mit Informationen dazu ein, welche Bücher der Tochter gerade geschenkt wurden oder welches Buch der Sohn gerade liest. Damit bestätigen sie einerseits die Lehrerin, andrerseits führen sie ein schulkompetentes Elternhaus mit seinen eigenständigen Bemühungen um Lernfortschritt vor. Laras Eltern scheinen das nicht zu können; zumindest beschränken sie sich auf minimale Bestätigungen (vgl. 210, 213, 214, 216, 240, 243). Lara selbst bringt sich nur einmal ein (vgl. 221).

L1 entwickelt in Kooperation mit dem Sozialarbeiter Tom ein mögliches Leseszenario (dem Bruder etwas vorlesen, vgl. 212). Toms Frage (vgl. 217) beantworten die Lehrerinnen, nicht die Eltern. Die Lehrerinnen empfehlen die Bücher, die auch in der Schule gelesen werden (vgl. 218 – 219). Tom berichtet dann von eigenen Lesepraktiken und empfiehlt diese Lara in den Zeilen 227 – 229. Der Vater bekräftigt die Ratschläge. Tom konkretisiert seine Empfehlungen, begleitet von den Bestätigungen durch L1, Mutter und Vater. Mutter und Vater nehmen die Ratschläge an, nutzen den Kontext aber nicht für eigene Empfehlungen oder Berichte darüber, wie sie zu Hause die Kinder zum Lesen animieren.

Ressourcendifferenzen, schulbezogene Wissensdifferenzen und Unterschiede in institutionenbezogener Diskurskompetenz treten in den bisherigen Daten in diesem Verbund so hervor, dass der in der interaktionalen Soziolinguistik auch in anderen Ländern registrierte Trend zu einer Konstruktion von „normal students and others" hier ähnlich aufgefunden wird (Martin Rojo 2010, 5) – durchaus auch als „normal families and others". Ähnlich dem Auffinden von unterschiedlichen

Graden an ‚Erwerbssupportivität'[12] in familiären und unterrichtlichen Aktivitäten, wie etwa dem Argumentieren (vgl. Quasthoff und Kern 2007, 278; Heller 2012, 70), gehen wir dem Auffinden an Graden von elterlicher Kompetenzdarbietung nach, immer im Rahmen konkreter Diskurspartizipation. Konkrete Auswirkungen der diskursiven Selbstdarstellung der Eltern in schulischen Sprechstunden können wir derzeit durch unsere Beschränkung auf die Analyse von Abläufen während der schulischen Sprechstunden nicht zeigen. Es ist stark zu vermuten, dass in Deutschland die Verhältnisse denen in Österreich entsprechen[13], über die der Soziologe Kenan Güngör im Gespräch mit Heidi Schrodt (2015, 115) sagt:

> Ich glaube fest daran, dass einer der wichtigsten Faktoren ist, dass wir den Bildungsauftrag in die Familie auslagern. Das ist der Motor, der so etwas wie soziale Verfestigung, soziale Ungleichheit produziert. … Und dann wundern wir uns über die soziale Ungleichheit. Sie wird vererbt.

Mängel im Kontakt von Schule und Elternhaus werden zwar immer wieder beklagt (vgl. Vodafone Stiftung 2013) und mit Katalogen von Begegnungsideen angegangen, aber das Hauptproblem scheint nach wie vor darin zu bestehen, dass sich die Schule stark auf die Mitarbeit der Eltern verlässt. Genau diese Mitarbeit inszenieren schul- und sprachkundige Eltern im Gespräch mit den Lehrpersonen.

Während Teile der Elternschaft ihr Kümmern wenig zum Ausdruck bringen, gibt es auch solche, die überbehütend aktiv werden. Vor allem am Gymnasium sind Lehrpersonen oft mit ehrgeizigen Eltern konfrontiert, die in enger Auseinandersetzung mit Vorgängen in der Klasse ihrem Kind Beratung angedeihen lassen und sich mit ihren Optimierungsbemühungen auch gegenüber der Lehrerin präsentieren. Das nächste Beispiel entstammt der siebten Klasse an einem

---

12 Damit ist gemeint, dass manche sprachlichen Verhaltensweisen der Kinder von Erwachsenen aufgegriffen werden und manche nicht (vgl. Heller und Morek 2015). Wenn Erwachsene etwas aufgreifen und ausbauen, wird im Kontext die Sprachkompetenz des Kindes ausgestaltet. Auf die Elterngespräche bezogen heißt dies, dass die Lehrpersonen vage Zustimmung vom Typ ‚mhm' der Eltern beispielsweise gar nicht aufgreifen. Damit bleibt die Dialogizität schwach.

13 Geissler und Weber-Menges (2008) schließen auf der Basis von PISA-Daten, dass die Hälfte bis zwei Drittel der Leistungsdifferenz und des Unterschieds hinsichtlich des Besuchs höherer Schultypen von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund durch die soziale Schicht erklärt wird. Für Kinder mit Migrationshintergrund scheint die Latte für den Übertritt ins Gymnasium allerdings noch einmal höher gelegt zu sein: Bei gleicher Lesekompetenz und gleicher sozialer Herkunft erhalten sie weniger Übertrittsempfehlungen für die Realschule und das Gymnasium – und auch wenn diese Diskriminierung nun geringer ausfällt als die nach der sozialen Schicht, so ist es doch noch eine zusätzliche. Dennoch gibt es Migrantengruppen, die besser abschneiden als deutsche Kinder, so die Einwanderer aus Vietnam und der Ukraine. Und auch für Kinder mit Migrationshintergrund gilt, dass sie häufiger an höherer Bildung teilhaben als früher.

Gymnasium. Die Lehrerin bringt große Zufriedenheit mit Schülerin Vivien zum Ausdruck. Die Mutter bemängelt einige Male schulische Abläufe, z. B. ungleichmäßige Arbeitsbelastungen. Sie hatte gerade von einer Stressphase gesprochen. Dann holt sie zur kritischen Schilderung einer Phase aus, in der „GA:R nix" stattfindet.

Beispiel 3: Gymnasium 13 (ES37c GY13), Elternsprechtagsgespräch über Vivien, 7. Klasse, Lehrerin (L), Mutter (M), Transkription nach GAT 2[14]

56 M: und jetz im moment is: GA:R nix;

57   das[is irgendwie so-

58 L: [hm_hm

59 M: [( ) is die luft so DRAUßen;

60 L: [ja:: is

61 M: sind auch manche lehrer KRANK,

62   und dann gibts wenig AUF,

63   [und wenig voKAbeln ( ),

64 L: [hm_hm

65 M: ich SAG [dann immer,

66 L: [ja: die h-

67 M: NUTZ das;

68   nutz die zeit[wo du wenig HAST,

69 L: [hm_hm

70 M: JEden tag n bisschen vokabeln ja.

Die Lehrerin bestätigt die Mutter nur in den proschulischen Strategien, die sie gegenüber der Tochter zu Hause vorschlägt. Sie lässt die Mutter ihre Minimalerzählung darüber produzieren, wie sie zu Hause Lernberatung betreibt und nimmt dies bestätigend zur Kenntnis. Die Mutter zitiert sich, wie sie der Tochter ihre Ratschläge erteilt (vgl. 67, 68, 70). Die Lehrerin gibt viele Minimalbestätigungen von sich und wechselt dann das Thema.

Eine eher zurückhaltende Kenntnisnahme der kritischen Schilderungen der Mutter lässt die Lehrerin auch an anderen Stellen in dem über neunminütigen Gespräch walten. Die Mutter übt Kritik am Klassenlehrer (nicht an der im Ge-

14 Aufnahme und Transkription: Marie Schenk, Überarbeitung: Isabella Bandner. Dank an beide.

spräch beteiligten Fachlehrerin) und rät aber auch der Lehrerin indirekt, die Tochter neben einem anderen Mädchen sitzen zu lassen.

Spätere Fortsetzung von Beispiel 3:

169 M: [aber da isse noch nich ganz zuFRIE:den;

170 L: [heute (.) ab heute is (-)

171 ah: oh.

172 M: weil sie sitzt wieder neben JENnifer,

173 und das hat sie aber auch geSAGT,

174 dass sie (.)[in der FÜNften sechsten,

175 L: [ah:

176 M: anfang sechster klasse IMmer hinhalten MUSSTE,

177 [irgendwo AUCH,

178 L: [a:h

179 M: sie hat sich ihrer ANgenommen,

180 weil [halt keiner so richtig (.) beZUG zu ihr [h:aben WOLlte,

181 L: [hm_hm [a:h

182 M: und das hat sich n bisschen als proBLEM herauskristallisiert,

183 als sie auch schon geSPRÄche dab- mals-

184 mit frau frieding HATte,

185 L: hm_hm:

186 M: u:nd dann hat man dafür geSORGT,

187 dass die zwei n bisschen ausNANder kommen,

188 weil die_äh jennifer auch n bisschen wie ne KLETte dann war-

189 an [VIvien,

190 L: [achso:.

191 M:und das: hat nich GUT getan;_ne-

192 L:hm_hm

193 M: weil dann viele geSACHT ham,

194 hm: wenn wa die vivien mit EINbinden,

195 ham wa sie auch mit DRIN,

196 und[(.) das war jetzt halt ganz WICHtig,

197 L: [achso

198 M: dass jennifer auch zu Andern[(.) kontakt bekommt,

199 L: [hm_hm

200 M: DURCH diese sitzordnung,

201   [und jetzt sitzt sie BLÖderweise-

202 L: [hm_hm

203 M: hat sie mir heute hh geSACHT,

204   als sie HEIMkam-

205   WIEder (-) [am schluss mit JENnifer;

206 L: [hm_hm

207 M: das heißt die ruLIEren ja dann nachher,

208   dann sitzt sie nachher wieder nur mit jennifer (.) da DRÜben,

209   [wenn die dann da rüber ruLIEren,

210 L: [achso

211 M: und da hat_se sacht-

212   das find_se nich SCHÖ:N,

213   also sie hat geSACHT-

214   sie möcht unbedingt ma mit jasMIN,

215   [da hat sie noch NIE sitzen dürfen,

216 L: [hm_hm

217 M: und madeLEINE und mas- jasMIN die sitzen IMmer zusammen;

218   hat sie geSACHT;

219   [schon (.) seit sie DA sind,

220 L: [ja (.) hm_hm

221 M: und das findet sie nich (.)[FAIR.

222 L: [hm_hm

223 M: und das hat sie dem herrn köster auch heut [geSCHRIEben-

224 L: [ahja oKAY-

225 M: das durften se (.) [was abGEben;

226 L: [ahja

227 M: und ich hoff dass ers beRÜCKsichtigt;_ne?

228 L: hm_hm

229 M: ja:.

230 L: hm:.

231 M: ne:, hehehehe

232 L: ja der w- das die vorgeschichte kennt er ja [AUCH nich so-

233 M: [ja: Eben;

234 L: nech?

235 M: Eben.

236 L: hm_hm

237 M: ich mein ich hätts ihm mal erzählt im geSPRÄCH;

Die Mutter bringt die Unzufriedenheit der Tochter – und auch ihre eigene – damit zur Sprache, dass diese in der Klasse neben Jennifer sitzt. Die Verben ‚hinhalten' (vgl. 176) und ‚sich x annehmen' (vgl. 179) implizieren Nutzen für Jennifer, nicht aber für die Tochter. Die Mutter zeigt sich als bestens über die Sitzordnung und die Wünsche der Tochter informiert. Die Lehrerin gibt sich mit den Rezipienzkundgaben „ah" (171, 175, 178, 181) überrascht. Die Mutter schildert die Sitzordnung als eine schon seit geraumer Zeit bestehende Problemlage, in der die Tochter sich bereits an andere Lehrpersonen gewandt hatte. Schülerin Jennifer wird als „Klette" negativ gekennzeichnet, was die Lehrerin wieder mit einem ‚Erkenntnisprozessmarker' (vgl. Imo 2009) quittiert (vgl. 190). Die Mutter fordert die Lehrerin weder direkt zu einer Veränderung der Sitzordnung noch zu Unterstützung bei dem Klassenlehrer im Sinne ihrer Wünsche und derjenigen der Tochter. Die Lehrerin schließt sich weder der negativen Beurteilung von Mitschülerin Jennifer an noch der Kritik daran, dass der Klassenlehrerin die Tochter wieder so platziert hat, dass diese bald wieder neben der nicht präferierten Jennifer zu sitzen kommt. Auf den ersten Blick wirkt die Lehrerin vielleicht wenig engagiert, auf den zweiten Blick kann dies im Kontext von Kritik an anderen Schülerinnen und einem Kollegen und im Kontext einer sehr ehrgeizigen mütterlichen Ausgestaltung der Schulwelt der Tochter völlig angemessen sein. Die Lehrerin fördert das Hyperengagement der Mutter nicht, zeigt sich aber interessiert.

6 Soziolinguistische Relevanz

Da wir in dem Kontext vorab mit den Eltern keine Erhebung zu ihrem Bildungsstand, Interessen und Ressourcen veranstalten konnten, nähert sich das Projekt

dem über ein anthropologisch-linguistisches Konzept an, dem des *indexing x*. Derzeit wird dieses interpretative Konzept in der Genderlinguistik (vgl. Kotthoff und Nübling 2018) und in der Schreibstilistik (vgl. Busch 2017) verwendet. Es geht darum, dass sich in den Gesprächen verschiedene Hinweise auf Zugehörigkeiten finden, die in einem unterschiedlichen Ausmaß kohärent ausfallen. So ist es diskursiv passend, wenn Eltern eigene Perspektiven auf das Kind entlang der Diskurspraktiken einbringen können (vgl. ausführlich dazu Röhrs 2021). In den geäußerten Perspektiven äußern sich Denk- und Wahrnehmungsschemata, die sich auf den Komplex Schule und Leistung beziehen.

In den Gesprächen finden sich zahlreiche Indexe auf die Ressourcen des Elternhauses: Schüler/in muss alles allein bewältigen vs. Eltern reinszenieren ihre Hilfeleistungen, Eltern können kein vs. gut Englisch/Latein, kein Geld für Nachhilfe da vs. Kind lernt nebenher Instrumente. Typisch für Förderschulen ist häufiges Verweisen auf außerunterrichtliche, aber von der Schule organisierte Fördermaßnahmen wie Logopädie oder Psychomotorik. In den Gesprächen an Werkrealschulen fallen agentivische Formulierungen der Lehrperson auf, die beinhalten, dass dem Lehrer eine zentrale Rolle dabei zukommt, den Jugendlichen zu einem guten Schulabschluss zu bringen.

Im Korpus sind insgesamt 23 Eltern mit einem Migrationshintergrund vertreten, die Deutsch als Fremdsprache sprechen und unterschiedlich schulaffin auftreten. Auch an den Gymnasiumsgesprächen nehmen Eltern mit Deutsch als Fremdsprache teil, prozentual aber weniger.

In Bezug auf eine Unterscheidung in ressourcenstark und -schwach bringen 49 Eltern schulisch relevante Ressourcen ins Spiel, wie eigene Fach- und Unterstützungskompetenz, schulisch relevante Freizeitgestaltung und Übernahmen von Gesprächsteilaufgaben, wie etwa das Verfolgen eigener Argumentationslinien. 28 Eltern tun dies wenig und werden als eher ressourcenschwach eingeschätzt. Letztere finden sich häufig im Kontext der Förderschule und der Werkrealschule.

Wie oben ausgeführt zeigt sich bei den Eltern eine unterschiedliche Übernahme von Gesprächs(teil)aufgaben (z. B. elaborierte Rezeptionsbekundungen, gleich- oder gegenlaufende, eskalierende, ergänzende Zweitbewertungen, Belegerzählungen u. A. beim Evaluieren), womit wir unterschiedliche Grade an diskursiver Passung belegen. Auch die Kommunikation einer eigenständigen Perspektive der Eltern auf den Schüler, die der der Lehrkräfte punktuell entgegenlaufen kann, sehen wir als Operationalisierung von schulbezogenem *common ground* an. Methodisch muss dabei der Rahmen der ethnomethodologischen Konversationsanalyse verlassen werden, weil beispielsweise über die kommunizierten Inhalte auch die elterliche Selbstdarstellung abläuft. So finden wir nur in den Gesprächen am Gymnasium Kollegenkontakt, Bezugnahmen auf gemeinsa-

me Bekannte, Erwähnung teurer Hobbies wie Reiten, Privatunterricht am Instrument, Anführen eigener Fremdsprachlernerfahrung oder fremdsprachlich relevanter Urlaubsaufenthalte. Wir fassen dergleichen als Milieu-Indexe und sehen sie als kulturelles und soziales Kapital im Sinne Bourdieus. Wie oben ausgeführt wird, arbeiten wir mit dem anthropologisch-linguistischen Ansatz des Indizierens eines sozio-symbolischen Kosmos, kompatibel auch mit dem Positionierungsansatz (vgl. Ackermann 2014). Auf diese Weise beteiligen wir uns mit dem Projekt an der Konturierung einer interaktionalen Soziolinguistik in der Tradition von Gumperz (1982).

Die Gespräche liefern Einblicke in die Schulkultur, die sehr stark auf eine Elternmitarbeit setzt, die in den Elterngesprächen auch konversationell zum Anschlag gebracht wird. Vor allem ein Lehrer an der Werkrealschule, der an fünf Gesprächen beteiligt ist, präsentiert sich mit vielen Agentiv-Formeln vom Typ ‚den bring ich durch die zehnte Klasse' als hauptverantwortlich für den Schulerfolg des/der Jugendlichen.

Außerdem zeigen sich vor allem auf Seiten der Eltern Gender-Relevanzen. Zunächst erscheinen in 75 % der Gespräche die Mütter allein in der Sprechstunde. Hier geben sie u. a. narrativ Einblicke in Geschehnisse rund um den zur Debatte stehenden Schüler/die Schülerin zu Hause (vgl. Kotthoff 2015, 2020). Wenn man solche Erzählungen, die viele Redeanimationen enthalten, mit den wenigen Auftritten einiger Väter in diesem institutionellen Gesprächstyp vergleicht, treten Unterschiede zu Tage, die Gender als ein spezifisches kulturelles Konstrukt relevant setzen. Mütter führen sich in narrativen Fragmenten häufig mahnend und das Kind unterweisend vor; Kinder oder Jugendliche werden widerständig inszeniert, am Ende einsichtig. Väter inszenieren in diesem Kontext hingegen keine so schulbezogen besonders relevante Rolle. Für die Rekonstruktion dieser indirekten Relevantsetzung von Gender (als spezifische Form mütterlichen Handelns) arbeiten wir auch mit dem anthropologisch-interpretativen Ansatz der Indexikalisierung, der auch nicht-exklusive und hintergründige Beziehungen zwischen stilistischen Merkmalen, Sprechaktivitäten und sozialen Kategorien, z. B. derjenigen von Gender, erfassen kann und auch eine rekonstruktive Rückbindung an gesellschaftliche Verhältnisse erlaubt. Das Konzept des *indexing*/Indizierens ist besser als das ethnomethodologische des *doing* in der Lage, Kopplungen und Ko-Artikulationen verschiedener identitätsbezogener Relevantsetzungen zu erfassen (vgl. Kotthoff 2020). Bei Lehrern und Lehrerinnen finden wir keine Gender-Stilisierungen. Im Bezug auf die Schüler/innen wird Gender analog zu dem Geschehen in der Klasse relevant gesetzt, wenn etwa eine Mutter beklagt, ihr Sohn müsse immer zwischen den Mädchen sitzen und wolle das nicht. Auch thematisieren die Lehrpersonen oft, dass die Tochter zu still sei.

7 Schluss

In einem Teil der schulischen Sprechstundengespräche wird ein Einblick in ein Elternhaus gestattet, das sich stark an vielen schulischen Angelegenheiten (bis hin zur Sitzordnung) beteiligt, in dem die Schüler/innen Mitarbeit bei den Hausaufgaben erfahren und Mütter verschiedene Ratschläge zur Optimierung von Lernverhalten parat haben. Im Sinn von Roberts et al. (2001, 56) können wir rekonstruieren, wie „styles of communicating index social identity". Wir können die soziale Identität der sehr schulorientierten Eltern durchaus in Verbindung mit Lareaus Konzept (2003) des Erziehungsstils der ‚konzertierten Kultivierung' bringen, wenngleich die amerikanische Mittelschicht, in der sie solche Erziehungspraktiken mit einer zeitintensiven Ethnografie gefunden hat, mit einem engmaschigen Netz von privaten Sport- und Kulturangeboten für Kinder und Jugendliche möglicherweise noch weiter über direkte Schulunterstützung hinausgeht, als es in unseren Daten aus Deutschland aufscheint. Vor allem die häufig die Konsultation allein besuchenden Mütter stellen ihr Unterstützungsspektrum bis hin zur Zitation ihrer unterweisenden Ansprachen an den Schüler/die Schülerin (vgl. Kotthoff 2015a) vor der Lehrperson ausführlich dar. Sie präsentieren ihre eigenen Perspektiven auf Leistung und Verhalten ihres Kindes und gehen damit punktuell durchaus auch in Konfrontation zur Lehrperson. Wenngleich dies sicher nicht als bewusst gewählte Strategie einer optimalen Präsentation des Zuhauses gesehen werden kann, fällt diese habituelle Praxis aber doch auf, vor allem in Distinktion zu Eltern, die sie nicht betreiben (können). Die Mütter der Grundschulkinder in unserem Korpus zeigen durchaus gezielt, wie gut sie in der Lage sind, das Kind am anspruchsvollen Schultyp des Gymnasiums zu unterstützen. Die Eltern der WerkrealschülerInnen und FörderschülerInnen überlassen vor allem Einschätzungen von Leistung und Leistungsvermögen weitgehend den Lehrpersonen. Sie geben an verschiedenen Stellen in den Gesprächen zu erkennen, dass ihre eigenen Ressourcen zur Unterstützung ihres Kindes gering sind. Da wir den langfristigen Werdegang der Jugendlichen nicht verfolgen konnten, sei hier darauf hingewiesen, dass die Rolle des Elternhauses im schulischen Feld mit Vagheiten behaftet bleibt. Wir schließen uns der österreichischen Bildungsexpertin Schrodt an, die von „strukturell verankerter Vorstellung von Elternmitarbeit an der Schule" (2015, 115) spricht, welche im deutschen und österreichischen Schulsystem waltet. Im Rahmen einer interaktionalen Soziolinguistik solcher Institutionen wie Schule können wir mit Watts (2010, 265) davon sprechen, dass manche Eltern funktionale persönliche Verbindungen zu den Lehrpersonen herstellen können, die ihnen auch selbst Autorität zuschreiben (soziales Kapital im Sinne Bourdieus scheint hier auf). Watts sieht Institutionen als latente soziale

Netzwerke (2010, 271), in denen Typisierungen habitualisierter Aktivitäten stattfinden, die ihre soziale Reproduktion im Sinne Bourdieus entweder sichern oder herausfordern. Die konversationelle Aufführung von Eltern-Mitarbeit re-etabliert dies als erwartbar.

Eltern unterscheiden sich darin, eigene Perspektiven auf Tochter oder Sohn einbringen zu können. Auf lehrerseitige Evaluationen sollte möglichst mehr als ein einfaches Rezeptionssignal erfolgen. Eltern können mit ihrer Dialogbeteiligung je nach diskursiver Praktik mehr oder weniger Passung als schulisch kompetent herstellen.

Die Lehrer und Lehrerinnen zeigen sich in unseren Daten allen Eltern gegenüber kooperativ und aufgeschlossen. Sie gehen durchgängig gut vorbereitet[15] in die Gespräche und gestalten die Gesprächsatmosphäre freundlich und zugewandt. Im Gespräch mit wenig schulkundigen Eltern leisten sie Vermittlungsarbeit. Die Reproduktion eines Schulsystems, das durch hohen Verlass auf Elternmitarbeit auch fast systematisch Verlierer produziert, darf ihnen nicht angelastet werden, denn sie nutzen durchaus ihren Handlungsrahmen zu möglichem Ausgleich. Lehrpersonen müssen den Blick auf ihre konversationellen Mikro-Strategien nicht scheuen, da in ihnen viele Kompetenzen zu Tage treten.

Obwohl jedes Gespräch auch seine Eigenart hat, zeigt sich doch, dass die Eltern einiger Grundschüler(inn)en und Gymnasiast(inn)en eine ausgeprägte kulturelle und habituelle Mitspielkompetenz an den Tag legen, da sich ihre feldspezifischen Kriterien, Kategorisierungs- und Beschreibungspraktiken gar nicht von denen der Lehrer/innen unterscheiden. Die Eltern der FörderschülerInnen und vieler WerkrealschülerInnen können hingegen sprachlich und wissensmäßig diese kulturelle Mitspielkompetenz kaum leisten. Sie konturieren sich als wesentlich abhängiger vom Angebot der Schule. Die Leistung des Kindes/Jugendlichen kommt wenig als Resultat des Bemühens der drei Instanzen heraus. Manche Eltern sagen auch ganz explizit, dass sie Sohn oder Tochter nicht unterstützen können. Innerhalb des Feldes der Schule stellt sich besonders der strukturell hohe Verlass auf Elternmitarbeit als Förderer von Ungleichheit heraus. Im Feld finden ja Kämpfe um Ressourcen, Durchsetzungsfähigkeit und soziale Anerkennung statt (vgl. Bourdieu 1999). Wer seine eigenen Kapitalien dort gut zur Geltung bringen kann, tut dies, wie sich in den hier vorgestellten Gesprächen zeigt. Auch die Arbeiten in Kotthoff und Heller (2020) zeigen, dass mikroanalytische Zugänge zum schulischen Feld das Potenzial haben, Unterschiede in Ressourcen und Praktiken zutage zu fördern, ohne dabei sozialstrukturellen Deter-

15 Einige Male verblüfft der Grad an detailliertem Zugriff auf sehr spezifische Informationen rund um den Schüler/die Schülerin.

minismen das Wort zu reden. So wird deutlich, dass sich Akteure innerhalb der Institution Schule mehr oder weniger günstig positionieren können. Knoblauch (1995, 40) meint, dass der Bourdieuschen Sprachtheorie ein Konzept kommunikativen Handelns fehle. Mit unserem Projekt hoffen wir, Wege zur Integration interaktionaler Herangehensweisen in ein an Bourdieu orientiertes Theoriegebäude gezeigt zu haben. Dabei spielt ihr praktisches Wissen über die Institution und ihr Handlungspotenzial durchgängig eine Rolle.

Wenn man in die Betrachtung noch den Trend hineinnimmt, wie gerade gut gebildete Eltern in Städten wie Berlin für ihren Nachwuchs sogenannte ‚Brennpunktschulen' vermeiden, dann wird noch deutlicher, auf welch vielfältige Weise in Schule investiert wird (vgl. Schmid 2021). Die Süddeutsche Zeitung berichtet im Januar, dass das Online-Nachhilfeunternehmen *Go Student* als Start-up laut dpa mit drei Milliarden Euro bewertet wird. Internationale Technologiekonzerne steigen in solche Unternehmen ein, denn die Zahl der monatlich gebuchten Nachhilfeeinheiten habe sich verzehnfacht (2022, 17). Leider geht gegenwärtig auch der Trend dahin, Lehrpersonen nur noch als Coaches zu definieren und die Schüler/innen noch mehr in die Verantwortung zu nehmen. Verschiedene Bildungsforscher/innen (vgl. Bellmann 2018) betonen, dass damit die Elternhäuser weitere Aufgaben der Schule übernehmen, da sie es sind, die ihren Kindern dann mehr oder weniger gut helfen, sich ‚autonom' die schulischen Arbeitsfelder zu strukturieren. Kuoni (2021) zeigt, dass auch die derzeitige ‚Kompetenzorientierung' in den Schulen, die weg geht von den Fächern hin zu seltsamen Pseudo-Inhalten wie ‚Interagieren in einem vernetzten Arbeitsumfeld' nicht dem Unterricht zugute kommt, den die Schüler/innen außerdem selbstorganisiert bewältigen sollen. Aus der Lehrperson wird der Lernbegleiter. Die eigentliche Lernbegleitung sitzt aber zu Hause und in der Nachhilfeindustrie (oder eben nicht).

Laut Bourdieu (2005, 31–32) ergibt sich die Struktur eines Feldes besonders aus dem Verhältnis der Sprechstile zueinander, und dieses Verhältnis repräsentiert in symbolischen Distinktionen Machtverhältnisse. Wie in der Linguistik schon lange üblich, haben wir die Sprechstilistik hier nicht auf sprachliche Varietäten bezogen, sondern auf interaktionales Agieren. Kommunikative Kompetenzen resultieren hier in besonderer Weise aus unterschiedlich ausgeprägten Felderfahrungen, die aus den Interagierenden mehr oder weniger gute Spieler machen, was sich als mehr oder weniger (A)Symmetrie manifestiert.

Literaturverzeichnis

Ackermann, Ulrike. „Positionierungen in schulischen Sprechstunden“. *Freiburger Arbeitspapiere zur Germanistischen Linguistik 21.* http://portal.uni-freiburg.de/sdd/fragl/copy_of_kotthoff2014.21. FRAGL Arbeitspapiere, 2014 (06. Januar 2022).

Adelswärd, Viveka, und Claes Nilholm. „Who is Cindy? Aspects of identity work in a teacher-parent-pupil talk at a special school“. *Text* 20.4 (2000): 545 – 568.

Auer, Peter. *Sprachliche Interaktion: Eine Einführung anhand von 22 Klassikern.* 2. Auflage. Berlin: De Gruyter, 2013.

Baker, Carolyn, und Jayne Keogh. „Accounting for achievement in parent-teacher interviews“. *Human Studies* 18 (1995): 263 – 300.

Barbour, Stephen, und Patrick Stevenson. *Variation im Deutschen: Soziolinguistische Perspektiven.* Berlin: De Gruyter, 1998.

Bellmann, Johannes. „Selbstregulation im ständigen Abgleich von Sein und Sollen: Ansätze zu einer Theorie von Wirkungen und Nebenwirkungen datengetriebener Steuerung“. Does ‚What work's work? Bildungspolitik, Bildungsadministration und Bildungsforschung im Dialog. Hg. Kerstin Drossel und Birgit Eickelmann. Münster: Waxmann, 2018. 55 – 71.

Berenst, Jan, und Harrie Mazeland. „Typifying and sorting: The construction of pupil-identity types in staff meetings“. *Interaction in two multicultural mathematics classrooms.* Hg. Jeanine Deen, Maike Hajer und Tom Koole. Amsterdam: aksant, 2008. 235 – 317.

Blossfeld, Hans P., Gwendolin J. Blossfeld und Pia N. Blossfeld. „Soziale Ungleichheiten und Bildungsentscheidungen im Lebensverlauf: Die Perspektive der Bildungssoziologie“. *Journal of Educational Research Online* 11.1 (2019): 16 – 30.

Bourdieu, Pierre. „L'économie des exchanges linguistique“. *Langue francaise 34* (1977): 17 – 34.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.

Bourdieu, Pierre. *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches.* 2. Auflage. Wien: Braumüller, 2005.

Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. *Reproduction in Education: Society and Culture.* 2. Auflage. London: Sage, 1990.

Bourdieu, Pierre, und Loic J. D. Wacquant. *Reflexive Anthropologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.

Bücker, Jörg. *Argumentationstheorie und interaktionale Linguistik.* http://noam.uni-muenster.de/SASI/Buecker_SASI.pdf. *Sasi* 1, 2004 (06. Januar 2022).

Cedersund, Elisabet, und Lennart Svensson. „A ‚good‘ or a ‚bad‘ student: A study of communication in class assessment meetings“. *Language and Education* 10.2 – 3 (1996): 132 – 148.

Clark, Herbert H. *Using language.* Cambridge: Cambridge University Press, 1996.

Deutsche Presseagentur. „Lukrative Nachhilfe“. *Süddeutsche Zeitung* 11.01. (2022): 17.

Eemeren, Frans H. van, und Rob Grootendorst. *A systematic theory of argumentation: The pragma-dialectical approach.* Cambridge: Cambridge University Press, 2004.

Fröhlich, Gerhard. „Kapital, Habitus, Feld, Symbol: Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu“. *Das symbolische Kapital der Lebensstile: Zur Kultursoziologie der Moderne*

nach Pierre Bourdieu. Hg. Inge Mörth und Gerhard Fröhlich. Frankfurt am Main: Campus, 1994. 31 – 55.

GAT 2. https://de.wikipedia.org/wiki/Gespr%C3%A4chsanalytisches_Transkriptionssystem (06. Januar 2022).

Geissler, Rainer, und Sonja Weber-Menges. „Migrantenkinder im Bildungssystem: Doppelt benachteiligt". *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 49 (2008): 14 – 22.

Graumann, Carl. „Perspectival structure and dynamics in dialogues". *The Dynamics of Dialogue*. Hg. Ivana Markova und Klaus Foppa. Herfordshire: Harvester Wheatsheaf, 1990. 105 – 126.

Hauser, Stefan, und Vera Mundwiler. „Einführende Anmerkungen". *Sprachliche Interaktion in schulischen Elterngesprächen*. Hg. Stefan Hauser und Vera Mundwiler. Bern: hep, 2015. 9 – 18.

Hellberg, Aisha. „‚Ich jage Dich mit dem Duden durchs Ghetto.' Sprachideologie und Sprachreflexion in schülerVZ-Gruppen". *Jugendsprachen: Stilisierungen, Identitäten, mediale Ressourcen*. Hg. Helga Kotthoff und Christine Mertzlufft. Frankfurt am Main: Lang, 2013. 189 – 215.

Heller, Vivien. *Kommunikative Erfahrungen von Kindern in Familie und Unterricht: Passungen und Divergenzen*. Tübingen: Stauffenburg, 2012.

Imo, Wolfgang. „Konstruktion oder Funktion? Erkenntnisprozessmarker (‚change-of-state-tokens') im Deutschen". *Grammatik im Gespräch*. Hg. Susanne Günthner und Jörg Bücker. Berlin: De Gruyter, 2009. 57 – 87.

Heller, Vivien, und Miriam Morek. *Unterrichtsgespräche als Erwerbskontext: Kommunikative Gelegenheiten für bildungssprachliche Praktiken erkennen und nutzen*. https://www.forumlecture.ch/sysModules/obxLeseforum/Artikel/548/2015_3_Heller_Morek.pdf. *Leseforum.ch,* 2015 (06. Januar 2022).

Knoblauch, Hubert. *Kommunikationskultur: Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin und New York: De Gruyter, 1995.

Kotthoff, Helga. „LehrerInnen und Eltern in schulischen Sprechstunden an Grund- und Förderschulen: Zur interaktionalen Soziolinguistik eines institutionellen Gesprächstyps". *Zeitschrift für Gesprächsforschung* 13 (2012): 290 – 321.

Kotthoff, Helga. „Faul wie e Hund: Kritische Eltern in der schulischen Sprechstunde". *Schulheft* 3.1 (2014): 32 – 48. Auch als *Freiburger Arbeitspapier zur Germanistischen Linguistik 22* im Internet: https://portal.uni-freiburg.de/sdd/fragl/kotthoff2014.22. (06. Januar 2022).

Kotthoff, Helga. „Narrative constructions of school oriented parenthood during parent-teacher-consultations". *Linguistics and Education* 31 (2015a): 289 – 303.

Kotthoff, Helga. „Konsensuelles Argumentieren in schulischen Sprechstunden". *Sprachliche Interaktion in schulischen Elterngesprächen*. Hg. Vera Mundwiler und Stefan Hauser. Bern: hep, 2015b. 72 – 99.

Kotthoff, Helga. „Zum Indizieren schulorientierter Mutterschaft in Lehrperson-Eltern-Gesprächen". *Verfestigungen in der Interaktion: Konstruktionen, sequenzielle Muster, kommunikative Gattungen*. Hg. Wolfgang Imo, Katharina König, Beate Weidner und Lars Wegner. Berlin und Boston: De Gruyter, 2020. 111 – 131.

Kotthoff, Helga, und Damaris Nübling. *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr, 2019.

Kotthoff, Helga, und Falko Röhrs. „Mehr oder weniger ko-konstruierte Beratungsaktivitäten in schulischen Eltern-Lehrperson-Gesprächen". *Ethnografien und Interaktionsanalysen im*

schulischen Feld: Diskursive Praktiken und Passungen interdisziplinär. Hg. Helga Kotthoff und Vivien Heller. Tübingen: Narr, 2020. 165 – 197.
Kotthoff, Helga, und Vivien Heller (Hg.). *Ethnografien und Interaktionsanalysen im schulischen Feld: Diskursive Praktiken und Passungen interdisziplinär.* Tübingen: Narr, 2020.
Kuoni, Kurt. „So lernt man nicht denken“. *Neue Zürcher Zeitung* 19.09. (2021): 66.
Lareau, Annette. *Unequal childhoods: Class, race, and family life.* Berkeley: University of California Press, 2003.
Martin Rojo, Luisa. *Constructing inequality in multilingual classrooms.* Berlin: De Gruyter, 2010.
Mazeland, Harrie, und Jan Berenst. „Sorting pupils in a report-card meeting: Categorization in a situated activity system“. *Text&Talk* 28.1 (2008): 55 – 78.
Mehan, Hugh. „The role of language and the language of role in institutional decision making.“ *Language in Society* 12 (1983): 187 – 211.
Mehan, Hugh. „The construction of an LD student: A case study in the politics of representation“. *Natural Histories of Discourse.* Hg. Michael Silverstein und Greg Urban. Chicago: The University of Chicago Press, 1996. 253 – 277.
Mundwiler, Vera. *Beurteilungsgespräche in der Schule: Gesprächsanalysen zur Beteiligung und Positionierung von Lehrpersonen, Eltern und Schülerinnen und Schülern.* Tübingen: Stauffenburg, 2017.
Neuland, Eva. „Editorial: Sprachvariation im Fokus von Sprachunterricht“. *Der Deutschunterricht* 1 (2004): 2 – 8.
Nothdurft, Werner, Ulrich Reitemeier und Peter Schröder (Hg.). *Beratungsgespräche: Analyse asymmetrischer Dialoge.* Tübingen: Narr, 1994.
Pillet-Shore, Danielle. „The problem with praise in parent-teacher interaction“. *Communication Monographs* 79.2 (2012): 181 – 204.
Prediger, Susanne, und Uta Quasthoff. *InterPass: Interaktive Verfahren der Etablierung von Passungen und Divergenzen für sprachliche und fachkulturelle Praktiken im Deutsch- und Mathematikunterricht.* http://www.empirische-bildungsforschung-bmbf.de/de/551.php. BMBF, Förderkennzeichen: 01JC1112, 2016. (06. Januar 2022).
Quasthoff, Uta, und Friederike Kern. „Familiale Interaktionsmuster und kindliche Diskursfähigkeit: Mögliche Auswirkungen interaktiver Stile auf diskursive Praktiken und Kompetenzen bei Schulkindern“. *Gespräch als Prozess: Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion.* Hg. Heiko Hausendorf. Tübingen: Narr, 2007. 277 – 306.
Reiss, Kristina, Mirjam Weis, Eckhard Klieme und Olaf Köller (Hg.). *PISA 2018.* Münster: Waxmann, 2019.
Reitz, Michael. „Noch feinere Unterschiede? Das Denken Pierre Bourdieus im 21. Jahrhundert“. Deutschlandfunk 26. 11. 2017.
Roberts, Celia, Ana Barro, Michael Byram und Brian V. Street. *Language learners as ethnographers.* London: Multilingual matters, 2001.
Röhrs, Falko. *Evaluationen und Beratungen in schulischen Elterngesprächen: Kommunikative Investitionen und Strategien der Eltern in schulischen Ordnungsprozessen.* Dissertation an der Universität Freiburg i. Br., 2021.
Schmid, Florian. „Kieznah, bildungsfern? Der Angst vor Brennpunktschulen kann man gemeinsam begegnen“. *Der Freitag,* 30. 09. 2021: 23.
Schrodt, Heidi. *Sehr gut oder nicht genügend? Schule und Migration in Österreich.* Wien: Molden, 2015.

Spiegel, Carmen. *Streit: Eine linguistische Untersuchung verbaler Interaktionen in alltäglichen Zusammenhängen*. Tübingen: Narr, 1995.

Vodafone Stiftung Deutschland. *Elterninformationsmaterialien*. https://www.vodafone-stiftung.de/elterninformationsmaterial.html?&L=0. 2013. (06. Januar 2022).

Watts, Richard. „Social institutions“. *Society and Language Use*. Hg. Jürgen Jaspers, Jan-Ola Östman und Jef Verschueren. Amsterdam: Benjamins, 2010. 261 – 274.

Wegner, Lars. *Lehrkraft-Eltern-Interaktionen am Elternsprechtag*. Berlin: De Gruyter, 2016.

Zorbach-Korn, Melina. „Rollenaushandlungen in der Interaktion zwischen deutschen Lehrkräften und ausländischen Eltern“. *Sprachliche Interaktion in schulischen Elterngesprächen*. Hg. Stefan Hauser und Vera Mundwiler. Bern: hep, 2015. 150 – 181.

Zwengel, Almut. „Wer hat was zu sagen? Gespräche zwischen LehrerInnen und migrierten Müttern, die von den Kindern gedolmetscht werden“. *Migration und Soziale Arbeit* 3/4 (2010): 302 – 308.

Zwengel, Almut. „Strategien der Interessensvertretung und Verständnissicherung: Wenn Kinder Gespräche zwischen eingewanderten Müttern und Lehrpersonen dolmetschen“. *Sprachliche Interaktion in schulischen Elterngesprächen*. Hg. Stefan Hauser und Vera Mundwiler. Bern: hep, 2015. 125 – 150.

Alena Baumgärtner

Sprachlicher Habitus und Registerforschung — Bourdieus Sprachsoziologie im Kontext der Untersuchung akademischer Bildungssprache

In Forschungspraxis und wissenschaftlicher Theoriebildung lohnt sich oft ein Blick über den Tellerrand des eigenen Fachbereichs. Dieser Beitrag beschäftigt sich damit, welche Erkenntnispotenziale sich aus bestimmten soziologischen Theorien Pierre Bourdieus für linguistische Registerforschung gewinnen lassen und zeigt damit beispielhaft auf, welche Potenziale und Synergien sich aus der Relationierung theoretischer Konstrukte verschiedener Fachdisziplinen ergeben können. Dafür werden Schnittstellen, Parallelen und Verbindungslinien zwischen Ansätzen der Registerforschung und einzelnen sprachsoziologischen Konzepten nach Pierre Bourdieu herausgearbeitet. Zusätzlich erfolgt eine Konkretisierung der Verknüpfungen an einem Forschungsgegenstand, der sich ohnehin im Schnittstellenbereich zwischen Erziehungs- und Sprachwissenschaft befindet: akademische Bildungssprache.

Der mediale und wissenschaftliche Diskurs um Sprache an deutschen Hochschulen dreht sich zumeist um die Frage nach den Sprachkompetenzen Studierender. Nicht selten wird den Studierenden dabei ein Mangel an erforderlichen sprachlichen Kompetenzen zugeschrieben (vgl. Regier et al. 2020). In aktuellen wissenschaftlichen Untersuchungen des Verhältnisses zwischen den linguistischen Ressourcen Studierender und den sprachlichen Anforderungen eines Studiums liegt häufig ein Schwerpunkt auf dem Einflussfaktor der Mehrsprachigkeit bzw. der Studierendengruppe, deren Studiersprache nicht der/den eigenen Erstsprache/n (L1)[1] entspricht (vgl. z. B. Möhring und Bärenfänger 2018; Wisniewski 2018).[2] Diese Perspektive führt nicht selten zu einer Orientierung der Forschenden an einer Art Mindestmaß an (bildungs)sprachlichen Fähigkeiten zur Bewältigung eines Studiums – im Sinne einer „sprachlichen Studierfähigkeit“ (Wollert und Zschill 2017). In diesem Beitrag soll der Blickwinkel auf diesen

1 Der Begriff Erstsprache(n) bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die Sprache(n), die ein Individuum chronologisch als Erstes erwirbt. Zur terminologischen Abgrenzung zu Muttersprache, Herkunftssprache sowie Familiensprache vgl. Brehmer und Mehldorn (2018).

2 Ähnliches gilt ebenfalls für Untersuchungen zur Bildungssprache im schulischen Kontext (vgl. Morek und Heller 2021, 37).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-008

Forschungsgegenstand in zweierlei Hinsicht erweitert werden: Zum einen werden Zugänge aufgezeigt, die es ermöglichen, das sprachliche Verhalten Lernender im Kontext ihrer sprachlichen Sozialisation bzw. Biographie – und damit über den Einflussfaktor der Mehrsprachigkeit hinaus – zu betrachten. Zum anderen werden ein erweitertes konzeptuelles Verständnis von Sprachkompetenz in Bildungskontexten dargelegt und in Abwendung von einer Defizitorientierung eine wertungsneutrale Position für die Untersuchung von Gelingensbedingungen für die Bewältigung sprachlicher Anforderungen im Studium gesucht. Damit wird der Ursprung sprachlicher Missverhältnisse nicht isoliert den sprachlichen Fähigkeiten (im engeren Sinne) und damit explizit dem Individuum zugeschrieben, sondern auch vor dem Hintergrund der sozialen und institutionellen Einbettung gedacht.

Dieser Beitrag skizziert die theoretische Rahmung eines laufenden Promotionsprojektes[3], das sich mit der Frage beschäftigt, inwiefern die sprachbiographische Sozialisation (und insbesondere die soziale Herkunft) von Studierenden die Aneignung akademischer Bildungssprache im Studium bedingt. Die Besonderheit der theoretischen Grundlage des Promotionsprojektes bildet die Verbindung von Ansätzen der linguistischen Registerforschung mit bestimmten Konzepten Pierre Bourdieus. Im Zentrum steht dabei Bourdieus Habitus-Begriff (bzw. insbesondere der sprachliche Habitus) und damit verbunden die Konzepte des sprachlichen Markts und Felds, des Sprachkapitals sowie der sprachlichen Passung. In den ersten Kapiteln (1–3) dieses Beitrags werden diese Begrifflichkeiten kurz erläutert und in ein Verhältnis zur linguistischen Registerforschung sowie zum Forschungsgegenstand der akademischen Bildungssprache gesetzt. Im abschließenden Kapitel (4) werden erste Überlegungen zur methodischen Umsetzung des hier entwickelten theoretischen Zugangs dargelegt. Zusammengenommen soll dieser Beitrag aufzeigen, wie das Aufeinanderbeziehen zweier Konzepte unterschiedlicher Fachdisziplinen den Ausgangspunkt für die Erforschung von Phänomenen wie sprachlich bedingter Chancenungleichheit im (tertiären) Bildungssystem schaffen kann. Dabei versteht sich der Text auch als eine Art Plädoyer für interdisziplinäre Forschungsarbeit an der Schnittstelle zwischen Erziehungswissenschaft und Linguistik sowie konkret für die stärkere Berücksichtigung von Bourdieus Arbeiten im Bereich der Sprachwissenschaften und Soziolinguistik im Besonderen.

3 Das Promotionsprojekt ist eingebunden in den *Sonderforschungsbereich 1412* „*Register: Language-Users' Knowledge of Situational-Functional Variation*" und assoziiert mit dem Teilprojekt *C05* „*Development of specialized knowledge in linguistics and register flexibility in early adulthood*". Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – SFB 1412, 416591334.

1 Die situative Einbettung von Sprache

Das Thema Sprache zieht sich in impliziter und expliziter Form durch Bourdieus Werk (siehe Einleitung, infra; vgl. auch Rehbein 2014, 355).[4] Dabei entwirft er einige sprachsoziologische Begrifflichkeiten und Konstrukte, die mit Erkenntnissen und Ansätzen der neueren Registerforschung an gewissen Stellen kompatibel sind und im Rahmen dieses Kapitels dargelegt werden. Zusätzlich erfolgt eine exemplifizierende Bezugnahme der theoretischen Konzepte auf den Forschungsgegenstand der akademischen Bildungssprache als Register.

In seinen Texten übt Bourdieu scharfe Kritik an den Sprachwissenschaftlern seiner Zeit und wirft ihnen vor, sich nicht ausreichend mit der situativen und damit auch sozialen Einbettung von sprachlicher Kommunikation auseinanderzusetzen. Bourdieu betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Situation bzw. die Berücksichtigung der „sprachlichen Produktionsverhältnisse" für die Untersuchung sprachlicher Produkte (Bourdieu 2020, 86). Außerdem widerspricht er dem verengten Verständnis von Sprachkompetenz als Fähigkeit zur Grammatikalität:

> Das Problem ist nicht die Möglichkeit, unendlich viele grammatikalisch kohärente Sätze zu produzieren, sondern die Möglichkeit, in kohärenter und adäquater Weise unendlich viele Sätze in unendlich vielen Situationen zu produzieren. (Bourdieu 2020, 75)

Damit vertritt Bourdieu ein erweitertes Verständnis von Sprachkompetenz, welches neben Grammatikalität und Kohärenz auch Situationsadäquatheit umfasst. In der Untersuchung von Sprache gelte es, stets auch die umgebende Situation einzubeziehen und sprachliche Handlungen als Praktiken zu verstehen (vgl. Bourdieu 2020, 75). In aktueller wissenschaftlicher Literatur der angewandten Linguistik und Sprachdidaktik wird die Angemessenheit sprachlicher Handlungen in Relation zur jeweiligen Situation durchaus im Zusammenhang mit dem Konzept der Sprachkompetenz thematisiert (vgl. z. B. Khan 2018; Paetsch et al. 2016; Regier et al. 2020; Schlager 2020). Dies gilt im Besonderen für den Diskurs um Bildungssprache[5] bzw. um Unterschiede bildungssprachlicher Kompe-

---

4 Dies verdeutlicht unter anderem auch eine Zusammenstellung von mehreren Texten Bourdieus, die 2017/2020 von Franz Schultheis und Stephan Egger unter dem Titel „Sprache" herausgegeben wurde und in diesem Beitrag mehrfach als Zitiergrundlage dient.

5 Innerhalb dieses Beitrags wird der Begriff der Bildungssprache übergreifend für sprachliche Praktiken sowohl im schulischen als auch im hochschulischen Kontext verwendet. In Abgrenzung dazu wird entweder auf ‚schulische' oder ‚akademische' Bildungssprache referiert, falls explizit nur eine dieser Institutionen gemeint ist.

tenzen Lernender an Bildungsinstitutionen. Einschlägige Forschungserkenntnisse verdeutlichen hier, dass ein verengtes Verständnis von Sprachkompetenz in diesem Zusammenhang unzureichend ist und die wissenschaftliche Auseinandersetzung diesbezüglich über den Vergleich von Wortschatzumfang und die Beherrschung grammatischer Formen hinausgehen muss (vgl. Heller und Morek 2021, 48). Denn um die sprachlichen Ungleichheiten Lernender an Schulen und Hochschulen aus unterschiedlichen sozialen Milieus (wie sie seit den 1960er Jahren insbesondere unter dem Schlagwort der soziolinguistischen Codes nach Bernstein (1960, 1962) diskutiert werden) umfassend zu erforschen, genügt ein Blick auf die linguistischen Fähigkeiten (im engeren Sinn) der Individuen nicht aus. Morek und Heller (2012) weisen in diesem Zusammenhang z. B. darauf hin, dass die Anwendung adäquater Sprache nicht nur die Verfügbarkeit spezifischer sprachlicher Mittel erfordere, sondern auch das Wissen, welche Sprachformen in welcher Situation angemessen sind bzw. erwartet werden. Um Bildungssprache einsetzen zu können, müssten Kommunizierende demnach eben auch lernen, wann diese Art von sprachlichem Verhalten gefordert ist. Dies bezeichnen Morek und Heller (2012, 88) als „Kontextualisierungskompetenz“ und verstehen darunter die „Fähigkeit zum situationsangemessen[en] Agieren in bestimmten situativen und sequenziellen Kontexten“. Die Autorinnen plädieren darüber hinaus für die Verwendung des Begriffs „bildungssprachlicher Praktiken“, um die situative Einbettung bzw. Kontextualisiertheit von Sprache stärker in den Analysefokus einschlägiger Forschung zu rücken (Morek und Heller 2012, 89).

Eine prominente Rolle spielt die Situation bzw. der Kontext von Sprache außerdem in der Registerforschung: Im Fokus der linguistischen Registerforschung steht in der Regel der Zusammenhang zwischen dem situativen Kontext und den linguistischen Merkmalen von Sprache. Häufig wird dabei untersucht, inwiefern und auf welche Art Personen ihre sprachlichen Handlungen an verschiedene Situationen anpassen und welche Faktoren diese intraindividuelle Variation beeinflussen. Im theoretischen Grundverständnis des Phänomens sprachlicher Register nach Biber und Conrad (2019) stellt die (kommunikative) Funktion die Verbindung zwischen dem situativen Kontext und der Realisierungsform sprachlicher Produkte dar (vgl. auch Biber et al. 2020, 583). In Anbetracht divergenter Begriffsbestimmungen und Konzeptualisierungen im Forschungsfeld sprachlicher Variation (vgl. Biber und Conrad 2019; Lee 2001; Sinner 2013) sei an dieser Stelle kurz das in diesem Beitrag zugrundeliegende Verständnis des Registerbegriffs skizziert: Register konstituieren sich aus situationsbedingter intraindividueller Variation von Sprache und können verstanden werden als „systematisch vorkommende Sprachvariantenbündel [...], die einem Individuum gemäß seiner sozialen Rolle in einer bestimmten Äußerungssituation in Form eines Repertoires zur Verfügung stehen“ (Felder 2016, 44; vgl. auch Lewandowski 2010).

Was auf den ersten Blick abstrakt anmuten mag, beschreibt letztlich ein alltagssprachliches, wohlvertrautes Phänomen: Eine Person kommuniziert unterschiedlich, je nachdem wo, mit wem und auf welche Weise kommuniziert wird – also in Abhängigkeit von der Situation. In Anbetracht der Kommunikationssituation trifft das Individuum demnach eine (bewusste oder unbewusste) Auswahl sprachlicher Formen aus dem Sortiment der verfügbaren Mittel. Nach diesem Verständnis bilden Register folglich individuelle sprachliche Ressourcen,[6] die in unterschiedlichem Grad vorliegen und je nach Lebensverlauf potenziell erworben werden können. In korpuslinguistischer Forschung wird das Sprachphänomen der Register ergänzend zum beschriebenen individualistischen Ansatz vor allem auch aus einer strukturellen Makroperspektive betrachtet: Indem Sprache durch Kommunizierende situationsabhängig variiert wird, entstehen Texte, die gewisse linguistische Eigenschaften teilen und sich in diesen wiederum von anderen Textmengen unterscheiden. Durch komparatistische Analysen unter Einbeziehung situationeller Faktoren können also in korpuslinguistischen Forschungsarbeiten Textgruppen gebildet und beschrieben werden, die auch als Register oder Varietäten (vgl. Felder 2016) bezeichnet werden (vgl. z. B. Biber und Conrad 2019). Beiden Perspektiven ist demnach eine enge konzeptuelle Verbindung zwischen Sprache und situativem Kontext gemein. Zusammengenommen entsprechen Ansätze der Registerforschung sowie der wissenschaftliche Diskurs um Sprache in Bildungskontexten folglich (zumindest in Teilen) Bourdieus Anspruch, die situative Einbettung von Sprache zum Gegenstand linguistischer Untersuchungen zu machen. Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht nur möglich, sondern auch fruchtbar, eine Brücke zwischen Bourdieus sprachsoziologischen Konzepten und der Registerforschung zu schlagen.

2 Sprachlicher Habitus, sprachliches Kapital und Registerkompetenzen

Der Habitus ist das wohl prominenteste und am häufigsten rezipierte Konzept Bourdieus. Der sprachliche Habitus wiederum ist als Teildimension des gesamten Habitus zu verstehen und konstituiert sich aus herkunftsspezifischen Dispositionen gegenüber sprachlichen Verhaltensmustern (vgl. Bourdieu 2020, 90; vgl.

---

6 Das zugrundeliegende Register-Verständnis legt hier im Vergleich zur Begriffsdefinition bei Biber und Conrad (2019, 6) einen stärkeren Fokus auf das Individuum und kommt einem „repertoire-based view of registers“ (Agha 2004, 24) nahe, wobei die Verbindung von sprachlichen Mustern mit sozialen Praktiken zentral ist.

auch Bourdieu und Passeron 1996). Konkret umfasst der sprachliche Habitus nach Bourdieus Verständnis sowohl die sprachliche Ausdrucksweise (also stilistische und gestalterische Aspekte der Sprachproduktion) als auch die Gesamtheit aller sprachlichen Ressourcen bzw. die Sprachkompetenz im Sinne der Fähigkeit zur Grammatikalität sowie die „Beherrschung der adäquaten Anwendungsbedingungen“ (Bourdieu 2020, 75; vgl. auch Bourdieu 2020a). Mit dem letzten Aspekt bezieht sich Bourdieu auf die Fähigkeit zur Anpassung des individuellen sprachlichen Verhaltens an die Situation und beschreibt damit das Phänomen, das Morek und Heller (2012) später als ‚Kontextualisierungskompetenz‘ und die Registerforschung als ‚situationsbezogene Variation‘ bezeichnen werden. Diese konzeptuellen Schnittstellen verdeutlichen, dass Bourdieus sprachlicher Habitus durchaus in Untersuchungen von (insbesondere bildungssprachlichen) Registern zugrundegelegt werden und dabei als geeignete Alternative bzw. Erweiterung zum Sprachkompetenzbegriff gesehen werden kann. Der Mehrwert wird insbesondere in der Analyse sprachlicher Passungsverhältnisse (s. Kapitel 3) deutlich.

Die Fähigkeit zum (gezielten) Wechsel zwischen verschiedenen Registern wird in der Linguistik unter dem Begriff der „Registerflexibilität“ (Qin und Uccelli 2020) beschrieben. In einem seiner Texte bezieht sich Bourdieu explizit auf Sprachregister und geht davon aus, dass die Fähigkeit zum Wechsel zwischen verschiedenen Registern an die Menge des sprachlichen Kapitals gebunden sei (vgl. Bourdieu 2020, 93). Sprachliches Kapital ist dabei als inkorporiertes kulturelles Kapital (vgl. Bourdieu 1992) in Form von sprachlichen Fähigkeiten und Routinen zu verstehen, die den sprachlichen Habitus konstituieren. Für den schulischen Kontext wird ein Mangel an – insbesondere inkorporiertem kulturellem – Kapital auch in Bezug auf Sprache als Erklärungslinie für sozialbedingte Chancenungleichheiten auf Bildungserfolg diskutiert (vgl. de Moll 2018; Matschnigg-Peer 2018; Walzebug 2015). Dies basiert auf Bourdieus Prämisse, dass alle Kapitalsorten ineinander konvertierbar sind: So erhalten Lernende in ihrer institutionellen Bildungslaufbahn die Möglichkeit, z. B. sprachliches Kapital in institutionalisiertes kulturelles Kapital (in Form eines Bildungsabschlusses) zu verwandeln. Je größer also das sprachliche Kapital und je größer der Passungsgrad zwischen sprachlichem Habitus und sprachlichen Anforderungen (s. Kapitel 3), desto größer die Chance auf Bildungserfolg. Inkorporiertes kulturelles und damit eben auch sprachliches Kapital ist nach Bourdieu grundlegend durch den jeweiligen Aneignungskontext und dadurch vor allem durch das Herkunftsmilieu geprägt (vgl. Bourdieu 1992, 57). Dies gilt insbesondere für sprachliches Kapital, da sich ein großer Teil des Spracherwerbs im Kindesalter vollzieht. Sprachkapital als Fundament des sprachlichen Habitus variiert demnach systematisch in Bezug zur sozialen Herkunft, sodass, vermittelt über Sprache, ein Zusammenhang zwischen Bildungserfolg und Herkunftsmilieu entsteht.

Sprachlicher Habitus und Sprachkapital beschreiben also die sprachlichen Verhaltensmuster, die sich eine Person im Laufe ihres Lebens aneignet und in sich vereint. Diese Merkmale eines Individuums müssen mit Bourdieu allerdings auch immer in ihrer sozialen Einbettung betrachtet werden: So erhält der sprachliche Habitus erst Bedeutung in Relation zum sprachlichen Feld und das sprachliche Kapital in Relation zum sprachlichen Markt. (Sprachliche) Felder können als „Gebiete im sozialen Raum" (Friebertshäuser 1992, 51) verstanden werden, in die Personen beim Handeln mit ihrem persönlichen (sprachlichen) Habitus eintreten und in denen spezifische Regeln und Kräfte vorherrschen (vgl. Rehbein und Saalmann 2014, 100). Je nach Kenntnis und Vertrautheit mit diesen feldspezifischen Regeln sowie den individuell eingebrachten Handlungsressourcen (bzw. Kapital) und deren Wertigkeit innerhalb des Feldes erfolgt eine soziale Positionierung der handelnden Personen (vgl. Rehbein und Saalmann 2014, 100; sowie auch Hild 2016). Das sprachliche Feld steht in enger Verbindung[7] zu Bourdieus Konzeptmetapher des sprachlichen Markts, auf dem sprachlichen Produkten durch die Kommunizierenden feldspezifische Werte beigemessen werden: „Sprechen ist ein symbolisches Gut, das je nach dem Markt, auf dem es platziert wird, sehr unterschiedliche Wertfestlegungen erfahren kann" (Bourdieu 2020, 83). Der Wert sprachlicher Produkte stehe dabei in direkter Verbindung zur jeweiligen sozialen Stellung der Sprachproduzierenden innerhalb des Feldes.

Auch in diesem Aspekt greifen Bourdieus Sprachsoziologie und theoretische Ansätze der Registerforschung ineinander: Heruntergebrochen kann man den sprachlichen Markt als jeweiligen sprachlichen Handlungskontext verstehen, welcher in Form situativer Parameter Einfluss auf das sprachliche Produkt bzw. den Text[8] nimmt. Ebenso wie der sprachliche Markt in Bourdieus Sinn bringt der situative Kontext in der Registerkonzeption spezifische sprachliche Möglichkeitsräume hervor, in denen die Kommunizierenden handeln. Die begriffliche Bestimmung und Systematisierung des situativen Kontextes von Sprache ist in der Registerforschung weder einheitlich noch unumstritten. Ein weit verbreitetes

---

7 Das Verhältnis der Begrifflichkeiten sprachliches Feld und sprachlicher Markt zueinander wird in Bourdieus Texten nicht eindeutig erläutert, als dass eine konzeptionelle Differenzierung ohne weiteres möglich wäre – zum Teil wird von einer synonymen Verwendung ausgegangen (vgl. Rehbein und Saalmann 2014, 100). Da die Terminologie des sprachlichen Marktes in Bourdieus sprachsoziologischen Werken allerdings zentraler erscheint bzw. im Vergleich häufiger Verwendung findet, wird im weiteren Verlauf des Textes in erster Linie auf diesen Begriff Bezug genommen.

8 In diesem Beitrag wird der Begriff Text als Gesamtheit der Produkte jeglicher sprachlicher Praktiken verstanden und umfasst damit z. B. sowohl schriftliche als auch mündliche sprachliche Realisierungsformen.

Konzept ist jedoch die Unterteilung der Situation in *field*, *tenor* und *mode* nach Halliday (1978). Lewandowski (2010) paraphrasiert diese drei Teildimensionen wie folgt:

> Field involves the setting in which communication takes place, and includes the purpose and subject matter or topic of the communication process. Mode refers to the channel or medium of communication; in other words, the choice between speaking and writing. Finally, tenor indicates the relationship between the speaker and the addressee. (Lewandowski 2010, 71)

Anknüpfend an diese Unterteilung entwickeln Biber und Conrad (2019) eine ausdifferenziertere Systematisierung situativer Charakteristika als Bezugskonzept für sprachliche Register. Zum einen spezifizieren sie dabei bestimmte Teildimensionen (z. B. wird die Dimension der *participants* nach *addressor(s)* und *addressees* unterteilt) und ergänzen zum anderen Punkte wie das *setting*, womit die räumliche und zeitliche Rahmung gemeint ist, sowie die *production circumstances*, die z. B. beschreiben, inwiefern eine sprachliche Handlung geplant bzw. ungeplant ist (vgl. Biber und Conrad 2019, 40). Damit liefert die Registerforschung ein theoretisch-analytisches Konstrukt zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der situativen Einbettung von Sprache, mit Parallelen zu Bourdieus sprachlichem Markt. Dem sprachlichen Markt nach Bourdieu kommt dabei ebenso wie der Situation in der Registerforschung eine Art determinierende Funktion zu, indem eine Verbindung zwischen den Eigenschaften der Situation und der realisierten sprachlichen Form entsteht:

> Field, tenor and mode are not kinds of language use, nor are they components of the speech setting. They are a conceptual framework for representing the social context as the semiotic environment in which people exchange meanings. Given an adequate specification of the semiotic properties of the context in terms of field, tenor and mode we should be able to make sensible predictions about the semantic properties of texts associated with it. (Halliday 1978, 110)

Indem also der Kontext bzw. der Markt die sprachliche Form bedingt, entsteht ein Text, dessen spezifische Kennzeichen eine funktionale Beziehung zur Situation aufweisen und der in Relation zu anderen sprachlichen Produkten linguistisch als Register beschreibbar ist. Dies stellt einen wesentlichen Aspekt der Kompatibilität beider theoretischer Konstrukte dar.

Der situative Kontext von Sprachereignissen wird also von der Registerforschung dezidiert und systematisch unter die Lupe genommen. Was hingegen in diesem Forschungsbereich selten explizit in den Fokus gerückt wird, sind die individuellen herkunftsspezifischen sprachlichen Handlungsmuster der Kom-

munizierenden – also der sprachliche Habitus, nach Bourdieus Terminologie.[9] Solche Aspekte werden in Abgrenzung zum Registerphänomen begrifflich meist als Soziolekt oder sozialbedingte Variation sowie Idiolekt bzw. individueller Stil gefasst und anderen Bereichen der Soziolinguistik zugeordnet (zur terminologischen Abgrenzung vgl. z. B. Lewandowski, 2010). Dabei können die individuellen und sozialen Faktoren in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit sprachlicher situationsbezogener Variation letztlich aber nicht ausgeblendet werden (vgl. auch Neumann 2013, 35): Indem die Kommunizierenden selbst Teil des situativen Kontextes sind, determinieren sie mit ihrer Person das entstehende sprachliche Produkt. So enthält die Systematik des situativen Kontextes nach Biber und Conrad (2019) auch sozio-demographische Eigenschaften der Sprachproduzierenden mit einem Verweis auf den Diskurs zu dem Begriff der *social dialect variation*. Während sie jedoch auf die Relevanz sozialbedingter Variation für die Registerkonzeption hinweisen, räumen die Autor:innen gleichzeitig ein, diesen Aspekt in ihrer Arbeit selbst nicht umfassend zu beleuchten: „Although we will have little to say about social dialect variation in the present book, these characteristics of the speaker should be considered as part of the larger situational context for a register“ (Biber und Conrad 2019, 41). Die Notwendigkeit der Einbeziehung sozialer Variation in der Registerforschung ergibt sich aus mindestens zwei Prämissen: 1. Personen unterschiedlicher sozialer Milieus kommen in unterschiedlichem Grad mit spezifischen Kontexten und damit auch Registern in Kontakt; 2. Register sind grundlegend durch ihre Produzierenden geprägt. Die erste Prämisse meint konkret, dass der sozioökonomische Hintergrund in Form sozialisatorisch entwickelter Dispositionen sowie finanzieller Ressourcen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit zur Partizipation an Aktivitäten spezifischer Handlungskontexte nimmt. So ist die Ausübung bestimmter (kultureller) Aktivitäten, wie z. B. die Mitgliedschaft in einem Golfclub oder regelmäßige Besuche der Oper, für einkommensschwache Akteur:innen schon in ökonomischer Hinsicht mit deutlichen Hindernissen verbunden. Indem Personen also sozialstrukturell bedingt mit bestimmten Handlungskontexten häufiger und andere seltener in Kontakt kommen, wird auch determiniert, welche und wie viele Register sie in welchem Umfang erwerben (vgl. auch Neumann 2013, 35). Genau dieser Zusammenhang bildet den Ausgangspunkt für milieuspezifische Differenzen Lernender

---

9 Damit verbunden ergibt sich ebenfalls häufig eine weitgehende Ausblendung von Aspekten des Zusammenhangs von Sprache und Machtverhältnissen, Ungleichheiten und gesellschaftlichen Verhältnissen, die Bourdieu in seinen sprachsoziologischen Werken stark betont (z. B. unter dem Stichwort der legitimen Sprache Bourdieu (2020); zu diesem Aspekt in Bourdieus Arbeiten siehe Schmidt, infra). Insbesondere für Forschung im Themenbereich von Sprache im Kontext von Bildungsinstitutionen erscheint dies problematisch.

im Umgang mit (akademisch) bildungssprachlichen Praktiken: Die unterschiedlichen sprachlichen Voraussetzungen resultieren aus dem differenten Kontakt mit dem Register der (akademischen) Bildungssprache außerhalb der Bildungsinstitution, sodass „diejenigen Schülerinnen im Vorteil [sind], die bereits über bildungssprachliche Fähigkeiten verfügen und diese kontinuierlich außerhalb der Institution ausbauen" (Chilla 2019, 124). Die zweite Prämisse kann ebenfalls am Beispiel des Forschungsgegenstandes akademischer Bildungssprache konkretisiert werden: Als Träger:innen von akademischer Bildungssprache können all diejenigen Personen gezählt werden, die sprachliche Praktiken im Kontext akademischer Bildungssituationen ausüben (vgl. Baumgärtner 2020, 23; Ortner 2009, 2228). Da bestimmte (für die Studierenden schulische, für die Lehrenden akademische) Bildungsabschlüsse die Voraussetzung für die tertiäre Bildung darstellen, teilen die Produzierenden des akademisch bildungssprachlichen Registers den Bildungsgrad als ein Merkmal ihres (ggf. auch neuen) sozialen Milieus. Da außerdem Personen mit akademischem Familienhintergrund nach wie vor an (insbesondere deutschen) Hochschulen überrepräsentiert sind (vgl. Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020, 185), weisen akademisch bildungssprachliche Praktiken eine größere Nähe zu sprachlichen Praktiken höherer sozialer Milieus auf (vgl. Morek und Heller 2021). Darüber hinaus schreiben Morek und Heller (2012) dem Register der Bildungssprache auch eine ‚sozialsymbolische Funktion' zu. Insofern sie spezifische sprachliche Praktiken adäquat realisieren, werden Personen von der Gesellschaft als Mitglied der sozialen Gruppe akademisch gebildeter Menschen wahrgenommen. Bildungssprachliches Verhalten ist nach diesem Verständnis auch ein Indikator für die soziale Zugehörigkeit einer Person. Diese Aspekte verdeutlichen, inwiefern soziale und situationsbezogene Faktoren von Variation einander bedingen, individuell differente Zugangsmöglichkeiten erklären und zu sozialen Reproduktionsprozessen führen können. Erst ein integrativer theoretischer Rahmen, in dem soziale und situationelle Sprachvariation in ihrer Verwobenheit und inklusive ihrer Wechselwirkungen gedacht werden, ermöglicht vor diesem Hintergrund die Untersuchung sprachbezogener sozialer Ungleichheit.

3 Sprachliche Passung, Habitustransformation und Registererwerb

Für Bourdieu ist die Einbeziehung von individuellen sprachlichen Handlungsmustern in Kombination mit der kontextuellen Einbettung von Sprache in linguistischer Forschungsarbeit von zentraler Bedeutung. In einem Vortrag, den

Bourdieu 1980 in Genf zum Konzept des sprachlichen Markts hielt, bricht er diesen Ansatz auf folgende Formel herunter: „sprachlicher Habitus + sprachlicher Markt = sprachlicher Ausdruck, Diskurs" (Bourdieu 2020a, 179). Dem folgend sind sprachliche Handlungen bzw. deren Produkte stets vor dem Hintergrund ihrer Entstehungsbedingungen in Form der habituellen Eigenschaften der Sprachproduzierenden sowie der Konventionen des jeweiligen sprachlichen Markts zu analysieren. Mit den ersten beiden Variablen seiner Gleichung definiert Bourdieu gewissermaßen die beiden Seiten der sprachlichen Passung. Die sprachliche Passung misst die Übereinstimmung der sprachlich-habituellen Möglichkeiten mit den sprachlichen Erwartungen und Anforderungen des Feldes bzw. Kontextes. In dieser Form ist die Idee sprachlicher Passung letztlich auf sämtliche sprachliche Register anwendbar – ursprünglich bezog Bourdieu (1973) das Konzept der Passung aber in erster Linie auf Bildungsinstitutionen. Dementsprechend finden sich Bezüge auf den Passungsbegriff insbesondere in der Schul- (vgl. Kotthoff, infra; Helsper et al. 2018; Kramer 2017) und Hochschulforschung (vgl. u. a. Dreier und Wagner, 2021; Friebertshäuser, 1992; Hild 2016, 2019; Meister 2018; Möller 2017; Richter und Friebertshäuser 2019; Schmitt 2010) wieder. Als Ursache für unterschiedliche Passungsgrade Lernender in Bildungsinstitutionen werden dabei milieuspezifische habituelle Differenzen gesehen, wobei sich eine geringe oder „Nicht-Passung" (Dreier und Wagner 2021) in Form geringerer Chancen auf Bildungserfolg (vgl. Lange-Vester und Bremer 2018, 96) sowie Studienfachwechseln und Studienabbruchquoten niederschlage (vgl. Heublein et al. 2017). Schmitt (2010) verwendet in diesem Kontext den Begriff des Habitus-Struktur-Konflikts, um auf die Situation für Studierende aus hochschulfernen sozialen Milieus hinzuweisen. Sprachliche Aspekte in Bezug auf studentische Passung an Hochschulen werden in diesem wissenschaftlichen Diskurs zwar auch thematisiert (vgl. Büchler 2012; Lange-Vester 2009), stellen bislang aber eher noch ein Forschungsdesiderat dar (vgl. aber Baumgärtner 2020). Letztlich ist unter Berücksichtigung des Forschungsstandes davon auszugehen, dass die sprachliche Passung im Studium (d. h. das Verhältnis zwischen dem studentischen sprachlichen Habitus und den sprachlichen Anforderungen sowie Konventionen des Markts bzw. Kontextes Hochschule) zum einen in Verbindung zur sozialen Herkunft Studierender steht sowie zum anderen maßgeblich Einfluss auf akademischen Bildungserfolg nimmt. Dreier und Wagner (2021) rahmen Passung bzw. Nicht-Passung spezifisch für den Hochschulkontext und konzeptualisieren ihn dabei als graduell, variabel und dynamisch:

> Mit Bezug auf den Passungsbegriff verstehen wir die Muster der Nicht-Passung auch als (partielle) Divergenzen zwischen studentischen [sic!] Habitus und institutionell erwartetem Habitus. Jedoch können diese strukturellen Divergenzen im Verlauf des Studiums auch be-

> arbeitet und aufgelöst beziehungsweise verringert werden. Nicht-Passung und Passung sind insofern als dynamische Konstellationen zu denken und beschreiben stets temporäre (Nicht-)Passungen. (Dreier und Wagner 2021, 420; Hervorhebung A.B.)

Damit wird impliziert, dass Studierende ihre Passung im Studienverlauf durch die Abwandlung bestehender sowie die Aneignung neuer Handlungspraktiken – also letztlich die Transformation des studentischen Habitus – potenziell verändern können.[10] Die Habitustransformation ist ein Aspekt, auf den Bourdieu selbst in seinen Arbeiten kaum eingeht,[11] welcher jedoch im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs um schulische und hochschulische Bildungsprozesse thematisiert und konzeptuell weiterentwickelt wird. Als Auslöser für Habitustransformationen werden dabei zumeist dissonante Habitus-Feld-Konstellationen (im Sinne einer „Nicht-Passung" wie bei Dreier und Wagner 2021) gesehen, die sich daraus ergeben, dass ein Individuum zwischen verschiedenen (sozialen) Feldern wechselt (vgl. El-Mafaalani 2012; Friebertshäuser 1992). In diesem Zusammenhang werden insbesondere „vertikale Differenzerfahrungen im Zusammenhang mit individuellen und familiären Abstiegs- und Aufstiegsprozessen" (Helsper et al. 2018, 38) hervorgehoben, wie sie beispielsweise Studierenden zugeschrieben werden, die als erste in ihrer Familie ein Studium aufnehmen. So entwickelt auch El-Mafaalani (2012, 2015, 2017) sein Konzept der Habitustransformation auf Basis empirischer Studien zu sozialen Mobilitätserfahrungen von „Bildungsaufsteiger:innen" an der Hochschule. El-Mafaalani (2015, 79–80) gliedert den Prozess der Habitustransformation in die drei Phasen der Irritation, Distanzierung und Stabilisierung. So geben Differenzerfahrungen bzw. die bewusste oder unbewusste Wahrnehmung einer geringen Passung des Individuums innerhalb eines Feldes den Anstoß zur Transformation. Daraufhin erfolgt in der zweiten Phase die Aneignung neuer Praktiken, die sich an den Erwartungen und Konventionen des neuen Handlungskontextes orientieren. Die Bezeichnung dieser Phase als ‚Distanzierung' bezieht sich auf das Verhältnis des Individuums zu den jeweiligen sozialen Milieus: Indem eine Person die eigenen Handlungsmuster nun an der neuen sozialen (Ziel-)Gruppe orientiere, vollziehe sich ein „Bezugsgruppenwechsel" (Grendel 2012), welcher mit einem vergrößerten Abstand zum Herkunftsmilieu

---

10 Grundsätzlich möglich (und mit dem Verständnis nach Dreier und Wagner (2021) auch prinzipiell nicht ausgeschlossen) wäre es auch, dass sich eine Veränderung des Passungsverhältnisses durch einen Wandel der feldspezifischen Konventionen und Anforderungen ergibt. Allerdings ist davon auszugehen, dass solche Wandelprozesse im Vergleich deutlich schwerfälliger und letztlich auch weniger wahrscheinlich sind als individuelle Transformationen.

11 Dies zog zahlreiche kritische Anmerkungen nach sich, die in Teilen wieder relativiert wurden (vgl. Helsper et al. 2018, 31).

einhergehe. Dabei manifestiere sich die Distanzierungsphase entweder in einer offenen Ablehnung und -wertung herkunftstypischer Praktiken oder in einer Integration neuer und bestehender Handlungsschemata im eigenen Habitus. Innerhalb der dritten Phase erfolge daraufhin eine Neupositionierung zur ursprünglichen sozialen Bezugsgruppe. Je nach Verlauf der Distanzierungsphase sei in der abschließenden Stabilisierungsphase wiederum eine Annäherung an das Herkunftsmilieu möglich (vgl. El-Mafaalani 2015, 82–83).

Dieses Konzept der Habitustransformation schließt sprachliche Aspekte implizit mit ein bzw. ist ohne weiteres auf diese anwendbar (vgl. Baumgärtner 2020, 29). Dabei birgt das Konzept Erklärungspotenzial für Registererwerbsprozesse, wie es ein Blick auf den Vorgang der Aneignung akademischer Bildungssprache durch Studierende im Studienverlauf exemplarisch verdeutlicht: Zu Studienbeginn werden alle Studienanfänger:innen mit einem sprachlichen Feld bzw. Handlungskontext konfrontiert, das ihnen bislang in der Regel unvertraut war. Da die Partizipation an akademischen Bildungsprozessen die Beherrschung spezifischer rezeptiver wie produktiver sprachlicher Praktiken erfordert, stehen zunächst einmal alle Studierenden vor der Anforderung, diese zu erlernen. Dabei divergieren die mitgebrachten studentischen sprachlichen Verhaltensweisen und damit die sprachliche Passung im Studienkontext allerdings systematisch mit der sozialen Herkunft der Studierenden. Darauf weist auch Bourdieu hin: „Die an Hochschulen gesprochene Sprache ist für keinen, nicht einmal für die Kinder aus privilegierten Klassen, Muttersprache, sie ist jedoch [...] von der in den verschiedenen sozialen Klassen gesprochenen Sprache unterschiedlich weit entfernt“ (Bourdieu 2020b, 125). Je stärker die sprachlichen Handlungsmuster der Studierenden vor Studienbeginn also von den Anforderungen der Hochschule als sprachlichem Markt abweichen, desto größer stellt sich der Bedarf einer Transformation des sprachlichen Habitus dar. Diesbezüglich sei zum einen angemerkt, dass sprachliche Passung graduell variiert, womit der Umfang, die zeitliche Dauer sowie die benötigten Ressourcen[12] für den Registererwerb unterschiedlich ausfallen können. Zum anderen wird der Primärsozialisation im Kindesalter eine besondere Bedeutung zugeschrieben, die eine gewisse „Zählebigkeit und Trägheit“ (Friebertshäuser 1992, 52) des Habitus zur Folge habe, sodass Veränderungen als gegebenenfalls mühsam und problemassoziiert beschrieben werden (vgl. Bülow-Schramm und Gerlof 2004). Das Erlernen und die Umsetzung neuer sprachlicher Praktiken erfordert dementsprechend Zeit und kann möglicherweise

---

12 Mit Ressourcen sind hier unter anderem (sprach)didaktische Hilfestellungen, die persönliche Motivation und Aspekte der Identitätskonstitution gemeint, die sich ggf. positiv oder negativ (bzw. beschleunigend oder verlangsamend) auf den Prozess der Transformation des sprachlichen Habitus auswirken können.

mit persönlichen Widerständen verbunden sein. Zudem solle ein transformierter Habitus nicht missverstanden werden als etwas, das „sich […] im Sinne einer Metamorphose verwandelt und das Neue keine Bezüge zum Alten" habe (El-Mafaalani 2012, 317). Vielmehr weise dieser stets Spuren der gesamtbiographischen Sozialisation und damit auch des Herkunftsmilieus auf (vgl. El-Mafaalani 2012; vgl. auch Fürstenau und Niedrig 2011). Zusammengenommen hilft also die Relationierung von Registererwerbsprozessen mit dem theoretischen Konstrukt der Transformation des sprachlichen Habitus, die differenten studentischen Aneignungsbedingungen und Erwerbsverläufe akademischer Bildungssprache im Hochschulkontext zu verstehen und analytisch nachzuvollziehen.

Darüber hinaus findet sich in diesem Zusammenhang eine weitere Verbindungslinie zwischen theoretischen Überlegungen der Bildungsforschung zur Habitushomogenität und einem Konzept der Registerforschung: Helsper et al. (2018) weisen darauf hin, dass neben vertikalen Differenzen der Kontaktfelder auch horizontale Unterschiede für die Habitusherausbildung eines Individuums von Bedeutung seien. Eine „synchrone ‚Durchquerung' verschiedener Felder" (Helsper et al. 2018, 38) bzw. die Konfrontation einer Person mit verschiedenen Handlungskontexten innerhalb eines Lebensabschnitts – wie z. B. „das parallele Durchlaufen von Schule, Familie, Peers, Jugendkultur, beginnender Berufsausbildung, Medien etc." bei Jugendlichen (Helsper et al. 2018, 38) – führe zu einer Art zusammengesetztem Habitus, welcher letztlich feld- bzw. situationsspezifische Handlungspraktiken in sich vereine. Die Fähigkeit einer Person zur simultanen Beherrschung differenter Feldanforderungen spreche für eine Heterogenität des Habitus: „In der Partizipation an unterschiedlichen sozialen Feldern ergeben sich somit disparate, teils gegensätzliche Anforderungen, die es schwierig erscheinen lassen, von einem in sich geschlossenen homogenen Habitus auszugehen" (Helsper et al. 2018, 38). Auch für den Prozess der Hochschulsozialisation wird dargestellt, dass eine Umformung des studentischen Habitus im Studienverlauf in einem Spannungsfeld unterschiedlicher Einflusskulturen verlaufe (vgl. Richter und Friebertshäuser 2019, 37). Durch das Zusammenwirken der studentischen und akademischen Kultur mit Herkunfts- und antizipierter Berufskultur entstehe im Studium ein „fachspezifischer Habitus" (Richter und Friebertshäuser 2019, 37), welcher die Anforderungen der jeweiligen Felder in sich integriere. Zusammengenommen konstituiert sich ein Habitus demzufolge aus heterogenen Handlungspraktiken, die durch das Individuum in Abhängigkeit zum situativen Kontext gezielt zum Einsatz gebracht werden können. Übertragen auf das sprachliche Verhalten meint dies nichts anderes als die Fähigkeit zur situationsbezogen Sprachvariation bzw. die Möglichkeit zur Nutzung verschiedener sprachlicher Register. Aus soziolinguistischer Perspektive geht Agha (2004) davon aus, dass jede Person über ein Repertoire an Registern verfüge, das zur Produktion

situationsadäquater Sprache in unterschiedlichen Kontexten befähige. Diese „register range" (Agha 2004, 24) könne grundsätzlich über die gesamte Lebensspanne durch den Erwerb neuer Register erweitert und die Beherrschung eines spezifischen Registers ausgebaut werden (vgl. dazu auch Halliday 1978); sie stehe allerdings auch in einem determinierenden Zusammenhang zur sozialen Position bzw. Zugehörigkeit des Individuums. Die Vorstellung eines Registerrepertoires ist demzufolge das konzeptuell (sozio)linguistische Äquivalent eines heterogenen transformierbaren sprachlichen Habitus. So kann also Registererwerb – wie die Aneignung der akademischen Bildungssprache durch Studierende im Studienverlauf – konzeptuell durchaus als Transformation des sprachlichen Habitus gefasst werden; insbesondere im Falle eines gering ausgeprägten sprachlichen Passungsgrads vor Beginn des Erwerbsprozesses.

4 Überlegungen zur Forschungspraxis und Fazit

Ziel der ersten drei Kapitel war die Darstellung von Schnittstellen und Parallelen zwischen der Registerforschung und Bourdieus Sprachsoziologie, um das wissenschaftliche Erklärungspotenzial darzulegen und die Fruchtbarkeit für einschlägige Untersuchungen deutlich zu machen. Dabei legen die Ausführungen eine gewisse Nähe der beiden theoretischen Ansätze dar und verweisen auf konkrete reziproke Anknüpfungspunkte. Die Aspekte der Kompatibilität und wechselseitigen Ergänzung sprechen dafür, Bourdieus sprachsoziologische Konzepte gezielt in Registerforschungsprozesse einzubeziehen. Das Potenzial dieser theoretischen Verschränkung wird am Beispiel der Untersuchung des akademisch bildungssprachlichen Registers besonders deutlich, da sich in diesem Forschungsgegenstand soziale und situative Phänomene der Sprachvariation kreuzen. Dies wurde beispielhaft an milieuspezifisch differenten sprachlichen Voraussetzungen von Lernenden an Bildungsinstitutionen (Kapitel 2) sowie dem Prozess des Erwerbs akademischer Bildungssprache im Studium aufgezeigt (Kapitel 3). Im nächsten Schritt stellt sich die Frage, welche Schlussfolgerungen für die Forschungspraxis aus dieser theoretischen Fundierung gezogen werden müssen. Die zugrundeliegende Idee dieses abschließenden Kapitels ist diesbezüglich weder einen umfassenden Methodenkatalog zu entwickeln noch eine Art ‚Königsweg' aufzuzeigen, sondern vielmehr erste gedankliche Brücken zwischen Theorie und Forschungspraxis zu schlagen. Auch in diesem Abschnitt werden die Ausführungen exemplarisch auf die akademische Bildungssprache als Forschungsgegenstand bezogen.

Eine Möglichkeit, Bourdieus sprachsoziologische Konzepte in die Umsetzung registerbezogener Forschungsprozesse einzubinden, ist die interdisziplinäre me-

thodische Triangulation. Die Kombination und Relationierung unterschiedlicher methodischer Zugänge und/oder Datensorten kann Forschungsprozessen zu einer Mehrdimensionalität und Multiperspektivität verhelfen und somit gegenüber einzelmethodischen Verfahren potenziell einen „Mehrwert an Erkenntnis" (Flick 2020, 192) hervorbringen (vgl. auch Flick 2011). So besteht die Chance, dass die Zugänge einander ergänzen und ‚tote Winkel' verkleinert werden. Ein Ansatz zur Untersuchung eines Forschungsgegenstandes wie der akademischen Bildungssprache (vor dem Hintergrund der erläuterten theoretischen Fundierung) wäre demnach die Verbindung bestehender methodischer Instrumente der Registerforschung mit denen der Habitus- und Passungsanalyse. Ein Blick auf Beispiele für jeweils gängige methodische Zugänge verdeutlicht die Komplementarität und damit das erkenntnisstiftende Potenzial der Triangulation:

Ein übliches Vorgehen, um sprachliche Register zu untersuchen, sind z. B. vergleichende korpuslinguistische Verfahren. Dabei werden Texte bzw. Textgruppierungen, die in unterschiedlichen Situationen bzw. Kontexten produziert wurden, auf unterschiedlichen linguistischen Ebenen (z. B. lexikalisch, syntaktisch, diskursstrukturell, ...) analysiert (‚kontrastive Registeranalyse', vgl. Biber und Conrad 2019). Solche (zumeist quantitativen) Untersuchungen ermöglichen es, sprachliche Produkte, die verschiedenen Registern zugeordnet werden, einander gegenüberzustellen und Aussagen über das relative Verhältnis der linguistischen Eigenschaften zu treffen. Werden einem Register also spezifische Merkmale zugeschrieben, wie beispielsweise der Bildungssprache eine hohe lexikalische Dichte, häufige Nominalisierungen und komplexe syntaktische Strukturen (vgl. Biber und Conrad 2019, 121; Gogolin und Duarte 2016, 490; Qin und Uccelli 2020, 3), erfolgt dies häufig auf der empirischen Grundlage von Forschungsarbeiten dieser Art. Die situativen Parameter der sprachlichen Produkte sind in solchen korpuslinguistischen Studien im Fall bereits bestehender Textsammlungen nur in Teilen transparent bzw. abzuleiten, oder werden abweichend davon in experimentellen Settings aktiv gestaltet und kontrolliert. Um gezielt Sprachsituationen zu simulieren, die sich in ihren Registereigenschaften unterscheiden, werden unter kontrollierten Bedingungen bestimmte Parameter des situativen Kontextes systematisch variiert. So können Versuchspersonen beispielsweise in Elizitationsstudien durch gerichtete Veränderungen des Settings zur Produktion mehrerer (potenziell unterschiedlicher) sprachlicher Produkte bewegt werden oder in Rezeptionsstudien zu ihrer Wahrnehmung von Texten unter variierenden Kontextbedingungen befragt werden. Ergebnis solcher Erhebungen sind wiederum Texte, die auf Grundlage differenter kontextueller Merkmale, wie beispielsweise Formalität (vgl. Wiese und Bracke 2021), in verschiedene Register kategorisiert und wiederum kontrastiv analysiert werden können. Solche experimentellen Designs haben den Vorteil eines hohen Grades an Kontrolle si-

tuativer Einflussfaktoren und ermöglichen dadurch in der Auswertung die Herstellung interpretierbarer Verbindungen zwischen Kontext und formalen Eigenschaften (vgl. Wiese 2020). Außerdem können solche Daten nicht nur die Möglichkeit zur Registerkontrastierung, sondern auch die Grundlage für intraindividuelle Vergleiche bilden: Indem die sprachlichen Produkte einer Person unter differenten Kontextbedingungen zueinander in Bezug gesetzt werden, kann auf registerspezifische Kompetenzen und die sprachliche Variabilität bzw. Registerflexibilität des Individuums geschlossen werden.

Die Habitus- und Passungsforschung im Kontext von Bildungsinstitutionen sucht sich hingegen häufig einen methodischen Zugang über die Perspektive der Lernenden: „Wir nähern uns dem Habitus meist über den Weg der empirischen Befragung an" (Bremer und Teiwes-Kügler 2013, 100). Ein gängiges methodisches Instrument für diesen Forschungsbereich stellen qualitative Interviews dar, die in verschiedenen Formen mit differenten thematischen Schwerpunkten durchgeführt werden. Im akademischen Kontext kommen z. B. narrative (z. B. Dreier und Wagner 2021), „verstehende" (Hild 2019, 18) und problem- (z. B. Grendel 2012) bzw. themenzentrierte Einzel- oder Gruppeninterviews (Lange-Vester und Bremer 2018, 179; Bremer und Teiwes-Kügler 2013) zur empirischen Grundierung von Habitus- und Passungsanalysen Studierender zum Einsatz. Prozesse der Habitustransformation werden methodisch zugänglich gemacht, indem die Interviews z. B. inhaltlich biographisch ausgerichtet sind (wie bei El-Mafaalani 2017) oder die Datenerhebungen zu mehreren Zeitpunkten wiederholt werden – wie im Falle der Interviews bei Grendel (2012) oder der Gruppendiskussionen bei Meister (2018).

Diese beispielhafte Darstellung zweier methodischer Ansätze verdeutlicht zunächst die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Zugänge. Gerade in diesen Differenzen bzw. in der Relationierung liegen aber die Chancen: Eine Triangulation von methodischen Instrumenten der dargestellten kontrastiven Registeranalyse mit qualitativen Befragungen der Habitusforschung ermöglicht es, einen Forschungsgegenstand wie den der akademischen Bildungssprache aus verschiedenen Blickwinkeln und auf mehreren Ebenen zu betrachten. Indem qualitative Befragungen einen Zugang zur Sicht der Sprachproduzierenden auf das interessierende Phänomen ermöglichen und korpuslinguistische Zugänge Muster in der sprachlichen Beschaffenheit der Sprachprodukte beschreiben können, entsteht eine Multiperspektivität. Gerade für Untersuchungen, die sich auf die Aneignung akademischer Bildungssprache (bzw. grundsätzlich auf Registererwerb) beziehen, erscheint eine solche Triangulation sinnvoll. Während linguistische Korpusdaten Aufschluss über die Entwicklung registerspezifischer Sprachhandlungen und -kompetenzen geben können, gewähren qualitative Befragungen potenziell einen Einblick in die individuelle Haltung zum Zielregister und die Phasen der Transformation des sprachlichen Habitus. Auf diese Weise kann sich

forschungspraktisch zahlreichen komplexen Fragestellungen angenähert werden. Inwiefern und auf welche Weise werden Registererwerbsprozesse sowie Transformationen des sprachlichen Habitus wahrgenommen und reflektiert? Wie wird der Erwerb neuer Register durch Aspekte wie Identitätskonstitution, Motivation und soziales Zugehörigkeitsgefühl bedingt? Wie ist das Verhältnis zwischen der Situationsadäquatheit von Sprachprodukten und der eigenen wahrgenommenen sprachlichen Passung Sprachproduzierender (insbesondere in Bildungskontexten)? Können evidente Verbindungslinien zwischen dem sozialen Herkunftsmilieu, der sprachlichen Biographie und Registerkompetenzen sowie Registerflexibilität gezogen werden? Indem linguistische Analysen akademisch bildungssprachlicher Texte um eine Erhebungsform wie beispielsweise Interviews ergänzt werden, in denen Sprache im Hochschulkontext explizit thematisiert wird, kann dem Anspruch des Einbezugs sozialer Einbettung sprachlicher Praktiken in der Forschung stärker entsprochen werden.

Zudem können die dargestellten Zugänge in der Triangulation voneinander profitieren, indem unterschiedliche Datenarten aufeinander bezogen werden. Beispielsweise erlauben qualitative Befragungsdaten eine deutlich ausdifferenziertere Abbildung möglicher individueller Einflussfaktoren (wie z. B. sozialer Herkunft, Mehrsprachigkeit, Bildungslaufbahn), die im Falle von korpuslinguistischer Registerforschung in der Regel (und auch nur teilweise) als kategoriale Metadaten erfragt werden. Während also die empirische Befragung der Sprachproduzierenden ein wesentlich detaillierteres Bild über relevante Einflüsse auf ihr sprachliches Verhalten zeichnen kann, haben kontrastive Registeranalysen den Vorteil eines objektiven Blickwinkels auf die Sprachprodukte, welcher mit einer hohen Vergleichbarkeit einhergeht. In der Verbindung ergibt sich daraus die Möglichkeit auf eine Erhebung vielschichtiger und differenzierter Forschungsdaten mit hohem Potenzial für innovative Erkenntnisse.

Insgesamt zeigt sich, dass die theoretische Verschränkung von Ansätzen der Registerforschung und Konzepten der Sprachsoziologie nach Bourdieu mit methodischer Triangulation unterfüttert werden kann. Der Neu- und Mehrwert solcher Forschungsdesigns liegt in der Interdisziplinarität, Multiperspektivität und Mehrdimensionalität begründet. Damit die theoretischen und methodischen Ansätze ebenso wie die Daten einander bereichern, ist es von Bedeutung, bereits im Prozess wechselseitige Bezüge aufzubauen. Auf diese Weise können Bourdieus sprachsoziologische Konzepte zu neuen Forschungsperspektiven in der Registerforschung – und insbesondere in der Untersuchung akademischer Bildungssprache – verhelfen und damit potenziell innovative Erkenntnisse generieren.

Literaturverzeichnis

Agha, Asif. „Registers of Language“. *A Companion to Linguistic Anthropology*. Hg. Alessandro Duranti. Oxford: Blackwell Publishing, 2004. 23 – 45.

Autorengruppe Bildungsberichterstattung. *Bildung in Deutschland 2020: Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung in einer digitalisierten Welt*. Bielefeld: Wissenschaftlicher Buchverlag, 2020.

Baumgärtner, Alena. „Chancenungleichheit durch akademisches Register: Zum Zusammenhang von Bildungsherkunft und sprachlicher Passung im Studium“. Masterarbeit, Humboldt-Universität zu Berlin, 2020. DOI: 10.18452/22193.

Bernstein, Basil. „Language and Social Class“. *The British Journal of Sociology* 11.3 (1960): 271 – 276.

Bernstein, Basil. „Social Class, Linguistic Codes and Grammatical Elements“. *Language and Speech* 5.4 (1962): 221 – 240.

Biber, Douglas, und Susan Conrad. *Register, Genre, and Style*. New York: Cambridge University Press, 2019.

Biber, Douglas, Jesse Egbert und Daniel Keller. „Reconceptualizing register in a continuous situational space“. *Corpus Linguistics and Linguistic Theory* 16.3 (2020): 581 – 616.

Bourdieu, Pierre. *Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973.

Bourdieu, Pierre. *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: VSA-Verlag, 1992.

Bourdieu, Pierre. „Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches (1977)“. *Pierre Bourdieu: Sprache: Schriften zur Kultursoziologie*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp, 2020. 73 – 106.

Bourdieu, Pierre. „Der sprachliche Markt“. *Pierre Bourdieu: Sprache: Schriften zur Kultursoziologie*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp, 2020a. 179 – 198.

Bourdieu, Pierre. „Gegner und Komplizen: Das Missverständnis in der pädagogischen Kommunikation“. *Pierre Bourdieu: Bildung: Schriften zur Kultursoziologie 2*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp, 2020b. 105 – 147.

Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. „Introduction: Language and Relationship to Language in the Teaching Situation“. *Academic Discourse: Linguistic Misunderstanding and Professorial Power*. Hg. Pierre Bourdieu, Jean-Claude Passeron und Monique de Saint Martin. Cambridge: Polity Press, 1996. 1 – 34.

Brehmer, Bernhard, und Grit Mehlhorn. *Herkunftssprachen*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2018.

Bremer, Helmut, und Christel Teiwes-Kügler. „Zur Theorie und Praxis der ‚Habitus-Hermeneutik‘“. *Empirisch arbeiten mit Bourdieu: Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*. Hg. Anna Brake, Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 2013. 93 – 129.

Büchler, Theresa. „Studierende aus nichtakademischen Elternhäusern im Studium: Expertise im Rahmen des Projektes ‚Chancengleichheit in der Begabtenförderung‘ der Hans-Böckler-Stiftung“. *Arbeitspapier Bildung und Qualifizierung* 249, 2012.

Bülow-Schramm, Margret, und Karsten Gerlof. „Lebensweltliche Konstruktionen von Studierenden-Brücken zum Habitus“. *Das kulturelle Kapital und die Macht der*

Klassenstrukturen: Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus. Hg. Steffani Engler und Beate Krais. München: Beltz Juventa, 2004. 141 – 158.
Chilla, Solveig. „Exklusive oder inklusive Bildung durch Sprache? Sprachpädagogisches Handeln als Perspektive für gesellschaftliche Inklusion“. *Inklusive Sprach(en)Bildung: Ein interdisziplinärer Blick auf das Verhältnis von Inklusion und Sprachbildung*. Hg. Laura Rödel und Toni Simon. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2019. 122 – 131.
De Moll, Frederick. *Familiale Bildungspraxis und Schülerhabitus: Außerschulische Reproduktionsmechanismen von Bildungsungleichheit in der Grundschulzeit*. Weinheim: Beltz Juventa, 2018.
Dreier, Lena, und Constantin Wagner. „Nicht-Passung in der Hochschule“. *Zeitschrift für Pädagogik* 67.3 (2021): 410 – 430.
El-Mafaalani, Aladin. *BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus: Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.
El-Mafaalani, Aladin. „Ambivalenzen sozialer Mobilität“. *Bildung – Macht – Eliten: Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Hg. Angela Graf und Christina Möller. Frankfurt am Main und New York: Campus Verlag, 2015. 69 – 93.
El-Mafaalani, Aladin. „Transformationen des Habitus“. *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren*. Hg. Markus Rieger-Ladich und Christian Grabau. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2017. 103 – 127.
Felder, Ekkehard. *Einführung in die Varietätenlinguistik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2016.
Flick, Uwe. *Triangulation: Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.
Flick, Uwe. „Triangulation“. *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie: Band 2: Designs und Verfahren*. Hg. Günter Mey und Katja Mruck. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2020. 185 – 199.
Fürstenau, Sara, und Heike Niedrig. „Die kultursoziologische Perspektive Pierre Bourdieus: Schule als sprachlicher Markt“. *Migration und schulischer Wandel: Mehrsprachigkeit*. Hg. Sara Fürstenau und Mechthild Gomolla. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011. 69 – 88.
Friebertshäuser, Barbara. *Übergangsphase Studienbeginn: Eine Feldstudie über Riten der Initiation in eine studentische Fachkultur*. Weinheim: Beltz Juventa, 1992.
Gogolin, Ingrid, und Joana Duarte. „Bildungssprache“. *Handbuch Sprache in der Bildung*. Hg. Jörg Kilian, Birgit Brouër und Dina Lüttenberg. Berlin und Boston: De Gruyter, 2016. 478 – 499.
Grendel, Tanja. *Bezugsgruppenwechsel und Bildungsaufstieg: Zur Veränderung herkunftsspezifischer Bildungswerte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.
Halliday, Michael Alexander Kirkwood. *Language as Social Semiotic: The Social Interpretation of Language and Meaning*. London: Arnold, 1978.
Heller, Vivien, und Miriam Morek. „Der Erwerb der Bildungssprache in Familie und Schule“. *Die Sprache in den Schulen – Eine Sprache im Werden: Dritter Bericht zur Lage der deutschen Sprache*. Hg. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der deutschen Akademien der Wissenschaften. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2021. 27 – 62.

Helsper, Werner, Lena Dreier, Anja Gibson, Katrin Kotzyba und Mareike Niemann. *Exklusive Gymnasien und ihre Schüler: Passungsverhältnisse zwischen institutionellem und individuellem Schülerhabitus*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2018.

Heublein, Ulrich, Julia Ebert, Christopher Hutzsch, Sören Isleib, Richard König, Johanna Richter und Andreas Woisch. *Zwischen Studienerwartungen und Studienwirklichkeit: Ursachen des Studienabbruchs, beruflicher Verbleib der Studienabbrecherinnen und Studienabbrecher und Entwicklung der Studienabbruchquote an deutschen Hochschulen*. Hannover: Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, 2017.

Hild, Petra. „Aneignungspraktiken und -logiken angehender Lehrpersonen als Ausdruck sozialer Ungleichheiten im Studium". *Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium*. Hg. Andrea Lange-Vester und Tobias Sander. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 2016. 125 – 142.

Hild, Petra. *Habitus und seine Bedeutung im Hochschulstudium: Aneignungspraktiken und -logiken von Studierenden*. Weinheim: Beltz Juventa, 2019.

Khan, Jeannine. *Mehrsprachigkeit, Sprachkompetenz und Schulerfolg*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2018.

Kramer, Rolf-Torsten. „‚Habitus' und ‚kulturelle Passung': Bourdieusche Perspektiven für die ungleichheitsbezogene Bildungsforschung". *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren*, Hg. Markus Rieger-Ladich und Christian Grabau. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2017. 183 – 206.

Kruse, Jan. *Qualitative Interviewforschung: Ein integrativer Ansatz*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 2015.

Lange-Vester, Andrea. „Bildungsaußenseiter: Sozialdiagnosen in der ‚Gesellschaft mit begrenzter Haftung'". *Reflexive Erziehungswissenschaft: Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu*. Hg. Barbara Friebertshäuser, Markus Rieger-Ladich und Lothar Wigger. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009. 267 – 285.

Lange-Vester, Andrea, und Helmut Bremer. „Zur Bedeutung des Habitus für die Aneignung des Studiums". *Herausforderungen in Studium und Lehre: Heterogenität und Studienabbruch, Habitussensibilität und Qualitätssicherung*. Hg. Andrea Lange-Vester und Martin Schmidt. Weinheim: Beltz Juventa, 2018. 86 – 191.

Lee, David. „Genres, Registers, Text Types, Domains and Styles: Clarifying the Concepts and Nevigating a Path through the BNC Jungle". *Language Learning & Technologies* 5.3 (2001): 37 – 72.

Lewandowski, Marcin. „Sociolects and Registers – a Contrastive Analysis of Two Kinds of Linguistic Variation". *Investigationes Linguisticae* 20 (2010): 60 – 79.

Matschnigg-Peer, Sandra. *Herkunftsbedingte Bildungsdisparität an der Wiener Grundschule*. Berlin: Logos Berlin, 2018.

Meister, Nina. „Transformationsprozesse durch universitäre Krisenerfahrungen? Die Entwicklung eines fachspezifischen Habitus von Sport-Lehramtsstudierenden". *Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung* 7.1 (2018): 51 – 64.

Möhring, Jupp, und Olaf Bärenfänger. „Hochschulzugangsprüfungen und die Studienrealität: Eine empirische Untersuchung zu Lese- und Wortschatzanforderungen in der Studieneingangsphase". *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 45.4 (2018): 540 – 572.

Möller, Christina. „Begrenzte Ermöglichungen". *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren*. Hg. Markus Rieger-Ladich und Christian Grabau. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2017. 63 – 81.

Morek, Miriam, und Vivien Heller. „Bildungssprache – Kommunikative, epistemische, soziale und interaktive Aspekte ihres Gebrauchs“. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 57 (2012): 67–101.
Neumann, Stella. *Contrastive Register Variation: A Quantitative Approach to the Comparison of English and German*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2013.
Ortner, Hanspeter. „Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Bildungssprache“. *Halbband 2 Rhetorik und Stilistik/Rhetoric and Stylistics*. Berlin und New York: De Gruyter, 2009. 2227–2240.
Paetsch, Jennifer, Susanne Radmann, Anja Felbrich, Rainer Lehmann und Petra Stanat. „Sprachkompetenz als Prädiktor mathematischer Kompetenzentwicklung von Kindern deutscher und nicht-deutscher Familiensprache“. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 48.1 (2016): 27–41.
Qin, Wenjuan, und Paola Uccelli. „Beyond Linguistic Complexity: Assessing Register Flexibility in EFL Writing across Contexts“. *Assessing Writing* 45 (2020): 100465.
Regier, Katrin, Stefanie Regier und Meike Zellner. „Warum Sprachkompetenz? – Eine Reflexion“. *Förderung der Sprachkompetenz in der Hochschullehre*. Hg. Katrin Regier, Stefanie Regier und Meike Zellner. Wiesbaden: Springer, 2020. 3–11.
Rehbein, Boike. „Sprache“. *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 355–358.
Rehbein, Boike, und Gernot Saalmann. „Feld (champ)“. *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 99–103.
Richter, Sophia, und Barbara Friebertshäuser. „Die Welt des Studiums forschend erkunden – Ethnografie, Habitus und Fachkulturforschung“. *Studieren – Forschen – Praxis: Erziehungswissenschaftliche Erkundungen im Feld universitären Lebens*. Frankfurt am Main: Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2019. 11–50.
Schlager, Sabine. *Zur Erforschung des Zusammenhangs zwischen Sprachkompetenz und Mathematikleistung: Oberflächlichkeit als potenzieller Mediator*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2020.
Schmitt, Lars. *Bestellt und nicht abgeholt: Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.
Sinner, Carsten. *Varietätenlinguistik: Eine Einführung*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2014.
Walzebug, Anke. *Sprachlich bedingte soziale Ungleichheit: Theoretische und empirische Betrachtungen am Beispiel mathematischer Testaufgaben und ihrer Bearbeitung*. Münster: Waxmann, 2015.
Wiese, Heike. „Language Situations: A method for capturing variation within speakers' repertoires“. *Methods in Dialectology XVI*. Hg. Yoshiyuki Asahi. Frankfurt am Main: Lang, 2020. 105–117.
Wiese, Heike, und Yannic Bracke. „Registerdifferenzierung im Namdeutschen: Informeller und formeller Sprachgebrauch in einer vitalen Sprechergemeinschaft“. *Kontaktvarietäten des Deutschen im Ausland*. Hg. Csaba Földes. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2021. 273–293.
Wisniewski, Katrin. „Sprache und Studienerfolg von Bildungsausländerinnen und -ausländern: Eine Längsschnittstudie an den Universitäten Leipzig und Würzburg“. *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 45.4 (2018): 573–597.
Wollert, Mattheus, und Stephanie Zschill. „Sprachliche Studierfähigkeit: Ein Konstrukt auf dem Prüfstand“. *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 44.1 (2017): 2–17.

III Neuere deutsche Literaturwissenschaft

Ruth Signer

Luxusgeschmack und interesseloses Wohlgefallen – Bourdieus Analyse gesellschaftlicher Voraussetzungen der Autonomieästhetik

Eine entscheidende Grenze durchzieht das Soziale. Es ist jene Grenze zwischen dem Luxus- und dem Notwendigkeitsgeschmack. So zumindest beschreibt es Pierre Bourdieu 1979 in seinem Hauptwerk *La distinction*.[1] Den *„goûts de luxe"* – den Luxusgeschmack – bezeichnet Bourdieu auch als *goûts „de liberté"* – als Geschmack der Freiheit (vgl. Bourdieu 1979, 198; vgl. auch Signer 2021, 135 – 136). Dabei bestimmt Bourdieu Luxus als Ausdruck und Bekräftigung einer Distanz zur Notwendigkeit („le luxe comme attestation de la distance à la nécessité" [Bourdieu 1979, 284]). Im Luxusgeschmack zeige sich ein Bestreben, sich als von Zwang und Notwendigkeit befreit zu demonstrieren. Der Notwendigkeitsgeschmack hingegen sei „aus Not und Zwang geboren[]" (Bourdieu 1987, 26) und richte sich daher auf das Unentbehrliche und Nützliche. Gerade davon distinguiert sich, so Bourdieu, die herrschende Klasse im Luxusgeschmack.

Die Unterscheidung zwischen Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack ist zugegebenermaßen ziemlich grob, um das Soziale zu strukturieren. Bourdieus konkrete Analysen sind dann bekanntlich auch viel feiner und differenzierter. Dennoch bildet diese Unterscheidung, was den Geschmack betrifft, nach Bourdieu die Grundmatrix, die er – und das ist insbesondere für die Literaturwissenschaft und Ästhetik wesentlich – über Kants Konzept des ‚interesselosen Wohlgefallen' (vgl. Kant 1981 [1790], 116 – 117) einführt.

Anders als etwa Kapital, Habitus oder Feld ist Luxus kein zentraler Grundbegriff der Bourdieuschen Theoriebildung. Und doch taucht der Begriff vor allem in *La distinction* immer wieder auf: Das Wort *luxe* hat im französischen Original 68 Nennungen. Neben der Unterscheidung von Notwendigkeits- und Luxusgeschmack dient der Begriff in einer zweiten Bedeutung – nun quasi als re-entry – dazu, den Luxusgeschmack seinerseits zu differenzieren. Während Bourdieu also die Unterscheidung dieser zwei Geschmacksausprägungen als Matrix identifiziert, die der modernen Gesellschaft zugrunde liegt, greift er wiederum auf den

[1] Bourdieu, Pierre. *La distinction: Critique sociale du jugement*. Paris: Les Éditions de minuit, 1979. Dt. Übersetzung erscheint erstmals 1982: Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982.

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-009

Luxus-Begriff zurück, um die Unterschiede innerhalb des „herrschenden Geschmacks" (Bourdieu 1987, 442) zu verdeutlichen. Dort umfasst ‚Luxus' nun ein engeres Bedeutungsspektrum: Bourdieu setzt da etwa das Interesse am Besitz eines Gegenstandes (*„Sinn für Luxus"* [Bourdieu 1987, 447]) dem Sinn für Immaterielles (*„asketische[r] Aristokratismus"* [Bourdieu 1987, 447]) entgegen. Damit skizziert er eine Leitdifferenz zwischen den unterschiedlichen Ausprägungen des kapitalstarken Geschmacks, die auf der je spezifischen Zusammensetzung der Kapitalsorten gründet. Während beim ‚asketischen Aristokratismus' das kulturelle Kapital dominiert, ist es beim ‚Sinn für Luxus' das ökonomische Kapital.

In diesem Beitrag soll primär die erste und umfassendere Verwendungsweise des Luxus-Begriffs genauer untersucht werden. Denn sie steht in enger Beziehung zu der sich in der Moderne herausbildenden Autonomieästhetik. Damit übernimmt dieses umfassendere Konzept des Luxusgeschmacks nicht nur eine Schlüsselrolle in der Verbindung zwischen *La distinction* (1979) und *Les règles de l'art* (1992), sondern verdeutlicht auch, wie grundlegend die historische Rekonstruktion ästhetischer Programme und Rezeptionsweisen von Kunst für Bourdieus Theorie des sozialen Raums ist. Andererseits eröffnet die Weise, wie Bourdieu Luxusgeschmack und Kantianische Interesselosigkeit verbindet, für die Literaturwissenschaft ein Forschungsfeld, das nach Voraussetzungen und Wirkungen ästhetischer Programme (auch über den Bereich der Kunst hinaus) fragt sowie nach ihren Interferenzen mit anderen Diskursfeldern. Nicht zuletzt fordern solche im Anschluss skizzierten Thesen und Fragestellungen die Literaturwissenschaft immer auch auf, sich ihrer eigenen normativen Setzungen und deren Implikationen bewusst zu werden; etwa einem bestimmten Ideal von ästhetischer Autonomie, das bewirkt, dass in der universitären Lehre bestimmte Zugriffe auf Literatur positiv und andere negativ sanktioniert werden.

1 Luxusgeschmack und ästhetische Einstellung

Revolutionär an Bourdieus Theorie des sozialen Raums, die er als Beschreibung der französischen Gesellschaft im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert entwarf, ist ihr Ausgangspunkt im ‚Geschmack' der sozialen Akteure. Gerade das, was oft als subjektiv, kontingent, als zu vernachlässigender Ausdruck des Gefallens und Missfallens rein dem symbolischen ‚Überbau' zugeschriebenen wurde, steht hier als strukturierendes und strukturiertes Prinzip im Zentrum einer Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit und Regelhaftigkeit. Der Geschmack ordnet die Gesellschaft und trägt maßgeblich dazu bei, dass ihre Ordnung sich reproduziert. Dabei reiht sich Bourdieus Soziologie durchaus in eine materialistische Tradition ein, die aber ihrerseits – durch die bahnbrechende

Erweiterung des Kapitalbegriffs – die ökonomische Dimension des Symbolischen in den Blick bekommt. Dementsprechend lauten die ersten Worte aus *Die feinen Unterschiede:* „Auch kulturelle Güter unterliegen einer Ökonomie" (Bourdieu 1987, 17).

In der Einleitung von *La distinction* beschreibt Bourdieu die „ästhetische[] Einstellung" (Bourdieu 1987, 21) als die Wahrnehmungs- und Bewertungsweise einer sich in der Moderne herausbildenden herrschenden Klasse: Eine Klasse, die sich mit und seit Kant zuschreibt, zweckfrei, distanziert und also autonom auf Kulturgüter (potentiell jeglicher Art) bezogen zu sein. Der „reine Blick" (Bourdieu 1987, 23), als welchen Bourdieu die ästhetische Einstellung auch beschreibt, hat sich von der Not – vom Notwendigkeitsgeschmack – gelöst. Die Habitusträgerin eines solchen reinen Blicks hat gelernt, die Dinge nicht hinsichtlich der Frage zu betrachten, was sie ihr nützen. Diese Bezugnahme hat sich von dem zu befriedigenden Bedürfnis emanzipiert oder vollzieht eine soziale Praxis so, als ginge es um kein drängendes Bedürfnis. Über diesen reinen Blick lässt sich der sich distinguierende (Kunst-)Geschmack der ‚herrschenden Klasse' nach Bourdieu am besten beschreiben; ein Geschmack, der Form über Substanz und Zweckfreiheit über ‚profane' Bedürfnisse stellt (vgl. Bourdieu 1987, 21–27). Dabei verschweigt diese ästhetische Einstellung die Voraussetzungen, auf der sie sowohl phylo- wie ontogenetisch beruht, sowie die Macht, die sie bedeutet.

2 Luxus

Bourdieus Begriff des Luxus ist zugleich konventionell und kontraintuitiv. Konventionell ist er, insofern er sich ziemlich genau an der berühmten Luxus-Definition von Werner Sombart orientiert. Nach Sombart ist Luxus „jeder Aufwand, der über das Notwendige hinausgeht" (Sombart 1913, 71). Die Notwendigkeit bildet wie bei Bourdieu den Gegenbegriff zum Luxus. Luxus konstituiert sich in ihrer Überschreitung und in Abgrenzung zu ihr und weist durch seinen übermäßigen Aufwand eine vordergründig ineffiziente Struktur auf. Kontraintuitiv ist hingegen die enge Verzahnung von Luxus und Kunst in Bourdieus Ausführungen. Aber auch sie hat eine Tradition, die bis zu Jean-Jacques Rousseau zurückreicht (Rousseau 2012 [1750]; vgl. auch Signer 2022a). Insofern Bourdieu den Luxusgeschmack über Kants Vorstellung des ‚interesselosen Wohlgefallens' mehr mit Autonomie als mit Besitz von materiellen Gegenständen in Verbindung bringt, entfernt sich seine Bestimmung von einem *common sense*-Verständnis von Lu-

xus.[2] Für Bourdieu ist Luxus eine Haltung, die in der Bezugnahme auf Kunst wie auch auf sehr teure und seltene materielle Güter zum Ausdruck kommen kann. Im Prinzip kann sie jegliches Objekt, jegliches Phänomen zum Luxus machen, insofern der ‚reine Blick' ihr Modus der Bezugnahme ist. Gerade aber für die Herausbildung dieser über die Kunst hinaus applizierbaren ästhetischen Einstellung war und ist das künstlerische Feld entscheidend. Und die Kunst bleibt der Ort, an dem sie die höchsten Distinktionswerte verleiht, weil die Kunst dem Notwendigkeitsgeschmack immer schon tendenziell fremd ist.

Neben Sombart ist auch Thorstein Veblen in Bourdieus theoretische Konzeption des Luxus eingeflossen. Wie in Veblens *Theory of the Leisure Class* (1912 [1899]) bedeutet Luxus bei Bourdieu Distinktion. Der sogenannte legitime Geschmack distinguiert sich in der ästhetischen Einstellung, welche Distanz zum Bedürfnis ausdrückt, etwa vom populären Geschmack. Durch seine Leichtigkeit und Ungezwungenheit grenzt er sich vom mittleren, prätentiösen Geschmack ab, welcher den legitimen Geschmack imitiert, dem aber gerade die Ungezwungenheit und Verspieltheit fehlt. Im Unterschied zu Veblen geht Bourdieu jedoch davon aus, dass Distinktion primär unbewusst abläuft und die Rationalität einer gesellschaftlichen Ordnung nicht mit einer subjektiven Zweckrationalität verwechselt werden darf (vgl. auch Prinz 2014, 104 – 105).

Die spätestens seit der Moderne für den Luxus konstitutive und potenzierte ambivalente Bewertung (Weder und Bergengruen 2011) lässt sich mit Bourdieu den zwei sich im sozialen Raum diametral entgegengesetzten Geschmacksausprägungen zuordnen; eben nämlich dem Luxusgeschmack, der Luxus affirmiert und in ihm gar seine Freiheit zu finden meint, und dem Notwendigkeitsgeschmack, der ihn als verschwenderische Irrationalität ablehnt. Zugegebenermaßen etwas zynisch schreibt Bourdieu: „Der Geschmack bewirkt, daß man hat, was man mag, weil man mag, was man hat" (Bourdieu 1987, 286). Die Aspirationen und Bewertungen jedes Einzelnen sind seinen habitusspezifischen Möglichkeiten vorangepasst.

2 Folgt man Lambert Wiesings Studie *Luxus*, so müsste man Bourdieu an dieser Stelle vorwerfen, dass er zwei Dinge vermischt. Denn während Kunst in der Vorstellung Kants zwecklos ist, haben materielle Luxusgüter meist durchaus einen Zweck. Dieser Zweck aber werde, so Wiesing, auf sehr unzweckmäßige bzw. übermäßig aufwändige Weise erfüllt; vgl. Wiesing (2015, 190 – 194).

3 Luxus und die Ökonomie des literarischen Feldes

In *La distinction* wird also deutlich, dass die Unterscheidung von Notwendigkeits- und Luxusgeschmack in Bourdieus *Critique sociale du jugement* – so bekanntlich der kritisch auf Kant bezugnehmende Untertitel des Buchs – insbesondere die Kunst und ihre Rezeption betrifft. Kulturgüter machen für ihn einen Teil der Luxusgüter aus, weil sie, insofern sie in der Tradition einer Vorstellung von Kunstautonomie stehen, zu dieser ästhetischen Einstellung geradezu prädestiniert sind (vgl. auch Signer 2022a, 194 – 195). Dazu Bourdieu:

> Ist unter allen Gegenstandsbereichen keiner so umfassend geeignet zur Manifestation sozialer Unterschiede wie der Bereich der Luxusgüter und unter ihnen besonders die Kulturgüter, so deshalb, weil *in ihnen die Distinktionsbeziehung objektiv angelegt ist* und bei jedem konsumtiven Akt […] durch die notwendig vorausgesetzten und kulturellen Aneignungsinstrumente reaktiviert wird. (Bourdieu 1987, 355)

Das Kunstwerk ist für Bourdieu nicht primär daher ein Luxusgut, weil es selten oder teuer ist, sondern weil die zu seiner Aneignung notwendige Kompetenz selten und sehr voraussetzungsvoll ist (vgl. Bourdieu 1987, 360). Gerade daher taugt Kunst zur Distinktion. Die Ökonomie der ‚autonomen' Kunst funktioniert hier analog zu dem, was gemeinhin als Luxusprodukt verstanden wird und im Gegensatz zur Massenkultur, über Seltenheit: Je populärer ein Kunstwerk wird, desto stärker ist sein Luxusstatus in Gefahr, denn in seiner breiten Beliebtheit kommt zum Ausdruck, dass seine Aneignung kein hohes Volumen an Kapital voraussetzt. Denn würde es das, wäre sein Markt notwendigerweise begrenzt.

Nach Bourdieu ist das literarische bzw. künstlerische Feld über zwei sich gegenüberstehende ökonomische Logiken strukturiert (vgl. Bourdieu 2001, 228 – 249). Während die rechte Seite – die kommerziellere Kunst – sich am Markt und Zeitgeist orientiert und auf unmittelbaren ökonomischen Erfolg abzielt, zeichnet sich die linke Seite des literarischen Feldes gerade über eine Abwendung von ökonomischen Fragen aus. Wie der Luxusgeschmack gehorcht aber auch diese scheinbar unökonomische Sphäre wiederum einer Ökonomie, indem der Bruch mit dem populären Geschmack selbst Distinktionswerte verleiht und Kapital voraussetzt sowie anzeigt. Gemäß der ökonomischen Logik der ‚autonomen Kunst' erscheint der sehr erfolgreiche zeitgenössische Künstler suspekt. Die ökonomische Erfolglosigkeit kann hingegen gerade als Zeichen der Qualität eines Werks ausgelegt werden, wobei es immer uneindeutig bleibt, ob es sich dabei tatsächlich um einen *artiste maudit* – einen verkannten Künstler – und nicht vielmehr um einen *artiste raté* – einen gescheiterten Künstler – handelt (vgl.

Bourdieu 2001, 347): Der *artiste maudit* gilt als seiner Zeit voraus; der Geschmack für seine Kunst muss erst noch ausgebildet werden.

Bourdieu führt in *Die Regeln der Kunst* mit Samuel Becketts *En attendant Godot* und Alain Robbe-Grillets *La Jalousie* zwei Beispiele solcher Werke der sogenannten ‚autonomen Ästhetik' an, die zum Zeitpunkt des Erscheinens noch keinen großen Markt fanden, langfristig jedoch sehr hohe Verkaufszahlen erzielten (vgl. Bourdieu 2001, 230). Die zwei Logiken des literarischen Feldes weisen eine unterschiedliche Zeitlichkeit auf. Während die stärker am Markt ausgerichteten Bücher den höchsten Erfolg im Erscheinungsjahr erzielen, ist der ökonomische Erfolg der sogenannten autonomen Kunst noch nicht absehbar, quasi eine Lotterie, der aber gezielt mit Konsekrationen innerhalb des literarischen Feldes entgegengearbeitet wird, die den langfristigen ökonomischen Erfolg wahrscheinlicher machen. Mit diesem zeitlich versetzten ökonomischen Erfolg suggeriert das Kunstwerk, dass es von der Ökonomie unabhängig, ja ihr entgegengesetzt sei. Diese scheinbare antiökonomische Logik der autonomen Kunst verbindet sie mit der Gabe, der Verschwendung, der Verausgabung und des Heiligen. „Als Handel mit Dingen, mit denen nicht zu handeln ist, gehört der Handel mit ‚reiner' Kunst zu der Klasse von Praktiken, in der die Logik der vorkapitalistischen Wirtschaft überlebt" (Bourdieu 2001, 239). Wie das Geschenk, das zuallererst nur ohne Forderung nach Gegengabe zur Gabe wird, gibt die autonome Kunst vor, dass es für sie keinen Gegenwert gäbe (vgl. Bourdieu 2001, 238). Stattdessen basiert sie als „anti-‚ökonomische' Ökonomie'" auf der „Interesselosigkeit sowie der Verleugnung der ‚Ökonomie' (des ‚Kommerziellen') und des (kurzfristigen) ‚ökonomischen' Profits" (Bourdieu 2001, 228). Es ist gerade diese der unmittelbaren Ökonomie nicht angepasste ‚reine Kunst', die, eben durch die Vorstellung von Interesselosigkeit, eine bestimmte, voraussetzungsvolle Rezeption impliziert:

> Während die Rezeption von sogenannten ‚kommerziellen' Produkten vom Bildungsstand der Rezipienten nahezu unabhängig ist, sind die ‚reinen' Kunstwerke nur solchen Konsumenten zugänglich, die über die entsprechende und für ihr Bewerten notwendige Disposition und Kompetenz verfügen. (Bourdieu 2001, 237)

Ein Grundprinzip dieses voraussetzungsvollen Geschmacks ist nach Bourdieu in der Moderne eben das interesselose Wohlgefallen. Denn die der autonomen Kunst vorangepasste Rezeptionsweise entspricht Kants Begriff der Interesselosigkeit, welche er in der *Kritik der Urteilskraft* als Bedingung der Möglichkeit begreift, etwas als schön zu beurteilen (vgl. Kant 1981 [1790], 116 – 117). Es ist jedoch gerade diese scheinbare Interesselosigkeit, die zum Stein des Anstoßes für Bourdieus *Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* wird. Denn in seiner Auseinandersetzung

mit Kant kritisiert Bourdieu Kants Annahme, dass das ‚interesselose Wohlgefallen' wirklich interesselos sei. Das ‚interesselose Wohlgefallen' selbst verfolge stattdessen ein Interesse: Wer in die literarische Ordnung eintritt, „hat an Interesselosigkeit Interesse" (Bourdieu 2001, 342).

Was auf erster Ebene als Interesselosigkeit auftritt, erfüllt auf zweiter Ebene ein Interesse: Nämlich die Distinktion der Rezipientin. Dies geschieht nach Bourdieu bekanntlich unabhängig davon, ob es der Rezipientin bewusst ist, ob sie es intendiert oder nicht. So bemerkt eine solche Perspektive immer auch die verborgene Ökonomie des also nur vermeintlich Interesselosen. In *Die Ökonomie der symbolischen Güter* beschreibt Bourdieu seine Perspektive auf diese Ökonomie anti-ökonomischer Sphären wie folgt: „Gemeinsam ist den Welten, die ich beschreiben möchte, dass sie die objektiven Bedingungen dafür schaffen, dass das ‚interessefreie' Handeln im Interesse der sozialen Akteure liegt, was paradox scheint" (Bourdieu 2011, 188). Die zur Autonomie tendierende linke Seite des literarischen Feldes ist eine solche Welt. Wie bereits betont, geschieht Distinktion nach Bourdieu und im Gegensatz zu Thorstein Veblen meist hinter dem Rücken der sich Distinguierenden. Abgesehen allenfalls vom prätentiösen Geschmack des Aufsteigers wird die Frage, was man mag und nicht mag, ganz intuitiv beantwortet. Ekel oder Widerwille zeigen die sehr körperliche Dimension dieses inkorporierten Geschmacksurteils an.

Im Gegensatz zu Kant fragt Bourdieu nach den Voraussetzungen eines Geschmacks, der sich das (vermeintlich) interesselose Wohlgefallen zum Prinzip gemacht hat. Er fragt also danach, wer Zugang zu ihm hat und darüber hinaus, inwiefern dieser Geschmack in phylogenetischer Hinsicht Ergebnis eines langen historischen Prozesses ist. Und es ist keineswegs Zufall, dass Kant diese Frage nicht stellt; es ist der blinde Fleck der Ästhetik, welcher der scheinbaren Demokratisierung der Kunst in der Moderne entgegenarbeitet. Genealogisch betrachtet ist die ästhetische Einstellung als Ausprägung des Luxusgeschmacks also eine neue Beschränkung, die historisch interessanterweise genau dann auftritt, wenn die Kunst vermeintlich demokratisiert wird.

Solche Überlegungen ergeben sich nicht nur aus Bourdieus Werk, sondern finden sich etwa auch beim frühen Theodor W. Adorno, der schlussendlich jedoch – anders als Bourdieu – an einem positiven Begriff einer der Utilität entronnenen Kunst festhält (Adorno 2003b) und mit dem gleichen Argument auch den Luxus gegenüber Veblens Angriff verteidigt (vgl. Adorno 2003a, 72–96). In der *Dialektik der Aufklärung* jedoch lesen wir auch bei Adorno und Horkheimer: „Die Reinheit der bürgerlichen Kunst, die sich als Reich der Freiheit im Gegensatz zur materiellen Praxis hypostasierte, war von Anbeginn mit dem Ausschluß der Unterklasse erkauft" (Adorno und Horkheimer 1987, 160). Denn wenn der eigene Geschmack, so erklärt es Bourdieu, in seinem Ursprung und d. h. im Modus seines Erwerbs an

die Notwendigkeit gebunden ist, bleibt er auch darüber hinaus mit hoher Wahrscheinlichkeit einer Pragmatik und Unmittelbarkeit verhaftet, die den Luxusgeschmack tendenziell ablehnt oder ihm fremd gegenübersteht. Kant stellt zur Veranschaulichung des interesselosen Wohlgefallens in § 2 der *Analytik des Schönen* die Frage, ob ein bestimmter Palast als schön empfunden würde. Die in seinen Augen inadäquaten Reaktionen führt er sogleich an: nämlich eine Ablehnung des Palastes, weil man ihn etwa als verschwenderisch oder eitel empfindet. Solche Urteile sind nach Kant nicht uninteressiert, denn sie fragen nach der Notwendigkeit der Existenz des Palastes, die aber für die Schönheit irrelevant sei (vgl. Kant 1981 [1790], 116 – 117).

Auch der Luxusgeschmack, der sich durch die besagte Uninteressiertheit auszeichnet, ist ein über viele Jahre anerzogener, vorgelebter und trainierter Geschmack. Die Freiheit, die in ihm zum Ausdruck kommt, korrespondiert mit dem größeren Kapitalvolumen, das Freiheit gegenüber der Notwendigkeit, der existentiellen Not, immer schon garantiert. Bourdieu ordnet also im ersten Teil von *La distinction* das in Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790) dem Schönen entsprechende Urteil des ‚interesselosen Wohlgefallens' dieser Klasse des Luxusgeschmacks zu, ja macht es zum Inbegriff seines Modus der Bezugnahme auf Kulturgüter.

Wenn Bourdieu *Die feinen Unterschiede* mit Kant beginnen lässt, verweist der dabei im Zentrum stehende Luxusgeschmack also immer bereits auf die Herausbildung einer autonomen Kunst, die Bourdieu in *Les règles de l'art* (1992) beschreibt. Die Herausbildung des Luxusgeschmacks geht Hand in Hand mit der Entstehung des relativ autonomen künstlerischen Feldes. Zwischen der Herausbildung des Luxusgeschmacks und der Autonomisierung der Kunst – am Beispiel der vornehmlich französischsprachigen Literatur von Bourdieu rekonstruiert – besteht eine Art von Koevolution. Gerade hier zeigen sich die engen Verbindungen zwischen Kunst und Luxus. Eine solche Perspektive überträgt die Frage nach der Legitimität des Luxus auf die der Legitimität der Kunst, im Extremfall – mit etwa Rousseau, Veblen oder Adorno gesprochen – auf die Legitimität der Kultur überhaupt (Rousseau 2012 [1750]; Veblen 1912; Adorno 2003a).

4 Koevolution: Luxusgeschmack und ästhetische Autonomie

Die aus den Abhängigkeiten von Hof und Mäzenatentum entlassene Literatur wird auf dem sich etablierenden Buchmarkt einem allmählich größer werdenden lesefähigen Publikum zugänglich. Dieser fortschreitenden Demokratisierung wirken neue Zugangsschranken entgegen: so etwa die neuen Rezeptionsanforde-

rungen einer sich mehr und mehr formalisierenden Kunst. Im Moment ihrer durch den Buchmarkt gewährleisteten Öffnung schließt sie sich dadurch, dass sie sich beispielsweise von der Unterhaltung entfernt. Es ist nichts anderes als ein Prozess, der Distinktion trotz Massenmarkt weiterhin garantiert.

Die *Great Luxury Debate* bzw. die *Querelle de luxe*[3] und die Autonomisierungstendenzen der Kunst ereignen sich historisch relativ zeitgleich. Die Aufwertung des Luxus im Zuge des achtzehnten Jahrhunderts scheint mitunter den Boden zu ebnen für die Ästhetiken der Autonomie um 1800. Insbesondere die anthropologischen Argumente der Luxusaufwertung (und teilweise auch Abwertung) und jene der Autonomieästhetik gleichen sich. Friedrich Schiller etwa spricht von der ‚luxurierenden Einbildungskraft', wenn er argumentiert, der Mensch sei erst da richtig Mensch, wo er über Notwendigkeit und Nützlichkeit hinausgehe (vgl. Weder und Bergengruen 2011, 19). Solche Argumentationen, die Menschsein an eine bestimmte Kunst- bzw. Spiel- oder Luxuserfahrung binden, wie sie etwa jüngst auch in Lambert Wiesings systematischem Beitrag zum Luxus zu finden sind (Wiesing 2015), verschweigen gemäß Bourdieu die historische Genese einer solchen Kunst- oder Luxuserfahrung sowie ihre Verteilung im sozialen Raum. Das mögliche (literaturwissenschaftliche) Forschungsfeld, das in diesem Beitrag angerissen wird, würde genau solchen Verbindungen zwischen einem Denken des Luxus und der Autonomieästhetik nachgehen (vgl. hierzu auch Weder und Bergengruen 2011, 17–26) und damit die Beziehungen zwischen der Aufwertung des Luxus und der Aufwertung der autonomen Kunst erschließen, mitunter auch ihre ambivalente Bewertung, die ihnen in der Moderne zuteil wird.

Der bereits genannte Jean-Jacques Rousseau bildet einen sinnvollen Ausgangspunkt für eine solche Untersuchung. Entgegen der tendenziellen Aufwertung des Luxus im achtzehnten Jahrhundert ist Luxus für Rousseau fast ausschließlich negativ besetzt und das in sehr nachdrücklicher Weise. In seinem ersten preisgekrönten *Discours sur les sciences et les arts* [*Abhandlung über die Wissenschaften und die Künste*] von 1750 behauptet Rousseau, Künste, Wissenschaften und Luxus seien allesamt aus Lastern entstanden: aus Müßiggang und Eitelkeit (vgl. Rousseau 2012 [1750], 50–51; Signer 2022a, 182). Zudem seien sie nutzlos, ja sogar schädlich: Sie korrumpieren die Tugend und ruinieren den Staat (vgl. Rousseau 2012 [1750], 48–51).

Luxus und freie Zeit sind nach Rousseau die Vorbedingungen der Kunst (vgl. Rousseau 2012 [1750], 44–48). „Que ferions-nous des Arts, sans le luxe qui les

---

3 Im französischsprachigen Raum prägen Montesquieu, Fénelon, Melon, Rousseau, Voltaire, Diderot und Saint-Lambert die Debatte. Im englischsprachigen Raum sind es u. a. Mandeville, Hume und Smith; vgl. für einen Überblick Vogl (2001, 694–708).

nourrit?“ [Was könnten wir mit den Künsten anfangen ohne den Luxus, der sie ernährt?] (Rousseau 2012 [1750], 44–45). Was Rousseau hier in seiner Kritik wohl in einem materialistischen Sinne meint, müsste mit Bourdieu um die symbolische Dimension ergänzt werden: Die Aufwertung des Luxus als die positive Besetzung von etwas, was über die Notwendigkeit hinausgeht – im Allgemeinsten also die positive Besetzung von Kultur – ist Voraussetzung für einen positiven Begriff einer autonomen Literatur. Erst eine solche Konzeption nimmt der Kunst das schlechte Gewissen: Sie kann nun schamlos nicht nützlich, ja vielmehr verausgabend sein. Aber auch umgekehrt wirkt eine positive Besetzung der autonomen Kunst auf die Aufwertung des Luxusgeschmacks zurück. Die autonome Kunst ermöglicht ihren Rezipient:innen in der ihr korrespondierenden ästhetischen Einstellung Distinktionswerte.

Bei Rousseau hingegen ist, was über die Notwendigkeit hinausgeht, *hybris*. Luxus ist für ihn nicht zuletzt daher unsittlich, weil der Mensch sich mittels ihm über den Ort, den Gott dem Menschen zuwies, hinwegsetzt; so zumindest der Subtext seiner Argumentation. Rousseau übernimmt dabei eine bis zum achtzehnten Jahrhundert vorherrschende moraltheologische Begründung, die die *luxuria* als Sünde qualifiziert. Während bei Rousseau alles jenseits des physisch Notwendigen Luxus ist („Tout est source de mal au-delà du nécessaire physique“ [Rousseau 1964 [1752], 95]), findet sich etwa bei Kant, der sich in seiner Anthropologie selbst zum Luxus geäußert hat, eine Unterscheidung zwischen einer „Üppigkeit (*luxus*) [...] mit Geschmack“ und einer „öffentliche[n] Schwelgerei (*luxuries*)“ „ohne Geschmack“. Für Kant ist erstere im Gegensatz zu letzterer aber „mit der fortschreitenden Cultur des Volks (in Kunst und Wissenschaft) vereinbar“ (Kant 1964 [1798], 578–579).

Rousseau ist anders als Kant – mit Bourdieu gesprochen – ein Vertreter des Notwendigkeitsgeschmacks, der jedoch gleichermaßen an der Identifikation von Kunst und Luxus mitschreibt. Indem Kunst hier unter negativen Vorzeichen als nicht-nützlich und verschwenderisch kritisiert wird, nimmt er ihre Selbstreferenz schon *avant la lettre* an. Und wie über 200 Jahre später Bourdieu, erblickt bereits Rousseau in dieser vermeintlichen Nutzlosigkeit doch wieder eine Verzwecklichung, die er verurteilt: Für Rousseau sind Kunst, Wissenschaften, Luxus – ja Kultur insgesamt – Mittel, eitle Anerkennung zu erheischen, sich im Vergleich mit anderen dadurch über sie zu stellen, und also der Leid bringenden *amour propre* zuzurechnen (vgl. Rousseau 2008 [1755]; Signer 2022a, 184).

Während Rousseau den Menschen an die Notwendigkeit bindet, übernimmt Friedrich Schiller etwa in seinem 27. Brief der *Ästhetischen Erziehung des Menschen* Rousseaus anthropologische Konzeptionen. Nun aber wird der zum Überfluss strebende Mensch positiv besetzt (vgl. auch Weder und Bergengruen 2011, 19–20):

> Nicht zufrieden, einen ästhetischen Überfluß in das Notwendige zu bringen, reißt sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Notdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er *schmückt* sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnötige ist bald der beste Teil seiner Freuden. (Schiller 2009 [1795], 119 – 120)

Gerade im Streben nach dem Schönen und Unnötigen verwirklicht sich nach Schiller die ästhetische Freiheit des Menschen, die ihn zur politischen Freiheit erziehe. Das Unnötige und Überflüssige, in denen sich der Mensch als Selbstzweck erfahre, richtet sich dabei gegen das, was Schiller im zweiten Brief diagnostiziert: „Der *Nutzen* ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen" (Schiller 2009 [1795], 12). Während die Kunst – als Vermittlerin zwischen Form- und Stofftrieb – eine „Tochter der Freiheit" sei, herrsche gegenteilig, so Schillers Zeitkritik, „das Bedürfnis [...] und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch" (Schiller 2009 [1795], 12). Gerade im Spieltrieb bzw. in der Kunst aber könnte, entgegen der Diktatur des Nutzens und der Notwendigkeit, der Mensch sein Menschsein wieder erfahren. Durch die Schönheit werde der Mensch zur Freiheit gelangen, so Schillers berühmtes Diktum (vgl. Schiller 2009 [1795], 13). Was die Verwirklichung dieser ästhetischen Freiheit betrifft, blieb Schiller in seinem 27. Brief durchaus zurückhaltend. Denn entgegen dem anthropologischen Programm, was ja *qua definitionem* allen Menschen zugänglich sein sollte, fände man den „Staat des schönen Scheins" nur in „einigen wenigen auserlesenen Zirkeln" bereits realisiert (Schiller 2009 [1795], 124; vgl. auch Matuschek 2009, 132). Gemäß Bourdieus Paradigma verläuft zwischen diesen Zirkeln und ihrem Außen die Grenze zwischen Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack. Und so wäre Bourdieu also alles andere als optimistisch, was die klassenübergreifende Durchsetzbarkeit dieser ‚ästhetischen Erziehung' betrifft.

Die Differenz von Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack lässt sich in der Debatte um die Autonomie der Kunst insbesondere in solchen anthropologischen Argumenten rekonstruieren. Von Jean-Jacques Rousseaus *Discours sur les sciences et les arts* (1750) über die für die Autonomiedebatte unabdingbaren Ausführungen von Karl Philipp Moritz (*Über die bildende Nachahmung des Schönen*, 1962 [1788]) und eben Schillers *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* (2009 [1795]) bis etwa zur kritischen Auseinandersetzung mit Luxus und ästhetischer Autonomie in Ludwig Tiecks Novelle *Des Lebens Überfluß* (1986 [1939]) (vgl. zu Tieck: Signer 2022b) wären diese diskursiven Überkreuzungen nachzuvollziehen. Sie machen in einer auf die deutschsprachige Literatur fokussierenden Genealogie autonomer Kunst nicht nur auf ökonomische Denkfiguren aufmerksam, sondern stellen die

gesellschaftlichen Voraussetzungen der autonomen Kunst sowie die Privilegien, die sie verleiht, in den Mittelpunkt.

Bourdieus Denken ist für eine literatur- sowie kulturwissenschaftliche Forschung zum Luxus besonders attraktiv, weil es ein theoretisches Gebäude und begriffliches Instrumentarium liefert, das diese Verbindung von Kunst und Luxus erkennbar macht und die zwei Begriffe nicht vorschnell ganz gegensätzlichen Sphären zuordnet. Aber auch diesen Impuls, Luxus doch materiell und damit als potenziell vulgär, glänzend, protzend zu bestimmen, fängt *La distinction* in den „Varianten des herrschenden Geschmacks" wieder ein. Das ist nämlich die bereits angesprochene zweite Bestimmung des Luxus bei Bourdieu. Sowohl der ‚asketische Aristokratismus' als auch der ‚Sinn für Luxus' sind Varianten des Luxusgeschmacks, insofern sie beide eine Distanz zur Notwendigkeit zum Ausdruck bringen. Gerade in ihrer Verneinung des Bedürfnisses ist Askese für Bourdieu paradoxerweise Luxus. Dem kleineren Umfang an ökonomischem Kapital entsprechend, zielt der vom kulturellen Kapital geprägte Geschmack dieser Gruppe nicht auf den Besitz, sondern lediglich auf die Betrachtung von Kunst oder auf den Besitz preisgünstiger Kunstwerke wie Bücher. Der ‚Sinn für Luxus' hingegen kann aufgrund seines großen ökonomischen Kapitalvolumens ebenso den Besitz von teuren kulturellen Gütern oder aufwändigen Konsumereignissen garantieren und hat es daher weder nötig, über Askese zu punkten noch das Materielle abzuwerten.

Mit Kant ist es zugegebenermaßen problematisch diesen ‚Sinn für Luxus' als gleichermaßen interesselos wie der ‚asketische Aristokratismus' zu beschreiben. Denn schließlich negiert Kants Begriff der Interesselosigkeit gerade den Wunsch, das Objekt dieser interesselosen Betrachtung zu besitzen. Denn dieser Wunsch ist Ausdruck eines Bedürfnisses, das die Bezugnahme auf das Schöne nicht mehr frei sein lässt. Für Bourdieu ist hier eine andere Unterscheidung relevant, nämlich die Frage, ob das Bedürfnis am Besitz einer Sache aus Notwendigkeit oder Freiheit geboren ist. Das Bedürfnis am Besitz signalisiert bei Bourdieu gerade dann eine Distanz zur Notwendigkeit, insofern in ihm deutlich wird, dass der Besitz einer Sache (neben der Distinktion) keine andere Funktion erfüllt, als sich mit Schönheit zu umgeben oder sich zu verausgaben.

5 Ein blinder Fleck der Literaturwissenschaft

Mit der hier dargelegten Perspektive auf die Konstellation am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist es möglich, anhand exemplarischer Lektüren von ästhetischen und kulturkritischen Schriften eine Geschichte des Verhältnisses von Kunst und Luxus zu rekonstruieren und damit genuin auch die Autonomisierung

der Kunst aus der Perspektive ‚der gesellschaftlichen Urteilskraft' in den Blick zu bekommen.

Für Theodor W. Adorno blieb in seiner *Ästhetischen Theorie* die Kunst als das Andere der instrumentellen Vernunft denkbar und auch seine Ausführungen zum Luxus erkennen in Letzterem das Potential zu einer tatsächlichen Befreiung von der – wie er schreibt – „Sklaverei der Zwecke" (Adorno 2003a, 78). Während Adorno der Kunst und dem Luxus also in ihrer Engführung als das potenziell Jenseitige der Utilität durchaus subversives Potential zuschreibt, bleibt bei Bourdieu eine Kritik dieser Vorstellung von Selbstzweckhaftigkeit vorherrschend. Denn indem das vermeintlich Zwecklose bzw. Selbstzweckhafte, insofern es die Rezipientin distinguiert, wiederum einen Nutzen aufweist, ist bei Bourdieu die ökonomische Logik allumfassend (vgl. Signer et al. 2021, 13). Die noch bei Adorno anklingende Emphase des vor der instrumentellen Vernunft Geretteten muss mit Bourdieu historisiert werden. Zudem macht Bourdieu die Literaturwissenschaft und Ästhetik darauf aufmerksam, dass sie als Teil des literarischen Feldes nach wie vor selbst an einer solchen Differenz von Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack mitschreiben, für die sie nicht selten ihrerseits blind sind. Durch eine solche Rekonstruktion einer komplexen historischen sowie milieuspezifischen Genese des reinen Blicks muss also auch die Literaturwissenschaft sich auf ihre eigenen blinden Flecken hin befragen.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W., und Max Horkheimer. *Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940–1950*. Hg. Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt am Main: Fischer, 1987.

Adorno, Theodor W. „Veblens Angriff auf die Kultur". *Kulturkritik und Gesellschaft I: Prismen: Ohne Leitbild*. Hg. Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003a. 72–96.

Adorno, Theodor W. *Ästhetische Theorie*. Hg. Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003b.

Bourdieu, Pierre. *La distinction: Critique sociale du jugement*. Paris: Les Éditions de minuit, 1979.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.

Bourdieu, Pierre. *Les règles de l'art: Genèse et structure du champ littéraire*. Paris: Seuil, 1992.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.

Pierre Bourdieu. *Kunst und Kultur: Zur Ökonomie symbolischer Güter: Schriften zur Kultursoziologie 4*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Konstanz: UVK, 2011.

Kant, Immanuel. „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht". *Werke in 6 Bänden: Bd. 6*. Hg. Wilhelm Weischedel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1964.

Kant, Immanuel. *Kritik der Urteilskraft*. Hg. Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1981.

Matuschek, Stefan. „Kommentar“. *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009. 125 – 283.

Moritz, Karl Philipp. „Über die bildende Nachahmung des Schönen“. *Schriften zur Ästhetik und Poetik: Kritische Ausgabe*. Hg. Hans Joachim Schrimpf. Tübingen: Niemeyer, 1962. 63 – 93.

Prinz, Sophia. „Geschmack (gout)“. *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart: Metzler, 2014. 104 – 110.

Rousseau, Jean-Jacques. „Dernière réponse“. *Œuvres complètes*, *Bd. 3*. Hg. Bernard Gagnebin und Marcel Raymond. Paris: Gallimard, 1964. 71 – 96.

Rousseau, Jean-Jacques. *Diskurs über die Ungleichheit / Discours sur l'inégalité: Kritische Ausgabe des integralen Textes*. Hg., übers. und komm. Heinrich Meier. 6. Auflage. Paderborn: Schöningh, 2008.

Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur les sciences et les arts / Abhandlung über die Wissenschaften und Künste*. Übers. Doris Butz-Striebel in Zusammenarbeit mit Marie-Line Petrequin. Hg. Béatrice Durand. Stuttgart: Reclam, 2012.

Schiller, Friedrich. *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Kommentar von Stefan Matuschek. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009.

Signer, Ruth. „Unbedingte Zeit: Der temporale Luxus des Bohemiens und die Ökonomisierung der freien Zeit (Adorno, Bourdieu)“. *Auszeiten: Temporale Ökonomien des Luxus in Literatur und Kultur der Moderne*. Hg. Ruth Signer, Christine Weder und Peter Wittemann. Berlin und Boston: De Gruyter, 2021. 131 – 144.

Signer, Ruth, Christine Weder und Peter Wittemann. „Zeitökonomien des Luxus: Einleitung“. *Auszeiten: Temporale Ökonomien des Luxus in Literatur und Kultur der Moderne*. Hg. Ruth Signer, Christine Weder und Peter Wittemann. Berlin und Boston: De Gruyter, 2021. 1 – 21.

Signer, Ruth. „Die Relationalität des Luxus bei Jean-Jacques Rousseau“. *Aufklärung und Exzess: Epistemologie und Ästhetik des Übermäßigen im 18. Jahrhundert*. Hg. Bernadette Grubner und Peter Wittemann. Berlin und Boston: De Gruyter, 2022a. 181 – 196.

Signer, Ruth. „Leben im Elfenbeinturm: Luxus und Autonomie in Ludwig Tiecks ‚Des Lebens Überfluß‘“. *Orte des Überflusses: Topographien des Luxuriösen*. Hg. Hans-Georg von Arburg, Maria Magnin und Raphael Müller. Berlin und Boston: De Gruyter, 2022b. 89 – 108.

Sombart, Werner. *Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus: Bd. 1: Luxus und Kapitalismus*. München und Leipzig: Duncker & Humblot Verlag, 1913.

Tieck, Ludwig. „Des Lebens Überfluß“. *Schriften in zwölf Bänden*, *Band 12: Schriften 1836–1852*. Hg. Uwe Schweikert. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1986. 193 – 249.

Veblen, Thorstein. *The Theory of the Leisure Class: An Economic Study of Institutions*. New York: Macmillan, 1912.

Vogl, Joseph. „Art. ‚Luxus‘“. *Ästhetische Grundbegriffe: Historisches Wörterbuch in sieben Bänden: Bd. 3*. Hg. Karlheinz Barck, Martin Fontius, Dieter Schlenstedt, Burkhart Steinwachs und Friedrich Wolfzettel. Stuttgart und Weimar: Metzler, 2001. 694 – 708.

Weder, Christine, und Maximilian Bergengruen. „Moderner Luxus: Einleitung“. *Luxus: Die Ambivalenz des Überflüssigen in der Moderne*. Hg. Christine Weder und Maximilian Bergengruen. Göttingen: Wallstein, 2011. 7 – 31.

Wiesing, Lambert. *Luxus*. Berlin: Suhrkamp, 2015.

Norbert Bachleitner

Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert: ein eigenständiges Feld?

1 Vorbemerkungen

Während die deutsche Germanistik sich nur selten mit österreichischer Literatur des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigte, sie meist als geistesgeschichtlich rückständig und ästhetisch belanglos erachtete,[1] wurde die Frage nach der Eigenständigkeit der Literatur in dem von den Habsburgern regierten Gebiet, besonders ihr Verhältnis zur deutschen Literaturproduktion, in Österreich immer wieder diskutiert – zuweilen unter dem demonstrativ ‚Austriazistik', neuerdings auch ‚Austrian Studies' benannten Dach. In Erwägung gezogen wurden dabei übergreifende historische und geistesgeschichtliche Entwicklungen, insbesondere eine verspätete Modernisierung und Säkularisierung mit Vernachlässigung entsprechender Bildung, insbesondere der Alphabetisierung. Die Kultur blieb konfessionell bzw. aristokratisch-höfisch geprägt, ohnehin stand sie im Schatten von Musik, Theater (Oper) und bildender Kunst. Literatur florierte allenfalls als Teil der Volkskultur, das heißt im Wesentlichen in Form von Erbauungsliteratur oder Liedgut und im Volkstheater bzw. in weltlichen repräsentativen Gebrauchsformen wie der Panegyrik. Geistliche und höfische Kultur kennen keine staatlichen und ‚nationalen' Grenzen, zudem reicht der lange Arm der Latinität weit in die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und sorgt für transterritoriale Orientierung des Schrifttums in dieser Sprache. Schöne Literatur spielte noch keine große Rolle, sie trat nur zögerlich im Lauf der zweiten Jahrhunderthälfte hervor. Nach dieser ersten Sammlung von Aspekten fehlt der Literatur in Österreich bis dahin die wesentliche Qualität jedes literarischen Feldes: die Autonomie. Franz M. Eybl (1995) verdanken wir den nachdrücklichen Hinweis auf den Umstand, dass in diesem Zeitraum auch eine weitere wichtige Komponente der

1 In dem von Georg Gottfried Gervinus in die germanistische Welt gesetzten und bis in die jüngere Vergangenheit nachwirkenden Modell der deutschen ‚Nationalliteratur' spielt Österreich keinerlei Rolle. Zu dem Auseinanderdriften und den Versuchen der Begründung einer eigenständigen österreichischen Literatur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vgl. den Beitrag des Verfassers „Between Integration and Differentiation. On the Relationship between German and Austrian Literature in the Second Half of the 19th Century" (im Druck).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-010

Feldbildung fehlte oder doch unterentwickelt blieb: Statt souveräner individueller Autorschaft waren kollektiv verfasste Schriften und Anonymität verbreitet. Daraus folgt, dass auch Originalität und Innovation, die für Dynamik in einem literarischen Feld sorgen, eine untergeordnete Rolle spielten. In Einklang mit dem in der vormodernen Ära herrschenden überzeitlichen *ordo*-Gedanken wurden auch bevorzugt überkommene Stile und formale Muster perpetuiert.

Wenn Feldstrukturen gesucht werden, ist also die Beschränkung auf die Anläufe zur Produktion schöner Literatur im späteren achtzehnten Jahrhundert sinnvoll, zumal die Anwendbarkeit der Feldtheorie auf Epochen vor dem neunzehnten Jahrhundert, das in Bourdieus grundlegenden *Regeln der Kunst* auf überzeugende Weise abgehandelt wird, äußerst fragwürdig ist.[2] Damit einher geht auch die Beschränkung auf Literatur in deutscher Sprache, die von dieser Modernisierung einzig betroffen war. Für die Abgrenzung und Eigenständigkeit der Literatur in Österreich wurde, abgesehen von allen überholten Versuchen, eine spezifische ‚Wesenheit' festzuhalten, den betroffenen Autor:innen immer wieder pauschal ein Patriotismus im Sinn des Festhaltens an dem multiethnischen und multilingualen Staat und seinem Regenten zugeschrieben. Bauer (1977, 23) stellt in der österreichischen Literatur geradezu eine „Staatsidolatrie" fest, die sich aus der höfischen Repräsentationsfunktion von Kunst und Literatur herleitet und idealtypisch für Heteronomie, den Einfluss des Feldes der Macht, steht. Die moderne schöne Literatur streifte zwar im Zuge der Aufklärung die religiösen Bindungen ab, aber die politischen Abhängigkeiten blieben bestehen. Die Orientierung an den literarisch-ästhetischen Entwicklungen in anderen Literaturen, jener der mittel- und norddeutschen Staaten, aber auch an französischen und englischen Vorbildern, kann allerdings als Versuch gedeutet werden, autonome Literatur und ihre Gattungen, Stile und Schreibweisen in Österreich zu implementieren und aus jedweder Bevormundung herauszutreten, also – in feldtheoretischer Terminologie – den autonomen Pol zu stärken.

Bezüglich der Eigenständigkeit herrschte in der Forschung insgesamt die Ansicht vor, dass die österreichische Literatur zwar gewisse Sonderentwicklungen aufweist, die größtenteils auf die Nachwirkung der eingangs genannten Aspekte zurückzuführen sind, aber nicht unabhängig von der übermächtigen deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik gedacht werden kann.[3] Bei den entspre-

---

2 Die Perspektive eines literarischen Feldes an das achtzehnte Jahrhundert legt erstmals Wolf (1994) an.

3 Genannt seien hier stellvertretend Bauer (1977) und Bodi (1995), die die Differenzen zur deutschen Literatur hervorheben, Seidler (1970), der einer Abtrennung Österreichs vom deutschen Sprachraum skeptisch gegenübersteht, sowie – mit Schwerpunkt auf der neueren Literatur – Schmidt-Dengler et al. (1995).

chenden Vergleichen rückten auch der Umfang und Zustand des literarischen Lebens und des Buchwesens in den Blick. Im Vergleich zu den deutschen Staaten erschien Österreich auch in dieser Hinsicht als unterentwickelt, erst neuerdings schlug das Pendel in die Gegenrichtung aus: Parallel zu den ‚Austriazist:innen' innerhalb der Germanistik wiesen Buchhistoriker:innen auf die reichen, nur verborgen gebliebenen Erträge des österreichischen Verlagswesens im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hin,[4] besonders im Josephinischen Jahrzehnt glaubte man auch im Buch- und Mediensektor eine Modernisierungswelle und präkapitalistische Marktverhältnisse zu beobachten.[5]

Die Frage nach der geographischen Abgrenzung literarischer Felder, die sich hier am Beispiel der österreichischen Literatur des späteren achtzehnten Jahrhunderts und ihrem Verhältnis zur übermächtigen Literatur in den deutschen Staaten stellt, ist weitgehend ungelöst; im Raum steht meist implizit das vor dem neunzehnten Jahrhundert, analog zum Konzept der Autonomie, ebenfalls kaum griffige Modell der Nationalliteratur. Die Dialektik von Abgrenzung und Öffnung des österreichischen literarischen Raumes nach außen soll hier nicht mit Blick auf textinterne Merkmale und ästhetische Gesichtspunkte abgehandelt werden, der Schwerpunkt wird vielmehr auf dem Buchmarkt, der Produktion und Distribution von Druckschriften und ihren Rahmenbedingungen liegen. Der Literaturgeschichtsschreibung fehlt nach wie vor ein dezidiertes Bewusstsein von der Bedeutung der Medien- und Buchgeschichte für ihren Gegenstand. Für eine feldtheoretisch ausgerichtete Literaturwissenschaft scheint Buchgeschichte wenn nicht unabdingbar, so zumindest als eine (gegenseitige) Bereicherung. Einerseits negiert die Buchgeschichte oft die Besonderheiten der Belletristik und die dort herrschenden Spielregeln, andererseits haben die Verhältnisse im Bereich Produktion und Distribution von literarischen Werken innerhalb der Feldtheorie wenig Beachtung gefunden. Wenn etwa Verlage zur Sprache kommen, dann meist, wie der Buchmarkt insgesamt, als feldexterne Störfaktoren, als kommerzielle Unternehmen, die den Geschmack des großen Publikums vertreten und die Autonomie des literarischen Feldes gefährden.[6] Um ein Beispiel anzuführen: Bei Gisèle Sapiro (2010, 46 – 47, 52 – 54) werden Verlage zusammen mit der Presse und anderen Rezeptionsinstanzen als Faktoren der von Politik, Religion und Wirtschaft ausgeübten Zwänge („*contraintes externes*") geführt, gegen die die Literatur anzukämpfen hat. Eine solche Charakteristik mag für die großen Verlags-

---

4 So vor allem der Pionier der neueren österreichischen Buchforschung Peter R. Frank (1992/93 und 1995).

5 Siehe Wolf (1994), (1996) und (2002).

6 Siehe Bourdieu (1977 und 1999). Auch Wolf (1994) geht nur am Rand auf den Buchmarkt ein.

konzerne der neueren Zeit zutreffen, aber in die ältere Geschichte der Autor-Verlegerbeziehungen zurückprojiziert, ist sie allzu eindimensional.

Die Verhältnisse auf dem Buchmarkt stellen vielmehr die wichtige Infrastruktur eines literarischen Feldes dar, die buchhändlerischen Akteur:innen können als Gegner, aber auch Verbündete von Autor:innen agieren. Sie sind im Österreich des achtzehnten Jahrhunderts selbst den Vorgaben aus dem Feld der Macht unterworfen. Die staatlichen Regelungen begrenzten nicht nur durch Zensur den Raum des für Autor:innen Sagbaren, sondern auch die Zahl der Verlage und Buchhandlungen. Staatlich eingeschränkt waren auch die Möglichkeiten des Bücherimports von außen, teils aufgrund zensorischer, teils aufgrund ökonomischer Überlegungen, die sich unter anderem in relativ hohen Zöllen äußerten. Andererseits sollte der Nachdruck von in anderen Staaten verlegten Werken im Zeitalter des Merkantilismus die inländische Wirtschaft stärken. Er verletzt zwar nach moderner Auffassung das Urheberrecht, förderte aber Zirkulation und Distribution von Werken und schaffte dadurch literarisch-geographische Räume, die einiges mit Feldern gemeinsam haben. Das Verhältnis zwischen Import und Export von schöner Literatur verweist nicht nur auf die Wirtschaftspolitik, es ist auch ein wichtiger Indikator für den Grad der Autonomie, des damit verbundenen symbolischen Kapitals und der in der Regel resultierenden internationalen Ausstrahlung eines ‚nationalen' Feldes. Vorautonome literarische Felder streben auf dem Weg des Imports in der Regel die Stärkung des autonomen Pols an, sei es durch Nachahmung von Vorbildern, sei es mittels Übersetzung.[7] Im Österreich des achtzehnten Jahrhunderts fand ein solcher ästhetischer Transfer zum Beispiel durch die lebhafte und wirkungsvolle Rezeption der Sprachpolitik und Poetik Gottscheds statt. Eine gewisse Mindestzahl von Autor:innen ist Voraussetzung für die Herausbildung von Feldstrukturen; die sich im achtzehnten Jahrhundert herausbildende Dichotomie von Hoch- und Populärkultur macht aber noch lange kein Feld aus. Analog dazu ist die Frage nach der Größe des Lesepublikums und dem Umfang der Buchproduktion zu stellen, wobei im Josephinischen Jahrzehnt eine angeblich überbordende Anzahl von Broschüren heftige Diskussionen auslöste. Unter den Akteur:innen war das Bewusstsein einer eigenständigen österreichischen Literatur nur schwach ausgeprägt, es ist vor allem dann zu beobachten, wenn es galt, kritische Angriffe aus dem Feld der Macht oder von außen, etwa aus den deutschen Staaten, abzuwehren. Auch Periodika, Zeitschriften und Almanache sind mit ihrer Literaturauswahl geeignet, Feldstrukturen zu schaffen; in unserem Fall deutet sie, wie noch zu zeigen sein wird,

---

7 Vgl. Bourdieu (1990) und ausführlich Casanova (2002 und 1999/2008) sowie Bachleitner und Wolf (2010).

nicht in Richtung einer homogenen österreichischen Literatur, im Gegenteil waren die als vorbildlich präsentierten Autor:innen dem deutschen Kanon entnommen. Dieser Beitrag nimmt sich die Zusammenschau aller erwähnten Aspekte und Faktoren der österreichischen Literatur- und Buchgeschichte vor, sie wird abschließend in die Abwägung des Für und Wider der Annahme eines eigenständigen literarischen Feldes im Österreich des achtzehnten Jahrhunderts münden.

2 Einflüsse aus dem Feld der Macht: Zensur und gesetzliche Regulierung des Buchhandels

Wie auch in den meisten anderen europäischen Staaten war die Ausübung der Künste, mithin auch die Literaturproduktion zu einem hohen Grad abhängig von dem absoluten Monarchen, seiner Regierung und Administration sowie – in abnehmendem Maße – von der Kirche. Willkürliche zensorische Eingriffe in das literarische Leben aus dem Feld der Macht waren jederzeit möglich, auf dem langen Weg zu einer konstitutionellen Monarchie, die erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erreicht wurde, kommunizierten die Machthaber ihren Willen über Verordnungen. Von der Erfindung des Buchdrucks an, vermehrt seit der Reformation waren Schriften von verschiedenen kirchlichen und weltlichen Stellen geprüft und gegebenenfalls verboten worden, in Österreich insbesondere auch durch die unter jesuitischer Führung stehende Universität. Ab 1751 wurden alle zum Druck bestimmten Manuskripte sowie aus dem Ausland einlangende, für den Absatz über den Buchhandel bestimmte Schriften von einer neu gegründeten ständigen Zensurkommission geprüft. Ca. 4700 auswärtige Publikationen wurden auf diese Weise bis 1780 aus dem buchhändlerischen Verkehr gezogen;[8] wie viele Manuskripte von der Zensur betroffen waren, das heißt geändert werden mussten oder überhaupt nicht zum Druck zugelassen wurden, lässt sich mangels Quellen über Einzelfälle hinaus nicht beantworten. Auch dramatische Texte waren in den Aufgabenbereich der Zensurkommission eingegliedert, ab 1770 standen zudem die Aufführungen unter Beobachtung der Zensur, insbesondere um das von dem Theaterreformator Joseph von Sonnenfels verpönte Extemporieren hintanzuhalten. Dass allein durch die Existenz der Zensurbehörde Druck erzeugt wurde, der zu Selbstzensur führte, steht außer Frage. Joseph II. liberalisierte die Zensur, schaffte sie aber keineswegs ab, und nach der Großen Revolution schlug das

---

8 Vgl. Bachleitner (2017, 74). Einzelne Titel sind in der vom Verfasser und von Daniel Syrovy erstellten Datenbank unter dem Titel *Verdrängt, verpö*nt – *vergessen?* verzeichnet. https://www.univie.ac.at/censorship/. Komparatistik Wien Zensurdatenbank (22. November 2021).

Pendel zurück zu äußerst strenger Kontrolle. Die Zensur stellte die zentrale Beeinträchtigung des Buchhandels und des literarischen Lebens in Österreich dar. Der gut informierte Pädagoge, hohe Beamte und Zensor Johann Melchior von Birkenstock etwa schrieb, dass durch die Zensur unnötigerweise viele minder ‚gefährliche' Schriften dem Handel entzogen wurden – er nennt für den Bereich Politik Machiavelli, Rousseau und Voltaire sowie die als allzu frivol verpönten Werke von Grécourt, Crébillon und Wieland (vgl. Birkenstock 1774, 13–14). Die Buchhändler ihrerseits beklagten sich, dass die Zensur den Schleichhandel befeuere.

Gerade der Schleichhandel war aber auch der Regierung ein Dorn im Auge. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden Schritte gesetzt, um den Buchhandel als zünftiges Gewerbe zu reglementieren und gegen Eingriffe von unbefugten ‚Störern' (d.i. Straßenverkäufern, Kolporteuren, Krämern auf Märkten) abzusichern. Mit der Buchhändlerordnung von 1772 ging die Lizenzierung neuer Buchhandlungen von der Universität zu den politischen Behörden über: Jeder Buchhändler musste das Gewerbe in sechsjähriger Lehrzeit erlernt haben, unter anderem wurden auch Grundkenntnisse in Fremdsprachen und über die wichtigsten Wissenschaftsdisziplinen und ihre Vertreter vorgeschrieben. Ein lokales Buchhändlergremium diente der Kommunikation mit den Behörden, war unter anderem Anlaufstation für Verordnungen und sollte für ihre Einhaltung sorgen (vgl. Bachleitner et al. 2000, 114–117). Obwohl der Hausierhandel bereits verboten war (vgl. Lavandier 1993, 105–109), vertrieben zahlreiche Kolporteure, vornehmlich solche aus Augsburg, der Metropole der Produktion katholischer Erbauungsliteratur, Bücher im Land, und da vor allem in der Provinz. Neben den vermutlich wenig erfolgreichen Versuchen der Unterdrückung des Hausierhandels sollte auch die Zahl der stationären Buchhandlungen nicht willkürlich vermehrt werden. Joseph II. schaffte die Lizenzierungspflicht 1786 zwar vorübergehend ab – berühmt-berüchtigt ist sein Vergleich des Buchhandels mit dem Handel mit Käse, der keinerlei spezielle Kenntnisse voraussetze; wie die meisten seiner liberalen Lockerungen war aber auch diese nicht von Dauer.

3 Buchproduktion, Autorenschaft, Publikum

Voraussetzung für die Existenz eines literarischen Feldes ist, wie schon gesagt, eine gewisse kritische Größe des fraglichen Raumes, da das Feld auf dem Konkurrenzverhältnis verschiedener Positionierungen beruht, die sich vor allem in Unterschieden von Stil und Schreibweise äußern. Standardisierte Positionen sind etwa die bedingungslose Innovation (Avantgarde), der Rückzug auf das anerkannte ‚Klassische' und die Dichotomie zwischen dem Trachten nach größt-

möglicher Verbreitung (heteronom-kommerzieller Pol) und nach künstlerischer Anerkennung mit entsprechendem Erwerb symbolischen Kapitals (autonomer Pol). Wie hier gezeigt werden soll, bezieht sich die kritische Größe nicht nur auf die Autorenschaft, sondern gleichermaßen auf die Buchproduktion und das Lesepublikum. Verschiedene Studien heben die Quantität und Qualität der Buchproduktion in Österreich hervor, stellvertretend sei Frank (1992/93, 1995) genannt. Man beruft sich in diesem Zusammenhang allerdings auf fragwürdige Zahlen, so soll Wien als Verlagsort im Zeitraum 1765–1805 im Vergleich mit den 1730er Jahren vom sechsundvierzigsten auf den dritten Platz (hinter Leipzig und Berlin) vorgerückt sein (vgl. Goldfriedrich 1909, 472–473). Rechnet man aber alle bei Goldfriedrich verzeichneten relevanten deutschen und österreichischen Verlagsorte zusammen (in Österreich sind zu Wien Prag, Graz und Pressburg hinzuzufügen), beträgt der Anteil der österreichischen an der deutschen Buchproduktion in den vier genannten Jahrzehnten weniger als sechs Prozent.[9] Ein allfälliger Aufschwung ab den 1760er Jahren ging jedenfalls von sehr niedrigem Niveau aus und führte keineswegs in luftige Höhen. Dass in Österreich bedeutende Werke verlegt wurden, die Frank (1995) auflistet, soll nicht bestritten werden, aber ebenso unübersehbar ist, dass die Quantität der Buchproduktion in Österreich weit hinter jener der deutschen Staaten zurückblieb – ein Befund, der sich weiter zuspitzt, wenn der Fokus auf schöne Literatur gerichtet wird.

In einem Bericht des Directorium in Publicis et Cameralibus, einer für Wirtschaftsfragen zuständigen Stelle der Niederösterreichischen Landesregierung, über den Zustand des Buchgewerbes wurde die Wiener Autorenschaft 1751 als kaum vorhanden eingeschätzt. Aufgrund der Befragung der Buchdrucker schrieb das Directorium, „dass ausser 5 oder 6 Geistlichen, und ein paar Weltlichen, keine andere Scribenten vorhanden [wären]“ (Giese 1961, 1018). Diese Angabe mag tendenziös verfälscht gewesen sein, es sollte ja zu Maßnahmen aufgerufen werden, die die Zustände verbesserten. Es ist aber davon auszugehen, dass sich die Zahl der Autor:innen in Österreich im Zeitraum zwischen 1766 und 1800 nicht annähernd derartig vermehrt hat, wie dies Johann Georg Meusel auf der Grundlage der Einträge in seinem Schriftstellerlexikon *Das gelehrte Teutschland* beobachtet hat, nämlich von zwei- bis dreitausend auf mehr als zehntausend (vgl. Kiesel und Münch 1977, 90). 1794 verzeichnet Ignaz de Luca (1794, 267–298) immerhin 226 Schriftsteller in Wien. Dazu ist zu bemerken, dass die österreichischen

9 Dazu muss man wahrscheinlich noch eine gewisse Quantität von Drucken mit falschem Verlagsort wie „Frankfurt und Leipzig“, „Köln: Peter Hammer“, „Freiheitsburg“, „Philadelphia“ und ähnliche fiktive Angaben hinzurechnen, die im Josephinischen Jahrzehnt bei dubiosen, aber doch tolerablen Werken vorgeschrieben wurden – ein österreichisches Impressum hätte als staatliche Approbation verstanden werden können.

Autor:innen die Schriftstellerei noch kaum professionell betrieben, was für Konkurrenz gesorgt und das Potential für Feldstrukturen ergeben hätte; am ehesten entsprachen noch Autoren wie Johann Rautenstrauch und Johann Friedel dem Profil eines freischaffenden Autors. Wenn Aloys Blumauer (1782, 40) schrieb, dass „die Schriftstellerey zu einen [!] Handwerk geworden [sei], in dem jeder pfuscht, der gesunde und schreibfähige Hände hat", so ist das kaum eine Beschreibung von Tatsachen, sondern Polemik gegen ihm unliebsame, aber in ihrer Dimension noch bescheidene Entwicklungstendenzen. Die österreichischen Autor:innen schrieben vielmehr meist neben einem Hauptberuf, viele waren existentiell abgesicherte Aristokraten, Beamte, Lehrer, Schreiber, Zensoren u. Ä. Laut einem Verzeichnis von in Wien tätigen Schriftsteller:innen waren im Jahr 1822 noch immer zwei Drittel der verzeichneten Personen Beamten oder Lehrer, nur 22 von 529 Personen gaben keinen anderen Hauptberuf an (vgl. Bachleitner et al. 2000, 193). Noch immer spielten auch das althergebrachte Klientelwesen und Mäzenatentum, das Abhängigkeit von Dienst- und zuweilen auch Auftraggebern bedeutete, eine wichtige Rolle. Zeugnis dafür sind nicht zuletzt die allgegenwärtigen Dedikationen an hochgestellte Persönlichkeiten. Bücher waren zwar generell teuer, die Autorenschaft profitierte davon aber nur wenig. Autorenhonorare waren ab 1763 gesetzlich vorgeschrieben, aber nur für wissenschaftliche Werke (vgl. Lavandier 1993, 88). Belletristische Schriftstellerei wurde von der Obrigkeit im Allgemeinen als minderwertig eingeschätzt, der Vorsitzende der Zensurkommission Gerard van Swieten zum Beispiel erachtete die Lektüre solcher Schriften noch 1772 als blanke Zeitverschwendung (vgl. Bachleitner 2017, 425).

Ein wichtiger Faktor für die Herausbildung von literarischen Feldern ist die Selbstpositionierung von Autor:innen, die sich sowohl implizit in ihrem Habitus und einer bestimmten Schreibweise als auch explizit in Form von zustimmenden bzw. kritischen Aussagen zu ästhetischen Strömungen und einzelnen Werken äußert. Wenn Blumauer sich publizistische Scharmützel mit ‚Berlin' lieferte, das durch Friedrich Nicolai, dessen berühmte Zeitschrift *Allgemeine Deutsche Bibliothek* und die wegen ihrer abfälligen Äußerungen über Österreich vielfach diskutierte *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781* (1783–1796) repräsentiert wurde, so richtete er sich eindeutig an ein österreichisches Publikum, ergriff sogar dessen Partei. Schon der Publikationsort für eine Polemik, etwa wie im Fall Blumauers die so gut wie nur in Österreich rezipierte *Realzeitung der Wissenschaften, Künste und Commerzien*, gab mitunter ein deutliches Signal.[10] Dennoch war eine solche Polemik riskant und ambivalent, denn

10 Vgl. zu diesen Kontroversen Wolf (1996).

österreichische Autor:innen wollten sich ihren Ruf in Preußen oder Sachsen nicht zur Gänze ruinieren und als Obskuranten und Anti-Aufklärer erscheinen.

Sucht man nach österreichischen ‚Nationaldichtern', wird man am ehesten im Bereich Theater fündig, und zwar bei Kornelius von Ayrenhoff, dem der Beiname eines ‚österreichischen Racine' verliehen wurde, und Heinrich Joseph von Collin, der manchen als ‚österreichischer Corneille' erschien. Beide stellten in ihren historischen Dramen immer wieder österreichische, das heißt neben deutschen auch tschechische, magyarische oder südslawische Helden auf die Bühne (vgl. Bauer 1977, 15–16), feierten den durch die Person des Regenten garantierten Zusammenhalt im multiethnischen Habsburger-Staat sowie die Tugenden und Pflichten der Bürger, die sich wenn nötig für ihr Land aufopferten.

Finden sich also vereinzelt Patrioten, so ist andererseits die enorme Vorbildwirkung festzuhalten, die Gottsched auf österreichische Autor:innen ausübte; auch unterhielt er zahlreiche Korrespondenzverbindungen nach Österreich, unterstützte Pläne zu einer Wiener Akademie der Wissenschaften und Dichtung und die Einführung der (mittel-)deutschen Hochsprache in Österreich. Einzelne Werke wie Franz Christoph von Scheybs Alexandrinerepos *Theresiade* (1746) oder Joseph von Petraschs *Sammlung verschiedener deutscher Gedichte eines Sklavoniers* (1767/68) bezeugen die Adaptation von Gottscheds poetologischen Prinzipien. Nicht zu vergessen sind ferner das Echo Gottscheds innerhalb der besonders in den Stiften Kremsmünster und Melk verankerten katholischen Aufklärung und der Einfluss auf Sonnenfels' Theaterreform (vgl. Bachleitner et al. 2000, 143–146).

Die verfügbaren Angaben über das Lesepublikum sind widersprüchlich: Einerseits war die Alphabetisierung durch die maria-theresianischen Schulreformen und die 1774 eingeführte Schulpflicht zu einem gewissen Grad ausgeweitet worden – ab 1786 war Lesefähigkeit sogar Bedingung für den Eintritt in ein zünftiges Handwerk –, andererseits herrschte Analphabetismus, wie eine stark frequentierte Schreib- und Kopierstube am Wiener Hohen Markt belegt (vgl. Bachleitner et al. 2000, 154). Die Zensurvorschriften unterschieden klar zwischen einem gebildeten Ober- und oberen Mittelschichtenpublikum, dem Sondergenehmigungen für verbotene Bücher gewährt wurden, und einem offensichtlich ebenfalls als ansatzweise alphabetisiert erachteten „großen Haufen", der allerdings mutmaßlich mit „schwachen Köpfen" ausgestattet war und vor Schäden durch Lektüre bewahrt werden musste.[11] Auch die diversen polemischen Schriften rund um die ‚Broschürenflut' ordneten diese meist pauschal dem ‚Lesepöbel' zu, als Angehörige des neues Lesepublikums werden zum Beispiel die Bedienten und

11 Die Formulierungen stammen aus der Zensurverordnung Josephs II. von 1781 (zit. in Bachleitner 2017, 428).

die sogenannten ‚Stubenmädchen' angeführt. Tatsache oder Polemik – zweifellos wirkt die lange Tradition der Lektüre von katholischer Erbauungsliteratur in Österreich nach, die nur langsam von säkularem Lesen abgelöst wird. Zu optimistisch ist es aber, wenn Wolf (1996, 52–64) von einer Leserevolution und Demokratisierung des Lesens in Österreich, und da speziell in Wien, ausgeht, die Elemente einer modernisierten Buch- und Medienlandschaft gewesen seien und zu einer Übergabe der Literatur an das „Mäzenat des Volks" (Gugitz 1908, 29) geführt haben sollen. Das heißt die Wirkung und Nachhaltigkeit der kurzen Phase josephinischer Freiheiten gründlich überzubewerten.

4 Der österreichische Nachdruck

Als Ausweg, der die knappe inländische Buchproduktion kompensieren sollte, wurde der Nachdruck ausländischer Werke in großem Stil in Aussicht genommen. 1764 gab Maria Theresia in der ersten Audienz für den Buchhändler und Verleger Johann Thomas Trattner die vielzitierte Devise aus: „[...] es ist fast gar nichts da, es muss viel gedruckt werden. Er muß Nachdrücke unternehmen, bis Originalwerke zu Stande kommen" (Giese 1961, 1019). Trattner ließ sich nicht zweimal bitten und schritt zu groß angelegten Nachdruckunternehmen, wobei er neben wichtigen wissenschaftlichen Werken die gerade maßgebliche und populäre Belletristik deutscher Autoren herausbrachte. Trattner druckte neben vielen Übersetzungen aus dem Französischen Campe, Dusch, Gellert, Gessner, Gleim, Gottsched, Hagedorn, Haller, Hölty, Jacobi, Kästner, E. Ch. von Kleist, Klopstock, Lessing, Mendelssohn, Rabener, Ramler, Uz, Weisse, Wieland und Zachariä nach; von der deutschen literarischen Prominenz fehlten nur Goethe und Schiller. An österreichischen Autoren finden sich in seinem Verlag lediglich Alxinger, Denis, Eybel, Haschka, Kurz, Rautenstrauch, Retzer, Riedel, Scheyb, Sonnenfels sowie die Theaterautoren Stephanie der Ältere und der Jüngere. Die von Maria Theresia erhofften Originalwerke wurden durch den Nachdruck nicht gefördert, vielmehr stellte er laut Wittmann (1982, 84) „ein wesentliches Hindernis der Autorenemanzipation dar, weil er dem freien Schriftsteller bitter notwendige Honorare entzogen, sein geistiges Eigentum mißachtet und die Texte in verstümmelter Form verbreitet" habe. Von den Zeitgenossen wies Sonnenfels besonders nachdrücklich auf den Schaden hin, den der Nachdruck dem österreichischen Literaturbetrieb und damit der Aufklärung zufügte: Die inländische Gelehrsamkeit und Buchproduktion leide, die Autor:innen würden teils ihres Eigentums beraubt, teils entmutigt, der österreichische Buchhandel habe den deutschen Händlern noch weniger attraktive Werke anzubieten als zuvor; kurz: Der Nachdruck diene dem ‚Commercium' im Sinn des Merkantilismus, unter der Autorenschaft allenfalls

Tages- und Vielschreibern, aber keineswegs der Kultur.[12] Der Rechtsschutz gegen Nachdruck ausländischen Verlags wurde in Österreich gleichzeitig mit Maria Theresias Aufforderung an Trattner aufgehoben,[13] bis 1775 war das Nachdrucken sogar innerhalb der Habsburgermonarchie erlaubt. Da der Nachdruck aber vor allem Werke der Aufklärung und schöne Literatur aus dem protestantischen Deutschland betraf, ist er ein deutliches Indiz gegen ein unabhängiges österreichisches literarisches Feld. Wir haben es eher mit einer Frontstellung von nord- und süddeutschem, protestantischem und katholischem Buchhandel zu tun, mit der ‚bibliopolischen Zweiteilung' des deutschsprachigen Raums infolge immer drückenderer Übermacht der norddeutschen Produktion und der Aufkündigung des alten Tauschhandels zugunsten der Barabrechnung. Wenn Lehmstedt Trattner als „‚Schöpfer' eines gewissermaßen nationalstaatlichen österreichischen Buchmarkt[s]" (Lehmstedt 1991, 257) bezeichnet, so folgt er dabei allzu sehr Trattners Bestrebungen, norddeutsche Verlage gänzlich aus Österreich zu verbannen, und der zeitgenössischen Leipziger und Berliner Anti-Nachdruck-Polemik.

Angemessener wäre es, von einer süddeutschen Blockbildung zu sprechen, deren Dimensionen aber wiederum, zumindest was den österreichischen Nachdruck betrifft, nicht überschätzt werden sollten und die von den Autor:innen nicht mitgetragen wurde. Wenn Sashegyi (1958, 98) nach der Bestätigung des Nachdrucks durch Joseph II. „eine hemmungslose Ausbeutung der ausländischen Literatur durch die Buchdrucker in Österreich" ausbrechen sah, so ist andererseits hervorzuheben, dass Trattner, als er 1784 in einem Rundbrief an Wiener Autoren um Hinweise auf für den Nachdruck geeignete ausländische Werke bat, auf Ablehnung und Solidarisierung mit den deutschen Kollegen und Verlagen stieß (vgl. Giese 1961, 1149 – 1152). Auch hatten Werke mit einem süddeutschen Impressum im aufgeklärten Publikum in Österreich angeblich einen schlechten Ruf, während ‚Berlin' und ‚Leipzig' als Gütesiegel galten (*Freymüthiger Versuch*, 1782, 32 – 33). Die ökonomische Verselbständigung geht also einher mit einem ideellen und literarästhetischen Gleichschritt mit den mittel- und norddeutschen Staaten. Ernst Fischer (1986, Bd. II, 418) weist also zurecht auf die paradoxe Folge hin, dass der „Zerfall des deutschen Buchhandels in zwei voneinander relativ unabhängige Marktsysteme die Ausbildung einer kulturellen Einheit Deutschlands" ermöglichte. Wenn man einzelnen zeitgenössischen Stimmen glauben darf, stellte der Nachdruck wegen der Preisdifferenz nicht weniger als die Voraussetzung für die breitere Rezeption von Literatur aus den deutschen Staaten in Österreich dar.

12 Vgl. Giese (1961, 1140 – 1145) und Bachleitner et. al. (2000, 106 – 107, 123 – 125).

13 Vgl. die Antwort des kaiserlichen Hofs anlässlich eines Nachdrucks der *Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften* von Christian von Wolf, für die der Buchhändler Renger aus Halle ein Privileg besaß; dazu Lehmstedt (1991, 187 – 190).

Julius Wilhelm Fischer bemerkt in einem Reisebericht, dass um 1800 in Wien lediglich geschätzte zehn Exemplare von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* in Wien zirkulierten und sich dieser Zustand erst durch das Erscheinen einer Nachdruckausgabe änderte (vgl. Fischer 1803, Bd. 1, 212).

5 ‚Broschürenflut' und angeblich exorbitanter Bücherexport

Als Ausdruck einer geradezu frenetischen Publikationstätigkeit nach den Josephinischen Lockerungen wurde immer wieder die sogenannte ‚Broschürenflut' erwähnt. Unter dieser Kategorie werden meist dünne Heftchen mit kritischen, mitunter auch sensationalistischen oder auch schlicht geschwätzigen Erörterungen verschiedenster Themen zusammengefasst – ein beträchtlicher Teil widmete sich der Kritik von Predigten.[14] Sie stießen auf heftige Ablehnung bei den Vertretern des arrivierten Literaturbetriebs, so in Johann Pezzls *Skizze von Wien* und Aloys Blumauers *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur.* Pezzl (1786, 485–486) ereiferte sich über die „Broschüristen", die wie ein „Heuschrekenheer" über die Stadt hereinbrachen. Nach Verkündigung der Pressfreiheit sollen innerhalb von eineinhalb Jahren mehr als tausend solcher Broschüren erschienen sein, allerdings habe sich die Flut bereits 1784 wieder verlaufen (vgl. Pezzl 1786, 488). Der nicht weniger kritische Blumauer (1782, 36) will im nämlichen Zeitraum 1172 Broschüren gezählt haben. In dem benützten Exemplar von Blumauers Streitschrift ist ausgerechnet diese Zahl infolge schadhafter Lettern nicht eindeutig entzifferbar. Vermutlich aus diesem Grund macht Ferdinand Wernigg (1973, Bd. I, 16) im Vorwort seiner *Bibliographie österreichischer Drucke* zwischen 1781 und 1795 daraus „1772 gedruckte Schriften". Die Bibliographie deckt die Zeit der ‚erweiterten Pressfreiheit' unter Joseph II. ab, sie wurde oft als Grundlage für den Befund der ‚Broschürenflut' benützt, geht aber von fragwürdigen Grundlagen aus: Sie lässt die ‚Pressfreiheit' 1781 einsetzen, obwohl die Zensur erst 1787 abgeschafft wurde, und bis 1795 andauern; zwar wurde in diesem Jahr ein neues Zensurpatent implementiert, die Rücknahme der Freiheiten hatte aber bereits 1789/90 eingesetzt. Werniggs Bibliographie umfasst ca. 6300 Nummern, als Broschüren können aber nur Teile der Einträge in den Kapiteln „Kulturgeschichte", „Wien und die Wiener", „Kampfplatz der Theologie" und „Geschichte" sowie ein Teil der im zweiten Band versammelten Werke gelten. Überdies nimmt Wernigg das Gesamtwerk der wichtigsten Autoren auf, somit viele

14 Zu Inhalten und Stil der Broschüren siehe Bodi (1995, 117–178).

Werke, die vor und nach dem laut Titel zugrunde gelegten Zeitraum erschienen sind. Nach diversen Stichproben[15] muss man die Zahl der Einträge um zumindest einige hundert reduzieren. Die ‚Broschürenflut' beläuft sich nach diesen Bereinigungen auf maximal zwei- bis dreitausend auf ein Jahrzehnt verteilte Titel. Blumauers Quelle war vermutlich das *Alphabetische Verzeichniß derjenigen Brochüren und Schriften welche seit der erhaltenen Preßfreyheit herausgekommen sind* von Anton Ferdinand von Geißau, der 825 Broschüren und andere Schriften verzeichnet. Das ergibt für die erste, wohl besonders ‚heiße' Phase der Broschürenproduktion 45 Titel pro Monat – ein ungewohntes Phänomen, aber keine ‚Flut'. Die vermeintliche Broschürenflut sollte jedenfalls nicht mehr als Beleg für einen geradezu explosiv entstandenen Markt von Druckschriften herangezogen werden. Die Kritik an seichter Vielschreiberei taucht regelmäßig in Phasen der Kommerzialisierung von Literatur auf; solange das Publikum eine überschaubare Größe blieb, genügte wohl schon eine geringfügige Zunahme der Produktion, um Konkurrenzneid hervorzurufen.

Ein weiteres Argument für die angeblich exorbitante Zunahme der Verlagstätigkeit im Zusammenhang mit der Josephinischen ‚Pressfreiheit' ist der Hinweis auf sagenhafte Zuwachsraten des Bücherexports aus Österreich zwischen 1773 und 1792, der von 135.000 Talern auf 3.260.000 Taler angestiegen sein soll.[16] Abgesehen davon, dass hier Gulden mit Talern verwechselt werden, würden diese Angaben eine für die Wirtschaft der Epoche unglaubliche Steigerung um mehr als 2400 % in zwanzig Jahren bedeuten. Die allen späteren Zitierungen zugrunde liegende Quelle dürfte der Buchhistoriker Johann Goldfriedrich (1909, 357) sein, der, in der Diktion auffällig unbestimmt, schreibt: „Auf jeden Fall aber war die Josephinische Preßfreiheit auf den österreichischen Buchhandel von sehr spürbarem günstigen Einfluß. Nach einer Angabe aus dem Jahre 1793 soll der österreichische Bücherexport, nachdem er z. B. im Jahre 1773 135 000 fl. betragen hatte, infolge derselben auf 3 260 000 fl. gestiegen sein." Die Broschürenflut mit ihren lokalen Fragestellungen wird kaum Interesse im Ausland gefunden haben, und die Trattnerschen Nachdrucke wurden auf der Leipziger Buchmesse boykottiert. Zu erinnern ist überdies an die hohen Zölle, die die Nachdrucke im Ausland verteuerten. Der österreichische Ausfuhrzoll betrug im Vergleich zum Einfuhrzoll von 2 1/2 fl. pro Zentner (=50 kg) nur 12 kr. pro Zentner (vgl. Zoll-

15 Einige Beispiele: Von Kornelius Hermann von Ayrenhoff sind die Hälfte der 22 Titel außerhalb der Zeit der vermeintlichen Pressfreiheit erschienen, von Denis sogar 21 von 26 Nummern, von Karl Friedrich Hensler 48 der 84 verzeichneten Werke, von Joachim Perinet 53 von 86 Werken, von Joseph Richter 37 von 59 Nummern.

16 Der Hinweis findet sich bei Wernigg (1973, Bd. I, 17) wie auch in Standardwerken wie jenem von Sashegyi (1958, 89), von wo er weiter übernommen wurde.

Ordnung 1775, B1r), aber die deutschen Staaten hoben einen relativ hohen Einfuhrzoll ein. Bereits 1756 ist von 30 % bei der Einfuhr von Büchern nach Preußen die Rede (vgl. Beer 1893, 123), desgleichen 1763 von einer Vereinheitlichung des preußischen Einfuhrzolls für alle Waren auf 30 % (vgl. Fechner 1886, 448 – 449). Trattner erwähnt 1765 sogar einen 50 %igen Einfuhrzoll auf österreichische Bücher nach Preußen als Retorsion wegen des Nachdrucks (vgl. Giese 1961, 1112). Generell waren die frühen 1790er Jahre mit der in Frankreich herrschenden *terreur* keine Blütezeit für den Buchhandel; und der oft beklagte Schwarzhandel schien sicher nicht in der Handelsstatistik auf. Nach einer verlässlichen Quelle repräsentierte der Bücherexport denn auch 1793 den Wert von 142.000 Gulden, also nur unwesentlich mehr als den von Goldfriedrich für 1773 genannten Wert.[17]

Was den Reexport von Nachdrucken in die deutschen Staaten betrifft, so wurde dieser, wie gesagt, von den deutschen Verlegern möglichst verhindert. Für die Leipziger Herbstmesse 1765 verfügen wir über konkrete Angaben über Trattners Export nach den norddeutschen Staaten. Er sandte an seinen Leipziger Kommissionär Bücherballen mit 2555 Bänden, die fast ausschließlich aus Nachdrucken deutscher Poesie bestanden, im Wert von 2188 fl. mit einem Gewicht von 11 Zentnern (=550 kg). Zudem verschickte er an die eigene Leipziger Niederlassung Ballen mit einem Gewicht von 21 3/4 Zentnern, also weitere ca. 5000 Bände (vgl. Lehmstedt 1991, 204 – 206, 211 – 212). Was er davon tatsächlich verkaufen konnte, ist angesichts des durch seine Nachdruckaktion ausgelösten Wirbels nicht sicher. Maximal 7500 Bände im ersten Jahr des Nachdrucks und entsprechendem Überschwang dürften den gesamtdeutschen Buchmarkt jedenfalls kaum ernsthaft beeinträchtigt haben. Wahrscheinlich hatte Pezzl (1786, 771) recht, wenn er über den Streit um den österreichischen Nachdruck bemerkt: „Der ganze Spuk wird um einiger tausend Thaler willen getrieben, welche die Sachsen und Brandenburger bisher alljährlich auf der Leipziger Ostermesse aus Oberdeutschland erhoben haben, und noch ferner einzustreichen trachten."

Zudem wurde streng auf Reziprozität geachtet: Import wurde nur genehmigt, wenn entsprechender Export gewährleistet war. Die Einfuhr von Buchdruckerwaren[18] überwog den Export zwar, der handelspolitische Verlust war aber wohl zu verschmerzen, der Bücherverkehr spielte im gesamten Handel nur eine verschwindend geringe Rolle. Trattner bezifferte 1765 den Wert des jährlichen Exports eines namhaften und attraktiven Verlags wie dem von Walther in Dresden nach Österreich mit nicht mehr als 4000 fl. jährlich (vgl. Lehmstedt 1991, 203). Man kann auch die Zahl der unter Maria Theresia verbotenen Bücher (ca. 4700 in drei

17 Siehe Otruba (1950, 43).

18 1793 wurden Buchdruckerwaren im Wert von 170.000 fl. importiert (vgl. Otruba 1950, 43).

Jahrzehnten, das sind nur etwas mehr als 150 Schriften pro Jahr) gegen den Strich lesen und sich darüber wundern, was alles *nicht* verboten wurde. Die einzige schlüssige Erklärung dafür ist, dass die fehlenden Titel nie in den österreichischen Buchhandel gelangt sind. Das Resümee aus allen diesen Beobachtungen lautet: Der buchhändlerische Geschäftsverkehr nach und aus Österreich wurde meist maßlos überschätzt.

6 Instanzen der Konsekration: Anthologien und Periodika

Schließlich sollen hier mögliche feldrelevante Instanzen der Kanonisierung und Konsekration Erwähnung finden. Eine gewisse Rolle spielte der Wiener Salon von Charlotte und Franz von Greiner, in dem sich die Josephinischen Autor:innen trafen, ferner das LecturCabinet Jakob Bianchis (später von Trattner übernommen), das ab 1772 seine Dienste anbot; in den 1780er Jahren gesellten sich einige andere Leihbibliotheken hinzu (vgl. Martino 1990, 749 – 757). In Abwesenheit einer Akademie der Wissenschaften und Künste übernahmen die Freimaurerlogen, vor allem die Wiener Loge „Zur wahren Eintracht", zum Teil deren Funktion; dort traf sich weitgehend dieselbe ‚Belegschaft' wie im Salon Greiner (vgl. Bachleitner et al. 2000, 152).

Nicht nur das allgemeine Lesepublikum, insbesondere die Schulen und Universitäten, auch wenn sie in erster Linie zukünftige Beamten mit Sachwissen ausstatten sollten, benötigten Lehrbücher und Anthologien. Als erste österreichische Schulanthologie deutscher Dichtung gilt die von Michael Denis herausgegebene *Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlandes für die Jugend* (1762; vgl. dazu Martens 1979, 7). Im Vorwort dieser Sammlung, die vermutlich von Denis selbst im Unterricht an der Wiener Eliteschule Theresianum verwendet wurde, verliert der Herausgeber kein Wort über österreichische Dichtung; wie der Titel ankündigt, werden ausschließlich Werke deutscher Autoren versammelt. Am häufigsten begegnet man den ‚Bremer Beiträgern' Gellert, Gessner, Hagedorn, Haller, Ewald Christian von Kleist, Uz und Zachariä. Ähnliches gilt noch für die am Ende des Jahrhunderts ebenfalls in Wien verlegte Anthologie von Johann Andreas Demian mit dem Titel *Lilien aus den besten lyrischen Dichtern Deutschlands* und dem Untertitel *Zur Bildung des ästhetischen und moralischen Gefühls* (1799). Demian war zur Zeit der Zusammenstellung der Anthologie Offizier in der österreichischen Armee, übersiedelte später aber nach Berlin. Die Anthologie enthält wiederum ausschließlich deutsche Dichter; am häufigsten sind Bürger, Gleim, Hölty, Jacobi, Kleist, Klopstock, Ramler, F. L. Stolberg und

Weisse vertreten. Dies ist im Übrigen der Kanon, den mit geringfügigen Abweichungen Carl Mastalier in seiner Antwort auf Trattners Anfrage, welche Autoren er nachdrucken solle, bezeichnet hatte. Er hatte Blum, Bürger, Dusch, Gellert, Gleim, Göckingk, Goethe, Hagedorn, Haller, Hölty, Jacobi, Karschin, Klopstock, Kleist, Lessing, Lichtwer, Michaelis, Nicolai, Rabener, Schlegel, Stolberg, Weiße, Uz und Voss empfohlen (vgl. Giese 1961, 1151). Auch der oben angeführte Katalog der von Trattner tatsächlich nachgedruckten Autoren deckt sich weitgehend mit dem Kanon der Anthologien. Die Auswahl entspricht ferner den von dem zweiten großen Nachdrucker außerhalb Österreichs, Christian Gottlob Schmieder in Karlsruhe, nachgedruckten Autoren (vgl. Wittmann 1982, 86 – 88); der österreichische Kanon ist also so gut wie identisch mit dem deutschen.

Konsekration und symbolisches Kapital vermögen ferner bestimmte Publikationsmedien zu verleihen, zu denken ist hier vor allem an Zeitschriften und Almanache. In einer Zeitschrift aus dem Umkreis von Gottsched, Lessing oder Wieland zu publizieren oder in einem Organ eines renommierten Verlags wie Cotta vertreten zu sein, erhöhte auch in Österreich Prestige und allfällige Honorare. Auch im Sektor Zeitschriftenwesen hatte Österreich Nachholbedarf. Zwar wurden laut Helmut W. Lang, dem Bibliographen der österreichischen Periodika, im Josephinischen Jahrzehnt allein in Wien 169 neue Zeitschriften gegründet, in ganz Österreich 194 (vgl. Lang 1979, 209, 212).[19] Viele von ihnen blieben aber im Versuchsstadium einer Probenummer stecken, die übrigen waren notorisch kurzlebig. Als Grund führte Pezzl mangelnde Qualität an: „Ich habe vom April 1784 bis zum April 1785 ungefähr zweiundzwanzig neu entstandene periodische Blätter gezählt, die alle ihr Leben nicht auf ein Jahr brachten, ja wovon einige schon nach vier Wochen, andere gar schon am neunten Tage wieder starben" (Pezzl 1986, Bd. II, 147 – 148). Die Zahlen divergieren, aber feststeht, dass sich erfolgreiche literarische Periodika an einer Hand abzählen lassen.

Einen identitätspolitischen Beitrag leistete *Der Österreichische Patriot (*1764 – 1766), eine moralische Wochenschrift mit sprechendem Titel. Eine ähnliche Ausrichtung verrät der Titel der von Trattner verlegten *Bibliothek der österreichischen Litteratur* (1769 – 1770), sie wurde zum größten Teil von einem gewissen P. Marian Fidler von den Wiener Augustiner-Barfüßern verfasst. Die *Realzeitung der Wissenschaften, Künste und Commerzien* (1770 – 1786) war das Hauptorgan der österreichischen Aufklärer (vgl. Kadrnoska 1975). Auf die für die Habsburgermonarchie spezifische Mehrsprachigkeit verweist die erstaunlich lange existierende *Gazette de Vienne* (1757 – 1783), die die französische Kolonie mit auswärtigen

19 Seidler und Seidler (1988) bestätigen eine solche Angabe, sie verzeichnen 85 zwischen 1781 und 1784 gegründete Zeitschriften.

und Wiener Hofnachrichten versorgte. Die große Ausnahme einer Zeitschrift mit Relevanz für die Belletristik ist der *Wiener Musenalmanach* (1777–1796), der zu einer gewissen Konsolidierung der österreichischen Autorenschaft beitrug. Laut einer Vorankündigung sollte der Musenalmanach „Wien auf dem Klopstockischen Landtage Sitz und Stimme" verschaffen (Rommel 1906, 5). Man hat ihm eine lokalpatriotisch-legitimatorische Programmatik zugeschrieben, die sich „das politische Gedicht zum Ruhme Österreichs, seiner Fürsten, oder einfach der heimatlichen Landschaft" zu pflegen vornahm (Bauer 1978, 31). Führende Rollen im *Musenalmanach* nahmen Gottlieb Leon, Johann Baptist Alxinger, Aloys Blumauer und Joseph Franz Ratschky ein.

Wenn man dem Literaturbetrieb in Wien eine gewisse Dynamik und die Herausbildung einer Autorenschaft, die so etwas wie österreichische Identität vertrat, zuschreiben kann, so zeigt die Provinz ein vergleichsweise vielfältiges Bild. Haefs und Mix, die Almanache aus den österreichischen Ländern des späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts durchforsteten, fanden darin eine prinzipiell positive Einstellung zur Aufklärung und die durchgehende Adressierung an ein regionales Publikum, die den Lokalpatriotismus zu stärken versuchte, andererseits denkbar große stilistische Vielfalt, nämlich ein „Nebeneinander von Anachronismen, Traditionalismen und Innovationen" (Haefs und Mix 1986, 176). Eine spezifisch österreichische Linie wurde von den Almanachen nicht verfolgt, vielmehr „ist das Bemühen zu erkennen, den Anschluß an die nord- und mitteldeutsche Literaturentwicklung zu dokumentieren" (Haefs und Mix 1986, 191). Vorbildlich waren insbesondere die Göttinger und die nordelbischen Dichterkreise. Auch im Bereich der Almanache ist übrigens Kurzlebigkeit die Regel, Pränumerationslisten deuten darauf hin, dass das Publikum sehr begrenzt war – ein Almanach in Ungarn hatte gerade einmal 48 Pränumerant:innen (vgl. Haefs und Mix 1986, 175).

7 Schluss

Die Conclusio aus den obigen Beobachtungen bezüglich der Frage nach einem eigenständigen literarischen Feld im Österreich des achtzehnten Jahrhunderts kann nicht anders als ambivalent ausfallen. Ohne Zweifel sind die Literatur, ihre Produktion und Distribution infolge strikter staatlicher Regelungen abhängig vom Feld der Macht und ein Stück weit entfernt von Autonomie. Der Zugang zum Buchhandel und Buchdruck ist genauen Vorgaben unterworfen, die unkontrollierten Wildwuchs verhindern sollten. Selbst ein dynamischer und erfolgreicher Verlagsunternehmer wie Trattner arbeitete in enger Abstimmung mit der Regierung. Zudem übte die katholische Kirche über die Zensur Einfluss auf das lite-

rarische Leben aus. Die kursierenden Darstellungen und Angaben über einen florierenden Literaturbetrieb und Buchhandel, speziell im Josephinischen Jahrzehnt, beruhen weitgehend auf unzuverlässigen Quellen. Insbesondere die sogenannte ‚Broschürenflut', die einen explosiv expandierenden Buchmarkt suggeriert, erweist sich bei näherer Betrachtung nur als Flüsschen. Entsprechende Bemerkungen von Zeitgenossen sind meist polemische Übertreibungen, die arrivierten Autor:innen fühlten sich von neu auf den Plan tretenden Verfasser:innen ihrer Ansicht nach minderwertiger Schriften provoziert und konkurrenziert. Es handelte sich um eine bloße, gegen die Ansätze zu trivialer Literaturproduktion gerichtete Abgrenzung nach ‚unten', nicht aber bereits um die Auseinandersetzung um Positionen innerhalb eines literarischen Feldes. Der buchhändlerische Export wie auch der Import waren überschaubar, speziell dem Handel mit der deutschen Buchhauptstadt Leipzig infolge hoher Zölle und der Auseinandersetzungen um den Nachdruck waren Grenzen gesetzt, keinesfalls scheinen die deutschen Staaten mit österreichischem Nachdruck überschwemmt worden zu sein.

Die zahlenmäßig begrenzte Autorenschaft zeigte Ansätze zu einem Patriotismus, vor allem, wenn sie wegen angeblicher Rückständigkeit angegriffen wurde. Andererseits genossen die deutschen Autor:innen in Österreich generell hohes Ansehen und galten als stilistische Vorbilder. Der Befund der ästhetischen Orientierung an den Entwicklungen in Mittel- und Norddeutschland, also an der Literatur der Aufklärung eines Gottsched oder Lessing, der Empfindsamkeit und der Klassik, wird durch das Nachdruckprogramm und die in Österreich verbreiteten Anthologien für den Schulgebrauch bestätigt. Ähnliches gilt für die Zeitschriften und Almanache, die ebenfalls überwiegend ein und denselben deutschen Autorenkanon propagierten. Alles in allem gibt es nur schwache Anzeichen, die in Richtung einer Eigenständigkeit der Literatur und des literarischen Lebens in Österreich weisen. Allenfalls könnte man, wie bereits von Wolf (2002, 48 – 49) vorgeschlagen, von einem ‚vorautonomen Feld' im Josephinischen Jahrzehnt sprechen. Alternativ zur Hypothese eines eigenständigen österreichischen literarischen Feldes bietet sich – mit Blick auf die Teilung der durch die beiden Buchmessen in Frankfurt und Leipzig repräsentierten buchhändlerischen Kraftfelder – die Annahme eines von gemeinsamer Konfession und der Präferenz für bestimmte Gattungen gekennzeichneten süddeutsch-katholischen Feldes an, das sich seinerseits wiederum aus kleineren Territorien zusammensetzt. Selbstverständlich schwebt immer auch die nach wie vor gängige Vorstellung einer einheitlichen und umfassenden deutschen Literatur im Raum. Gerade die konfessionelle Differenz im Wechselspiel mit der bis zu Joseph II. nur in gemäßigter Form zulässigen Aufklärung führte zusammen mit den eingangs berührten Vor-

aussetzungen in der österreichischen Literatur zu äußerst komplexen Verhältnissen.

Als Lösung für das Problem der Abgrenzung bzw. Zuordnung wird das Prinzip der Subsidiarität vorgeschlagen, das wechselnde Zuordnungen von Autor:innen und anderen Akteur:innen bzw. Werken je nach der Schreibsituation und dem anvisierten Adressatenkreis zulässt. Von der schwierigen Entscheidung zwischen Entweder und Oder bewegt man sich damit zum Zulassen eines Sowohl-als-auch. Da sich die Zugehörigkeit zu einem Feld und dessen Dimension an den (Konkurrenz-)Beziehungen zwischen den jeweils beteiligten Akteur:innen bemisst, sind gleichzeitig mehrere Verbreitungs- bzw. Bezugskreise mit aufsteigendem Umfang denkbar. Man kann diese Bezugsfelder als konzentrische Kreise modellieren oder auch, mit Ottmar Ette, der fixe geographische Zuordnungen von Literatur gänzlich zu vermeiden sucht, als subsidiär übereinander geschichtete Ebenen.[20] Das Prinzip der Subsidiarität wurde neuerdings von Paul Michael Lützeler für die Kategorien ‚Nationalliteratur' und ‚europäische Literatur' im Zusammenhang mit Postkolonialismus und Migration vorgeschlagen. Bezogen auf unser Beispiel lautet die Alternative dann nicht mehr ‚österreichisch', ‚süddeutsch' oder ‚deutsch', entscheidend ist vielmehr die jeweils „dominante Kommunikationsgemeinschaft" (Lützeler 2020, 78). Im Hinblick auf Mitteleuropa um 1900, das oft mit der Habsburgermonarchie gleichgesetzt wurde, fasst auch Moritz Csáky kulturelle Zusammenhänge und Abgrenzungen als Produkt der Kommunikation. Die dabei entstehenden Räume (der Staaten, Regionen, Provinzen) sind dynamisch, durchlässig und – besonders wichtig, weil dem Prinzip der Subsidiarität analog – sie existieren gleichzeitig und überlappen einander (vgl. Csáky 2011). Diese unterschiedlichen Kommunikationsgemeinschaften oder auch Felder würden in unserem Fall durch die lokale, regionale, gesamtösterreichische, gesamtdeutsche, (mittel-)europäische und schließlich (zumindest theoretisch) weltliterarische Bezugsebene gebildet. Konkret würde eine Broschüre über ein Wiener Problem in Konkurrenz zu den anderen lokalen Broschüren treten, der Publikationsort eines regional verbreiteten Almanachs dagegen ein entsprechend dimensioniertes literarisches Feld implizieren, zum Beispiel, um ein beliebiges Beispiel zu geben, jenes der Steiermark oder Böhmens. Wenn ein Text für ein überregional wirkendes österreichisches Periodikum verfasst oder ein entsprechendes Manuskript bei einem Verlag eingereicht wird, dessen Wirkungskreis die gesamte Monarchie umfasst, wie die weit verzweigte Firma Trattners, so agiert

20 Ette (2005, 23 – 26) spricht von „Literatur ohne festen Wohnsitz", die sich in ständiger Bewegung befindet und in einem vektoriellen Raum des Transitorischen zu verorten ist. Er unterscheidet die translokale, transregionale, transnationale, transareale und transkontinentale Ebene.

man innerhalb eines ‚nationalen' Feldes; katholische Erbauungsliteratur, aber auch dialektal gefärbte Werke, sind qua ihres Auftrags bzw. ihrer sprachlichen Ausgestaltung mehrheitlich an ein süddeutsches Publikum adressiert. Wenn ihre Verbreitung und Wirkung über die Grenzen der Monarchie hinaus reicht, tritt Literatur automatisch in Konkurrenz mit allen anderen Autor:innen deutscher Zunge, die Vergleichbares, zum Beispiel Werke derselben Gattung, produzieren. Beispiele mit einem solchen Wirkungspotential im gesamten deutschsprachigen Raum wären etwa die Romane und Satiren Johann Pezzls (*Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, 1783, *Marokkanische Briefe*, 1784, …), die französische Muster wie den philosophischen Roman, insbesondere Voltaires *Candide* und Montesquieus *Persische Briefe*, benützten. Auch Sterne und Wieland bildeten wichtige Anknüpfungspunkte für in Österreich verfasste Prosa, so in Franz Xaver Hubers Tierfabel *Der blaue Esel* (1786), im Bereich des komischen Versepos waren Samuel Butler und Alexander Pope etwa für Joseph Franz Ratschky kaum zu umgehende Vorbilder. Die *Ossian*-Übersetzung (1768/69) und die Bardendichtung von Michael Denis wurden weithin gerühmt, die Lyrik von Lorenz Leopold Haschka erschien in deutschen Zeitschriften, die Travestie der *Aeneis* (1782–1788) von Aloys Blumauer konnte sowohl inhaltlich wie stilistisch universales Interesse beanspruchen und wurde mehrfach in deutschen Staaten nachgedruckt (vgl. Wolf 1994, 174). Schließlich tendierte auch das Drama, zumindest das Hochstildrama, zu überregionaler Verbreitung, und Theaterbibliotheken, wie die von dem Wiener Verlag Wallishauser produzierte, suchten Abnehmer:innen im gesamten deutschen Sprachraum. Bei den zuletzt genannten Werken, die sich an im gesamteuropäischen Rahmen wichtige Gattungen und Autor:innen anschlossen, war sogar eine über den deutschsprachigen Raum hinaus reichende europäische und letztlich – nochmals sei betont: theoretisch – auch weltweite Wirkung möglich, etwa auf dem Weg von Übersetzungen.[21] Um solche Bezüge in Feldern unterschiedlicher Dimension zu rekonstruieren, bedarf es umfassender Studien zur Distribution und Rezeption einzelner Autor:innen, Werke oder Werkgruppen. In erster Linie wären hier Rezensionen in Periodika, die durch die weitgehende Digitalisierung auf breiter Basis zugänglich sind, und Rezeptionszeugnisse wie Erwähnungen in Briefen, Tagebüchern, Memoiren u. Ä., aber auch Buchhändler- und Messkataloge, die Bestände von Leihbibliotheken usw. heranzuziehen. Das Unternehmen ‚Bourdieu in der Germanistik' kann hier gewinnbringend auf vertraute Methoden und Wege der Forschung zurückgreifen.

21 Ein Beispiel: Pezzls *Faustin* wurde 1784 ins Französische übersetzt. Einen gerafften Überblick über die genannte Literatur bietet zuletzt Kriegleder (2018). – Hier wären auch in einer Fremdsprache wie Latein oder Französisch verfasste Texte einzuordnen.

Literaturverzeichnis

Bachleitner, Norbert, Franz M. Eybl und Ernst Fischer. *Geschichte des Buchhandels in Österreich*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2000.

Bachleitner, Norbert, und Michaela Wolf (Hg.). *Streifzüge im translatorischen Feld: Zur Soziologie der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum*. Wien und Berlin: Lit-Verlag 2010.

Bachleitner, Norbert. *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*. Wien, Köln und Weimar: Böhlau, 2017.

Bauer, Roger. *Laßt sie koaxen, Die kritischen Frösch' in Preußen und Sachsen! Zwei Jahrhunderte Literatur in Österreich*. Wien: Europaverlag, 1977.

Bauer, Roger. „Die österreichische Literatur des Josephinischen Zeitalters: Eine werdende Literatur auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen". *Das achtzehnte Jahrhundert als Epoche*. Hg. Bernhard Fabian und Wilhelm Schmidt-Biggemann. Nendeln: KTO Press, 1978. 25 – 37.

Beer, Adolf. *Die handelspolitischen Beziehungen Östereichs zu den deutschen Staaten unter Maria Theresia*. Wien: Tempsky, 1893.

Birckenstock, Johann Melchior von. *Ueber den Buchhandel in den kaiserl. königl. Erblanden*. Berlin und Leipzig: o.V., 1774.

Blumauer, Aloys. *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*. Wien: Kurzbeck, 1782.

Bodi, Leslie. *Tauwetter in Wien: Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781 – 1795*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1995.

Bourdieu, Pierre. „La production de la croyance: contribution à une économie des biens symboliques". *Actes de la recherche en sciences sociales* 13 (1977): 3 – 43.

Bourdieu, Pierre. „Les conditions sociales de la circulation internationale des idées". *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte/Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes* (1990): 1 – 10.

Bourdieu, Pierre. „Une révolution conservatrice dans l'édition". *Actes de la recherche en sciences sociales* 126/127 (1999): 3 – 26.

Casanova, Pascale. *La république mondiale des lettres*. Paris: Seuil, 1999.

Casanova, Pascale. „Consécration et accumulation de capital littéraire: La traduction comme échange inégal". *Actes de la recherche en sciences sociales* 144 (2002): 7 – 20.

Csáky, Moritz. „Kultur als Kommunikationsraum: Das Beispiel Zentraleuropas". *Gedächtnis und Erinnerung in Zentraleuropa*. Hg. András F. Balogh und Helga Mitterbauer. Wien: Praesens, 2011. 17 – 44.

Demian, Johann Andreas. *Lilien aus den besten lyrischen Dichtern Deutschlands: Zur Bildung des ästhetischen und moralischen Gefühls*. Wien: Wallishausser, 1799.

Denis, Michael. *Sammlung aus den neuern Dichtern Deutschlandes, zum Gebrauche der Jugend*. Wien: Kurzböck, 1763.

Ette, Ottmar. *ZwischenWeltenSchreiben: Literaturen ohne festen Wohnsitz (ÜberLebenswissen II)*. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2005.

Eybl, Franz M. „Probleme einer österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts". *Literaturgeschichte: Österreich: Prolegomena und Fallstudien*. Hg. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner und Klaus Zeyringer. Berlin: Erich Schmidt, 1995. 146 – 157.

Fechner, Hermann. *Die handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Oesterreich während der provinziellen Selbständigkeit Schlesiens 1741 – 1806.* Berlin: Reimer, 1886.
Fischer, Ernst (Hg.). *Der Buchmarkt der Goethezeit: Eine Dokumentation.* 2 Bde. Hildesheim: Gerstenberg, 1986.
Fischer, Julius Wilhelm. *Reisen durch Oesterreich, Ungarn, Steyermark, Venedig, Böhmen und Mähren, in den Jahren 1801 und 1802.* 3 Bde. Wien: A. Doll, 1803.
Frank, Peter R. „Der deutsche Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts: Vorgeschichte, ein vorläufiger Bericht über die Forschung und Ausblick". *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich* 7/8 (1992/93): 111 – 129.
Frank, Peter R. „‚Es ist fast gar nichts da …': Der deutschsprachige Verlagsbuchhandel in Österreich vom 18. zum 19. Jahrhundert". *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 5 (1995): 201 – 232.
Freymüthiger Versuch über den Buchhandel vorzüglich in Hinsicht auf die kaiserlichen Erblande. Wien und Prag, 1782.
Geißau, Anton F. von. *Alphabetisches Verzeichniß derjenigen Brochüren und Schriften welche seit der erhaltenen Preßfreyheit herausgekommen sind.* Wien: Hartl, 1782.
Giese, Ursula. „Johann Thomas Edler von Trattner: Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber". *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 3 (1961): 1013 – 1454.
Goldfriedrich, Johann. *Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740 – 1804).* Leipzig: Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, 1909.
Gugitz, Gustav. „Aloys Blumauer". *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 18 (1908): 27 – 135.
Haefs, Wilhelm, und York-Gothart Mix. „Der Musenhort in der Provinz: Literarische Almanache in den Kronländern der österreichischen Monarchie im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts". *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 27 (1986): 171 – 194.
Kadrnoska, Franz. „Bildung und Publikation: Gedanken zum Volksschrifttum in Österreich zwischen 1770 und 1848". *Sprachkunst* 6 (1975): 178 – 206.
Kiesel, Helmuth, und Paul Münch. *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert: Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland.* München: Beck, 1977.
Kriegleder, Wynfrid. *Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich: Menschen – Bücher – Institutionen.* 3. Auflage. Wien: Prasens, 2018.
Lang, Helmut W. „Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815". *Die österreichische Literatur: Eine Dokumentation ihrer Entwicklung: Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750 – 1830): Teil 1.* Hg. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1979. 203 – 227.
Lavandier, Jean-Pierre. *Le livre au temps de Marie-Thérèse: Code des lois de censure du livre pour les pays austro-bohémiens (1740 – 1780).* Bern u. a.: Lang, 1993.
Lehmstedt, Mark. „‚Ein Strohm, der alles überschwemmet': Dokumente zum Verhältnis von Philipp Erasmus Reich und Johann Thomas von Trattner: Ein Beitrag zur Geschichte des Nachdrucks in Deutschland im 18. Jahrhundert". *Bibliothek und Wissenschaft* 25 (1991): 176 – 267.
Luca, Ignaz: *Topographie von Wien: Bd. 1.* Wien: In Kommission bey Thad. Edlen von Schmidbauer und Komp., 1794.

Lützeler, Paul Michael. „Zur Zukunft der Nationalphilologien: Europäische Kontexte und weltliterarische Aspekte“. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 45.1 (2020): 69 – 83.

Martens, Wolfgang. „Drei Sammlungen von Schülerdichtungen aus dem Wiener Theresianum“. *Die österreichische Literatur: Eine Dokumentation ihrer Entwicklung: Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750 – 1830): Teil 1*. Hg. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1979. 1 – 22.

Martino, Alberto. *Die deutsche Leihbibliothek: Geschichte einer literarischen Institution (1756 – 1914)*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1990.

Otruba, Gustav. *Der Außenhandel Österreichs unter besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs nach der älteren amtlichen Handelsstatistik*. Wien: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Niederösterreich, 1950.

Pezzl, Johann. *Skizze von Wien*. Sechs Hefte. Wien und Leipzig: Kraus, 1786.

Rommel, Otto. *Der Wiener Musenalmanach: Eine literarhistorische Untersuchung*. Leipzig: Fromme, 1906.

Sapiro, Gisèle. „L’autonomie de la littérature en question“. *Bourdieu et la littérature*. Hg. Jean-Pierre Martin. Nantes: Éditions Cécile Defaut, 2010. 45 – 61.

Sashegyi, Oskar. *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II: Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der habsburgischen Länder*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1958.

Schmidt-Dengler, Wendelin, Johann Sonnleitner und Klaus Zeyringer (Hg.). *Literaturgeschichte: Österreich: Prolegomena und Fallstudien*. Berlin: Erich Schmidt, 1995.

Seidler, Herbert. „Die österreichische Literatur als Problem der Forschung“. *Österreich in Geschichte und Literatur* 14 (1970): 354 – 368.

Seidler, Andrea, und Wolfram Seidler. *Die Zeitschriften im Donauraum zwischen 1740 und 1809: Kommentierte Bibliographie der deutsch- und ungarischsprachigen Zeitschriften in Wien, Preßburg und Pest-Buda*. Wien, Köln und Graz: Böhlau, 1988.

Syrovy, Daniel. *Verdrängt, verpönt – vergessen? Eine Datenbank zur Erfassung der in Österreich zwischen 1750 und 1848 verbotenen Bücher*. http://univie.ac.at/zensur. Komparatistik Wien Zensurdatenbank (20. 01. 2022).

Wernigg, Ferdinand. *Bibliographie österreichischer Drucke während der „erweiterten Preßfreiheit“ (1781 – 1795)*. Wien und München: Jugend und Volk, 1973 – 1979.

Wittmann, Reinhard. „Der gerechtfertigte Nachdrucker? Nachdruck und literarisches Leben im achtzehnten Jahrhundert“. *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert: Beiträge zum literarischen Leben 1750 – 1880*. Hg. Reinhard Wittmann. Tübingen: Niemeyer, 1982. 69 – 92.

Wolf, Norbert Christian. *Aloys Blumauers Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur: Ansätze zur Literatursoziologie eines regionalen Ausgleichsprozesses*. Diplomarbeit, Universität Wien, 1994.

Wolf, Norbert Christian. „Blumauer gegen Nicolai, Wien gegen Berlin: Die polemischen Strategien in der Kontroverse um Nicolais Reisebeschreibung als Funktion unterschiedlicher Öffentlichkeitstypen“. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 21.2 (1996): 27 – 65.

Wolf, Norbert Christian. „Der Raum der Literatur im Feld der Macht: Strukturwandel im theresianischen und josephinischen Zeitalter“. *Strukturwandel kultureller Praxis: Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des theresianischen Zeitalters*. Hg. Franz M. Eybl. Wien: Facultas 2002. 45 – 70.

Zoll-Ordnung und Tarif Ihrer Römisch-Kaiserl. auch in Germanien, Hungarn und Böheim Königl. Apostolischen Majestät […]. Wien: Trattner, 1775.

Jill Thielsen

Brettl-Kunst auf Theaterbühnen? – Feldtheoretische Überlegungen zum heteronomen Pol am Beispiel des Akteurs Karl Valentin (1882 – 1948)

1 Einleitendes

Wirft man vor dem Hintergrund der maßgeblichen Dichotomien der Feldtheorie Pierre Bourdieus einen Blick auf den Akteur Karl Valentin (Valentin Ludwig Fey, 1882 – 1948), scheint die Zuordnung zu einem der Pole, die das Feld mit der ihnen entsprechenden ‚ökonomischen' Logik strukturieren, klar: Valentin beginnt seine Karriere in den 1890er Jahren als Vereins- und Salonhumorist, tritt als Volkssänger und „Instrumental-Karikatur-Komiker" (Münz 1982, 319) auf und wird schließlich zum – laut Verlagswerbung – „unbestrittene[n] Meister des Blödsinns" (Peritext zu Valentin 1938, n. p.) im deutschsprachigen Raum.[1] Der ehemalige Schreinerlehrling, der als Komiker die Wirtshaus- und Singspielhallenbühnen bespielt, mit Vortragsrechten für seine Texte handelt und in seiner Hochzeit zwischen den Weltkriegen zusammen mit seiner Bühnenpartnerin Liesl Karlstadt (Elisabeth Wellano, 1892 – 1960) auch entsprechenden ökonomischen Erfolg hat, ist am äußersten heteronomen Pol im Unterhaltungssektor des literarischen Feldes anzusiedeln. Zugleich erfährt der „Blödsinn[s]könig" (Münz 1982, 319) aber – insbesondere im Zuge seiner Berliner Gastspiele in den 1920er Jahren – eine Vereinnahmung durch Akteure des autonomen Pols, die entgegen der geltenden Gewerbeordnung und den Rezensenten Berliner Tageszeitungen seine Auftritte in etablierten Theaterhäusern zu legitimieren versuchen.

Doch nicht nur dieser sich andeutende Übertritt eines Akteurs jenes Teilbereichs des literarischen Feldes, der sich in der Logik Bourdieus als „Subfeld der Massenproduktion […] symbolisch ausgeschlossen und diskreditiert findet" (Bourdieu 2016, 344 [Hervorhebung des Originals getilgt, J. T.]), „ins hochkulturelle Umfeld" (Dimpfl 2007, 152) irritiert die idealtypischen Oppositionen der Feldtheorie. Bereits in einigen seiner frühen Couplets etabliert Valentin Sprechinstanzen, die sich einerseits von ihrer Rolle als „aufs Podium springender – um

1 Der Beitrag greift Überlegungen auf, welche die Verfasserin in ihrer Dissertationsschrift weiter ausführt (vgl. Thielsen 2022, Kap. VI).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-011

Applaus ringender, / Immer probierender, zu Hause studierender, […] Künstler sein wollender, […] artistischer Handwerksbursch“ (Anderl Welsch zit. n. von Goessel 1982, 30) distanzieren und die andererseits eine rezeptionsseitig virulente Inkompetenz in ästhetischen Dingen schelten. Immer wieder unterlaufen die von Valentin entworfenen Sprechinstanzen und Figuren explizit die rezeptionsseitigen Erwartungen, stören in den selbstreflexiven Texten die geplante Darbietung und verweisen durch ihr Scheitern auf konstitutive Mechanismen des Unterhaltungsbetriebs. Einige Szenen und ihre mediale Umsetzung als Film wiederum verhandeln Künstlersubjekte, die als ‚unterhaltende Dienstleister‘ massiven sozio-ökonomischen Zwängen unterworfen sind (vgl. exemplarisch *Musik zu Zweien* und *Ein verhängnisvolles Geigensolo*), sodass sich der Unterhaltungssektor mit Valentin einen Akteur leistet, der mit einem nicht geringen Teil seines Œuvres ein selbstreflexiv-kritisches Moment etabliert und nicht nur Positionen am heteronomen Pol unterscheidet, sondern auch kommentiert.

Die Anschlussfähigkeit seines Werks für Akteure des ‚anderen‘, autonomen Pols, die Reflexion des eigenen Feldkontextes auf der Ebene der Symbolsysteme, die sowohl auf eine funktionale Ausdifferenzierung einzelner Positionen in diesem Teilbereich als auch Autonomisierungsmomente umfasst, lassen sich mit den von Bourdieu angebotenen Basisoppositionen der Feldtheorie nicht trennscharf erfassen. Insbesondere vor dem Hintergrund der Aushandlung von (Positions-)Grenzen innerhalb der selbstreflexiven Texte durch den Wiedereintritt der Unterscheidung in das Unterschiedene (vgl. Luhmann 1998, 45) und aufgrund der damit zur Disposition stehenden Anschlussfähigkeit ästhetischer Verfahren aus dem jeweils ‚anderen‘ Feldkontext bietet es sich an, das heuristische Potential systemtheoretischer Theorieangebote zu beachten, um auch die für die Feldtheorie konstitutive Akteurszentrierung zu mildern. Diese Kombination erweist sich sowohl für die Analyse der Symbolsysteme als auch für deren literatursoziologische (Re-)Interpretation als fruchtbarer Bewertungshorizont, der die Binnendifferenzierungen der Vergnügungskultur der Moderne am Beispiel Karl Valentins zu erhellen vermag.

2 Zwischen den Polen – Potentiale und Grenzen feldtheoretischer Theorieangebote

Insbesondere mit seinen 1992 veröffentlichten *Les règles de l’art* liefert Pierre Bourdieu ein differenztheoretisches und praxeologisch ausgerichtetes Modell, mit dessen Basisoppositionen eine systematische Beschreibung des Feldes symbolischer Güter möglich scheint. Dabei wird der Einzeltext nicht zur autonomen

Schöpfung stilisiert, sondern muss als kontextabhängige Positionierung gelten, sodass die Kategorie des ‚authentischen' Werks, die auch „eine Autonomie gegenüber gesellschaftlichen Verwertungszusammenhängen unterstellt" (Jarchow und Winter 2016, 93), obsolet wird. Im Sinne Bourdieus lässt sich der Kontext, den das literarische Feld für die Produktions- und Rezeptionsseite gleichermaßen bildet, als „sozialer Raum objektiver Beziehungen" (Bourdieu 2020b, 398) fassen, der als ‚Mikrokosmos gesellschaftlicher Praxisformen' (vgl. Schwingel 1997, 119) durch einen permanenten Kampf um das „Monopol auf Durchsetzung legitimer Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien" (Bourdieu 2016, 253) determiniert ist. Nicht nur Autor*innen als Literaturschaffende treten dabei in „Konkurrenz um kulturelle Legitimierung" (Bourdieu 2020a, 79), sondern auch weitere Akteure bzw. Akteursgruppen wie Verlage oder andere Literatur vermittelnde Institutionen partizipieren an den Auseinandersetzungen und determinieren die (diskursive) ‚Produktion des Kunstwerks' (vgl. Bourdieu 2015, 504).

Mit der das Feld strukturierenden Dichotomie eines autonomen und heteronomen Pols und der entsprechend variierenden Dominanz einer der ‚ökonomischen Logiken' erweist sich der feldtheoretisch-praxeologische Ansatz für eine kontextorientierte Literaturwissenschaft (vgl. Brabandt 2012, 290), die den literarischen Text nicht als immateriellen Zeichenkomplex – ein Widerspruch in sich – ansieht, als heuristisch fruchtbarer sozialgeschichtlicher Deutungshorizont, da er werk-, publikations- und aufführungspolitische Aspekte berücksichtigt und „Kulturprodukte zu den gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Produktion in Beziehung [...] setzen" (Bourdieu 2016, 371) kann. Idealtypisch fokussieren jene Akteure, die sich an der Logik des autonomen Pols orientieren, die Ballung eines feldspezifischen symbolischen Kapitals bei gleichzeitiger Leugnung rein ökonomischer Interessen. ‚Spieler' im Kontext des heteronomen Pols wiederum richten ihr Handeln am materiellen Profit aus, sodass der kommerzielle Erfolg und die Akkumulation ökonomischen Kapitals als Gütekriterium fungieren, Literatur- bzw. Kunstproduktion sich also an einer vorgängigen Nachfrage orientiert.

Bourdieus Studien konzentrieren sich dabei vorwiegend auf den Teilbereich der begrenzten, autonomistischen Produktion und der ihn „als Spezifisches konstituierenden nichtökonomischen Legitimation" (Jarchow und Winter 2016, 100). So bleiben allerdings potentielle, dem heteronomen Teil des literarischen Feldes eigene Konsekrationsinstanzen unbeachtet (vgl. Jarchow und Winter 2016, 100) und auch ein differenzierter Blick auf die unterschiedlichen Kunstpraktiken der Vergnügungskultur sowie deren Verhältnis zu den beiden Kapitalsorten (ökonomisch vs. symbolisch) steht aus (kritisch dazu Hecken 2007, 151–161). Am Beispiel des ‚Volkssängers' Karl Valentin lässt sich indes illustrieren, dass seine selbstreflexiven Texte Differenzierungstendenzen des eigenen Feldkontextes aufgreifen und auch die unterschiedlichen Funktionen und Grenzen einzelner

Positionen betonen, ohne dabei eine Kampfansage zu formulieren. Im Anschluss an Armin Nassehi bleibt zu konstatieren, dass *erstens* insbesondere die vertikal-hierarchisierende Perspektive der Feldtheorie sowie ein Primat der Sozialdimension verschleiern, „dass es in den Feldern womöglich noch andere Bezugsprobleme geben könnte, als dass die Akteure sich ‚bezwingen' wollen" (Nassehi 2011, 115 [Hervorhebung im Original, J. T.]), und dass sich *zweitens* eine ‚Universalisierung des Ökonomischen' bemerken lässt, die gegensätzlich zum Anspruch der Theorie weiterhin eine ‚Grundcodierung der Gesellschaft' impliziert (vgl. Nassehi 2011, 116 – 17 sowie Kneer 2016, 39).

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht sind aber vor allem zwei Dimensionen der Feldtheorie kritisch zu reflektieren: *Erstens* hätte eine belastbare feldtheoretische Perspektive alle auf dem literarischen Feld handelnden Akteure und Institutionen zu berücksichtigen, „die über die Produktion des Glaubens an den Wert der Kunst im allgemeinen und an den Wert dieses oder jenes Werks im besonderen an der Produktion des Werts des Kunstwerks mitwirken" (Bourdieu 2016, 362), und *zweitens* gilt es in dieser Logik die Dispositionen einzelner Akteure zu extrapolieren, „jene[n] Komplex permanenter Seinsweisen" (Bourdieu 2015, 536) also, den Bourdieu mit der latent psychologisierenden Kategorie des Habitus zu erfassen versucht (kritisch dazu Bongaerts 2008, 171). Letztere erweist sich insofern problematisch, als dadurch unklar bleibt, was der eigentliche Untersuchungsgegenstand ist, wenn es um eine *literatur*wissenschaftliche Adaption feldtheoretischer Konzepte geht. Reduziert man die konkreten Positionierungen auf die Manifestation eines Habitus (vgl. exemplarisch Bourdieu 2016, 413 – 418, 429) und versteht die Gestaltung literarischer Texte als Ausdruck einer durch verschiedene Sozialisationsphasen erworbenen „Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix" (Bourdieu 2018, 169 [Hervorhebung des Originals getilgt, J. T.]), wird der entsprechende Akteur in den Fokus gerückt, sodass der literarische Text als Substrat literarischer Kommunikation und als Gegenstand einer textgestützten Literatursoziologie aus dem Blick zu geraten droht. Die von Bourdieu vorgeschlagene Perspektive auf literarische Texte, die sie in ein Abbildungsverhältnis zur textexternen sozialen Realität setzt, bietet dabei in literaturwissenschaftlicher Hinsicht keine Alternative, basiert sie doch auf einem Kurzschluss, der Theoreme wie Fiktionalität und Poetizität ignoriert. In Bourdieus Logik wirke nämlich der „Schriftsteller [...] unwillkürlich als ‚Medium' von (sozialen oder psychologischen) ‚Strukturen'" (Bourdieu 2016, 20 [Hervorhebungen im Original, J. T.]) und die Figuren eines Romans werden als Repräsentanten eines textexternen sozialen Feldes gedeutet (vgl. Bourdieu 2016, 22; vgl. die Kritik bei Friedrich 2001, Kap. 12).

Eine umfassende Rubrizierung von Akteuren, ihren Positionen und Positionierungen, die zu belastbaren Aussagen kommen möchte, ist wiederum, wie Bourdieu selbst betont, ein ‚gewaltiges Unternehmen' (vgl. exemplarisch Bour-

dieu 2015, 59), das durch eine punktuelle Analyse, wie sie im Folgenden unternommen wird, nicht zu leisten ist. Diese methodologischen Probleme können aber – so der Vorschlag – durch eine abstraktere, die Komplexität reduzierende Perspektive gemildert werden, indem die Akteurszentrierung durch einen Fokus auf die diskursiven Aushandlungsprozesse von z. B. feldinternen Positionsgrenzen auf der Ebene (literarischer) Symbolsysteme substituiert wird. Die von Bourdieu vorgeschlagene hierarchisierend-stratifizierende Einteilung des sozialen Raums kann durch eine differenztheoretische Option flankiert werden, bei der die Sachdimension die Überlegungen leitet. Mit ihrem Fokus auf eine kommunikationsbasierte Systembildung (vgl. exemplarisch Luhmann 2018, 191–192) lenkt Niklas Luhmanns ‚Theorie sozialer Systeme' den Blick auf die Verhandlung von Differenzen, ohne dabei eine Hierarchisierung von Akteuren vorzunehmen. Zwar droht bei der „Überführung einzelner Theoriebausteine […] eine Schieflage" (Kneer 2016, 53), doch geht es an dieser Stelle in erster Linie um das heuristische Potential einer undogmatischen Kombination beider Theorieangebote.[2]

Der Gedanke einer funktionalen (Aus-)Differenzierung autonomer, operativ geschlossener und autopoietischer Teilsysteme, der macht- und herrschaftssoziologische Aspekte ausklammert und die Anschlussfähigkeit von Kommunikationsofferten ins Zentrum stellt (vgl. exemplarisch Luhmann 2018, 30–91), kann den Blick für die Verhandlung von (subsysteminternen) Grenzen öffnen, ohne dabei die Texte auf bloße Manifestationen soziologischer Größen reduzieren zu müssen. Während (Feld-)Grenzen im Kontext der Feldtheorie vage Größen bleiben – bemerkt Bourdieu doch nur, dass die „Grenzen des Feldes […] dort [liegen], wo die Feldeffekte aufhören" (Bourdieu und Wacquant 1996, 131) –, und auch feldinterne Differenzierungen insbesondere hinsichtlich des heteronomen Pols nicht erfasst werden können, setzt die Systemtheorie das Prinzip der Grenzziehung an den Anfang jeglichen Autonomisierungs- und Ausdifferenzierungsprozesses (vgl. exemplarisch Luhmann 2009, 66). Valentins Texte fungieren vor dem Hintergrund systemtheoretischer Überlegungen nicht mehr als ‚Aussagen über die soziale Welt' oder als Ausdruck eines Habitus, sondern die selbstreflexiven Strukturen der Symbolsysteme, die den eigenen Produktionskontext durch z. B. re-entry-Logiken thematisieren, dienen dem System als Selbstbeobachtungen, verweisen zugleich – unabhängig von textexternen sozialen Prozessen – auf eine funktionale Ausdifferenzierung am heteronomen Pol und markieren die Koexistenz unterschiedlicher Programmierungen (vgl. Plumpe und Werber 2011, 94).

2 Auch Markus Joch betont die Notwendigkeit zu Anpassung und ‚Update' vorliegender Theorieangebote im literaturwissenschaftlichen Kontext (vgl. Joch, infra).

Mit diesem Vorschlag sollen nun nicht die „systemtheoretisch gelagerten Ressentiments gegen die Literatursoziologie Bourdieus" (Joch 2007, 468–469) reproduziert werden. Vielmehr liefert Luhmanns Theorieangebot ergänzende basale Theoreme und Termini, ohne dabei den mit Bourdieus Theorie (re-)interpretierten Beobachtungen widersprechen zu müssen. Es bietet sich daher eine Staffelung der Perspektiven an: So können in einem Schritt auf der Ebene der Symbolsysteme die kommunikationszentrierten Angebote der Systemtheorie als heuristischer Deutungshorizont fungieren, um die diskursiven Aushandlungsprozesse anhand textueller Propositionen zu beleuchten. Da sich vor allem hinsichtlich der bereits angedeuteten Vereinnahmungsversuche Karl Valentins durch Akteure des autonomen Pols diskursive Strategien erkennen lassen, die zwar eine Nobilitierung der Kunstpraktiken Valentins verfolgen, ohne dabei aber den eigenen Status zu gefährden, bietet es sich in einem weiteren Schritt an, das, was die Systemtheorie nur als Folgeproblem kennt (vgl. Nassehi 2011, 114), mit den Theorieangeboten Bourdieus zu beschreiben. Die Unterscheidung, die Bourdieu vornimmt, wenn er darauf hinweist, dass ein Feld „ein Ort von Kräfte- und nicht nur Sinnverhältnissen und von Kämpfen um die Veränderung dieser Verhältnisse" (Bourdieu und Wacquant 1996, 134–135) ist, erweist sich vor diesem Hintergrund nur noch als Wechsel der Abstraktionsebene, spielt sich doch auch der ‚Kampf' innerhalb der feld- und systemeigenen Sinngrenzen ab.

3 Verortung ‚Karl Valentin' – Der heteronome Pol um und nach 1900

Um *erstens* die – feld- aber auch systemtheoretisch wirksame – homogenisierende Tendenz hinsichtlich des Teilbereichs, der häufig als ‚Massenkultur' gefasst wird, aufzubrechen, gilt es, einen notwendig kursorischen Blick auf genau diesen Teilbereich zu werfen. Vor diesem Hintergrund können *zweitens* die Referenzen auf unterschiedliche Praktiken des Unterhaltungssektors, die für einige Texte Valentins maßgeblich sind, nachvollziehbar gemacht werden und *drittens* lassen sich die Vereinnahmungsversuche durch Akteure des autonomen Pols und die damit verbundenen diskursiven Strategien verorten und literatursoziologisch interpretieren.

Die Entwicklungen der Theater- und Bühnenlandschaft um und nach 1900 stehen einer implizierten Homogenität des heteronomen Teils des Marktes symbolischer Güter entgegen. Neben dem Sektor der eingeschränkten Produktion, in dem die Theatervereine um 1890 mit ihren ‚Freien Bühnen' eine ‚häretische' Alternative zu den renommierten und in ästhetischer Hinsicht ‚orthodoxen' Spiel-

stätten bieten, lassen sich gleichermaßen am marktdeterminierten Pol Ausdifferenzierungsprozesse erkennen, die auch eine symbolische Hierarchie etablieren. Die vermeintliche ‚Massenkultur' ist außerdem weit weniger eine ‚Klassenkultur' (vgl. Nolte 2016, 3), sondern kann vielmehr mit einer sie determinierenden Funktion als ‚Vergnügungs-' oder ‚Unterhaltungskultur' bezeichnet werden, die zwar am heteronomen Pol angesiedelt ist, aber eine Differenzierung durch verschiedene Kulturpraktiken erfährt. Insbesondere im urbanen Umfeld wie in Berlin und München erlebt dieser Teilbereich durch die ab den 1850er Jahren ansteigende Zahl von Singspielhallen eine Erweiterung, die allerdings in ästhetisch-inszenatorischer Hinsicht durch die Gewerbeordnung spezifischen Beschränkungen unterworfen ist: Es gilt ein Kostümverbot, die Darbietungen außerhalb staatlicher Theaterbetriebe sollen sich auf deklamatorische und Gesangsvorträge beschränken, sodass maximal Einzelszenen erlaubt sind, „ohne daß ein höheres Interesse der Kunst [...] dabei obwaltet" (§33a Reichsgewerbeordnung, Neukamp 1910, 65). Eine weitere Lokalität, die am heteronomen Pol für Konkurrenz sorgt, ist schließlich das Lichtspielhaus, das die Filmvorführung aus dem Rahmen von Volksfest und Jahrmarkt löst und in feste Häuser überführt.

Zugleich bieten 1901 die bereits etablierten Lokalitäten und dort verorteten Kulturpraktiken wie Tingel-Tangel, Varieté oder die insbesondere in München verbreiteten Brettl-Bühnen der Wirtshäuser den Anlass für Akteure wie Ernst von Wolzogen, Otto Julius Bierbaum, aber auch Max Reinhardt, Unternehmungen zu forcieren, die auf ‚Überbrettln' eine gehobene Form der Unterhaltung anbieten wollen und ihr Vorhaben sogar zum Äquivalent der avantgardistischen ‚Freien Bühnen' stilisieren. In seinem *Brief an eine Dame anstatt einer Vorrede*, der seine Anthologie *Deutsche Chansons (Brettl-Lieder)* (1900) einleitet, formuliert Otto Julius Bierbaum exemplarisch den ‚tempelschänderischen' (vgl. Bierbaum 1900, IX) Anspruch der neuen Institution mit ihrer Poetik einer ‚angewandten Lyrik':

> [U]nd wenn wir Künstler sind, mit dem Wunsche, ins Leben zu wirken, so werden wir [...] darauf denken, sie [d. i. Tingel-Tangels] der Kunst zu gewinnen, sie in einem gewissen Sinne den ‚ordentlichen' Theatern ebenbürtig zu machen. [...] Ich halte das für keine geringere That als seinerzeit die Gründung der Freien Bühnen [...]. (Bierbaum 1900, XII)

Die ‚Überbrettl' und Kabaretts wollen dabei einerseits keine ‚große Kunst' präsentieren, die nur ‚kritisch genossen' (vgl. Bierbaum 1900, X) werden kann, und lehnen sowohl eine zum sakralen Moment stilisierte Produktion als auch eine kontemplative Rezeption ab (vgl. Bierbaum 1900, IX). Andererseits betonen sie in ihren Selbstbeschreibungen die Grenze zu ‚anderen' Kunstpraktiken der Unterhaltungskultur mit ihrer ‚rohen Unkunst' (vgl. Bierbaum 1900, X) und siedeln sich mit dem Anspruch auf ein höheres symbolisches Kapital über denselben an.

Karl Valentin ist nun nach einer Hochzeit der Münchner Volkssänger um 1900 zunächst im Bereich der ‚niederen' Brettl-Bühnen zu verorten, nimmt also eine andere Position als die ‚Überbrettl-'Gründer ein. In den 1920er Jahren avancieren seine Bühnenpartnerin Liesl Karlstadt und er allerdings zum erfolgreichsten Komiker-Duo im deutschsprachigen Raum (vgl. Dimpfl 2007, 177–178) und treten in diesem Zusammenhang auch in anderen Lokalitäten auf – nicht immer zur Begeisterung einiger Rezensenten der Tagespresse. So betont die *Berliner Börsen-Zeitung* mit Bezug auf die Gastspiele im September 1924 im ‚Neuen Operettenhaus' am Schiffbauerdamm in Berlin die Unangemessenheit der Auftritte: „Karl Valentin hat nichts in einem Theater zu suchen. Sein Platz ist Oktober=Fest, Rummelplatz, Zirkus, allenfalls noch Variété" (Ch. 1924, 3). Der Verweis auf die Diskrepanz zwischen Auftrittslokalität und Akteur, der „[a]uf den richtigen Platz gestellt, [...] unübertrefflich [wäre]" (Ch. 1924, 3; ähnlich Jacobs 1924, n. p. [2]), kann vor dem Hintergrund feldtheoretischer Überlegungen als implizite Kritik an einem drohenden Positionswechsel verstanden werden, schließlich hält Bourdieu fest, dass aufgrund einer „Homologie zwischen Produktionsfeld und Konsumtionsfeld [...] jedem Autor, jeder Produktions- und jeder Produktform ein [...] ‚natürlicher' Ort im Feld der Produktion entspricht" (Bourdieu 2016, 267 [Hervorhebung im Original, J. T.]).

Der erwähnten Kritik stehen allerdings Einschätzungen einiger ‚Dichter und Gelehrter' gegenüber: Insbesondere die „starke Hoffnung [des] Dramatiker=Nachwuchses" (Rieß 1922, 4) Bertolt Brecht sieht in Valentin einen „Darsteller allerersten Formats" (Gutachten [Bertolt Brecht und] Arnolt Bronnen in: Münz und Münz 1978, 61) und weitere Fürsprecher, die sich mit einer Sammlung von Gutachten (*Wie Dichter und Gelehrte über Karl Valentin und seine Kunst urteilen*) für Auftrittsmöglichkeiten Valentins außerhalb „einer Atmosphäre von Bier und Tabak" (Gutachten Gerhard Gutherz in: Münz und Münz 1978, 59) einsetzen, attestieren ihm eine „dramatisch[e] Kunstfertigkeit" (Gutachten Dr. Hermann Sinsheimers in: Münz und Münz 1978, 60), die „auf die Bühne eines literarischen Theaters gehör[t]" (Gutachten Professor Fritz Stich in: Münz und Münz 1978, 60). Obwohl also der ‚Blödsinnskönig' selbst eine unterhaltende Funktion beansprucht, „nichts ‚Grossartiges'" (Programmzettel in: Till 1982, 73) zu präsentieren verspricht, sondern nur „bezwecken [will], das [...] Publikum auf einige Stunden die [...] schwere Zeit vergessen zu machen" (Programmzettel in: Münz und Münz 1978, 47), fallen insbesondere seine Berliner Gastspiele 1924 und 1928 „auf intellektuellen Boden" (Reimann 1925, 31).

Betrachtet man allerdings die Nobilitierungsversuche der Kunstpraktiken Valentins durch die ‚intellektuelle Elite', lassen sich Argumentationsstrategien erkennen, bei denen weniger ein transgressives Moment dominiert, sondern sich immer wieder die Notwendigkeit zur Sicherung der eigenen Position abzeichnet.

Auf der Basis von re-entry-Strukturen grenzen sich die Beiträger immer wieder vom ‚anderen' Valentin ab, der ihre „theoretisch[en] Gedankengänge [sicherlich] nicht gehabt" (Panter [Tucholsky] 1924, 551–552) hat. Komisch wirke die von Valentin gespielte Musiker-Figur im *Theater in der Vorstadt*, die als „unten gebliebene[r] Prolet" mit „primitive[r] Logik" (Pinthus 1924, 1353) dem ‚intellektuellen' Besucher der Gastspiele im ‚Neuen Operettenhaus' Berlin eher bemitleidenswert anmutet, nur durch das Bewusstsein über die Position als „Vorstadtkomiker" (Pinthus 1924, 1352). Kurt Pinthus interpretiert also Valentins komische Wirkung trotz unangemessener Platzierung vor dem Hintergrund eines produktionsseitig bewussten re-entries, das so gedeutet rezeptionsseitig als ordnungssicherndes Moment fungieren kann. Mit Ausführungen schließlich, die Valentins ‚schöpferischen Infantilismus' betonen, ihn zum ‚Naturkind' stilisieren (vgl. Kuh 1928, n. p. [1]) und in seinen Darbietungen die „Urformen jeder dramatischen Kunst" (Gutachten [Bertolt Brecht und] Arnolt Bronnen in: Münz und Münz, 61) erkennen, distanzieren sich die vermeintlichen Nobilitierungsversuche von ihrem Redegegenstand. Zwar kann Valentins Kunst „als eine frühere Entwicklungsstufe" (Gutachten Gerhard Gutherz in: Münz und Münz 1978, 59) dramatischer Formen anerkannt werden, doch statuiert genau diese allochronisierende Tendenz erneut eine – hier: temporalisierte – Grenze zwischen einer intellektuellen, dem autonomen Pol angehörigen Elite und einem nicht-entwicklungsfähigen ‚Anderen' am heteronomen Pol, das nur vor diesem Hintergrund als anschlussfähig gelten kann. Um eine positive Rezeption der Kunstpraktiken Valentins als bewusste, rational-distanzierte Hinwendung legitimieren zu können, um also als „Intellektuelle[r] [...] seine Distanz zu dieser [populären Kunst, J. T.] zur Geltung [zu bringen] – eine Distanz, die [...] populäre Kunst intellektuell, d. h. für den Intellektuellen, akzeptierbar" (Bourdieu 1987, 760, Anm. 6) oder – systemtheoretisch gewendet – kommunikativ anschlussfähig macht, greifen die Beiträger auf primitivierend-infantilisierende Semantiken zurück. Thesenhaft formuliert sichert also erst die damit markierte Differenz zur eigenen Position das symbolische Kapital. Zugleich verweist der Diskurs, der durch Valentins ‚inadäquate' Gastspiele initiiert wird, auf die feldinternen Machtstrukturen, erlangt doch nur dasjenige ‚Urteil über Karl Valentin und seine Kunst' eine diskursive Relevanz, welches von Akteuren mit symbolischem Kapital vorgebracht wird.

Diese Nobilitierungsversuche und das zumindest vordergründige Moment einer Grenzüberschreitung stoßen allerdings auf eine gegensätzliche Perspektive in den Texten Valentins. Einige Couplets und Szenen verweisen mit ihrer selbstreflexiven Anlage stets auf die Impermeabilität der Grenzen sowohl zwischen Hochkultur und Unterhaltungskunst als auch hinsichtlich der unterschiedlichen Positionen am heteronomen Pol. Diese Selbstbeschreibungen plädieren vielmehr

für eine Aus- respektive subsysteminterne Binnendifferenzierung, die eine Koexistenz verschiedener Programmierungen vorsieht, dabei die Sicherung einer bestehenden Ordnung verfolgt und eine funktionale Diversität am heteronomen Pol markiert.

4 Die Sicherung der Ordnung – Textinterne Reflexionen von Positionsgrenzen und Funktionen

Insbesondere die Einordnungen Valentins als ‚verhinderter Dadaist' oder als „Verknüpfung von Volksunterhaltung und Avantgarde" (Balme 1998, 105), zu der die weiterhin spärliche literaturwissenschaftliche Forschung aufgrund kontextloser Lektüren und Analogiebildungen kommt (kritisch dazu vgl. Thielsen 2022, 312–314), finden mit Blick auf einige Positionierungen einen werkinternen Widerpart, werden doch insbesondere avantgardistische Ästhetiken und Verfahren disqualifiziert und z. B. mit einem dilettantischen, ‚saudummen Missgeschick' (vgl. Valentin 2007c, 59) gleichgesetzt. Moderne Kunstpraktiken werden also mit dem semantischen Merkmal des Unvermögens enggeführt oder diejenigen Texte Valentins, die als sprachkünstlerisches Pendant zur ‚modernen Malerei' etabliert werden (z. B. *1. Narrenrede* und *Das futuristische Couplet*), markieren durch re-entry-Strukturen die Undurchlässigkeit von Positionsgrenzen, stellen also implizit aus, dass *erstens* eine mediale Differenz zwischen Bildkunst und Literatur besteht und *zweitens* die Integration avantgardistisch-hochkultureller Verfahren in den oppositionellen Feldkontext misslingen muss.

Die Impermeabilität von Positionsgrenzen oder – systemtheoretisch formuliert – Programmierungen bezieht sich allerdings nicht nur auf eine Abgrenzung vom autonomen Pol durch im weitesten Sinne modernefeindliche Propositionen, sondern verweist auch auf die Nicht-Übertragbarkeit anderer hochkultureller Kunstpraktiken in Lokalitäten des Unterhaltungssektors. Vor diesem Hintergrund ist es nur konsequent, dass die für eine dramatisch-theatrale Darbietung notwendige ästhetische Illusion im Kontext einer Kleinkunstbühne scheitern muss, wie es das *Mitternachtsständchen* illustriert. Zwar möchte sich die Sprechinstanz dort ‚erlauben', „ein Drama [...] zum Vortrag zu bringen" (Valentin 2007e, 19), doch kann sie die Diskrepanz zwischen den beschränkten inszenatorischen Möglichkeiten einer ‚Bamberlbühne' und den Anforderungen der darzubietenden Textsorte nicht lösen (vgl. Valentin 2007e, 21). So verweist die Sprechinstanz in ihrer Schlussreplik einerseits explizit auf die Grenze zwischen einem Hochkultur- und Unterhaltungsbetrieb (‚Hoftheater vs. Bamberlbühne'), verdeutlicht aber

andererseits durch das Eingeständnis der Unangemessenheit des eigenen Vorhabens die spezifischen, distinkten Funktionen der einzelnen Teilbereiche, deren jeweilige Textsorten und Inszenierungspraktiken nicht in einen anderen Feldkontext übertragen werden können. Die bestehende Ordnung und Differenzierung in eine elitär-hochkulturelle und eine populär-unterhaltende Sphäre erfährt also durch die selbstreflexive und einem re-entry folgende Anlage des Textes ihre Bestätigung.

Die extrapolierten textuellen Propositionen, die unabhängig von der latenten Moderneschelte in erster Linie die Nicht-Übertragbarkeit von Kunstpraktiken und Programmen verhandeln, erschöpfen sich nicht in einer Parodie des jeweils ‚Anderen', sondern referieren vielmehr auf die kontextabhängigen Funktionen einzelner symbolischer Güter. Dabei bezieht sich diese funktionale Ausdifferenzierung nicht nur auf die Differenz zwischen Hoch- und Vergnügungskultur. Auch die unterschiedlichen Positionen am heteronomen Pol, ihre jeweiligen Grenzen und Konflikte werden zum Thema der Texte Valentins, sodass auf der Ebene der Symbolsysteme auch für eine Differenzierung dieses Teilbereichs plädiert wird. Insbesondere der *Münchnerkindl-Prolog* (1920) und das Lied *Geht zu den Volkssängern!* (1916) reagieren auf die Diversifizierung des Unterhaltungsangebots, die seit 1900 auch einen sukzessiven Bedeutungsverlust der Brettl-Bühnen der Wirtshäuser bedeutet. Die früheste Variante des Textes *Geht zu den Volkssängern!* markiert in erster Linie die sich verbreitenden Kinobetriebe als Bedrohung der darbietenden Kleinkünste und des Volkssängertums. In Form einer nostalgischen Verklärung des Besuchs von Brettl-Bühnen liefert der Text eine idealisierende Skizze der Entwicklung dieses Teilbereichs der Vergnügungskultur und etabliert direkt in den ersten Versen die Opposition zwischen einer idealen, ‚urfidelen, alten Zeit' und der defizitären Gegenwart: „mit oan Wort: früher war's no schön" (vgl. Valentin 2007f, 139). Dem semantischen Raum der ‚alten Zeit' werden dabei sowohl der ritualisierte Sonntagsbesuch als auch die Zusatzsemantiken ‚gemeinschaftsstiftend' und ‚sozial inklusiv', ‚tugendhaft' und ‚den Erwartungen entsprechend' zugewiesen:

> a Stolz, a Neid ist nirgends g'wen, / […] Da ging zum Beispiel der Herr Gruaber / und sag'n ma, die Familie Huaber / […] am Sonntag zu de ‚Komiker'. / […] Dös […] war a Freud', / ganz schlichte und auch feine Leut' / hab'n alle mitanander g'lacht / […] kurzum, es war in früh'rer Zeit / recht guat g'sorgt für den Zeitvertreib. (Valentin 2007f, 139 – 140)

Auf die Schilderung eines durchweg positiv semantisierten Institutionalisierungsprozesses des Sektors ‚Volkssängertum' folgt dann ein Schreckensszenario, initiiert durch das ‚gespenstergleiche' Kino, das zur letalen Gefahr der vitalen, gesellig- und gemütlichkeitsstiftenden Akteure der Brettl-Bühnen stilisiert wird:

> Da tauchte auf vor [eing'en] Jahren / ein gross' Gespenst mit viel Gefahren, / und streckte seine knoch'ge Hand / ganz grausam über'n Sängerstand. / Da is die Zeit ganz anders word'n, / die G'müatlichkeit hat sich verlor'n, / ‚der Kino' hiess die Konkurrenz, / wollt' töten uns're Existenz. (Valentin 2007f, 140 [323])

Die zunächst ‚tolle', also pathologisierte Affinität des Publikums dem neuen Unterhaltungsangebot gegenüber schlägt schließlich laut Sprechinstanz in eine (markt-)regulierende Selbsterkenntnis um (vgl. Valentin 2007f,[324]), die insbesondere aus der spezifischen Kommunikations- und Rezeptionssituation des Lichtspielhauses resultiert, das als ‚nicht-lebendiges' Distanzmedium nicht wie der vitale und präsente Volkssänger auf das Publikum reagieren kann, sondern sogar unabhängig vom Adressaten fortfährt: „Der Film läuft ohne Rast und Ruh / Und nur die Klappsitz, die schau'n zu" (Valentin 2007f, [324]). Um das durch die ‚Kinomüdigkeit' entstandene Unterhaltungsdefizit zu kompensieren, verweist die Sprechinstanz auf die tradierten Formen des Vergnügens, die ein funktional-distinktes Alleinstellungsmerkmal zugewiesen bekommen und sich dadurch gegen das Kino zu verteidigen wissen. So präsentieren die Volkssänger zwar keine „blut'ge[n] Dramen" wie das Kino – und durch die Ambiguität der bezeichneten Textsorte auch das hochkulturelle Theater –, liefern dafür aber ein Moment sinnlich ansprechender, lokaler Identitätsstiftung: „Vermisst Du bei uns ‚blut'ge Dramen', / wir bleiben halt in ‚unser'm Rahmen' / und bieten Dir für Aug' und Ohr / den *echten Münchner Volkshumor!*" (Valentin 2007f, 141 [Hervorhebung im Original, J. T.]). Die Sprechinstanz beansprucht mit der Metapher des Rahmens eine durch einen spezifischen Funktions- und Erwartungshorizont abgegrenzte Position, die sich in pragmatisch orientierten Textsorten manifestiert und auf die Vermittlung eines authentischen ‚Volkshumors' beschränkt.

Ähnliche Propositionen, die für klar voneinander geschiedene und – insbesondere in wirkungsästhetischer Hinsicht – zu differenzierende Positionen auch am heteronomen Pol plädieren, lassen sich im weitaus modernefeindlicheren *Münchnerkindl-Prolog* finden. Als Eröffnung des Programms der Veranstaltung „Alt-München", die am 06. August 1920 im Mathäser-Festsaal in München stattfand, fokussiert auch dieser Text den Gegensatz zwischen einer vergangenen „goldene[n] Zeit" und einer zu beklagenden, ‚modernen' Gegenwart, die erneut einen Positionskampf am heteronomen Pol – diesmal mit dem Kabarett – bedeutet. Die Abgrenzung vom anderen Unterhaltungsformat erfolgt im Prolog allerdings indirekt: Statt moderner Tänze, die einem ‚Cabaret' angemessen seien („Dö Tanz dö moderna, dö lassen wir weg / wir san heut in koan Cabaret", Valentin 2007g, 129), solle vielmehr die „alte Musi von damals daher" (Valentin 2007g, 130) präsentiert werden, die erneut mit dem semantischen Merkmal ‚ge-

meinschaftsstiftend‘ belegt wird und ein soziales, politisches und generationenübergreifendes Inklusionspotential zugeschrieben bekommt:

> Aber teats ma heut alle den oanzigen G’falln / Reds koa Wörtl heut von – Politik / heut san ma koa Partei – nur lustige Leut / […]. Alt oder Jung, ob Bayer ob Preuss / das ist uns heut vollständig wurst. / Unser Musik spielt jeden fürs Herz und Gemüt / […]! Seids grüabe und zünfte, seid’s g’schmiese und zerm / und stimmts jetzt alle mit an […]. (Valentin 2007g, 130)

Mit den beiden zuletzt angeführten Texten liefert Valentin also Selbstbeschreibungen, die auf Basis von re-entry-Logiken die eigene Programmierung markieren, abgrenzen und reflektieren, sodass textintern eine Differenzierung des eigenen Produktionskontextes, der Vergnügungskultur vorgenommen wird. Die unterschiedlichen Unterhaltungsangebote und vor allem das Volkssängertum im Kontext der Brettl-Bühnen bekommen dabei ihnen eigene Funktionen zugeschrieben, die allerdings nur im Rahmen spezifischer Auftrittslokalitäten und vor dem Hintergrund adäquater Produktions- und Rezeptionsmodi erfüllt werden können. Dass Valentins Werk allerdings nicht nur Texte umfasst, die eine Sicherung der Ordnung bedeuten, zeigen die folgenden Beispiele, die insbesondere die eigene Position als ‚unterhaltender Dienstleister‘ irritieren.

5 Kritische Reflexion des Unterhaltungssektors und Autonomiebestrebungen

In Valentins Werk lassen sich Texte ausmachen, die durch ihre selbstreflexiven Tendenzen den Teilbereich des Vergnügungssektors insofern kritisch kommentieren, als sie *erstens* die ubiquitäre unternehmerische Logik entlarven, die nicht nur ästhetische Standards zu unterminieren droht, sondern aufgrund der Kommerzialisierung auch die funktionale Ausdifferenzierung des Unterhaltungsbetriebs und die dadurch entstandenen produktions- und rezeptionsseitigen Erwartungshorizonte missachtet, sodass z. B. der unangemessene ‚Hundsgesang‘ eines ‚Alpensängerterzetts‘ überhaupt erst ermöglicht wird (vgl. z. B. die Szene *Imitation einer bayerischen Gebirgs-Sänger-Truppe: Komisches Intermezzo*). *Zweitens* verweisen einige Texte auf den latent mitlaufenden Innovationsdruck, der ‚widersinnige‘ oder als ‚Unsinn‘ markierte Darbietungen geradezu provoziert (vgl. z. B. *Schau- & Sturzfluege im Lokal*). Die Zwischenspiele des *Theaters in der Vorstadt* wiederum markieren die an Publikumserwartungen orientierten ‚Schaueffekte‘ und entwerfen mit der Figur ‚Valentin‘ eine textinterne Instanz, die genau diese entlarvt und so zum Scheitern des Tingel-Tangels beiträgt (zu allen Beispielen vgl. Thielsen 2022, 339 – 346, 353 – 357).

Der im Untertitel als ‚blödsinniger Gesang' rubrizierte Text *Die vier Jahreszeiten* verhandelt indes die Position der Überbrettl-Sänger und trifft mit dem Peritext und der spezifischen Textstruktur Aussagen über diese ‚andere' Kunstpraktik am heteronomen Pol. Der Nebentext koppelt nämlich den pathologisierten Vortrag mit Verweis auf die Kostümierung explizit an einen Vortragenden, der „als Überbrettlsänger gekleidet [ist] und [...] zum Schluß seines Auftretens dieses Lied als da capo zum besten [gibt]" (Valentin 2007d, 97 [Hervorhebung des Originals getilgt, J. T.]). Das Lied zeichnet sich trotz der vier Strophen durch seinen fehlenden Informationswert aus. Zwar variiert der Redegegenstand (Frühling, Sommer, Herbst, Winter), doch sind die Strophenstruktur und die Aussagen, die über die jeweilige Jahreszeit getroffen werden, identisch, fühle sich die Sprechinstanz doch in allen Jahreszeiten wohl und schöpfe Kraft, sodass sie entgegen der textuellen Proposition eben nichts ‚Eig'nes' mehr haben:

> Wie herrlich ist's doch im Frühling [Sommer, Herbst, Winter, J. T.], / Im Frühling, da ist mir so wohl. / O! wäre es immer nur Frühling, / Im Frühling, da fühl' ich mich wohl. / Der Frühling, der hat sowas Eig'nes, / Der Frühling besitzet die Kraft. / O! bliebe es immer nur Frühling, / Der Frühling gibt Mut uns und Kraft. (Valentin 2007d, 96)

Doch nicht nur der Peritext weist den folgenden Text auf einer übergeordneten Ebene bereits als deviant-dysfunktional aus. Der weitere Nebentext fordert außerdem eine Inszenierung, bei der ein Teil des theatralen Raums die Langeweile, fehlende Varianz und Informationslosigkeit sanktioniert: „Das Lied muß recht gezogen werden und durch die Langweiligkeit wirken; während der zweiten Strophe beginnt sich schon der Vorhang zu schließen. Die letzte Strophe singt der Sänger hinter dem Vorhang" (Valentin 2007d, 97 [Hervorhebung des Originals getilgt, J. T.]). Die Kunstpraxis des Überbrettl-Gesangs als eine Text- und Darbietungsform der sich ausdifferenzierenden Vergnügungskultur erhält im Rahmen dieses Textes also eine Abqualifizierung und wird zur nicht-aufführungswürdigen, pathologisierten Devianz stilisiert.

Die als Abweichung exponierten *Blödsinn-Verse* (um 1908) illustrieren hingegen nach einer einleitenden *captatio benevolentiae* die Unterminierung des Dienstleistungsgefälles im Unterhaltungskontext. Zwar adressiert die Sprechinstanz das Publikum als sozial höher gestellte ‚Herrschaften' und bittet um Nachsicht für den folgenden, potentiell störenden Vortrag: „Die Herrschaften verzeihen, sollt' ich hier oben stör'n, / Sie können jetzt von mir einmal / An großen Blödsinn hör'n" (Valentin 2007b, 55). Das Bewusstsein um die defizitäre Darbietung steigert sich jedoch zu einem anarchischen Moment: „Soll's Ihnen nicht gefallen, / Da liegt mir gar nichts dran, / Ich bitt' schön, hören Sie mir zu, / Nun geht der Unsinn an" (Valentin 2007b, 55–56). Das eigene Qualitätsdefizit

wird also nicht weiter entschuldigt, vielmehr äußert die Sprechinstanz ihre Gleichgültigkeit den rezeptionsseitigen Erwartungen gegenüber, entledigt sich also ihrer eigentlichen Funktion als den Abend begleitender Volkssänger.

Der Text *So amüsiert sich jeder so gut er eben kann* (um 1900) verhandelt indes nicht nur das Singen als notwendige Last, sondern verweist in erster Linie durch semantische Äquivalenzen auf die latent masochistische Disposition des zu unterhaltenden Publikums. Der gesamte Text thematisiert unterschiedliche Formen devianten Verhaltens und schildert in der dritten Strophe exemplarisch die Kompensationsversuche eines gelangweilten, weil saturierten Lebemanns: „Für ihn gibts nichts mehr Neues, / Soh fad ist i[h]m die Welt / Da geht er hin zum Doktor / Lässt reißen sich an Zahn / So amüsiert sich jeder / so gut er eben kann" (Valentin 2007h, 24). Der Masochismus des ‚reichen Lebemanns' lässt sich durch die selbstreflexive Anlage des Textes sowohl auf die des eigenen Vortrags überdrüssige Sprechinstanz als auch auf das direkt adressierte Publikum beziehen. Der Sänger stilisiert sich zunächst zum Gegenteil eines freiwillig, lustvoll-kreativ agierenden Künstlers, komme die Darbietung doch einem genussfeindlichen, ökonomischen Zwang gleich („Ich steh' hier ob'n u singe / Ja weil ich eben muß / Das ewige Gedüdel / Das ist mir kein Genuß", Valentin 2007h, 24), sodass der eigene Vortrag textintern zur austauschbaren, schlechten und langweiligen Dienstleistung wird. Direkt darauf folgt allerdings die Publikumsschelte: „Doch Sie [,] Sie sitzen unten / Und hörn den Blödsinn an / So amüsiert sich jeder / So gut er eben kann" (Valentin 2007h, 24). Die Rezeptionsseite wird in der Logik des Textes zum paradigmatischen Äquivalent des sich selbst versehrenden Lebemanns, lasse sich doch auch das Publikum vom ‚ewigen Gedüdel' beschallen, das einer quälenden Plage gleichkommt.

Die bereits angeführten Texte zielen nicht nur auf eine Reflexion und Abgrenzung der unterschiedlichen Kunstpraktiken am heteronomen Pol, sondern es lassen sich auch textuelle Propositionen extrapolieren, die die Rezeptionsseite in diesem spezifischen Feldkontext als pathologisch deviant und ästhetisch inkompetent ausweisen. Die Abwendung der Sprechinstanzen vom eigenen Publikum steigert sich schließlich in anderen Texten zu einer Adressatentilgung seitens der Produktionsinstanzen. So substituiert der Text *Karl Valentin singt und lacht selbst dazu* (1928) bereits im Titel eine Fremdrezeption, indem die Sprechinstanz den eigenen Vortrag und dessen ästhetische Wirkung selbst kommentiert, sodass die Darbietung zu einem ausschließlich selbstbezüglichen Kommunikationsakt wird, der die Funktion von Rezeptionsinstanzen im ästhetischen Kontext nicht nur relativiert, sondern nivelliert. Auch das Figurenpersonal des Stücks *Bei der Huberbäuerin brennt's [Großfeuer]* offenbart in der Schlusssequenz einen Autonomisierungsgestus, der das äußere Kommunikationssystem, wie es dramentheoretisch gefasst wird, tilgt. Die metaleptische Struktur, die den Text beschließt,

fungiert dabei weniger als transgressives Moment, sondern betont vielmehr die kategoriale Grenze zwischen dargestellter Welt und textexterner Sphäre und kann als Kulminationspunkt einer sukzessiven Autonomisierung der Rezeptionsseite gegenüber gelten.

Bereits zu Beginn des Textes grenzt sich das Figurenhandeln von textexternen empirischen Maßstäben und Regeln ab: So führt die vom Feuer bedrohte Huberbäuerin zunächst mit ihrem Nachbarn und dann mit dem inkompetenten Feuerwehrkommandanten einen der Dringlichkeit der Situation unangemessenen Dialog, ohne dass ihnen das Feuer etwas anhaben könnte (vgl. Valentin 2007a, 83 – 87). Dass es sich allerdings nur um eine vermeintliche Dringlichkeit handelt, das Feuer also ohnehin folgenlos bleiben muss, entlarvt die Schlusssituation, in der ein „Spezialphotograph“ (Valentin 2007a, 92) das Geschehen dokumentieren will. Das lodernde Feuer verhindert aber eine scharfe Aufnahme, sodass Wiggerl das Folgende vorschlägt: „Photograph: Ja, kann man denn das Feuer nicht einen Moment aufhalten? – Wiggerl: Natürlich, da brauch i bloß an Ventilator ausschalten“ (Valentin 2007a, 93). Ein vorheriger Verweis im Nebentext, der zunächst die Lesart als inszenatorische Notwendigkeit nahelegt („[d]ie Flammen sind aus gelbem Seidenpapier gemacht und werden von einem Ventilator bewegt“, Valentin 2007a, 91 [Hervorhebung des Originals getilgt, J. T.]), wird hier zunächst zu einer Metalepse umcodiert. Als transgressives Moment kann dieser Verweis indes nur vor dem Hintergrund der semiotischen Konventionen eines wirksamen Theatercodes gesehen werden. Da Wiggerl und die anderen Figuren aber nicht aus ihrer Rolle fallen, müssen die bewegten Papierstreifen auch auf Figurenebene und damit im inneren Kommunikationssystem als bloße Imitation eines Feuers verstanden werden, sodass sich auch die vorherigen Inkongruenzen hinsichtlich der Handlungsskripte aufheben. Die den Text beschließenden Repliken bedeuten dann die komplette Abkehr von einer text- und darbietungsexternen Rezeptionsseite. Nachdem das Problem des ‚lodernden Feuers‘ gelöst ist, mag sich der Feuerwehrkommandant nicht mehr ablichten lassen:

> Kommandant: Naa, i mag nimma! *(Geht vor zur Rampe – geht wieder zurück und sagt dem Wiggerl leise was ins Ohr.)* – Wiggerl: Ah, deswegen! – Photograph: Warum will er denn nicht? – Wiggerl: Er mag nicht, daß man ihm beim Photographieren zuschaut, jetzt geniert er sich, weil ihm die Leut im Parkett alle zuschau’n. – Photograph: Was für Leut? – Wiggerl: Das Theater-Publikum! – Photograph: Das ist doch sehr einfach – da laß ma halt den Vorhang runter. – Kommandant: Ja, dann mag ich! – *Vorhang fällt.* (Valentin 2007a, 94 [Hervorhebung im Original, J. T.])

Das Schlussmoment hat für den Gesamttext zweierlei Konsequenzen: *Erstens* wird die durch explizite Erwähnung eines anwesenden ‚Theater-Publikums‘ vollzogene Transgression durch den fallenden Vorhang nivelliert, manifestiert sich doch

dadurch die Grenze zwischen dem inneren und äußeren Kommunikationssystem sowie zwischen dem szenischen und dem Theaterraum. Zugleich entledigen sich die Figuren mit Betonung dieser Grenze durch eine re-entry-Struktur von der Ausrichtung an rezeptionsseitigen Erwartungen und schotten sich vielmehr als bloßes inneres Kommunikationssystem von textexternen Instanzen und Adressierungen ab. Auf der Ebene der Symbolsysteme kann hier durch ein direkte Selbstreferenz (vgl. Ort 2005, 88) eine implizite Selbstbeschreibung extrapoliert werden, die einen Autonomisierungsgestus umfasst. Signifikant ist in diesem Fall *zweitens*, dass trotz vorausgehenden Spiels der Feuerwehrkommandant genau den Moment als genant wahrnimmt, in dem es um eine gezielte und als Fotografie dauerhaft zu konservierende Gruppierung der Figuren geht. Diese Inszenierung für die Ablichtung steht damit in Opposition zum vorherigen Figurenhandeln, das so zu einem freien, ‚natürlichen' Spiel stilisiert wird. Zwar sind sich die einzelnen Figuren über den fiktionalen Status des Ventilators als Feuerimitation bewusst, doch begrenzt sich ihr ephemeres Spiel auf eine gruppeninterne Adressierung und steht so einer durch andere Instanzen beobachteten und ‚choreographierten' Inszenierung entgegen.

6 Schlussbemerkungen

Karl Valentin reiht sich mit seinen Positionierungen nicht einfach in den von der Feldtheorie suggerierten homogenen Kontext eines Unterhaltungsbetriebs ein, sondern der heteronome Pol leistet sich mit ihm eine Instanz, die mit entsprechenden Selbstbeschreibungen auf der Ebene der Symbolsysteme den eigenen Kontext kommentiert und kritisch reflektiert. Hinsichtlich der Differenzen einzelner Positionen stellen die Texte durch re-entry-Logiken, die die Unterscheidung in das Unterschiedene kopieren und so zum Thema machen, eine Sicherung der bestehenden Ordnung dar, markieren sie doch immer wieder die Nicht-Übertragbarkeit von Kunstpraktiken in einen anderen Teilbereich. Damit verweisen sie also *erstens* auf die fehlende Anschlussfähigkeit spezifischer Verfahren im jeweils anderen Kontext und etablieren *zweitens* eine funktional distinkte Ausdifferenzierung sowohl zwischen Hochkultur und Unterhaltungskunst als auch zwischen den einzelnen Kunstpraktiken des Vergnügungssektors.

Anstatt an die zunehmende, publikumswirksame und teilweise ‚volkstümelnde' Standardisierung von Motiven und Themen anzuknüpfen, entwirft Karl Valentin schließlich Sprechinstanzen und selbstreferentielle Texte, die in erster Linie den eigenen Feldkontext und die Position als ‚unterhaltender Dienstleister' reflektieren. Die textuellen Propositionen erschöpfen sich dabei nicht in einer Parodie, sondern verweisen vielmehr auf die Notwendigkeit einer Differenzierung

der einzelnen Positionen auch am heteronomen Pol, der nicht selten als ausschließlich markt- und damit an Publikumserwartungen orientierter Bereich der Produktion symbolischer Güter erscheint. Neben diese Verhandlung von Grenzen treten Autonomisierungstendenzen, die sich anhand von Figuren illustrieren lassen, die sich von den Rezeptionsinstanzen abwenden und sie als eigentlich konstitutive Größe im Kommunikationsprozess tilgen – das eigene Spiel muss also als ausschließlich sich selbst adressierendes gelten.

Insbesondere die Tendenz der Texte Valentins, die Anschlussfähigkeit der ‚anderen' Kunstpraktiken im eigenen Kontext zu thematisieren, legt nahe, die feldtheoretische Perspektive mit der Orientierung an Deutungsangeboten, wie sie die ‚Theorie sozialer Systeme' bietet, zu ergänzen. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch beobachten, dass die Rezeption Valentins durch Akteure des autonomen Pols und der daran anschließende Diskurs über dessen Kunstpraktiken klären muss, inwiefern wiederum die Programmierung dieser ‚anderen' Unterhaltungskunst für die eigenen ästhetischen Standards kommunikativ anschlussfähig gemacht werden kann. Dabei zeichnen sich diskursive Strategien ab, die auf Basis von re-entry-Logiken die Differenz betonen, um den eigenen Status nicht zu gefährden.

Die Kombination feld- und systemtheoretischer Theoriebausteine ist weiterhin Desiderat der (literatur-)soziologischen Forschung, bietet aber zumindest für punktuelle Analysen ein heuristisches Potential, das es weiter zu diskutieren gilt. Unabhängig davon leistet der Blick auf die Kunstpraktiken und Differenzierungen im Teilbereich der Vergnügungskultur nach 1900, wie Valentin sie repräsentiert, eine Ergänzung zu den bisherigen literatursoziologischen, aber weiter „differenzierungsfähigen Strukturaufriß[en]" (Jäger 1991, 221) der Moderne.

Literaturverzeichnis

Balme, Christopher B. „Modernität und Theatralität: Zur Theaterkultur in München um 1900". *Munich 1900 site de la modernité/München 1900 als Ort der Moderne.* Hg. Gilbert Merlio und Nicole Pelletier. Bern u. a.: Lang, 1998. 99–115.

Bierbaum, Otto Julius. „Ein Brief an eine Dame anstatt einer Vorrede". *Deutsche Chansons (Brettl-Lieder).* Hg. Otto Julius Bierbaum. Berlin und Leipzig: Schuster & Loeffler, 1900. V–XVI.

Bongaerts, Gregor. *Verdrängungen des Ökonomischen: Bourdieus Theorie der Moderne.* Bielefeld: transcript, 2008.

Bourdieu, Pierre. *Zur Soziologie der symbolischen Formen.* 12. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2020a. 75–124.

Bourdieu, Pierre. „Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld [1985]“. *Schriften: Bd. II: Habitus und Praxis: Schriften zur kollektiven Anthropologie 2.* Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2020b. 392 – 407.

Bourdieu, Pierre. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft.* 5. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2018.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes.* 7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2016.

Bourdieu, Pierre. *Manet: Eine symbolische Revolution: Vorlesungen am Collège de France 1998 – 2000.* Hg. Pascale Casanova, Patrick Champagne, Christophe Charle, Franck Poupeau, Marie Christine Rivière. Berlin: Suhrkamp, 2015.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* 7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.

Bourdieu, Pierre, und Loïc J. D. Wacquant. *Reflexive Anthropologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.

Brabandt, Georg. „Literaturwissenschaft ‚mit und zugleich gegen' Bourdieu – Zur methodologischen Integration der Termini Intermedialität, Paratextualität und Transgression in die Analyse von Text und Feld“. *Feldanalyse als Forschungsprogramm 1: Der programmatische Kern.* Hg. Stefan Bernhard und Christian Schmidt-Wellenburg. Wiesbaden: Springer VS, 2012. 289 – 318.

Ch., M. „Der Jahrmarkt im Neuen Operettenhaus. Gastspiel Karl Valentin“. *Berliner Börsen-Zeitung,* 16. 09. 1924 [Abendausgabe]: 3.

Dimpfl, Monika. *Karl Valentin: Biografie.* München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2007.

Friedrich, Hans-Edwin. *Vom Überleben im Dschungel des literarischen Feldes: Über Pierre Bourdieus „Regeln der Kunst“.* https://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=2070. IASL online 2001 (7. November 2021).

Goessel, Susanne von. „Münchner Volkssänger – Unterhaltung für alle“. *Karl Valentin: Volkssänger? DADAist?* Hg. Wolfgang Till. München: Schirmer und Mosel, 1982. 26 – 49.

Hecken, Thomas. *Theorien der Populärkultur: Dreißig Positionen von Schiller bis zu den Cultural Studies.* Bielefeld: transcript, 2007.

Jacobs, Monty. „Der Komiker Karl Valentin: Gastspiel im Neuen Operettenhaus“. *Vossische Zeitung,* 16. 09. 1924 [Abendausgabe]: n. p. [2 – 3].

Jäger, Georg. „Die Avantgarde als Ausdifferenzierung des bürgerlichen Literatursystems: Eine systemtheoretische Gegenüberstellung des bürgerlichen und avantgardistischen Literatursystems mit einer Wandlungshypothese“. *Modelle des literarischen Strukturwandels.* Hg. Michael Titzmann. Tübingen: Niemeyer, 1991. 221 – 244.

Jarchow, Klaas, und Hans-Gerd Winter. „Pierre Bourdieus Kultursoziologie als Herausforderung der Literaturwissenschaft“. *Praxis und Ästhetik: Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus.* Hg. Gunter Gebauer und Christoph Wulf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2016. 93 – 134.

Joch, Markus. „System versus Feld: Skizze eines schwelenden Konflikts“. *Kontroversen in der Literatur/Literaturtheorie in der Kontroverse.* Hg. Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase. Bern u. a.: Lang, 2007. 467 – 484.

Kneer, Georg. „Differenzierung bei Luhmann und Bourdieu: Ein Theorienvergleich“. *Bourdieu und Luhmann: Ein Theorienvergleich.* Hg. Armin Nassehi und Gerd Nollmann. 3. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2016. 25 – 56.

Kuh, Anton. „Der Valentin ist da! Eine Beschreibung mit Hindernissen". *Das Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung*, 14.01.1928: n. p. [1].
Luhmann, Niklas. *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*. 17. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2018.
Luhmann, Niklas. *Einführung in die Systemtheorie*. Hg. Dirk Baecker. 5. Auflage. Heidelberg: Auer, 2009.
Luhmann, Niklas. *Die Gesellschaft der Gesellschaft: Erster Teilband*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.
Münz, Erwin. „Karl Valentin 1882 – 1948: Stationen seines Lebens". *Karl Valentin. Volkssänger? DADAist?* Hg. Wolfgang Till. München: Schirmer und Mosel, 1982. 311 – 360.
Münz, Erwin, und Elisabeth Münz. *Geschriebenes von und an Karl Valentin: Eine Materialsammlung 1903 bis 1948*. München: Süddeutscher Verlag, 1978.
Nassehi, Armin. „Praxistheorie und Systemtheorie". *Gesellschaft der Gegenwarten: Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II*. Berlin: Suhrkamp, 2011. 89 – 120.
Neukamp, Ernst. *Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich in seiner neuesten Gestalt*. Tübingen: Mohr, 1910.
Nolte, Paul. „Verdoppelte Modernität – Metropolen und Netzwerke der Vergnügungskultur um 1900: Eine Einführung". *Die Vergnügungskultur der Großstadt: Orte – Inszenierungen – Netzwerke (1880 – 1930)*. Hg. Paul Nolte. Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 2016. 1 – 11.
Ort, Claus-Michael. „Die Kontingenz der Oper: Zur Funktion musikdramatischer Selbstreferenz". *Zeitschrift für Semiotik* 27.1 – 2 (2005): 87 – 113.
Panter, Peter [Kurt Tucholsky]: „Der Linksdenker". *Die Weltbühne* 20.41 (1924): 550 – 552.
Pinthus, Kurt. „Karl Valentin". *Das Tage-Buch* 5.38 (1924): 1352 – 1353.
Plumpe, Gerhard, und Niels Werber. „Code/Programm – Stefan George". *Systemtheoretische Literaturwissenschaft: Begriffe – Methoden – Anwendungen*. Hg. Niels Werber. Berlin und New York: De Gruyter, 2011. 91 – 119.
R[eimann], H[ans]. „Karl Valentin". *Das Stachelschwein* 2.12 (1925): 27 – 32.
Rieß, Richard. „Ein junger Dichter". *Berliner Börsen-Zeitung,* 04.10.1922 [Morgenausgabe]: 4.
Schwingel, Markus. „Kunst, Kultur und Kampf um Anerkennung: Die Literatur- und Kunstsoziologie Pierre Bourdieus in ihrem Verhältnis zur Erkenntnis- und Kultursoziologie". *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 22.2 (1997): 392 – 407.
Thielsen, Jill. *„Nun geht der Unsinn an". Zur Funktion kommunikativer Rahmen*. Baden-Baden: Ergon, 2022.
Till, Wolfgang. *Karl Valentin: Volkssänger? DADAist?* München: Schirmer und Mosel, 1982.
Valentin, Karl. „Bei der Huberbäuerin brennt's [Großfeuer]". *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. V: Der Firmling: Stücke*. Hg. Manfred Faust und Stefan Henze. München: Piper, 2007a. 83 – 94.
Valentin, Karl. „Blödsinn-Verse". *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. II: Mich geht's ja nix an: Couplets*. Hg. Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München: Piper, 2007b. 55 – 57.
Valentin, Karl. „Der Photograph". *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. I: Klagelied einer Wirtshaussemmel: Monologe und Soloszenen*. Hg. Helmut Bachmaier und Dieter Wöhrle. München: Piper, 2007c. 58 – 61.
Valentin, Karl. „Die vier Jahreszeiten". *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. II: Mich geht's ja nix an: Couplets*. Hg. Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München: Piper, 2007d. 96 – 97.

Valentin, Karl. „Ein Mitternachtsständchen!“. *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. III: Valentin fährt Straßenbahn: Szenen*. Hg. Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München: Piper, 2007e. 19 – 21.
Valentin, Karl. „Geht zu den Volkssängern!“. *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. II: Mich geht's ja nix an: Couplets*. Hg. Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München: Piper, 2007f. 139 – 141 u. 323 – 324.
Valentin, Karl. „Münchnerkindl-Prolog“. *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. II: Mich geht's ja nix an: Couplets*. Hg. Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München: Piper, 2007 g. 129 – 130.
Valentin, Karl. „So amüsiert sich jeder so gut er eben kann“. *Sämtliche Werke in neun Bänden: Bd. II: Mich geht's ja nix an: Couplets*. Hg. Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München: Piper, 2007 h. 23 – 24.
Valentin, Karl. *Brilliantfeuerwerk: Mit Zeichnungen von Karl Arnold*. München: Hugendubel, 1938.

Daria Engelmann

Der Weg aus der ‚geistigen Unbehaustheit' – Überlegungen zum Literaturfeld der Nachkriegszeit über Egon Holthusens Avantgarderezeption

1 Hinführung

In den 1980er und 1990er Jahren in die Germanistik eingeführt (vgl. Joch 2009, 389, 396), ist die Feldtheorie heute – zumindest, was ihr Vorkommen in Methodenbüchern für Studienanfänger:innen angeht – längst als Werkzeug im Methodenkasten der Literaturwissenschaftler:innen bekannt. Entsprechend finden sich neben den Ausführungen in Grundlagenwerken zu literaturwissenschaftlichen Methoden allgemein (vgl. Winko und Köppe 2013, 189 – 200; Huber 2010, 205 – 207; Zens 2005, 229 – 236) auch einige literaturwissenschaftliche Untersuchungen, die von Bourdieus Theorie Gebrauch machen (vgl. Buck 2021, Stiemer 2020, Böhm und Dennerlein 2016; Tommek 2015; Tommek und Bogdal 2012; Joch und Wolf 2005, Wölfel 2005).[1]

Grundsätzlich ermöglicht die Feldtheorie die Analyse des Funktionierens und der Regeln eines bestimmten literarischen Raumes und damit der Entstehungsbedingungen eines einzelnen literarischen Textes. Durch die Feldtheorie werden die sozialen Interaktionen zwischen Akteur:innen und literaturgeschichtliche Entwicklungen, wie die Entstehung neuer Strömungen, Themen und Stile, erklärbar. Dabei wird der/die Autor:in als eine für das Feldgefüge zentrale Figur angesehen, die sich unter dem Einfluss historischer Veränderungen stets in Beziehung zu anderen Autor:innen, Institutionen und Leser:innen verhält und um Aufmerksamkeit kämpfen muss (vgl. Joch und Wolf 2005, 14). Zudem ist die Feldtheorie eine Methode, die die Verknüpfung von interner und externer Analyse nicht ausschließt (vgl. Bourdieu 1999, 328 – 330). Das heißt, es können nicht nur die äußeren „sozialen Bedingungen von Produktion, Distribution und Rezeption" (Stockhorst 2009, 76) betrachtet werden, sondern auch der literarische Text selbst und seine Ästhetik (vgl. Jurt 2007, 215). So kann auch die inhaltliche Analyse eines poetologischen Textes oder eines literaturkritischen Artikels etwas über die Po-

1 Zur Forschungsgeschichte der Feldtheorie in Deutschland von den 1980er Jahren bis 2006 siehe Joch (2009, 396 – 415).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-012

sitionierung eines/einer Autors:in oder seines/ihres Werkes im Feld aussagen, wie es im Folgenden in Bezug auf die Avantgarderezeption des Nachkriegs-Literaturkritikers Hans Egon Holthusen (1913 – 1997) gezeigt werden soll.

In diesem Beitrag wird untersucht, inwiefern über die Rezeption der historischen Avantgarde[2] des Literaturkritikers Holthusen Aussagen über seine Position im Feld sowie Annahmen über die grundlegende Struktur des literarischen Feldes der Nachkriegszeit möglich sind. Vor dem Hintergrund dieser Analyse werden spezifische Probleme der Feldtheorie in Bezug auf den konkreten historischen Zeitraum der frühen westdeutschen Nachkriegszeit diskutiert.

2 Theoretische Vorüberlegungen – Probleme der Feldtheorie

Die Verwendung einer Theorie bringt es mit sich, dass die Erörterung ihrer Probleme und Potenziale Gegenstand eigener Arbeiten wird. Entsprechend wurden auch die Schwierigkeiten und Stärken der Feldtheorie als literaturwissenschaftlicher Methode bereits eingehend diskutiert (vgl. Joch 2009, 385 – 390, 404 – 405, 415 – 418; Stockhorst 2009, 73 – 77). An dieser Stelle soll nur auf drei Probleme eingegangen werden, die im Rahmen der folgenden Analyse relevant sind. Diese sollen hier kurz diskutiert und im Anschluss an die Analyse (Kapitel 4) auf die spezifischen Gegebenheiten der Nachkriegszeit bezogen werden (Kapitel 5). Zwei Aspekte betreffen das Konzept des Feldes und eines das der Autorinstanz.

Bezogen auf die Autorinstanz wird kritisiert, dass das feldtheoretische Sprechen von einem Habitus oder einer Position eines:r Autors:in im Feld diesen ein strategisches Kalkül, das heißt ein geplantes Agieren nach den Feldregeln, unterstellt (vgl. Joch und Wolf 2005, 7; Stockhorst 2009, 77). Diese Kritik kann jedoch zurückgewiesen werden. Da ein literarischer Text oder eine Autor:innenpositionierung bereits durch das „bloße Vorhandensein" (Stockhorst 2009, 77) im Feld eine Abgrenzung oder einen Anschluss an andere Texte darstellt, ist es nicht möglich, sich nicht zu positionieren (vgl. Bourdieu 1999, 357); ob dies nun bewusst oder unbewusst passiert, spielt keine Rolle (vgl. Stockhorst 2009, 77; Joch und Wolf 2005, 7, 9). So kann es sein, dass ein:e Akteur:in innerhalb des litera-

---

2 Der Begriff der historischen Avantgarde subsumiert Strömungen, Bewegungen und Einzelkünstler:innen aller Kunstformen, die sich in den 1910er, 1920er und 1930er Jahren in Europa und darüber hinaus ausgebildet haben (vgl. Fähnders 2007, 277). Unter den vielfältigen Bewegungen gehören Futurismus, Expressionismus, Dadaismus und Surrealismus wohl zu den wichtigsten (vgl. Jäger 2007, 185).

rischen Feldes aus ihrer/seiner subjektiven Perspektive nicht meint, irgendein Kalkül zu verfolgen, er oder sie jedoch innerhalb objektiver Feldstrukturen agiert, sodass, was er oder sie wo und wie schreibt oder sagt, immer schon zu einer Positionierung[3] im Feld führt. Diese Mechanismen und Formen des Agierens sind es, was mit ‚Feldstrategie' bezeichnet wird, und nicht notwendigerweise die persönliche Absicht irgendeines:r Autors:in.[4] Bourdieu selbst verweist darauf, so Joch und Wolf (2005, 7), „dass die strategische Motivation den (historischen) Akteuren selbst meist unbewusst bleibt und erst in einer retrospektiven Analyse (re)konstruiert werden kann."[5] Gerade der Glaube (*doxa*)[6] an die Feldregeln und das intuitive Befolgen derselben verhindert oftmals, dass sie bewusst reflektiert und kalkuliert eingesetzt werden können. Entsprechend muss eine objektive Strategie noch nicht subjektives Kalkül bedeuten.

Zweitens wurde die Feldtheorie anhand eines spezifischen geografischen und zeitlichen Raumes entwickelt, nämlich in Bezug auf die französische Literatur des späten neunzehnten Jahrhunderts. Daher stellt sich die Frage, ob sich daraus nicht eine Kontextverhaftung der Theorie ergibt, die es verhindert, sie auf andere Kontexte anzuwenden.[7] Zu beobachten ist allerdings, dass Bourdieus Feldtheorie bereits zeitlich, geografisch und auch in ihrem theoretischen Begriffsinventar erweitert wurde. Beispielsweise finden sich Feldforschungen, die das siebzehnte (vgl. Stockhorst 2005) und achtzehnte Jahrhundert in Deutschland untersuchen (vgl. Saada 2005, 86 – 87; Tommek 2005, 91 – 92, 104). Außerdem gibt es Beiträge, die Neuerungen im Feld, wie die zunehmende Globalisierung und den Einfluss des Internets auf literarische Felder der Gegenwart in den Blick nehmen (vgl. Sisto 2012; Sapiro 2012). Zuletzt sind auch Überlegungen zu einer Ausdifferenzierung oder Erweiterung der Bourdieuschen Begriffe bereits vorhanden (vgl. z. B. Meizoz 2005). So arbeitet Meizoz den Begriff der *posture* (dt. etwa: Pose, Haltung, Selbstdarstellung) als Form der individuellen Ausgestaltung und Inszenierung einer Rolle innerhalb der Feldrelationen aus.[8] Allein die Vielfalt der Theorieanwendungen spricht dafür, dass Bourdieus Ansatz nicht starr in seinem ursprünglichen Kontext verhaftet ist.

---

3 Zur Bestimmung der Begriffe Position und Positionierung siehe Bourdieu (1999, 365 – 371).
4 Eine knappe Charakterisierung des Strategiebegriffs findet sich bei Kumoll (2014, 225 – 227).
5 Siehe hierzu auch Sieg (2017, 24 – 26).
6 Zum knappen Überblick über Bourdieus Verwendung dieses Begriffes siehe Koller (2014).
7 Zur Kritik an diesem Einwand siehe Jurt (2007, 216 – 226) und Stockhorst (2009, 74).
8 Unter Bezugnahme auf Alain Viala bestimmt Meizoz *posture* allgemein als die „singuläre Weise, eine objektive Position innerhalb eines Feldes zu besetzen, die selbst wiederum durch soziologische Parameter eingegrenzt wird" (Meizoz 2005, 177). Ausführlich: Meizoz (2007) und (2011).

Damit zusammen hängt die dritte Frage, ob die theoretischen Begriffe, die der Feldtheorie zugrunde liegen, dazu verleiten, den Untersuchungsgegenstand in diese Begriffe und Erklärungsmuster hineinzuzwängen und diejenigen Ergebnisse, die nicht in das zugrundeliegende Schema passen, zu ignorieren oder zurechtzubiegen (vgl. Stockhorst 2009, 73–74). So könnte man kritisieren, dass Räume, die eigentlich nicht die notwendigen Bedingungen eines Feldes erfüllen, als solche behandelt werden. Beispielsweise problematisiert Markus Joch (2009, 414–415) eine umstandslose Anwendung des Feldbegriffs auf die Literatur der DDR. Auch könnte andersherum argumentiert werden, dass der Feldbegriff selbst zu eng gefasst ist und daher einschränkenden Charakter besitzt. Diesem Problem steuern allerdings bereits neuere Untersuchungen entgegen, die das Konzept eines vorautonomen Feldes oder Protofeldes verwenden (ersteres Bachleitner 2017, 24–25, zweiteres Stiemer 2020, 207). Dabei werden die Bourdieuschen Kategorien nicht als feste Schemata, sondern als heuristische Kategorien verstanden, indem zum Beispiel nicht mehr davon ausgegangen wird, dass Felder stets auf Autonomisierung hinzielen (vgl. Stiemer 2020, 194–196).

Diese zwei zuletzt genannten Probleme verhindern meines Erachtens nicht die generelle Anwendung der Theorie, sondern fordern dazu auf, methodisch reflektiert mit ihr umzugehen. Sie ermahnen, die theoretischen Begriffe als dynamisch zu verstehen, sie gegebenenfalls an neue Kontexte anzupassen und es ernst zu nehmen, wenn ein Begriff auf ein bestimmtes Phänomen nicht zutrifft. Dies entspricht dem von Bourdieu selbst formulierten empirischen Anspruch an seine Feldtheorie (vgl. Bourdieu 1999, 292–295), die stets von den Phänomenen ausgehen und nicht apriorische Kategorien von vornherein in Anschlag bringen müsse. So solle man jedes Feld, wie Bourdieu in den *Regeln der Kunst* erklärt, wie einen „echten *Sonderfall*" der Theorie behandeln, die „im Begriff ist, über eine Art empirisch validierte theoretische Induktion nach und nach aufgebaut zu werden" (Bourdieu 1999, 293).

> Dieses Vorgehen führt nämlich dazu, jeden Fall in seiner ganz konkreten Einzigartigkeit aufzufassen [...] und gleichzeitig die invarianten Eigenschaften aller Felder und die spezifische Form zu erfassen, welche die allgemeinen Mechanismen und das zu ihrer Beschreibung benutzte System von Begriffen [...] in jedem Feld annehmen. (Bourdieu 1999, 293–294)

Um in Bourdieus Sinn ein jedes Feld als echten Sonderfall aufzufassen, soll nun versucht werden, einen Beitrag zu eben diesen Besonderheiten des literarischen Feldes der frühen Nachkriegszeit zu leisten. Dies soll anhand der Avantgarderezeption des einflussreichen Literaturkritikers Hans Egon Holthusens geschehen. Es zeigt sich nämlich, dass die historische Avantgarde genutzt wird, um ideologische und poetologische Kämpfe im Feld auszutragen, weshalb hier davon

ausgegangen wird, dass anhand ihrer Rezeption Hypothesen über die Beschaffenheit des Feldes getroffen werden können (vgl. Engelmann 2022, 105–116). Untersucht werden Holthusens im Piper-Verlag publizierten Sammelbände *Der unbehauste Mensch* (1951) und *Ja und Nein* (1954). Sie enthalten literatur- und zeitkritische Essays, die größtenteils bereits vorab in Zeitschriften wie dem *Merkur* abgedruckt wurden. Inhalt dieser Essays ist die Situation des Menschen, die Beschaffenheit des Literaturmarktes und der Literaturkritik in der Nachkriegszeit. Diskutiert werden insbesondere Autor:innen und Werke, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit im westdeutschen literarischen Raum besonders präsent waren.

3 Tradition und Avantgarde – Teilungen des Feldes

Bourdieu selbst verweist in den *Regeln der Kunst* (1999, 400–401) darauf, dass drastische Umwälzungen im literarischen Feld mit großen gesellschaftlichen oder politischen Umbrüchen einhergehen. Um eine solche Umbruchssituation handelt es sich auch bei dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Nachdem die Alliierten die Kontrolle über die Besatzungszonen übernommen hatten, trat im Mai 1945 ein Gesetz in Kraft, nach dem alle Veröffentlichungen unter Androhung der Todesstrafe verboten wurden. Publizieren durften nur Verlage oder Autor:innen, die sich zuvor eine schriftliche Genehmigung durch die jeweilige Militärregierung eingeholt hatten. Allerdings variierten die Säuberungen und Lizensierungen je nach Besatzungszone, sodass es sein konnte, dass Autor:innen oder Werke in der einen Besatzungszone verboten wurden, während sie in einer anderen Zone eine Publikationserlaubnis erhielten (vgl. Peitsch 2009, 52–54). Zudem konnten die Besatzungsmächte die Literaturproduktion und -rezeption steuern, indem sie zunächst eine Vorzensur einführten, die dann später in der amerikanischen, französischen und britischen Zone zu einer Nachzensur wurde (vgl. Peitsch 2009, 57). Auch durch die Papierzuteilung konnten in den Westzonen die Ziele der Besatzungsmächte durchgesetzt werden. Außerdem wurde der Literaturaustausch zwischen den Zonen je nach Besatzungsmacht verboten oder eingeschränkt, sodass auch in dieser Hinsicht die Entwicklung eines einheitlichen deutschen Literaturmarktes verhindert wurde (vgl. Peitsch 2009, 63–65). Erst 1949 wurde durch die Gründung der BRD die Kontrolle der Alliierten wieder weitgehend aufgehoben, sodass nun wieder zuvor verbotene Autor:innen veröffentlichen konnten (vgl. Peitsch 2009, 29). Jedoch teilte sich das literarische Feld nun in Ost und West. Die BRD und die DDR entwickelten zwei verschiedene Literatursysteme, deren literarischer Austausch aufgrund des nun offen ausbre-

chenden Kalten Krieges verhindert wurde (vgl. Peitsch 2009, 120 – 121). Nach 1945 befand sich der literarische Markt also in einer Umbruchsituation, die stark auch von den Zielen und Einflussnahmen der Besatzungsmächte und damit von externen Faktoren abhängig war.

Eingehend ist die Beschaffenheit des literarischen Feldes Westdeutschlands in der frühen Nachkriegszeit in der bisherigen literaturwissenschaftlichen Forschung noch nicht untersucht worden (Positionierungen, Kapitalsorten, Autonomiegrad usw.). Es finden sich jedoch Ansätze bei Sieg (2017), Tommek (2015) und Cofalla (2005). So war die deutsche Literatur des Westens nach Heribert Tommek (2015, 83) in den ersten vierzehn Jahren nach Kriegsende größtenteils vom Pol der volkstümlich-moralischen Literatur dominiert. Gleichzeitig sei das Feld in dieser Zeit besonders durchlässig für Neuer:innen gewesen (vgl. Tommek 2015, 84; Cofalla 2005, 357). Dies zeige sich an dem Aufstieg der Gruppe 47 in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, die vom volkstümlich-moralischen Pol hin zum ästhetischen Pol des literarischen Feldes aufgestiegen sei (vgl. Tommek 2015, 84). Der Aufstieg der Nachkriegsliteratur, die insgesamt von der Gruppe 47 stark beeinflusst wurde, sei durch das Bemühen, wieder an die Moderne und die historische Avantgarde anzuschließen, befördert worden (vgl. Tommek 2015, 87– 88). Tommek liefert folglich Hinweise dafür, wie zentral die Rezeption der historischen Avantgarde für die weitere Entwicklung des Feldes – im Sinne einer Art Türöffner für neue Formen – möglicherweise gewesen ist.

In meiner Beschreibung der Feldstrukturen orientiere ich mich nicht an der Unterscheidung von einem volkstümlich-moralischen und einem ästhetischen Pol. Ohne dass dadurch das Vorhandensein anderer Pole und anderer Literaturen ausgeschlossen werden soll, unterscheide ich in einen avantgardistischen und einen traditionellen Pol. Diese Unterscheidung stützt sich auf die Ausführungen Holthusens sowie Bourdieus Differenzierung des Feldes nach einem heteronomen und autonomen Hierarchisierungsprinzip:

> Die in den sie [= die Felder der Kulturproduktion; D.E.] einschließenden Feldern unerbittlich waltende Logik, die es ökonomischen oder politischen Profits, ist auch hier anzutreffen. Daher sind die Felder der Kulturproduktion fortwährend Schauplatz einer Auseinandersetzung zwischen zwei Hierarchisierungsprinzipien: dem heteronomen Prinzip, das diejenigen begünstigt, die das Feld ökonomisch und politisch beherrschen (zum Beispiel die „bürgerliche“ Kunst), und dem autonomen Prinzip (zum Beispiel dem *L'art pour l'art*), das seine radikalsten Verfechter dazu treibt, irdisches Scheitern als Zeichen der Erwähltheit anzusehen und den Erfolg als Mal der Auslieferung an der Zeitgeschmack. (Bourdieu, 1999, 343 – 344)

Nach Bourdieu unterstützt das heteronome Hierarchisierungsprinzip diejenigen, die das literarische Feld ökonomisch oder politisch beherrschen, während das

autonome Hierarchisierungsprinzip diejenigen befördert, die sich nicht dem „Zeitgeschmack“ (Bourdieu 1999, 344) unterwerfen und die ausdrücklich keinen ökonomischen Profit anstreben. Das heteronome Hierarchisierungsprinzip wird durch die externe Hierarchisierung gestützt, die nach dem Kriterium des weltlichen Erfolges arbeitet, der sich nicht nur an ökonomischem Gewinn misst, sondern insbesondere auch an gesellschaftlicher Bekanntheit und Anerkennung beim Publikum (vgl. Bourdieu 1999, 345). Heteronomie bestimmt sich daher nicht nur ökonomisch, sondern auch durch politische Herrschaft und gesellschaftliche Anerkennung.

Bezogen auf die letzten beiden Aspekte fasse ich für die frühe westdeutsche Nachkriegszeit unter dem heteronomen Pol ein Literaturverständnis, das sich an altbewährter, kanonischer Literatur orientiert. Da diese, zumindest bezogen auf Holthusens bildungsbürgerliches Publikum z. B. der Zeitschrift *Merkur*, unter sich vor allem klassische Literatur fasst, für die der Name Goethe wie eine Chiffre steht,[9] spreche ich von einem traditionellen Pol. Dieser traditionelle Pol wird vom heteronomen Hierarchisierungsprinzip gestützt, da erstens die klassische, kanonische Literatur beim Publikum bereits anerkannt und kanonisiert war und daher zweitens in den finanziell schwierigen Zeiten der frühen Nachkriegszeit eine ökonomisch sichere Einnahmequelle[10] für die Verlage darstellte. Dies lässt sich beispielhaft am Programm des Piper-Verlages aufzeigen, der sich nach 1945 zunächst wenig innovativ zeigte und auf kanonisierte Autor:innen setzte (vgl. Ziegler 2004, 145). Drittens diente die klassische, kanonische Literatur auch der Unterstützung der zunächst dominanten politischen Position in Westdeutschland, die auf eine Entpolitisierung abzielte und von den im Feld dominanten konservativen Literaturkritikern oft vertreten wurde (vgl. Drews 2009, 355; Pfohlmann 2007, 160 – 161; Kämper-van den Boogaart 1997, 104). Die Politik der unpolitischen Literatur ist daher die dominierende im Feld und kann als dem heteronomen Hierarchisierungsprinzip zugehörig betrachtet werden. Demgegenüber hat das literarische Feld gerade dadurch einen Autonomisierungsanschub erhalten, dass man sich – wie die Gruppe 47 – von der Literatur erhoffte, einen Einfluss auf die Politik nehmen zu können (vgl. Cofalla 2005, 366 – 367).

Die Literatur der historischen Avantgarde ordne ich dagegen dem autonomen Pol zu, da sie im literarischen Feld der Nachkriegszeit an den Rand gedrängt wurde, zunächst wenig bekannt (vgl. Schonauer 1962, 480; Drews 2009, 354) und ökonomisch erfolgreich war sowie aufgrund des dominanten politischen Bestre-

9 Dies wird an der häufigen Referenz Holthusens auf Goethe deutlich. Siehe Abb. 1 und 2 unten.
10 Ökonomisch erfolgreich waren natürlich auch Formen der Massenliteratur wie Heimat-, Arzt- oder Kriminalromane (vgl. Stadler 1997, 679 – 684).

bens der Entpolitisierung abgelehnt wurde (vgl. Schonauer 1962, 478–486). Daher gehören auch politische avantgardistische Autoren, z. B. kommunistische, dem autonomen Pol an, weil sie im westdeutschen Feld der dominanten Politik entgegenstanden und entsprechend von vielen Akteuren missachtet wurden. Anders als in Bourdieus Fall, in dem die ‚reine' von der ‚bürgerlichen' Kunst abgegrenzt wird, scheint hier eine politisch engagierte Kunst durchaus als autonomisierend verstanden werden zu können, da sie sich von der das Feld beherrschenden politischen Position, der Ideologie des Unpolitischen, abzusetzen strebt.[11] Die Position, die Holthusen in diesem Zusammenhang einnimmt, wird im Folgenden Thema sein.

4 Inszenierte Mitte – Die historische Avantgarde als Unterstützerin des heteronomen Pols

Der Schriftsteller und Literaturkritiker Hans Egon Holthusen zählte in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg „zu den wichtigsten Stimmen der literarischen Öffentlichkeit" (Berg 2014b, 216–217). 1913 geboren, trat er 1933 der SS-Standarte ‚Julius Schreck' bei, später dann im Jahre 1937 auch der NSDAP (vgl. Berg 2014b, 216). Von Beginn des Zweiten Weltkrieges an bis zu dessen Ende 1945 nahm er als Soldat einer Nachrichtenabteilung an Feldzügen z. B. in Polen und Frankreich teil (vgl. Raabe 2000, 5). Ab 1945 lebte er dann als freier Schriftsteller in München. Zunächst vor allem durch seine Lyrik bekannt, avancierte Holthusen in den 1950er und 1960er Jahren zu einem der populärsten Literaturkritiker der Nachkriegszeit (vgl. Drews 2009, 355). Ab Mitte der 1950er Jahre und in darauffolgenden Jahrzehnten hatte Holthusen dann verschiedene kulturpolitische Stellungen inne[12] und lehrte als Gastprofessor an verschiedenen amerikanischen Universitäten, bis er schließlich von 1968 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1983 als Professor für moderne Literatur in Evanston (Chicago) tätig war (vgl. Raabe 2000, 6). Er starb 1997 in der Nähe von München.

Grundsätzlich ist anzunehmen, dass Holthusen viel symbolisches Kapital ansammelte und dadurch eine dominante Position im literarischen Feld erlangte. Diese wird unter anderem aus dem großen Erfolg seiner literaturkritischen Pu-

11 Bourdieu selbst verweist auf den ‚ambivalenten Status' der engagierten Kunst (Bourdieu 1999, 344, Anm. 5).

12 Er leitete von 1956 bis 1963 die Literaturabteilung der Akademie der Künste in Westberlin, war von 1961 bis 1964 Direktor des Goethehauses in New York und von 1968 bis 1974 Präsident der Akademie der Schönen Künste in München (vgl. Raabe 2000, 6–7; Berg 2014a, 125).

blikation *Der unbehauste Mensch* sowie aus seinen guten Kontakten, durch die er z. B. Einfluss auf das Programm des *Merkur* und des *Piper*-Verlages ausüben konnte, deutlich (vgl. Klessinger 2011, 13; Ziegler 2004, 173, 215, 218 – 219, 224). Dabei war es für seinen Aufstieg in den 1950er und 1960er Jahren auch förderlich, dass er sich über verschiedene Wege (als Literaturkritiker, Schriftsteller und Literaturwissenschaftler) Zugang zum literarischen Feld verschafft hatte und als promovierter Literaturwissenschaftler über institutionalisiertes kulturelles Kapital verfügte. Holthusen war insbesondere in seiner Rolle als Literaturkritiker bei einem breiten Publikum bekannt. Dies zeigt der Erfolg der Sammlung *Der unbehauste Mensch*, von der kurze Zeit nach ihrem Erscheinen bereits weitere Auflagen herausgebracht wurden. Aber auch über seine zahlreichen Veröffentlichungen in der Zeitschrift *Merkur*[13] wird die große Reichweite seines Wirkens ersichtlich. Die 1947 in der französischen Besatzungszone gegründete Zeitschrift *Merkur* war eine der einflussreichsten und auch umfangreichsten Zeitschriften der Nachkriegszeit (vgl. Klessinger 2011, 8; Schöttger 1997, 255). Holthusen konnte nicht nur seine lyrischen und literaturkritischen Arbeiten im *Merkur* veröffentlichen, sondern auch durch seine freundschaftliche Beziehung zu den Herausgebern an der Gestaltung der Zeitschrift mitwirken (vgl. Klessinger 2011, 13). Mittels des Einflusses, den er auf die Zeitschrift hatte, und aufgrund des breiten Publikums, das er durch seine Publikationen in der Zeitschrift ansprechen konnte, war es Holthusen möglich, sein symbolisches Kapital auszubauen. Zudem stand Holthusen in freundschaftlichem Kontakt mit Herausgebern und Verlegern, beispielweise mit dem Verleger Klaus Piper. Über diese Beziehung konnte er Einfluss auf das Programm des Piper-Verlages nehmen (vgl. Ziegler 2004, 173, 215 – 219, 224). Da Piper stets zu den erfolgreichen und populären Verlagshäusern zählte, die ein breites Publikum erreichen konnten, konnte Holthusen über seinen Kontakt zusätzliches soziales Kapital *als* symbolisches Kapital erwerben. So lag Piper 1927 „unter den belletristischen Verlagen Münchens – gemessen an der Titelzahl – auf Platz 4, gemessen am Umsatz auf Platz 1" (Ziegler 2004, 358) und auch nach 1949 rangierte der Verlag, so Ziegler, laut einer Publikumsumfrage „auf Platz 6 nach Insel, Suhrkamp, Desch, Wunderlich und DVA" (Ziegler 2004, 148).

13 Interessant ist hinsichtlich seiner vielfachen Publikationstätigkeit im *Merkur* zudem, dass die Zeitschrift bewusst verschiedene, auch einander gegenüberstehende Positionen abdruckte, sodass sie sowohl Texte von konservativen Kritikern als auch von Kritischen Theoretikern wie Theodor W. Adorno enthielt. Für Holthusen könnte gerade diese von der Zeitschrift angestrebte „Mittellinie" (Peitsch 2009, 135) reizvoll gewesen sein; zum einen, weil er – seinen Aussagen in den Essays nach – politischen Radikalismus ablehnte und zum anderen, weil die Zeitschrift vermutlich aufgrund ihrer Meinungsvielfalt von einem breiteren Zielpublikum rezipiert wurde, wodurch Holthusen seinen Wirkungsradius erweitern konnte.

Interessant ist zudem, dass Holthusen seine Texte somit in einem Verlag publizierte, der seinem Programmschwerpunkt nach – insbesondere in den 1920er Jahren – mit der künstlerischen Avantgarde verbunden wurde. Von seiner Gründung im Jahr 1904 bis nach dem Ersten Weltkrieg lag Pipers thematischer Schwerpunkt auf der künstlerischen Moderne und Avantgarde. Bei Piper wurde im Jahr 1912 das Manifest *Der Blaue Reiter* von Franz Marc und Wassily Kandinsky herausgegeben (vgl. Ziegler 2004, 357). Dies brachte dem Verlag den Ruf des Vermittlers der deutschen künstlerischen Avantgarde ein (vgl. Ziegler 2004, 50, 61, 67). Obwohl sich das Programm des Verlages nach dem Ersten Weltkrieg änderte und der Verlag darüber hinaus nicht unbelastet durch die Zeit des Nationalsozialismus kam (vgl. Ziegler 2004, 115, 143, 145, 208), kann sein Ruf als Avantgarde-Vermittler für Holthusens Position im Feld von Bedeutung gewesen sein. Auf die Rezeption der historischen Avantgarde bezogen heißt das, dass es die Menge seines akkumulierten Kapitals Holthusen erlaubte, die positive Rezeption der historischen Avantgarde im Nachkriegsdeutschland zu forcieren, da er sich seiner Stellung im Feld zufolge in der besten Lage befand, um sich in literarisches Neuland – das die historische Avantgarde für die meisten jüngeren Leser:innen in der Nachkriegszeit war – vorzuwagen.

Holthusen thematisiert in seinen im Piper-Verlag erschienenen Essaysammlungen *Der unbehauste Mensch* (1951) und *Ja und Nein* (1954) sowohl avantgardistische als auch traditionelle, klassische Literatur. Ich möchte dies kurz anhand von zwei Diagrammen zeigen.

Die Diagramme stellen ein Verzeichnis der am häufigsten namentlich aufgeführten Personen in Holthusens *Der unbehauste Mensch* (Diagramm 1) und in *Ja und Nein* (Diagramm 2) dar. Autor:innen, die von Holthusen mit der Avantgarde verknüpft werden, sind gelb markiert. Es wird deutlich, dass der Avantgardist Benn neben dem Klassiker Goethe in beiden Essaybänden oft namentlich erwähnt wird, in *Ja und Nein* ist sein Name sogar der am häufigsten genannte. Außerdem wird mit Blick auf die gelb markierten Balken ersichtlich, dass mit der Avantgarde in Verbindung gebrachte Autor:innen in beiden Bänden präsent sind, in *Ja und Nein* noch stärker als in *Der unbehauste Mensch*.

Somit kann Holthusen scheinbar eine Position *zwischen* zwei Polen des literarischen Feldes der Nachkriegszeit, dem avantgardistischen und dem traditionellen Pol, einnehmen, wie auch eine genauere Analyse der Essays zeigt (vgl. Engelmann 2022). Diese inszenierte Stellung einer Mittelposition hat den Vorteil, dass Holthusen sich einerseits auf die Seite der Tradition stellen kann und damit nach Bourdieu zu den kommerziell erfolgreichen Autor:innen gezählt wird, die sich dem Massengeschmack anpassen; andererseits kann Holthusen sich über seine Verknüpfung mit der Avantgarde als jemand darstellen, der eine dem heteronomen Hierarchisierungsprinzip entgegengesetzte Position einnimmt, wo-

Abb 1: Absolute Häufigkeit der Personen in *Der unbehauste Mensch* (1951).

durch er als angeblicher Vermittler einer nicht an ökonomischem Erfolg interessierten Literatur zusätzliches symbolisches Kapital akkumulieren konnte. Gleichzeitig kann Holthusen durch die eingenommene Vermittlerrolle sich als derjenige präsentieren, der nach dem Bruch mit dem Nationalsozialismus die literaturgeschichtliche Kontinuität wieder aufnimmt, indem ihm eine Verknüpfung der modernen Literatur mit der traditionellen gelingt. Allerdings steht Holthusen trotz dieser Inszenierung auf der Seite des heteronomen Pols im literarischen Feld, da er die konservativen Tendenzen der Zeit und die traditionelle Literatur fördert[14] – auch wenn er sich selbst als Mittler zwischen den Polen inszenieren will (vgl. Engelmann 2022; Drews 2009, 355; Pfohlmann 2007, 160 – 161).

14 Richard Herzinger definiert Konservatismus als „ideologische Reaktion auf die Bedrohung traditioneller, angeblich ‚gewachsener‘ Werte […] wie Religion, Autorität, Sitte, Heimat“ und andere, für deren Geltung er sich auf eine „der Ratio vorgängige Wahrheit“ beruft (Herzinger 1997,

Abb 2: Absolute Häufigkeit der Personen in *Ja und Nein* (1954).

Holthusen gelingt es jedoch, sich seiner heteronomen Position entsprechend den gängigen Marktstrukturen und dem Publikumsgeschmack zu unterwerfen und gleichzeitig die historische Avantgarde zu rezipieren, weil er sich in seiner Rezeption nur soweit vorwagt, wie es seine Position zulässt beziehungsweise wie es seine Position stützt. Beispielsweise bringt Holthusen in dem Essay *Die Be-*

469). Holthusen kann zu den konservativen Literaturkritiker:innen gezählt werden, da er seine Wertmaßstäbe den literarischen Werken der Antike, der Klassik sowie der klassischen Moderne entnimmt und die mangelnde religiöse Orientierung des Menschen beklagt.

wusstseinslage der modernen Literatur (1951) T. S. Eliots Schreiben mit dem Expressionismus in Verbindung (1951 [1949], 34):

> Eliot galt hinfort als der kühnste Bahnbrecher der modernen englischen Literatur und als der hervorragendste Vertreter des literarischen Avantgardismus überhaupt. [...] Aber man war im Irrtum, wenn man in Eliot bloß einen Dichter der Verzweiflung oder gar einen ‚Nihilisten‘ sah. Die alt-überlieferten Gewißheiten der abendländischen Kultur kommen in seinem Werk mehr und mehr zur Geltung, und gegen Ende der zwanziger Jahre gewinnt seine Lyrik einen ausgesprochen christlichen Sinn. [...] Indem der moderne Dichter zu ihr [der uralten Symbolsprache der Mystiker; D.E.] zurückfindet, geschieht etwas sehr Denkwürdiges: der radikale Nicht-Klassiker findet den Anschluß an die klassische Poesie. Avantgardismus und Traditionalismus fallen zusammen. (Holthusen 1951 [1949], 35)

Holthusen macht deutlich, dass die historische Avantgarde für den Weg aus der geistigen ‚Unbehaustheit‘ und damit als Nachkriegsliteratur geeignet sein könne, allerdings nur, wenn bloß die avantgardistische Form übernommen, die Literatur aber mit einem ‚traditionellen‘ Inhalt gefüllt werde.

Diese Traditionalität verbindet Holthusen an anderer Stelle mit dem Begriff der Klassizität. Seinem Essay *Versuch über das Gedicht* (1954) zufolge sei ein Gedicht ‚geglückt‘, wenn ein Autor „den höchsten Ehrentitel gewonnen hat, den eine Kultur vergeben kann“ (Holthusen 1954 [1954], 42). Dieser Ehrentitel sei die „Klassizität“ (Holthusen 1954 [1954], 42). Holthusen ist der Überzeugung, dass besonders die vom Autor verwendete Sprache entscheidend dafür sei, ob ein Werk zu einem vollkommenen, in die Geschichte eingehenden Werk und damit zu einem Klassiker werden könne. Ein Dichter wie der Barocklyriker Quirinus Kuhlmann könne deshalb, weil er die Sprache „überanstrengt“ und „brutalisiert“ habe, nicht zum Klassiker werden (Holthusen 1954 [1954], 44). Auch bei den Expressionisten sei das Übermaß des sprachlichen Ausdrucks das Problem:

> Daß die expressionistische Aera eine Reihe von ähnlichen Erscheinungen hervorgebracht hat, wird niemanden verwundern. Wo ein maßloser Ausdruckstrieb mit einem spröden und widerstrebenden, nicht gänzlich bewältigten Material zusammentrifft, da gibt es Sperrigkeiten, Splitterungen, Versteifungen, holzige Stellen. Da gibt es – selbst bei bedeutenden Künstlern wie Loerke, Weiß, gelegentlich auch bei Benn und Rilke – Taktverstöße gegen den natürlichen Lebensrhythmus der Sprache, Verstiegenheiten, sektiererische Abirrungen in eine exklusive Idiomatik des Ausdrucks, die das Gegenteil ist von Klassizität. (Holthusen 1954 [1954], 44)

Einerseits würdigt Holthusen Autoren, die in der „expressionistischen Aera“ publizierten und die mit dem expressionistischen Stil in Verknüpfung gedacht werden können als „bedeutende Künstler“. Andererseits vermittelt Holthusen den Leser:innen, dass der Expressionismus nur schwerlich ein überzeitlich relevantes Werk hervorbringen könne, da seine Sprache sogar „das Gegenteil“ von Klassi-

zität sei. Somit wird der Expressionismus stark abgewertet, da er (mit Ausnahme vielleicht von Benn) nach Holthusen nie das höchste Gütesiegel erreichen könne. Über die zuvor aufgeführten Beispiele für ‚Klassizität' – genannt wurden Vergil und Homer als absolute antike Klassiker und auch Goethe als Vertreter der Weimarer Klassik – wird zudem erneut angedeutet, dass sich die Avantgarde und die Klassik oder die ‚traditionelle' Literatur gegenüberstünden (vgl. Holthusen 1954 [1954], 42–43).

Ein zweiter Aspekt der Stützung des heteronomen Pols findet sich in den Essays dort wieder, wo Holthusen die Avantgarde ihrer umstürzlerischen und politisch-kritischen Tendenzen entkleidet, mit denen sie den autonomen Pol fördern würde. Holthusens Entpolitisierung der Avantgarde wird beispielsweise in folgendem Zitat aus dem Essay *Konversion und Freiheit* (1951) deutlich:

> Da gibt es einerseits noch die zum Kommunismus konvertierten intellektuellen Wortführer der antifaschistischen Widerstandsbewegung, darunter so bedeutende Protagonisten der surrealistischen Dichtung wie Aragon und Paul Eluard [...]. Hier wird das Erstgeburtsrecht der entfesselten Phantasie und einer schlechthin unbegrenzten Freiheit des sprachlichen Experiments verkauft gegen das Linsengericht einer ideologischen Sicherung bzw. einer politischen Karriere. [...] Die Folge ist ein erschreckender psychologischer Regreß und eine rasche Verdünnung und Auflösung der dichterischen Substanz. [...] Ein Schriftsteller, der sich dem Kommunismus verschreibt, ist als Schriftsteller verloren. (Holthusen 1951 [1951], 183–184)

Holthusens Unterstützung des heteronomen Pols findet sich auch dort, wo er die Avantgarde für die Untermauerung konservativer Theoreme nutzt oder die historische Avantgarde wegen ihrer angeblichen Nähe zum zerstörerischen Nihilismus abwertet (vgl. Holthusen 1951 [1950/51], 146–148, 154, 168). Dabei wird die Avantgarde auch insofern abgewertet, als sie mit dem Nationalsozialismus verknüpft wird. Beispielsweise geraten in dem Essay *Konversion und Freiheit* Futurismus und Expressionismus in Verdacht, totalitäre Systeme hervorzurufen (vgl. Holthusen 1951 [1951], 180–181). Auch stellt Holthusen die expressionistische Kunst als den Einsatzpunkt einer sich von dort ausbreitenden neuen, zerstörerischen Denkart dar, die für den Aufstieg des nationalsozialistischen Regimes mitverantwortlich sei (vgl. Holthusen 1951 [1951], 181).

Es wird deutlich, dass die Funktionen, die die Rezeption der historischen Avantgarde bei Holthusen einnimmt, stets auf das Ziel der Unterstützung des heteronomen Pols, der traditionellen Literaturwerte und ihrer konservativen Tendenz ausgerichtet sind. Holthusen muss deshalb auch nicht fürchten, über die Avantgarde mit dem Nationalsozialismus oder anderen politischen Extremismen assoziiert zu werden, weil er sich gerade durch die Entpolitisierung der Avantgarde von jeglichen politischen Implikationen scheinbar distanziert – was freilich

selbst eine politische Implikation beinhaltet. Es ist ebenso zu vermuten, dass Holthusen sich über die Rezeption der historischen Avantgarde ‚entnazifizieren' wollte. Beispielsweise wird Gottfried Benn für Holthusen zum Vorbild für die Ausdeutung seiner eigenen Biografie. Holthusen suggeriert den Leser:innen, dass man ihm seine – ihm zufolge – ‚unbedachte' Zugehörigkeit zur SS zu verzeihen habe,[15] die wie Benns Sympathisieren mit dem Nationalsozialismus ein bedauerlicher Missgriff gewesen sei (vgl. Engelmann 2022, 108 – 112).

5 Die Übertragung der Feldtheorie auf die frühe Nachkriegszeit

Bevor dargelegt werden kann, welche Rückschlüsse sich aus der Avantgarderezeption Holthusens für das literarische Feld der Nachkriegszeit ergeben, sollen zunächst die in Kapitel 2 angesprochenen Probleme der Übertragung feldtheoretischer Konzepte mit Bezug auf den behandelten Zeitraum reflektiert werden. Dort wurde mit Bourdieu festgehalten, einen jeden zeitlichen und geografischen Abschnitt in seiner Einzigartigkeit ernst nehmen zu müssen. Dabei wurden drei Probleme herausgestellt, die bei der Übertragung der Feldtheorie auf ein Phänomen hinderlich sein könnten: 1. die Unterstellung eines subjektiven Kalküls des Autors, 2. die Kontextverhaftung der Feldtheorie und 3. die einschränkende Wirkung des Feldbegriffs. Zu Beginn wurden bereits einige allgemeine Lösungsmöglichkeiten mit diesen Problemen genannt, hier sollen sie konkreter auf das westdeutsche Feld der Nachkriegszeit angewandt werden.

Zunächst erweist sich das erste Problem des strategischen Kalküls als hinfällig. Es handelt sich, wie oben erläutert, bei der Annahme, die Feldtheorie würde den Akteur:innen bewusste Strategien unterstellen, um ein Missverständnis. So nimmt Holthusen als vermeintlicher Vermittler zwischen den Polen traditioneller und avantgardistischer Literatur eine für ihn gewinnbringende Position im literarischen Feld der Nachkriegszeit ein und kann dadurch weiteres Kapital akkumulieren. Entscheidend ist, dass diese Positionierung im Feld durch Holthusens Handlungen vorgenommen wird und dabei einer rekonstruierbaren strategischen Logik folgt. Ob dies nun ein bewusstes Kalkül des Kritikers ist oder aus einer anderen Motivation heraus geschieht, ist dabei zunächst zweitrangig.

Die beiden weiteren Probleme bezogen sich auf die Frage, ob der Feldbegriff adäquat auf die westdeutsche Nachkriegszeit angewendet werden kann. Bei der

15 Für eine kritische Auseinandersetzung mit Holthusens Schrift *Freiwillig zur SS* (1968) siehe Berg (2014b, 215 – 242) und Berg (2014a, 119 – 135).

Übertragung von Bourdieus Feldtheorie auf das literarische Feld Deutschlands der frühen Nachkriegszeit sind einige Besonderheiten zu berücksichtigen, die sich aus den historischen Umständen ergeben. Dazu gehören die Zersplitterung des literarischen Raumes in einzelne Zonen ohne einheitliche Regeln und Normen sowie die – durch die Zensur, die Papierzuteilung und das *Re-Education*-Programm der Alliierten – eingeschränkte Autonomie des literarischen Feldes.

Aufgrund der Aufspaltung Deutschlands in einzelne Besatzungszonen, in denen unterschiedliche Gesetze differierende literarische Entwicklungen hervorgerufen haben, erscheint es nicht möglich, von einem einheitlichen literarischen Feld zu sprechen. Diese Gesetze betreffen Publikationserlaubnis, Papierzuteilung, Zensuren, Förderung bestimmter Verlage und Zeitschriften[16] und den Kulturimport durch die Besatzungsmächte. Eine Lösung für das Problem des uneinheitlichen Feldes könnte es sein, grundsätzlich von einer Zersplitterung des Feldes auszugehen und die Zonen als einzelne literarische Felder mit eigenen Gesetzen zu betrachten, wie es auch in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen geschieht, welche die DDR und die BRD als voneinander getrennte und unterschiedene Literatursysteme untersuchen (vgl. Tommek 2015; Wölfel 2005; Ohlerich 2005). Ich möchte allerdings dafür plädieren, die einzelnen westlichen Zonen trotz ihrer Differenzen als ein zusammengehöriges literarisches Feld zu verstehen. Die Einheit des Feldes wird über die gemeinsame Sprache, die Möglichkeit eines Literaturaustausches zwischen den Zonen, die gemeinsamen Demokratisierungs- und Entnazifizierungs-Ziele der Besatzungsmächte (vgl. Peitsch 2009, 53) und vor allem über die Selbstverständlichkeit, mit der die handelnden Akteur:innen in einzelnen Zonen sich auf Deutschland als Ganzes beziehen, gewährleistet. Insbesondere der letztgenannte Aspekt legt nahe, die einzelnen Zonen als gemeinsames Feld zu verstehen. Beispielsweise finden sich in der frühen Nachkriegszeit zahlreiche literaturkritische Texte, in denen zonenübergreifende Überlegungen zur Entwicklung ‚der deutschen Literatur' angestellt oder die literarischen Entwicklungen in den einzelnen Zonen nebeneinandergestellt und damit zusammengeführt werden (vgl. Döblin 2013 [1946], 387–393; Andersch 2004 [1947], 210–213; Lewalter 1947, 766–767; Lüth 1947; Kemp 1946/47; Hohoff 1947/48; Hohoff 1948/49). Dies zeigt sich insbesondere auch bei Holthusen. Trotz der Aufspaltung des Landes in Zonen bezieht er sich auf ein deutschsprachiges literarisches Feld im Gegensatz zu anderssprachigen Feldern. Zusammengehalten wird dieses Feld für ihn dadurch, dass es an die bereits vor dem Kulturimport der

16 Als ein Beispiel sei hier die Zeitschrift *Das goldene Tor* genannt, die von der französischen Militärregierung mit dem Ziel der ré-éducation gefördert wurde. Siehe von Hoff (2016), von Hoff (2018) und Birkert (1989, 248–251 u. 280–284).

Alliierten und vor dem Nationalsozialismus bestehenden Traditionen, wie die der historischen Avantgarde, wiederanknüpft. Denn aus seiner Sicht ist beispielsweise der nach 1945 aus Frankreich nach Deutschland kommende Surrealismus bereits vor 1933 in Deutschland entwickelt worden (vgl. Holthusen 1954 [1953], 117) und auch Expressionismus, Dadaismus und Autor:innen wie Else Lasker-Schüler und Christian Morgenstern sind für ihn deutsche Vorläufer:innen der surrealistischen Bewegung (vgl. Holthusen 1954 [1953], 117). Die wieder nach Deutschland kommenden ‚literarisch-kulturellen Errungenschaften' kehrten für Holthusen nach 1945 in verschlechterter Form in ihre ‚geistige Heimat' zurück (vgl. Holthusen 1954 [1953], 117; Holthusen 1951 [1950/51], 141–142). Natürlich ist der Einsatz einer solchen Überlegenheits-Ideologie, die den Leser:innen vermittelt, dass die Zeit zwischen 1933 und 1945 der deutschen Kultur nicht geschadet habe, problematisch; sie zeigt jedoch, dass Holthusen von einer Kontinuität im deutschen Literaturfeld nach 1945 ausgeht bzw. diese mit seinem Wirken zu erreichen sucht.

Aus der Darlegung der Aufspaltung des literarischen Feldes in einzelne Zonen mit differierenden Zensurmaßnahmen und einem eingeschränkten Austausch untereinander ergibt sich neben der Zersplitterung des Feldes ein zweites Problem für die Übertragung der Feldtheorie. Gemeint ist das Eingreifen der Alliierten in die Literaturproduktion, -distribution und -rezeption und damit in die relative Autonomie des Feldes.[17] Für Bourdieu ist die relative Autonomie – also, dass das literarische Feld zwar durch die Zwänge des Marktes in seiner Unabhängigkeit eingeschränkt wird, ohne aber vollkommen den externen Bedingungen unterworfen zu sein – eine notwendige Voraussetzung für die Existenz eines literarischen Feldes (vgl. Joch 2009, 414–415). Der Grad der Autonomie des Feldes wird nach Bourdieu dadurch bestimmt, in welchem Ausmaß die eigenen Normen und Sanktionen des literarischen Feldes sich bei seinen Akteur:innen durchsetzen können (vgl. Bourdieu 1999, 344, 349; Bourdieu 1997, 43). Es stellt sich die Frage, ob trotz der Reglementierung des Literaturmarktes durch die Besatzungsmächte die Teilnehmenden im literarischen Raum noch autonom agieren bzw. ihre eigenen poetologischen Vorstellungen durchsetzen konnten. Auch hier argumentiere ich, dass die Einschränkungen der relativen Autonomie nicht ausreichen, um der westdeutschen Nachkriegsliteratur den Feldstatus abzusprechen.

Zunächst lässt sich grundsätzlich argumentieren, dass ein Eingriff in die relative Autonomie nicht gleichzusetzen ist mit ihrer Aufhebung (vgl. Bourdieu 1999, 350, Anm. 9). Ansonsten wären bisherige feldtheoretische Untersuchungen

17 Mit der Rede von einem Eingriff in die relative Autonomie ist selbstverständlich nicht gemeint, dass es eine solche in der Zeit des Nationalsozialismus gegeben hätte. Ich beziehe mich auf die relative Autonomie, die vor 1933 bestand und theoretisch 1945 wieder möglich gewesen wäre.

durch Zensur und weitere Reglementierungen eingeschränkter Felder beispielsweise des neunzehnten Jahrhunderts (z. B. Bourdieus *Regeln der Kunst* selbst), der DDR (z. B. Ohlerich 2005) oder Belarus (z. B. Kohler/Navumenka/Grüttemeyer 2012) nicht möglich. Zudem beschränkten sich die Zensurmaßnahmen und Papierzuteilungen der Alliierten nur auf einen bestimmten thematischen Aspekt, nämlich auf das Ziel der Entnazifizierung und Demokratisierung, und ließen daher noch genügend Spielraum für Autor:innen, Literaturkritiker:innen, Verleger:innen, Rezipient:innen usw., eine Literatur, die politisch aus Sicht der Alliierten unbedenklich war, zuzulassen, wodurch ein gewisser Grad an Autonomie erhalten blieb. Zwar war eine sich demokratisch und nicht nazistisch gebende Literatur eine notwendige Bedingung, um publizieren zu dürfen, und die Papierzuteilungen unterstützten eine bestimmte Art von Literatur, aber darüber hinaus waren die Akteur:innen, Institutionen und Leser:innen durch die Vorgaben nicht weiter thematisch und ideologisch eingeschränkt.

Auch ist anzuführen, dass das Feld sich nach wie vor als ein relativ selbstständiger Mikrokosmos, in dem eine eigene Logik und eigene Gesetze herrschten, definieren lässt. So wurde das Feld auch in der Nachkriegszeit durch die objektiven Beziehungen der Akteur:innen zueinander strukturiert, die darum rangen, welche Akteur:innen oder Normen das bestehende Kräftefeld verändern oder bewahren dürfen (vgl. Bourdieu 1999, 368; Bourdieu 1997, 34). Beispielsweise mussten Vertreter:innen der Konkreten Poesie sich auf anerkannte avantgardistische Strömungen des Auslands stützen, da sie ansonsten in Nischenpositionen des Feldes gedrängt wurden, von denen aus sie die Feldstrukturen kaum beeinflussen konnten (vgl. Tommek 2015, 90). Ein weiteres Beispiel wäre die Polemik Peter Rühmkorfs gegen die Gruppe 47, mit der er versuchte, seine eigene avantgardistische literarische Richtung des Finismus im Feld zu etablieren (vgl. Rühmkorf 1953). So beklagt Rühmkorf in dem 1953 in der Zeitschrift *Zwischen den Kriegen* erschienen Artikel „Die Literaturwilderer", dass der literarische Markt durch das Auftreten der Gruppe 47 bereits als gesättigt wahrgenommen würde, weshalb die ‚junge Literatur' auf diesem Markt keinen Platz mehr finde. Dabei weist er die Gruppe 47 dem ‚Mainstream' zu und kann sich damit als ‚wahrer' Neuerer auf dem Feld präsentieren und (in Bourdieuschen Begriffen) entsprechendes symbolisches Kapital auf dem Subfeld der eingeschränkten Produktion als ‚Bohème-Avantgarde' für sich beanspruchen (vgl. Rühmkorf 1953, 4–5). Zudem scheinen das heteronome und das autonome Hierarchisierungsprinzip des literarischen Feldes (vgl. Bourdieu 1999, 344; Bourdieu 1997, 38) auch in der Nachkriegszeit noch wirksam gewesen zu sein (vgl. Tommek 2015, 83–122; Cofalla 2005). Das Bestehen solcher Strukturen weist auf eine relative Autonomie des Feldes hin.

Zudem wird hinsichtlich der Betrachtung von Holthusens Rezeption das Problem der fehlenden relativen Autonomie abgeschwächt. Zum einen, weil die Kontrolle der Alliierten durch die Gründung der BRD 1949 bereits weitgehend aufgehoben wurde (vgl. Peitsch 2009, 29) und damit zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung von *Der unbehauste Mensch* (1951) und *Ja und Nein* (1954) keine Maßnahmen mehr galten. Zum anderen, weil Holthusen auch in seinen vor 1949 in der Zeitschrift *Merkur* publizierten Artikeln in seinen literaturkritischen Äußerungen nicht eingeschränkt wurde. Er kann über seine literaturkritischen Äußerungen die Analyse der wahren Ursachen des Nationalsozialismus verhindern und sich zugleich nationalsozialistischer Überlegenheitsstrategien bedienen. Er kann die Literatur entpolitisieren (vgl. Holthusen 1951 [1949], 28; Holthusen 1951 [1951], 183–184, 186–188) und auch durch diese Entpolitisierung die Aufarbeitung des Nationalsozialismus behindern (vgl. Engelmann 2022; Schonauer 1962, 481–484, 486, 490). Dies alles geschieht, ohne dass es von den Zensurmaßnahmen erfasst wird. Auch die Publikationserlaubnis erhält Holthusen 1948 (vgl. Berg 2014b, 230)[18], obwohl er Mitglied der SS und NSDAP war und auch literarisch den Nationalsozialismus unterstützt hat. So zeigt die neuere Forschung, dass Holthusens Gedichte nicht nur den Krieg und den Soldatentod glorifizieren, sondern auch Nazipropaganda enthalten, den Krieg zu einem abstrakten Geschichtsphänomen verklären und dazu beitragen, die Schuld der Deutschen zu verschleiern (vgl. Rduch 2012, 150, 153–154; Immer 2016, 105; Schnell 1993, 88–89). Dass Holthusen trotzdem so agieren kann, wie er will, deutet darauf hin, dass die Autonomie des literarischen Feldes der Nachkriegszeit zumindest in Teilen bestehen bleibt. In diesem Zusammenhang ließe sich ohnehin fragen, ob die Alliierten generell ihre Entnazifizierungsprogramme in der nötigen Konsequenz durchführten. So konnte, wie oben erwähnt, Holthusen selbst als ehemaliges SS-Mitglied und Verfasser von Gedichten mit nationalsozialistischem Inhalt dem Publikationsverbot entgehen (vgl. Berg 2014b, 228–229; Rduch 2012, 150–154). Zuletzt verweist gerade Holthusens Entpolitisierung der Literatur und der damit verbundene Anspruch eines konservativen Literaturkritikers, von Ideologien, staatlichen Eingriffen und gesellschaftlichen Ereignissen unabhängig zu sein (vgl. Michaelis 1986, 612–613; Pfohlmann 2007, 160), auf das Streben nach ‚reiner Kunst' (neben Holthusen wären hier insbesondere Ernst Robert Curtius, Günter Blöcker und Friedrich Sieburg zu nennen). Es handelt sich hierbei um eine typische Feldstrategie konservativer Kräfte, wenngleich dieser Grundsatz der Entpo-

18 Holthusen wurde im März 1948 durch die Spruchkammer München als „minderbelastet" eingestuft (Berg 2014b, 230). Näheres zum Spruchkammerverfahren und Holthusens Entnazifizierungstexten bei Berg (2014b, 228–238).

litisierung auch von den konservativen Literaturkritiker:innen nicht immer strikt durchgehalten wurde (vgl. Kämper-van den Boogaart 1997, 104).

Grundsätzlich sprechen für das Vorhandensein einer relativen Autonomie also sowohl die Kürze des Zeitraums der gesetzlichen Einschränkungen, die vielfältigen literaturpolitischen Positionierungsmöglichkeiten als auch die mangelnde Konsequenz der Regelungen. Die dargelegten Argumente zeigen, dass die Anwendung des Feldbegriffs auf die Nachkriegszeit möglich ist. Um alle Bedenken auszuräumen, wäre eine ausführlichere Untersuchung des Grades der Eingriffe in den einzelnen Zonen und der konkreten Feldeffekte notwendig, da diese es sind, die die Grenzen eines Feldes bestimmen (vgl. Bourdieu und Wacquant 2006, 131). Erst dann könnten finale Aussagen über die Feldzustände der westdeutschen Nachkriegszeit getroffen werden. Eine solche Arbeit ist jedoch aufwändig und erfordert großangelegte Gemeinschaftsprojekte.

6 Fazit: Was die Avantgarderezeption Holthusens über das literarische Feld verrät

Abschließend stellt sich die Frage, inwiefern unter Betrachtung der Avantgarderezeption Holthusens Annahmen über die Struktur des literarischen Feldes der frühen Nachkriegszeit möglich sind. Ich möchte hierzu sieben Hypothesen aufstellen, die in späteren Untersuchungen eingehender zu überprüfen wären.

Erstens spiegelt sich in Holthusens häufiger Gegenüberstellung von avantgardistischer und traditioneller Literatur eine Teilung des literarischen Feldes der Nachkriegszeit in eben diese einander gegenüberstehenden Formationen wider – ohne dass dabei andere Entgegensetzungen ausgeschlossen wären. Die das Feld politisch beherrschende Position ist dabei die der konservativen Literaturkritik, die eine Entpolitisierung der Literatur zum Ziel hatte. Da die avantgardistische Literatur sich zu großen Teilen gegen diese dominierende Tendenz richtete (oder so gedeutet wurde), zählt sie zum autonomen Pol. Da Holthusen sie demgegenüber für den heteronomen Pol nutzbar machen möchte, muss er ihren politischen Impetus für nunmehr unbrauchbar erklären. Dabei kann aus Holthusens Strategie, ausgewählte Elemente der historischen Avantgarde in die Seite des heteronomen Pols zu integrieren und sie für seine Zwecke zu gebrauchen, geschlossen werden, dass Holthusen die Schwächung der rein-avantgardistischen Position durch die Übernahme von eben dieser Position eigenen Momenten zu vollziehen suchte. Er stärkt den heteronomen Pol durch die Umdeutung derjenigen Literatur, die eigentlich dem autonomen Pol angehört.

Zweitens wird über den Wiederanschluss der Literatur nach 1945 an die historische Avantgarde die These bestärkt, dass das literarische Feld der Zeit nicht an einem grundlegenden Neuanfang, einer ‚Stunde Null', stand, sondern an vorherige oder bestehende Traditionen anknüpft. Stattdessen legt Holthusen besonderen Wert auf das Aufzeigen einer ‚deutschen Kontinuität', wohl auch um die Nazizeit und seine Mitschuld möglichst aus dem Bewusstsein der Leser:innen zu verdrängen. So deutet er an, dass die Zeit zwischen 1933 und 1945 der deutschen Kultur nicht geschadet hätte und man sich des Alten lediglich erinnern müsse:

> Deutschland ist zu allen Zeiten das Land der Übersetzer gewesen, und der Begriff „Weltliteratur" ist bei uns geprägt worden [...]. Die Situation war nicht ohne Ironie, insofern als verschiedene philosophische, wissenschaftliche und literarische Strömungen und Ideenkomplexe, die einst von Deutschland aus in die Welt gegangen waren, nun von außer her wieder in unser Land eindrangen und als ‚dernier cri' einer modernen Fortschrittlichkeit ausgegeben wurden. [...] Ein großer und ursprünglicher Dichter wie Franz Kafka, der schon um 1910 die Welt der totalen Bürokratie, des Terrors und der Angst, in der wir heute leben, in genialen Parabeln vorweggenommen hatte, wurde schon in den zwanziger Jahren in Deutschland gelesen. (Holthusen 1951 [1950/1951], 141)

Über Kafka wird der kulturelle Nationalstolz der deutschsprachigen Literatur gestärkt und das Land als geistesgeschichtliche Größe aufgewertet, ohne dabei zu reflektieren, dass hierdurch Elemente der nationalsozialistischen Überlegenheits-Ideologie weitergetragen werden.

Bezogen auf das literarische Feld ist drittens zu erkennen, dass dieses auch nach dem Ende der Literaturkontrollen durch die Alliierten um 1949 noch von ihrem Eingreifen beeinflusst war. So wurde durch den Kulturimport die Rezeption der historischen Avantgarde gefördert, was sich darin zeigt, dass Holthusen nicht nur den deutschen Expressionismus, sondern auch den französischen Surrealismus und englischsprachige, mit der Avantgarde verknüpfte Autor:innen wie Eliot in seine Rezeption aufnimmt. So ist der Surrealismus mit 25 Nennungen die am häufigsten genannte literarische Strömung in *Ja und Nein* und Eliot mit 93 Nennungen der nach Goethe am häufigsten genannte Autor in *Der unbehauste Mensch*.

Viertens kann aus der Öffnung Holthusens für die internationale Literatur und dem Versuch, an diese anzuschließen, gefolgert werden, dass das literarische Feld der Zeit offen für Neuerungen war – wie es auch in anderen Studien beschrieben wird (vgl. Tommek 2015, 84; Cofalla 2005, 357).

Fünftens werden durch Holthusens Argumentationen und seine führende Position die dominierenden konservativen Kräfte im literarischen Feld deutlich. Dieser Konservatismus zeigt sich darin, dass die Rezeption der Avantgarde der

konservativen Haltung angepasst wird. Dies geschieht, wenn Holthusen die historische Avantgarde ihrer politischen Dimension entzieht, sie ausschließlich in ästhetischer Hinsicht würdigt und sie bloß dahingehend für weiterführungsfähig erklärt.

Sechstens wird aus dem Bemühen Holthusens, die Avantgarde von ihrem politischen Gehalt zu lösen, ersichtlich, wie stark das literarische Feld in der Nachkriegszeit von der Politik beeinflusst wurde. Holthusen sah sich scheinbar durch die stärker werdenden politischen Tendenzen gezwungen, eine radikale Entpolitisierung der Literatur zu betreiben (vgl. Holthusen 1951 [1949], 28; Holthusen 1951 [1951], 183 – 184, 186 – 188), um eine Schwächung des heteronomen (traditionellen/klassischen) Pols zu verhindern. Es wäre möglich, dass hier dieselbe Regel wie für das literarische Feld Nachkriegspolens gilt: „Wer politisches Kapital akkumuliert, verliert literarisches, wer hingegen literarisches gewinnt, verliert im Politischen“ (Pasewalck 2005, 157).

Siebtens zeigt sich schließlich, welche Funktion die Literatur im literarischen Feld der Zeit vermutlich primär, zumindest aus Sicht der Kräfte, zu denen Holthusen zählte, erfüllen sollte. Mittels der Literatur sollte es gelingen, mit dem Geschehen der NS-Zeit abzuschließen, es zu verdrängen und einen Weg aus der sogenannten ‚Krise‘ des modernen Menschen zu finden. Auch die Avantgarde wurde für diese Zwecke von Holthusen den Leser:innen vermittelt. So misst Holthusen auch die Relevanz avantgardistischer Autor:innen an ihrer Fähigkeit, die ‚nihilistische Bewusstseinskrise‘ zu bewältigen – einem Anspruch, an dem seiner Auffassung nach die meisten scheitern (vgl. Holthusen 1951 [1949], 12 – 13, 26 – 28, 33 – 35). Ausgenommen sind hiervon Benn, der, nach Holthusen, zwar keine Überwindung des Nihilismus, aber doch zumindest einen Umgang mit ihm aufzeigt (vgl. Holthusen 1951 [1950/1951], 150 – 152), sowie der von Holthusen mit der Avantgarde verbundene Eliot, dessen Literatur dem Menschen den Weg aus dem Nichts zurück zum Glauben aufzeigen würde (vgl. Holthusen 1951 [1949], 33 – 35).

Insgesamt wird an diesen Überlegungen deutlich, dass mittels einer internen Analyse weniger Texte in Form einer Mikroanalyse Annahmen über die Gesamtstruktur eines literarischen Feldes möglich sind. Diese sind jedoch darauf angewiesen, durch weitere und umfassendere feldanalytische Untersuchungen überprüft und gegebenenfalls revidiert oder ergänzt zu werden. Das interessanteste Ergebnis hinsichtlich des Literaturkritikers Holthusens ist meines Erachtens seine Inszenierung einer Mittelposition und sein Changieren zwischen den das Feld aufspannenden Polen, das trotzdem nur dazu dient, die konservative Position weiter zu stärken. Die historische Avantgarde ist dabei ein Mittel zum Zweck, das zugleich vielseitig einsetzbar ist, da es sowohl für die eine als auch für die andere Seite nutzbar gemacht werden kann.

Literaturverzeichnis

Andersch, Alfred. „Deutsche Literatur in der Entscheidung: Ein Beitrag zur Analyse der literarischen Situation". *Alfred Andersch: Gesammelte Werke in zehn Bänden: Bd. 8: Essayistische Schriften I*. Hg. Axel Dunker. Zürich: Diogenes, 2004. 187 – 218.

Bachleitner, Norbert. *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*. Mit Beiträgen von Daniel Syrovy, Petr Píša und Michael Wögerbauer. Wien, Köln und Weimar: Böhlau, 2017.

Berg, Nicolas. „Jean Améry und Hans Egon Holthusen: Eine Merkur-Debatte in den 1960er Jahren". *Jean Améry: ‚… als Gelegenheitsgast, ohne jedes Engagement'*. Hg. Ulrich Bielefeld und Yfaat Weiss. Paderborn: Fink, 2014a. 119 – 135.

Berg, Nicolas. „Selbstentnazifizierung einer Komplizenschaft: Die Vorgeschichte des SS-Bekenntnisses von Hans Egon Holthusen und seiner Kontroverse mit Jean Améry". *Moralisierung des Rechts: Kontinuitäten und Diskontinuitäten nationalsozialistischer Normativität*. Hg. Werner Konitzer. Frankfurt am Main und New York: Campus Verlag, 2014b. 215 – 242.

Birkert, Alexandra. *Das goldene Tor: Alfred Döblins Nachkriegszeitschrift: Rahmenbedingungen, Zielsetzung, Entwicklung*. Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung, 1989.

Bourdieu, Pierre. „Das literarische Feld: Die drei Vorgehensweisen". *Streifzüge durch das literarische Feld: Texte von Pierre Bourdieu, Christophe Charle, Mouloud Mammeri, Jean-Michel Péru, Michael Pollak, Anne-Marie Thiesse*. Hg. Louis Pinto und Franz Schultheis. Konstanz: Universitätsverlag, 1997. 33 – 147.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.

Bourdieu, Pierre, und Loïc Wacquant. *Reflexive Anthropologie*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006.

Böhm, Elisabeth, und Katrin Dennerlein (Hg.). *Der Bildungsroman im literarischen Feld: Neue Perspektiven auf eine Gattung*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2016.

Buck, Nikolas. *Geschichte schreiben: Ein Modell zum Prozess literarhistorischer Epochenbildung*. Baden-Baden: Ergon, 2021.

Cofalla, Sabine. „Die Gruppe 47: Dominante soziale Praktiken im literarischen Feld der Bundesrepublik Deutschland". *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 353 – 370.

Drews, Jörg. „Den Anschluss finden: (West-)Deutsche Literaturkritik 1945 bis 1955". *Doppelleben: Literarische Szenen aus Nachkriegsdeutschland: Materialien zur Ausstellung*. Hg. Bernd Busch und Thomas Combrink. Göttingen: Wallstein, 2009. 353 – 360.

Döblin, Alfred. „Die deutsche Utopie von 1933 und die Literatur". *Gesammelte Werke: Bd. 22: Schriften zu Ästhetik, Poetik und Literatu*r. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 2013. 369 – 405.

Engelmann, Daria. „Gottfried Benn in Hans Egon Holthusens ‚Der unbehauste Mensch': Zur literaturkritischen Rezeption der historischen Avantgarde zwischen 1945 und 1951". *Benn Forum: 2020/21*. Hg. Stephan Kraft und Holger Hof. Berlin und Boston: De Gruyter, 2022.

Fähnders, Walter. „Avantgarde – Begriff und Phänomen". *Literarische Moderne: Begriff und Phänomen*. Hg. Sabrina Becker und Helmut Kiesel. Unter Mitarbeit von Robert Krause. Berlin und New York: De Gruyter, 2007. 277 – 290.

Herzinger, Richard. „Konservative Autoren“. *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995: Eine Sozialgeschichte*. Hg. Horst Albert Glaser. Bern und Stuttgart: Verlag Paul Haupt, 1997. 469 – 492.

von Hoff, Dagmar. „Die Zeitschrift ‚Das goldene Tor‘ (1946 – 1951)“. *Döblin-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Sabina Becker. Stuttgart: Metzler, 2016. 250 – 254.

von Hoff, Dagmar. „Kulturelles Archiv der europäischen Nachkriegsgeschichte: Alfred Döblins transnationale Zeitschrift ‚Das goldene Tor‘ von 1946 bis 1951“. *Text und Kritik: Zeitschrift für Literatur* 13/14 (2018): 153 – 166.

Hohoff, Curt. „Erzählende Literatur nach dem zweiten Weltkrieg“. *Neues Hochland* 40.2 (1947/48): 170 – 179.

Hohoff, Curt. „Junge deutsche Erzähler“. *Neues Hochland* 41.3 (1948/49): 282 – 288.

Holthusen, Hans Egon. „Die Bewußtseinslage der modernen Literatur“ [1949]. *Der unbehauste Mensch: Motive und Probleme der modernen Literatur*. München: Piper, 1951. 7 – 39.

Holthusen, Hans Egon. „Die Überwindung des Nullpunkts: Aspekte der deutschen Literatur seit 1945 [1950/51]“. *Der unbehauste Mensch: Motive und Probleme der modernen Literatur*. München: Piper, 1951. 137 – 168.

Holthusen, Hans Egon. „Konversion und Freiheit“. *Der unbehauste Mensch: Motive und Probleme der modernen Literatur*. München: Piper, 1951. 169 – 195.

Holthusen, Hans Egon. „Naturlyrik und Surrealismus: Die lyrischen Errungenschaften Karl Krolows“. *Ja und Nein: Neue kritische Versuche*. München: Piper, 1954. 86 – 123.

Holthusen, Hans Egon. „Versuch über das Gedicht“. *Ja und Nein: Neue kritische Versuche*. München: Piper, 1954. 16 – 55.

Holthusen, Hans Egon. „Porträt eines jungen Mannes, der freiwillig zur SS ging“. *War ich ein Nazi? Politik-Anfechtung des Gewissens*. Hg. Joachim Günther. München: Rütten und Loenig, 1968. 39 – 79.

Huber, Martin. „Methoden sozialgeschichtlicher und gesellschaftstheoretischer Ansätze“. *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse: Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*. Hg. Vera Nünning und Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Metzler, 2010. 201 – 223.

Immer, Nikolas. „Die ewige Wunde des Geistes: Hans Egon Holthusens Kriegs- und Trauerlyrik“. *Texturen der Wunde: Konstellationen deutschsprachiger Nachkriegslyrik*. Hg. Thomas Boyken und Nikolas Immer. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2016. 85 – 105.

Jäger, Georg. „Avantgarde“. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Bd. 1*. Hg. Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller und Klaus Weimar. Berlin: De Gruyter, 2007. 183 – 187.

Joch, Markus, und Norbert Christian Wolf (Hg.). *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer, 2005.

Joch, Markus, und Norbert Christian Wolf. „Feldtheorie als Provokation der Literaturwissenschaft: Einleitung“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 1 – 24.

Joch, Markus. „Literatursoziologie/Feldtheorie“. *Methodengeschichte der Germanistik*. Hg. Jost Schneider. Berlin und Boston: De Gruyter, 2009. 385 – 420.

Jurt, Joseph. „Potenziale und Probleme der soziologischen Literaturkritik Bourdieus“. *Bourdieu und die Linke: Politik – Ökonomie – Kultur*. Hg. Effi Böhlke und Rainer Rilling. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2007. 205 – 226.

Kämper-van den Boogaart, Michael. „Literarische Öffentlichkeit in der BRD“. *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995: Eine Sozialgeschichte.* Hg. Horst Albert Glaser. Bern und Stuttgart: Verlag Paul Haupt, 1997. 93 – 111.

Kemp, Friedhelm. „Deutsche Lyrik vor und nach dem zweiten Weltkrieg“. *Neues Hochland* 39.6 (1946/47): 546 – 556.

Kohler, Gun-Britt, Pavel I. Navumenka und Ralf Grüttemeier (Hg.). *Kleinheit als Spezifik: Beiträge zu einer feldtheoretischen Analyse der belarussischen Literatur im Kontext ‚kleiner‘ slavischer Literaturen.* Oldenburg: BIS-Verlag, 2012.

Klessinger, Hanna. *Bekenntnis zur Lyrik: Hans Egon Holthusen, Karl Krolow, Heinz Piontek und die Literaturpolitik der Zeitschrift Merkur in den Jahren 1947 bis 1956.* Göttingen: Wallstein, 2011.

Koller, Andreas. „Doxa (‚doxa‘)“. *Bourdieu–Handbuch: Leben – Werk – Wirkung.* Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart und Weimar: Metzler, 2014. 79 – 80.

Kumoll, Karsten. „Strategie (‚stratégie‘)“. *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung.* Hg. Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Stuttgart und Weimar: Metzler, 2014. 225 – 227.

Lewalter, Christian E. „Verschobene Fronten“. *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 1.5 (1947): 766 – 770.

Lüth, Paul Egon Heinrich. „Die geistigen Strömungen in der Literatur der Gegenwart“. *Das goldene Tor* 2.11/12 (1947): 1039 – 1050.

Meizoz, Jérôme. „Die ‚posture‘ und das literarische Feld: Rousseau, Ajar, Houellebecq“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis.* Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 177 – 188.

Meizoz, Jérôme. *Postures littéraires: Mises en scène moderne de l’auteur: Essai.* Genève: Slatkine, 2007.

Meizoz, Jérôme. *Postures littéraires: La fabrique des singularités.* Genève: Slatkine, 2011.

Michaelis, Tatjana. „Paradigmen der Literaturkritik“. *Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967.* Hg. Ludwig Fischer. München und Berlin: Hanser, 1986. 611 – 626.

Ohlerich, Gregor. *Sozialistische Denkwelten: Modell eines literarischen Feldes der SBZ/DDR 1945 bis 1953.* Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2005.

Pasewalck, Silke. „‚Das Salz der Zeit ist stets häretisch‘: Zum literarischen Feld Nachkriegspolens 1945 – 56“. *Literarisches Feld DDR: Bedingungen und Formen literarischer Produktion in der DDR.* Hg. Ute Wölfel. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005. 155 – 175.

Peitsch, Helmut. *Nachkriegsliteratur 1945 – 1989.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht unipress, 2009.

Pfohlmann, Oliver. „Literaturkritik in der Bundesrepublik“. *Literaturkritik: Geschichte – Theorie – Praxis.* Hg. Thomas Anz und Rainer Baasner. 2. Auflage. München: C. H. Beck, 2007. 160 – 191.

Raabe, Mechthild. *Hans Egon Holthusen: Bibliografie 1931 – 1997.* Hildesheim: Universitätsbibliothek Hildesheim, 2000. 5 – 8.

Rduch, Robert. „Korrektur der Kriegsbilder in der Lyrik von Hans Egon Holthusen“. *Erinnerung in Text und Bild: Zur Darstellbarkeit von Krieg und Holocaust im literarischen und filmischen Schaffen in Deutschland und Polen.* Hg. Jürgen Egyptien. Berlin: Akademie-Verlag, 2012. 147 – 157.

Rühmkorf, Peter [Pseud. Fontara, Johannes]. „Die Literaturwilderer“. *Zwischen den Kriegen: Blätter in die Zeit* 8 (1953): [1 – 5].

Saada, Anne. „Diderot im Deutschland des 18. Jahrhunderts – Räume oder Feld?“ *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 73 – 88.

Sapiro, Gisèle. „Literarische Übersetzungen in den USA und in Frankreich im Zeitalter der Globalisierung: Eine vergleichende Studie“. *Transformationen des literarischen Feldes in der Gegenwart: Sozialstruktur – Medien – Ökonomien – Autorpositionen*. Hg. Heribert Tommek und Klaus-Michael Bogdal. Heidelberg: Synchron, 2012. 139 – 168.

Schnell, Ralf. *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945.* Stuttgart und Weimar: Metzler, 1993.

Schonauer, Franz. „Literaturkritik und Restauration“. *Bestandsaufnahme: Eine deutsche Bilanz 1962: Sechsunddreißig Beiträge deutscher Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten*. Hg. Hans Werner Richter. München, Wien und Basel: Verlag Kurt Desch, 1962. 477 – 493.

Schöttger, Detlev. „Zeitschriften der Bundesrepublik“. *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995: Eine Sozialgeschichte*. Hg. Horst Albert Glaser. Bern und Stuttgart: Verlag Paul Haupt, 1997. 249 – 260.

Sieg, Christian. *Die ‚engagierte Literatur‘ und die Religion: Politische Autorschaft im literarischen Feld zwischen 1945 und 1990*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2017.

Sisto, Michele. „Eine literarische Öffentlichkeit 2.0? Oder das Internet als literarisches Subfeld: Der Fall Italien (1999 – 2010)“. *Transformationen des literarischen Feldes in der Gegenwart: Sozialstruktur – Medien – Ökonomien – Autorpositionen*. Hg. Heribert Tommek und Klaus-Michael Bogdal. Heidelberg: Synchron, 2012. 119 – 138.

Stadler, Franz. „Massenliteratur“. *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995: Eine Sozialgeschichte*. Hg. Horst Albert Glaser. Bern und Stuttgart: Verlag Paul Haupt, 1997. 673 – 692.

Stiemer, Haimo. *Das Habitat der mondblauen Maus: Eine feldtheoretische Untersuchung der pragerdeutschen Literatur (1890 – 1938)*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2020.

Stockhorst, Stefanie. „Feldforschung vor der Erfindung der Autonomieästhetik? Zur relativen Autonomie barocker Gelegenheitsdichtung“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 55 – 72.

Stockhorst, Stefanie. „Pierre Bourdieus Theorie des literarischen Feldes: Eine methodenorientierte Fallstudie am Beispiel der frühen Wilhelm Meister-Rezeption“. *Theorien der Literatur: Grundlagen und Perspektiven: Bd 4*. Hg. Günter Butzer und Hubert Zapf. Tübingen: Francke, 2009. 55 – 80.

Tommek, Heribert. „Trennung der Räume und Kompetenzen: Der Glaube an die Gelehrtenrepublik: Klopstock, Goethe, Lenz (1774 – 1776)“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 89 – 108.

Tommek, Heribert, und Klaus-Michael Bogdal (Hg.). *Transformationen des literarischen Feldes in der Gegenwart: Sozialstruktur – Medien – Ökonomien – Autorpositionen*. Heidelberg: Synchron, 2012.

Tommek, Heribert. *Der lange Weg in die Gegenwartsliteratur: Studien zur Geschichte des literarischen Feldes in Deutschland von 1960 bis 2000*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015.

Winko, Simone, und Tilmann Köppe. „Bourdieus Theorie des literarischen Feldes". *Neuere Literaturtheorien: Eine Einführung*. 2. Auflage. Stuttgart und Weimar: Metzler, 2013. 189 – 200.
Wölfel, Ute (Hg.). *Literarisches Feld DDR: Bedingungen und Formen literarischer Produktion in der DDR*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005.
Zens, Maria. „Soziologie der symbolischen Formen und literarisches Feld". *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft: Eine Einführung*. Hg. Rainer Baasner und Maria Zens. 3. Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2005. 229 – 236.
Ziegler, Edda. *100 Jahre Piper: Die Geschichte eines Verlags*. München: Piper, 2004.

Christoph Leschanz

Im Feld der Macht – das Beispiel des österreichischen literarischen Feldes in der Nachkriegszeit

1 Das feldtheoretische Konzept des Machtfeldes als Chance für die Literaturwissenschaft

Beziehungen zwischen Literatur und Gesellschaft stellen seit jeher einen wichtigen Gegenstand literaturwissenschaftlicher Forschung dar. Dabei gilt es, die externen Einflüsse auf die Literatur eingehend zu untersuchen, ohne dabei die Eigenheiten des literarischen Betriebes außer Acht zu lassen. Hierzu eignet sich besonders das Analyseinstrumentarium der Feldtheorie Pierre Bourdieus. Relativ autonome Felder, wie das literarische, sind aufgrund ihrer immer nur relativen Autonomie jederzeit auch abhängig vom restlichen sozialen Raum und je nach Grad der Autonomie wirken feldexterne Einflüsse stärker oder schwächer ‚gebrochen' im Feld, also vermittelt über die eigenen, feldspezifischen Spielregeln (vgl. Bourdieu 2001a, 349). Die äußeren Einflüsse werden also nur durch den jeweils eigenen ‚Filter' des literarischen Feldes wirksam.

Die Feldtheorie bietet für die Literaturwissenschaft durch diese Modellierung die Möglichkeit, die Verschränkung unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche zu untersuchen und dabei aufzuzeigen, wie diese das literarische Feld beeinflussen und dadurch auch Auswirkungen auf die einzelnen literarischen Texte haben, ohne jedoch die sehr spezifischen Regeln des literarischen Produktionsraumes zu vernachlässigen. Ein Text ist immer auch ein Produkt der herrschenden Feldhierarchie, die über die jeweiligen Autor:innen Auswirkungen auf jedes Werk hat. Jede Inhalts- oder Formentscheidung ist immer auch beeinflusst durch die Kräfteverhältnisse im literarischen Feld zum Entstehungszeitpunkt eines Textes, da jedes Werk eine Stellungnahme der Schriftsteller:innen in der ständigen Auseinandersetzung um symbolisches Kapital im Feld und damit die Existenz als Schriftsteller:in im sozialen Raum ist. Die Feldtheorie eröffnet die Möglichkeit, die spezifischen Besonderheiten der Literatur sowie die externen Einflüsse auf diese zusammenzudenken. Text und Gesellschaft können damit verbunden und nicht etwa als voneinander unabhängig oder gar als Gegensatz betrachtet werden, da jede inhaltliche Entscheidung immer auch Produkt der gesellschaftlichen Umstände ist. „Der Feldbegriff ermöglicht es, über den Gegensatz zwischen interner und externer Analyse hinauszugelangen, ohne irgendetwas von den Erkenntnis-

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-013

sen und Anforderungen dieser traditionell als unvereinbar geltenden Methoden aufzugeben“ (Bourdieu 2001a, 328).

Der Grad der Autonomie des literarischen Feldes – der sich dadurch definiert, wie stark die im literarischen Feld herrschenden Spielregeln allein durch die internen Auseinandersetzungen im Feld erzeugt werden (Bourdieu 2001a, 344) – und damit die ‚Brechungsstärke‘, ist hauptsächlich abhängig von der Stellung des Feldes im sozialen Raum als Ganzes und, genauer, von der Stellung des literarischen Feldes im Feld der Macht. Das literarische Feld ist, wie jedes andere auch, mannigfaltigen Einflüssen aus verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen ausgesetzt, nicht nur jenen aus dem Feld der Macht, doch dieses ist grundlegend dafür verantwortlich, welchen Stellenwert das literarische Feld im gesamten sozialen Raum einnimmt. Im Feld der Macht wird versucht, die grundlegenden Formen gesellschaftlicher Legitimität zu verhandeln, mit weitreichenden Folgen. Damit verbunden ist auch die Frage nach dem Wechselkurs der Kapitalsorten, also der Stellung des kulturellen Kapitals im Vergleich zu den anderen Kapitalsorten (vgl. Bourdieu 1987, 209; 2001, 349 – 351; 2004, 409 – 412). Diese auf den ersten Blick abstrakten Größen haben direkten Einfluss auf die Lebensrealität der einzelnen Akteur:innen im literarischen Feld und auf die Zwänge, denen sie ausgesetzt sind. Sie sind auch bestimmend für den Möglichkeitsraum (vgl. Bourdieu 2001a, 371 – 378), der sich in einem Feld für die einzelnen Akteur:innen eröffnet, in dem Positionierungen stattfinden und Werke entstehen. Sie wirken dadurch auf die Durchsetzungsstrategien und Handlungen aller Akteur:innen und ihre künstlerischen und literarischen Produkte. Diese sind wiederum ein Beitrag im Spiel oder besser der Auseinandersetzung um literarische Legitimität und nähren dadurch den ewigen Kreislauf der Feldauseinandersetzungen zwischen den Akteur:innen. Dabei ist der Begriff des Kampfes angebracht, ist die erfolgreiche oder erfolglose Positionierung in einem Feld doch gleichbedeutend mit der Existenz oder Nicht-Existenz als Schrifsteller:in, Verleger:in, Kritiker:in etc. im sozialen Raum. Für die Verlierer:innen in diesen Auseinandersetzungen bleibt oft nur der Rückzug aus dem Feld oder die Abqualifizierung als Amateur:in; beides mit nicht zu unterschätzenden Folgen sowohl für die jeweiligen individuellen Laufbahnen als auch den Habitus, die persönliche Kapitalstruktur (kulturell, sozial und ökonomisch) und die persönlichen psychischen Auswirkungen der subjektiv als ‚Versagen‘ empfundenen Niederlage (vgl. Bourdieu 2001b, 301 – 312). Alle diese Variablen werden von der Stellung des literarischen Feldes im Feld der Macht beeinflusst, weswegen dessen Berücksichtigung für die Literaturwissenschaft nicht außer Acht gelassen werden sollte. Trotzdem existieren, bis auf einige wenige Ausnahmen (vgl. Schneickert et al. 2020), kaum feldtheoretische Untersuchungen zum Feld der Macht und so gut wie keine Arbeiten zur Einbettung unterschiedlicher literarischer Felder in die jeweiligen Machtfelder.

Jeder Text ist, wie schon ausgeführt wurde, immer auch ein Produkt des gesellschaftlichen Umfeldes und entsteht nur durch die Einbettung der produzierenden Akteur:innen in ein gewisses Feld zu einer gewissen Zeit; er ist sozusagen ein Kondensat aus gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen und individueller Position der Akteur:innen mit den je eigenen Habitus. Die individuelle Ebene ist dabei häufig Gegenstand literaturwissenschaftlicher Forschung. Mithilfe der Feldtheorie und des Konzepts des Feldes der Macht lässt sich jedoch auch die übergeordnete Ebene in die Laufbahnanalysen integrieren. Es lässt sich somit der unablässig stattfindende Kampf um die Durchsetzung spezifischer Wahrnehmungskriterien innerhalb unterschiedlicher Felder in seinen Auswirkungen auf den Einzelfall darstellen. Diese Kämpfe werden zu einem großen Teil durch die Verhältnisse im Feld der Macht bestimmt, denn auch innerhalb des literarischen Feldes sind es oft externe Rahmenbedingungen, die starken Einfluss auf die interne Hierarchie haben können, je nach Autonomiegrad des Feldes (vgl. Bourdieu 2001a, 400 – 401). Sie fördern oder hemmen bestimmte Laufbahnen und Strategien und nehmen so Einfluss auf das Feld und auf die Lebensrealität der einzelnen Akteur:innen. – Anhand des Beispielfalles des österreichischen literarischen Feldes nach dem Zweiten Weltkrieg soll das weiter unten noch exemplarisch dargestellt werden. – Diese Einflussnahmen können direkt oder indirekt erfolgen, intendiert oder zufällig. Zudem tragen Akteur:innen feldintern ihre Kämpfe unter Bezugnahme auf feldexterne Diskurse, also sozusagen mit feldexternen Mitteln aus, wenn beispielsweise politische Einstellungen instrumentalisiert werden, um Konkurrent:innen zu diskreditieren. Um diese Relationen und die Wirkung der feldexternen Einflüsse auf die Literatur untersuchen zu können, ohne jedoch die spezifischen Eigenheiten des literarischen Betriebs außer Acht zu lassen, ist die Einbettung des literarischen Feldes ins Feld der Macht erforderlich.

Der vorliegende Beitrag verfolgt in weiterer Folge zwei Ziele: (1.) werden die Möglichkeiten des feldtheoretischen Konzepts des Feldes der Macht für die Literaturwissenschaft dargestellt, wobei auch auf die bestehenden methodischen Leerstellen eingegangen wird und (2.) wird anhand des konkreten Beispiels des österreichischen literarischen Feldes in der Nachkriegszeit verdeutlicht, welche Auswirkungen gesamtgesellschaftliche Einflüsse im literarischen Feld zeitigen. Dabei wird deutlich, dass mithilfe des feldtheoretischen Analyseinstrumentariums solche Einflüsse und gegenseitige Nutzen- und Abhängigkeitsbeziehungen ausgezeichnet in die literaturwissenschaftliche Forschung integriert werden können. Gerade für das österreichische literarische Feld nach dem Zweiten Weltkrieg zeigt sich bei einer solchen Betrachtung, dass dieses in seiner Konsolidierungsphase nach dem Krieg eng mit dem Feld der Macht verzahnt war. Die politischen Eliten, die zu diesem Zeitpunkt einen Großteil des Machtfeldes be-

setzten, hatten durch ihren Fokus auf so etwas wie eine ‚neue österreichische Identität', die im Wesentlichen auf ‚altösterreichischer Hochkultur' und diversen ‚Heimat'-Traditionen aufbaute, Interesse an einer spezifisch ‚österreichischen Kultur', was sich auch auf das literarische Feld auswirken sollte. Die nachhaltige Etablierung des österreichischen literarischen Feldes, vor allem abgelöst von jenem der Bundesrepublik, wurde durch diese Rahmenbedingungen stark gefördert und teilweise überhaupt erst ermöglicht. Diese Entwicklung ist überdies nicht nur für die Nachkriegszeit relevant. Die starke Rolle des österreichischen Staates als Unterstützer einer spezifisch, sogenannten ‚österreichischen Kultur' sollte sich über die 1970er und 1980er Jahre hinweg bis heute fortsetzen. Die nachhaltige Etablierung von so etwas wie der neuen ‚Österreichischen Literatur' ab den 1960er Jahren rund um Thomas Bernhard, Ingeborg Bachmann, Peter Handke oder Elfriede Jelinek ist überdies nur vor dem Hintergrund der Beziehungen zwischen dem literarischen Feld und dem Feld der Macht der Nachkriegszeit zu verstehen. Das Beispiel des österreichischen literarischen Feldes eignet sich damit hervorragend als Beispiel für die Analyse der Bedeutung des Zusammenspiels zwischen dem Feld der Macht und dem literarischen Feld.[1]

2 Die theoretische Ausgangslage mit ihren Problemen für die literaturwissenschaftliche Praxis

Pierre Bourdieu hat an verschiedenen Stellen seines Werkes darauf hingewiesen, dass für die Rekonstruktion eines (literarischen) Feldes die Verortung desselben im Feld der Macht den ersten Schritt einer an sich dreigliedrigen Untersuchung darstellt:

> Eine Analyse in Feldbegriffen impliziert drei miteinander zusammenhängende, notwendige Momente. Erstens muß man die Position des Feldes im Verhältnis zum Feld der Macht

1 Der Beitrag präsentiert vorläufige Forschungsergebnisse aus dem derzeit in Arbeit befindlichen Forschungsprojekt „Das österreichische literarische Feld in der Nachkriegszeit. Neue Autonomie zwischen Kulturpolitik und österreichischer Identitätskonstruktion", dessen Gegenstand die Rekonstruktion des österreichischen literarischen Feldes zwischen 1945 und Mitte der 1970er Jahre sowie die Herausarbeitung der relevanten Feldgrenzen und Feldeffekte ist. Dabei ist die Notwendigkeit deutlich geworden, sich eingehender mit der methodischen Problematik der Einbettung des literarischen Feldes ins Feld der Macht auseinanderzusetzen. Zum österreichischen literarischen Feld beziehungsweise der Problematik der Abgrenzung und Internationalisierung literarischer Felder untereinander vgl. Bachleitner und Joch, infra bzw. Leschanz (2022).

> analysieren. Auf diese Weise bekommt man heraus, daß das literarische Feld zum Beispiel in das Feld der Macht eingeschlossen ist, wo es sich in der Position des Beherrschten befindet. (Oder in einer sehr viel weniger adäquaten Sprache: Die Künstler und die Schriftsteller, oder ganz allgemein die Intellektuellen, sind eine ‚beherrschte Fraktion der herrschenden Klasse'). Zweitens muß man die objektive Struktur der Relationen zwischen den Positionen der in diesem Feld miteinander konkurrierenden Akteure oder Institutionen ermitteln. Drittens muß man die Habitus der Akteure analysieren, die Dispositionensysteme, die sie jeweils durch Verinnerlichung eines bestimmten Typs von sozialen und ökonomischen Verhältnissen erworben haben und für deren Aktualisierung ein bestimmter Lebenslauf in dem betreffenden Feld mehr oder weniger günstige Gelegenheiten bietet. (Bourdieu und Wacquant 2006, 136 – 137)

Dieser erste Schritt ist bei jeder Feldanalyse eine Notwendigkeit und weist auf die grundlegende Bedeutung der jeweils herrschenden strukturellen Machtverhältnisse hin, die sowohl den Raum des Möglichen als auch die einzelnen Laufbahnen der unterschiedlichen Akteur:innen stark beeinflussen. Die Binnenstruktur eines literarischen Feldes ist nur durch die Einbettung in den gesamten sozialen Raum zu verstehen und die einzelne Laufbahn wiederum nur durch den Möglichkeitsraum, der sich den Akteur:innen eröffnet. Für die Literaturwissenschaft weist das auf den Umstand hin, dass ‚das Kleine' nicht ohne ‚das Große' erklärt werden kann und die einzelnen Stellungnahmen – dazu zählen explizit auch die literarischen Texte – unterschiedlicher Schriftsteller:innen im Kampf um Durchsetzung und nachhaltige Etablierung immer auch abhängig sind von der jeweiligen Machtfeldkonstellation.[2]

Das Problem für die literaturwissenschaftliche Praxis ergibt sich jedoch bei der tatsächlichen Umsetzung dieser methodischen Vorgaben, denn wie genau eine solche Analyse der Stellung des literarischen Feldes im Feld der Macht

2 Für den später ausführlicher beschriebenen Beispielfall des österreichischen literarischen Feldes bedeutet das, dass die herrschende Rolle der ‚konservativen' Generation von Autor:innen nach 1945 nur gemeinsam mit der politischen Konzentration auf die Durchsetzung einer neuen ‚österreichischen Identität' nachzuvollziehen ist. Ebenso ist diese Konstellation verantwortlich für die Opposition zwischen dieser herrschenden ‚alten' Generation und der aufstrebenden ‚neuen' Generation, die sich erst nach einer knapp 20-jährigen Etablierungsphase ab Mitte der 1960er Jahre durchzusetzen beginnen sollte. Einflussfaktoren aus dem Feld der Macht betreffen unter anderem so wichtige Bereiche wie Veröffentlichungsmöglichkeiten in geförderten Zeitschriften oder Verlagen (viele österreichische Verlage mit anspruchsvollem belletristischem Programm waren – und sind bis heute – nur durch staatliche Förderungen überlebensfähig) oder aber staatliche literarische Preise und Zuschüsse, die für die ökonomische Situation der Autor:innen oft essentiell waren. Auch die bedeutendsten Bühnen des Landes sowie große und/ oder wichtige, reichweitenstarke Teile der Medien wie der öffentliche Rundfunk waren (und sind es teilweise heute noch) im Staatsbesitz oder waren einer der beiden Großparteien ÖVP oder SPÖ zuzurechnen.

auszusehen hat, wird in der feldtheoretischen Forschungsliteratur nicht beantwortet. Es handelt sich um eine bedeutende Leerstelle innerhalb der Forschung, die sowohl bei Bourdieu selbst als auch in den darauffolgenden feldtheoretischen Arbeiten bisher nicht geschlossen wurde. Hauptsächlich mag dies daran liegen, dass bei einer Feldrekonstruktion immer für den Einzelfall entschieden werden muss, welche relevanten Akteur:innen und Institutionen in einem gewissen Zeitraum in einem gewissen sozialen Raum das Machtfeld stellen. Erschwerend kommt hinzu, dass das Konzept des Machtfeldes selbst in den Arbeiten Bourdieus nicht vollständig ausgearbeitet wurde. Bourdieu war sich dieses Mangels durchaus bewusst:

> Ars longa, vita brevis: Man muß sich darauf beschränken, ohne größere Erwartungen eine vorläufige und annähernde Beschreibung dieser komplexen Welt objektiver interdependenter Beziehungen (sich überschneidender und gegenseitig überlagernder Herrschaftsmuster) zwischen Nebenfeldern zu präsentieren, die autonom und zugleich durch die organische Solidarität einer wirklichen Arbeitsteilung der Herrschaft miteinander verbunden sind. (Bourdieu 2004, 319)

Trotz der Leerstellen in Bezug auf das Konzept des Machtfeldes und teilweise vorhandener Kritik in der Forschungsliteratur daran (vgl. Schneickert et al. 2020, 103 – 106), bietet es jedoch die Möglichkeit, Herrschaftseffekte unterschiedlicher Bereiche des sozialen Raumes, die in ständiger gegenseitiger Abhängigkeit voneinander stehen, zusammenzudenken. Dieser Mehrwert trifft dabei besonders auf die literaturwissenschaftliche Arbeit zu, ist das literarische Feld doch eines, dass erstens in intensivem Austausch mit anderen Feldern steht und zweitens, je nach historischem Spezialfall, zum Teil starke Abhängigkeiten zu anderen Feldern hat, wie zu jenem der Politik, des Journalismus oder dem der Wissenschaft.[3] Viele Akteur:innen des literarischen Feldes sind außerdem gleichzeitig in mehreren dieser Felder tätig, was Auswirkungen auf ihre Positionierungsstrategien haben kann. Diese komplexen Beziehungen lassen sich feldtheoretisch problemlos zusammenzudenken, sofern die grundlegenden Feldstrukturen hinreichend aufgearbeitet und rekonstruiert worden sind und anschließend in Verbindung mit den einzelnen Laufbahnen gesetzt werden können.

Aus den feldtheoretischen Grundlagen bei Bourdieu geht zumindest hervor, dass nicht die Möglichkeit besteht, eine Blaupause für alle möglichen Fälle unterschiedlicher Feldrekonstruktionen bereitzustellen. Hier ist eine Stärke der Feldtheorie, nämlich konsequent auf den Einzelfall zugeschnitten werden zu können, gleichzeitig der Grund für eine Schwäche, nämlich die hierfür notwen-

3 Für frühere Zeiten ist hier sicherlich auch noch das religiöse Feld anzuführen.

dige umfassende Forschungsarbeit, die, daraus resultierend, nur selten durchgeführt wird.[4] Mit seinen Arbeiten zum französischen ‚Staatsadel' hat Bourdieu jedoch zumindest die Grundlage bereitet,[5] um aufbauend auf diesen Überlegungen, gemeinsam mit weiteren verstreuten Arbeiten und Äußerungen zum Feld der Macht, strukturelle Merkmale des Machtfeldes ausreichend bestimmen zu können, damit seine Überlegungen auch für andere Länder beziehungsweise soziale Räume adaptiert werden können. Es ist möglich, das Allgemeine aus dem französischen Spezialfall zu extrahieren, um schließlich die besonderen Strukturen anderer Felder in Detailstudien zu analysieren.

Doch was ist nun der Gegenstand des Kampfes im Feld der Macht, da sich doch jedes Feld dadurch definiert, dass innerhalb desselben um eine bestimmte Wahrheit gekämpft wird? Kurz zusammengefasst geht es im Feld der Macht um die „Durchsetzung des ‚gültigen Herrschaftsprinzips'" und dieser Kampf führt „zu einem ständigen Gleichgewicht in der Aufteilung der Herrschaftsformen, das heißt zu einer ‚Arbeitsteilung der Herrschaft'" (Bourdieu 2004, 322). Dabei geht es nicht mehr nur um die „Monopolisierung einer besonderen Form von Kapital [...] wie bei den Kämpfen innerhalb der einzelnen Felder, sondern darum, den Wert und die relative Stärke unterschiedlicher Formen von Macht festzulegen" (Bourdieu 2004, 321–322).[6]

Für die Untersuchung eines gewissen Machtfeldes ist es also notwendig, die relevanten Akteur:innen und Institutionen für diese oben beschriebene Auseinandersetzung ausfindig zu machen und zu definieren, wer die wichtigsten Teilnehmer:innen an diesem sehr ernsten gesellschaftlichen Spiel sind. Je nach Zustand des Machtfeldes kommen dafür hauptsächlich Akteur:innen und Institutionen aus dem politischen, religiösen oder ökonomischen Feld in Frage, wobei natürlich Parallelstellungen möglich und wahrscheinlich sind sowie außerdem Einwirkungen aus dem journalistischen und wissenschaftlichen Feld oder den kulturellen Feldern zu erwarten sind. Das Machtfeld ist nicht automatisch mit dem politischen Feld oder dem ‚Staat' gleichzusetzen, wenn deren be-

---

4 Dabei handelt es sich um ein Problem, das auf umfassende Feldrekonstruktionen überhaupt zutrifft, die äußerst selten sind. Meistens werden nur einzelne Laufbahnanalysen durchgeführt, denen eine grundlegende Feldrekonstruktion eigentlich vorausgehen müsste, was jedoch so gut wie nie der Fall ist. In Einzelfällen wird diese zumindest in Teilbereichen vorgelegt wie bei Holler (2003).

5 Vgl. hierfür hauptsächlich das entsprechende Kapitel „Das Feld der Macht und seine Veränderungen" (Bourdieu 2004, 317–412).

6 Schneickert et al. (2020, 20–31) haben sich verschiedenen Aspekten beziehungsweise ‚Lesarten' des Machtfeldes bei Bourdieu und in der weiteren Forschung gewidmet.

deutende Stellung darin jedoch in den meisten Fällen anzunehmen ist.[7] Für den österreichischen Beispielfall zeigt sich sogar, dass das politische Feld mit der Machtkonzentration der beiden Großparteien ÖVP und SPÖ überproportional bedeutend für das Feld der Macht im entsprechenden Untersuchungszeitraum war. Je nach historischem Sonderfall ist es allerdings integraler Bestandteil der Feldanalyse, eben genau die relevanten Mitspieler:innen ausfindig zu machen und durch die Analyse aufzuzeigen, wie sie zusammen an der Aushandlung der geltenden Herrschaftsprinzipien beteiligt sind, welche Kapitalsorten aus welchen Gründen auf- oder abgewertet werden, welche Felder ihre Herrschaft dadurch legitimieren können und welche Allianzen zum gegenseitigen Nutzen in diesen Auseinandersetzungen eingegangen werden – ohne dass diese bewusst geschlossen werden müssen.

3 Das österreichische literarische Feld der Nachkriegszeit im Feld der Macht

Am Beispiel des österreichischen Falles für den Zeitraum nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre hinein soll nun exemplarisch gezeigt werden, wie die Einbettung eines literarischen Feldes ins Feld der Macht aussehen kann. Dabei werden die relevanten Querbeziehungen zwischen literarischem Feld und dem Feld der Macht thematisiert. Einige Beispiele der engen Wechselbeziehungen zeigen deutlich die enge Verzahnung der beiden Felder und ermöglichen dadurch einen ersten Überblick in die komplexe Thematik.

Für den sozialen Raum Österreichs in den ersten zwanzig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist dabei die besondere Machtkonzentration auf die beiden politischen Großparteien ÖVP und SPÖ hervorstechend, die sich nicht allein auf das politische Feld beschränkte, sondern Einfluss auf die verschiedensten Felder hatte. Hinzu kommen für die Periode zwischen 1945 und 1955 die vier Besatzungsmächte (USA, UdSSR, Großbritannien und Frankreich), deren (kultur-)politische Agenden maßgeblich das Klima in Österreich nach dem Krieg beeinflusst und mitgestaltet haben, wobei für die unterschiedlichen Besatzungszonen zum Teil sehr unterschiedliche Schwerpunktsetzungen zu beobachten sind (die beiden hauptsächlichen Trennlinien verliefen dabei einerseits zwischen den drei westlichen Besatzungsmächten und der Sowjetunion beziehungsweise andererseits

7 Zu beachten ist hier außerdem das bürokratische Feld, das nicht deckungsgleich mit dem der Politik ist. Gegebenenfalls können Bürokratie und Politik sogar zu Gegnerinnen in der Auseinandersetzung um die Mittel des Staates werden (vgl. Bourdieu 2017).

den finanzstarken USA und den mit bedeutend weniger Mitteln ausgestatteten anderen drei Besatzungsmächten). Die Kulturpolitik und der aktive Eingriff in die Literaturlandschaft dieser Akteur:innen sollten das österreichische Nachkriegsfeld der Literatur nachhaltig beeinflussen und gleichzeitig stabilisieren. Damit wurde auch bereits die Basis für die ‚Revolution' der 1960er Jahre gelegt, die ohne diese Eingriffe in dieser Form nicht hätte stattfinden können.[8]

Der Einfluss der Besatzungsmächte nahm nach dem Krieg kontinuierlich ab. Mit der Staatsvertragsunterzeichnung 1955 und dem damit einhergehenden Abzug fremder Truppen aus Österreich waren die vier Besatzungsmächte schließlich für das österreichische Feld der Macht kaum mehr von Relevanz. Der Einfluss der beiden österreichischen Großparteien nahm in dieser Zeit jedoch sukzessive zu. Er erstreckte sich schließlich auf die unterschiedlichsten Bereiche, wie zum Beispiel das ökonomische Feld, da sich ein großer Teil der wichtigen Unternehmen des Landes im Besitz der Republik befand, wobei die „Führungspositionen in der Verstaatlichten [sic!] Industrie und in den verstaatlichten Großbanken mit ihrem eigenen Industriekomplex teilweise minutiös geregelt" wurden (Rathkolb 2015, 78–79). Der Staat, kontrolliert durch die beiden Großparteien, hatte auch direkten Einfluss auf das journalistische Feld (stärker noch nach 1955 und dem Ende der unterschiedlichen Medien der Besatzungsmächte und ihrer teilweisen Übergabe an die Republik Österreich). Hier ist vor allem die zentrale Stellung des öffentlichen Rundfunks im Feld hervorzuheben (unter anderem durch das Rundfunkmonopol). Es gab für die *Austria-Wochenschau* beispielsweise „zwei Direktoren" und die jeweilige Auftrittsdauer der ÖVP- und SPÖ-Politiker:innen (wobei es sich kaum um Frauen handelte) in den Wochenschauen wurde „exakt gestoppt, um Parität zu gewährleisten". Im staatlichen Rundfunk „hatte sich seit Mitte der fünfziger Jahre ein rigider Proporz herausgebildet [...]. So wurden die Nachrichtensendungen der Rundfunkanstalt RAVAG von jeweils zwei Parteijournalisten kontrolliert" (Rathkolb 2015, 78). Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die auflagenstarken Parteizeitungen. Abseits des journalistischen Feldes waren beinahe alle großen Theater, Opern- und Konzerthäuser sowie Museen in öffentlicher Hand und direkt vom Unterrichtsministerium abhängig,[9] in dem auch die Kultur-Agenden untergebracht waren. Das Unterrichtsministerium war gleichzeitig für die Schulen und Universitäten und damit die Gestaltung der

---

8 Einige der jungen Schriftsteller:innen, wie Ingeborg Bachmann oder Milo Dor, die schließlich wichtige Protagonist:innen der neuen ‚Österreichischen Literatur' werden sollten, konnten sich beispielsweise über Anstellungen bei Medien der US-Besatzungsmacht ihren Lebensunterhalt verdienen und wichtige Kontakte knüpfen.

9 Weitere Häuser wurden teilweise von den Parteien, ihnen nahestehenden Organisationen oder aber den Besatzungsmächten geführt.

Lehrpläne mit einem neuen Fokus auf ‚Österreichische Kultur' verantwortlich. Auch die meisten relevanten Literaturförderungen waren als personenbezogene Förderungen direkt von der Bürokratie (wiederum im Unterrichtsministerium) abhängig und ein Großteil der relevanten literarischen Preise in Österreich wurde von staatlichen Institutionen vergeben (vgl. Temnitschka 1977; Rauch-Keller 1981).

Die Republik kann in den ersten Nachkriegsjahrzehnten als aufgeteilt zwischen den beiden Großparteien bezeichnet werden, deren Wahlergebnisse zusammengerechnet zwischen 1945 und 1970 nie unter 80 % fielen und teilweise (sogar wiederholt) knapp 95 % erreichten.[10] Diese Aufteilung war eine direkte Folge des Wunsches nach einer neuen innenpolitischen Stabilität, die in der Zwischenkriegszeit nie erreicht worden war. Im Februar 1934 hatte diese Instabilität sogar zu einem mehrtägigen Bürgerkrieg zwischen dem christlich-sozialen und dem sozialdemokratischen Lager geführt. Die angestrebte neue Stabilität war auch oberstes Ziel der Alliierten, die dadurch einen Wiederanschluss an Deutschland vermeiden und dieses damit nachhaltig schwächen wollten.

> Stabilität war ein grundlegendes Ziel zur Absicherung der Westintegration Österreichs; dabei akzeptierte man ganz bewusst die kritisierte Konzentration der wirtschaftlichen Macht bei verstaatlichten Großbanken, verstaatlichten Unternehmen, Kartellen und im ‚Kammerstaat'. (Rathkolb 2015, 75)

Die Stabilisierung Österreichs als unabhängiger Staat, vor allem unabhängig von Deutschland, um einen Wiederanschluss zu vermeiden, hatte auch für die Sowjetunion große Bedeutung (vgl. Rathkolb 2015, 76). Durch diese umfassende Machtkonzentration innerhalb verschiedenster sozialer Felder erreichte das politische Feld in der österreichischen „Konkordanzdemokratie, gerne auch als Proporzdemokratie bezeichnet" (Rathkolb 2015, 77), eine so umfassende Machtfülle über verschiedenste Bereiche des sozialen Lebens, dass die Einbettung des österreichischen literarischen Feldes ins Feld der Macht für diese Zeitperiode hauptsächlich durch die Vermessung seiner Beziehung zum politischen Feld erfolgen muss. Verstärkt wurde dieser Einfluss noch zusätzlich durch die markt- und feldbeherrschende Stellung westdeutscher Verlage im ökonomischen Bereich. Die österreichische Verlags- und Zeitschriftenlandschaft war ohne staatliche Unterstützung allein aufgrund der Spielregeln des ökonomischen Feldes gar nicht in der Lage, unabhängig zu agieren. Paradoxerweise wurde die Unabhängigkeit auf ökonomischer Ebene durch eine zunehmende Abhängigkeit vom politischen Feld

10 Erst bei der Nationalratswahl 1990 fiel der gemeinsame Stimmenanteil von SPÖ und ÖVP unter 80 %. Die Ergebnisse der österreichischen Nationalratswahlen sind online abrufbar (vgl. Bundesministerium für Inneres 2021).

gewährleistet.[11] Der Staat trat zunehmend als Mäzen der Kunst und sogenannten ‚Hochkultur' auf und sollte diese Rolle bis heute beibehalten. In dieser Rolle förderte er sowohl die Durchsetzung und nachhaltige Etablierung der gemeinhin als eher ‚konservativ' bezeichneten Feldspitze der Nachkriegszeit als auch später der ‚jungen Generation', die mittlerweile mit den zwei Nobelpreisen für Elfriede Jelinek und Peter Handke sogar international konsekriert worden ist.

3.1 Österreichische Kulturpolitik

Das staatliche Mäzenatentum erfolgte jedoch nicht uneigennützig, denn im Mittelpunkt der österreichischen Kulturpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg stand die Konstruktion des Mythos der ‚Kulturnation Österreich'. Unter Rückgriff auf Versatzstücke aus der Monarchie, die ererbte ‚Hochkultur' rund um Klassische Musik und Theater sowie in Verbindung mit einer verkitschten Volks- und Heimatkultur, in starker Anlehnung an religiös-katholische Werte und Traditionen, wurde Österreich kurzerhand zur ‚Kulturnation' erklärt. Der wiedererrichtete österreichische Staat sollte, beseelt von dieser ‚altösterreichischen' und ‚großen Kulturtradition', seiner Eigenständigkeit versichert werden. Die eigene Verantwortung an den NS-Verbrechen wurde geschickt abgestreift, da diese ‚deutsche Handlungen' gewesen waren und das ‚österreichische Wesen' eben eines der friedliebenden Kultur sein sollte, die wiederum als jahrhundertealte Eigenart präsentiert wurde und daher die Selbstverständlichkeit der staatlichen Eigenständigkeit rechtfertigte. Die oft zitierten Worte des späteren Präsidenten des österreichischen P.E.N.-Clubs, Alexander Lernet-Holenia, bringen diese Einstellung besonders gut auf den Punkt, wenn er 1945 in der Zeitschrift *Der Turm* schrieb:

> In der Tat brauchen wir nur dort fortzusetzen, wo uns die Träume eines Irren unterbrochen haben, in der Tat brauchen wir nicht voraus-, sondern nur zurückzublicken. Um es vollkommen klar zu sagen: wir haben es nicht nötig, mit der Zukunft zu kokettieren und nebulose Projekte zu machen, wir sind, im besten und wertvollsten Verstande, unsere Ver-

11 Die Unabhängigkeit des literarischen Feldes von einem anderen Feld ist oft gleichbedeutend mit der Abhängigkeit von einem weiteren. Die zunehmende Autonomie vom ökonomischen Feld und den erzielten Gewinnen am ‚freien Markt' (wie beim österreichischen literarischen Feld) ist beispielsweise mit einer zunehmenden Abhängigkeit von staatlichen Zuschüssen und Förderungen verbunden. Ich danke Wiebke Sievers für den Hinweis in dieser Sache. Ebenso ist die abnehmende Abhängigkeit der Künstler:innen vom Adel und von Mäzenen seit der Renaissance gleichbedeutend mit einer zunehmenden Abhängigkeit vom sich entwickelten Markt für Kulturgüter. Dieser Aspekt der Zu- und Abnahme von Abhängigkeiten wurde unter anderem von Sapiro (2005, 43) genauer ausgearbeitet.

gangenheit, wir haben uns nur zu besinnen, daß wir unsere Vergangenheit sind – und sie wird unsere Zukunft werden. (Lernet-Holenia 1945, 109)

Die große, weiter zurückliegende Vergangenheit wurde zur Heilsbringerin für die Gegenwart (erklärt). Die kürzliche Vergangenheit der NS-Zeit blendete man jedoch aus. Für die österreichische Kulturpolitik der Nachkriegszeit zeichnete sich dabei federführend die Österreichische Volkspartei (ÖVP) aus dem christlich-sozialen Lager verantwortlich, die bis 1970 den Unterrichtsminister stellte, der auch für die Kultur-Agenden zuständig war.[12] Gefördert und gefragt war eine repräsentative Hochkultur, die sowohl der Schaffung beziehungsweise Stabilisierung einer neuen ‚österreichischen Identität' diente als auch des Staates als Ganzes. „Im Rückbezug auf das große kulturelle Erbe der Monarchie wollte man dem gebeutelten Land seine politische Unschuld zurückgeben und zugleich sich selbst und der Welt ein rundum positives Identifikationsangebot machen" (Wimmer 2020a, 129). Gemeinhin bekannt sind die drei ‚Sissi'-Filme Ernst Marischkas mit Romy Schneider und Karlheinz Böhm in den Hauptrollen, die dieses neue Österreichbild breitenwirksam und international äußerst erfolgreich exportierten. Die österreichische Kulturpolitik verfolgte diese Agenden im Wesentlichen bis 1970, als die sozialdemokratische Alleinregierung Bruno Kreiskys die ÖVP als Kanzlerpartei ablöste (die bis 1966 in Koalition mit der SPÖ, von 1966 – 1970 in einer Alleinregierung regiert hatte) (vgl. Wimmer 2020b, 375 – 376). In den 1970er Jahren wurde die Kulturpolitik des Bundes dann schließlich ausgeweitet (vgl. Wimmer 1995, 155 – 158). Ihr stand jedoch weiterhin die eher konservative Politik der hauptsächlich ÖVP geführten Bundesländer gegenüber (vgl. Knapp 2005, 334).[13]

Nach dem Krieg konzentrierte man sich auf die prestigeträchtige Inszenierung der ‚Kulturnation Österreich' und damit einer Idee, die bereits in der Zeit des Austrofaschismus der Ersten Republik propagiert worden war (vgl. Wimmer 2011, 141 – 142), wobei man Österreich damals noch selbstverständlich als „zweiten deutschen Staat" betrachtet hatte. Die „Versuche, mittels einer betont österreichischen Kulturpolitik ein positives Nationalbewußtsein zu schaffen, scheiterten" damals bekanntlich (Klamper 1994, 125 – 127). Erst in der Zweiten Republik wurde die Verbindung von Österreich und ‚Deutschtum' konsequent abgestreift. Herangezogen wurde hierfür vor allem die Eigenständigkeit der ‚österreichischen Kultur', um sich von Deutschland abzugrenzen. Die Konstruktion der österrei-

12 Eine kurze Ausnahme stellt die Übernahme der Kultur-Agenden durch den Schriftsteller Ernst Fischer dar, der für die provisorische Staatsregierung bis Ende 1945 von der KPÖ nominiert worden war.

13 Neben Wien stellte die SPÖ nur Landeshauptleute im Burgenland und in Kärnten (vgl. Rathkolb 2015, 74).

chischen Identität wurde mit neuer Akzentuierung wiederaufgegriffen, wobei man durchaus auf alte Hilfsmittel zurückgriff. So wurde der österreichische Staatspreis wiedereingeführt, der ursprünglich bereits während der Zeit des Austrofaschismus' 1934 vom damaligen Unterrichtsminister und späteren Bundeskanzler Kurt Schuschnigg initiiert worden war (vgl. Prokop 1994, 276).[14]

Dass Kulturpolitik für die neuen Regierungen nach dem Krieg nicht einfach nur ein unbedeutender Nebenschauplatz war, zeigt die Regierungserklärung des neuen Bundeskanzlers Leopold Figl am 21. Dezember 1945 nach den ersten Wahlen im November 1945:

> Hohes Haus! Ich habe eingangs meiner Erklärung auf die große Tradition dieses Saales verwiesen und den Senioren dieses Hauses gedankt. Für mich war das auch ein Stück Symbol, und ich möchte meine heutige Erklärung nicht abschließen, ohne namens des – wenn Sie gestatten – jungen, neuen Österreichs unserer großen alten österreichischen Tradition zu gedenken. Dieser österreichische Geist war jahrhundertelang das stärkste Bollwerk gegen alle Versuche imperialistischer Einseitigkeit in diesem Europa. Er war das ausgleichende Moment in Europa. Unser neues Österreich ist ein kleiner Staat, aber er will dieser großen Tradition, die vor allem eine Kulturtradition war, treu bleiben als Hort des Friedens im Zentrum Europas. Wenn wir immer wieder mit allem Fanatismus heimatverwurzelter Treue zu uns selbst betonen, daß wir kein zweiter deutscher Staat sind, daß wir kein Ableger einer anderen Nationalität jemals waren noch werden wollen, sondern daß wir nichts anderes sind als Österreicher, dies aber aus ganzem Herzen und jener Leidenschaft, die jedem Bekenntnis zu seiner Nation innewohnen muß, dann ist dies keine Erfindung von uns, die wir heute die Verantwortung für diesen Staat tragen, sondern die tiefste Erkenntnis aller Menschen, wo immer sie auch stehen mögen in diesem Österreich. (Lebhafter Beifall.) Diese Erkenntnis ist gegründet auf unsere alte Kultur, auf unsere kulturelle Mission. (Sitzung des Nationalrates – Stenographisches Protokoll, Dez. 1945, 26)

Figl spricht auch über die wichtige Rolle der Erziehung, wenn er betont, dass „die Schulbildung, die Hochschulerziehung, die Volksaufklärung und die Volksbildung in breitestem Maße […] wieder im rein österreichischen Geiste erfolgen [muss]" und auch von der Jugend, „die in diesen letzten Jahren dem ganzen Ansturm einer infernalischen Hetzpropaganda ausgesetzt war" (Sitzung des Nationalrates – Stenographisches Protokoll; Dez. 1945, 26). Auf die kulturellen Leistungen Österreichs bezieht sich 1946 auch der ÖVP-Bildungsminister, in dieser Rolle auch maßgeblich verantwortlich für die österreichische Kulturpolitik des Bundes: „Durch seine kulturelle Leistung vor allem kann und wird sich Österreich im friedlichen Wettbewerb der Völker behaupten" (Hurdes 1946, 202).

14 Kurt Schuschnigg war zwar der letzte ‚Bundeskanzler' während des austrofaschistischen Regimes vor Einmarsch der Nationalsozialisten in Österreich, jedoch kein demokratisch gewähltes Regierungsoberhaupt, sondern Teil der austrofaschistischen Führung.

Diese frühen Äußerungen politisch Verantwortlicher aus der Zeit der Zweiten Republik zeigen exemplarisch, welchen Wert und Nutzen man der ‚österreichischen Kultur' zuschrieb, aber auch die Verzahnung unterschiedlicher Felder.[15] Hauptsächlich konzentrierten sich die Finanzmittel des Bundes auf die großen repräsentativen (Musik-)Theater des Landes, wie die Wiener Staatsoper oder das Wiener Burgtheater, die großen ehemals kaiserlichen Museen oder prestigeträchtige Veranstaltungen wie die Salzburger Festspiele (vgl. Knapp 2005, 111–115). Im Jahr 1960 umfasste das Budget für die Bereiche der bildenden Kunst, Musik, der darstellenden Kunst, Literatur, diverser Museen und des Denkmalschutzes nur rund ein Drittel der Ausgaben für die Bundestheater (vgl. Knapp 2005, 112).[16] Diese Kulturtempel, in denen einer altösterreichischen kulturellen Größe gehuldigt wurde, waren bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit jene Orte, an denen man die wiedererlangte Unabhängigkeit Österreichs zelebrierte. Schon am 27. April 1945 gaben die Wiener Philharmoniker ihr erstes Konzert und der Opern- und Theaterbetrieb in Wien wurde bereits wenige Tage nach der Eroberung der Stadt durch die Sowjetunion wiederaufgenommen; noch vor der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 (vgl. Rathkolb 2015, 322; Wimmer 2011, 93).

Von politischer Seite aus bemühte man sich um eine zentralistische Lenkung der großen Kulturbetriebe, die nicht in die Hand der Bundesländer fallen sollten. Vor allem die Theater sollten ihren Beitrag leisten, die Österreicher:innen zu neuen ‚österreichischen Menschen' zu erziehen:

> Diese Volkserziehung kann im neuen Oesterreich nur eine eindeutige, umfassende Erziehung zum österreichischen Menschen sein. Der ‚österreichische Mensch' ist eine Realität, ein Produkt österreichischen Wesens und österreichischer Kultur. Es muß ein hohes Ziel österreichischer Kulturpolitik sein, über die Formung des österreichischen Menschen zum bewußten Bekenntnis zur ‚österreichischen Nation' zu kommen, die einen Ehrenplatz unter den Kulturnationen der Welt einnehmen soll. (Pernter 1945, 9)

So äußerte sich 1945 der stellvertretende ÖVP-Parteiobmann Hans Pernter, der 1945 die kulturpolitischen Richtlinien der Partei vorlegte, die sich „in nahezu identischem Wortlaut in den Parteiprogrammen von 1952 und 1958" (Deutsch-Schreiner 2001, 379) fanden und damit auf zumindest zwei Jahrzehnte die österreichische Kulturpolitik und damit auch die unterschiedlichen kulturellen

15 Es ließe sich problemlos eine ganze Menge solcher Äußerungen wichtiger politischer Würdenträger (Frauen waren in wichtigen Positionen so gut wie nicht anzutreffen) zusammenstellen für die ersten Nachkriegsjahre.

16 Die Datenlage ist jedoch leider sehr dünn. Erst für die Zeit ab 1970 liegen ausführlichere Daten vor (vgl. Knapp 2005, 140–14).

Felder beeinflussen sollte. Pernter ist überdies ein ausgezeichnetes Beispiel für die Kontinuität über die Epochengrenze des Zweiten Weltkriegs hinweg, war er doch bereits von 1932–1934 Sektionschef, zuständig für die Leitung der Kunstsektion und der Bundestheater, in der Zeit der Austrofaschismus' 1934–1936 Staatssekretär im Bundesministerium für Unterricht, anschließend bis 1938 Bundesminister für Unterricht, während des Nationalsozialismus inhaftiert, unter anderem im KZ Dachau und im KZ Mauthausen, ab 1945 Nationalratsabgeordneter der ÖVP und wieder Leiter der Kunstsektion und der Staatstheater (vgl. Republik Österreich: Parlament 2022).

Es ist zwar nicht möglich, für die Zeit nach dem Krieg von einem ausschließlich konservativen kulturpolitischen Klima zu sprechen, da vor allem in Wien auch von der Sozialdemokratie abweichende kulturpolitische Maßnahmen gesetzt wurden und es starken Einfluss von den Besatzungsmächten und von der KPÖ gab, jedoch sollte das „ÖVP-Lager" schließlich die „Definitionsmacht" darüber erringen, „was ‚österreichisch' heißen und als solches gelten sollte" (Deutsch-Schreiner 2001, 11).[17]

Die hier beschriebenen kulturpolitischen Leitlinien wurden durch die nächsten beiden Jahrzehnte hindurch fortgesetzt. Es fand eine Konzentration auf die großen prestigeträchtigen Häuser statt, auf die ‚altösterreichische' Vergangenheit und die Monarchie sowie auf eine verklärte Heimat-Idylle, die auch stark durch den Heimatfilm gefördert wurde. Die NS-Zeit wurde im Wesentlichen ausgeklammert und ehemals belastete Künstler:innen oftmals problemlos und sehr schnell wieder in den Kulturbetrieb der Nachkriegszeit integriert. Kritische Stimmen waren zwar durchaus vorhanden, auch in Bezug auf die unvollständige und schließlich vernachlässigte Entnazifizierung, stellten jedoch nicht den Leitdiskurs der Nachkriegszeit dar.

3.2 Literatur und Identitätskonstruktion

Für die Stärkung der ‚alten' neuen österreichischen Identität spielte die Literatur eine nicht unwesentliche Rolle. Man griff von offizieller Seite der Politik nicht selten auf das Konzept des ‚österreichischen Menschen' zurück, das seine Hochkonjunktur bereits in den späten Jahren der Donaumonarchie und in der Zwischenkriegszeit gehabt hatte (vgl. Zöllner 1988, 86). Dieser ‚österreichische

---

17 Die ÖVP hatte auch enge Verbindungen zur katholischen Kirche. Die Kirche ist zwar keine im direkten Sinne politische Akteurin, hatte aber ebenfalls Interessen in diesem Bereich und war auch ein kulturpolitisch relevanter Faktor (vgl. Deutsch-Schreiner 2001, 185–243). Bis heute sind einige wichtige Verlage und Zeitungen in Österreich der Katholischen Kirche zuzurechnen.

Mensch‘ war dabei als gewisser Gegenpol zum ‚Reichsdeutschen‘ und zum ‚Preußischen‘ gedacht. Exemplarisch kann hier auf Hugo von Hofmannsthals *Der Preuße und der Österreicher* hingewiesen werden. Beim Österreichischen finden sich, laut Hofmannsthal, folgende Eigenschaften: „Biegt alles ins Soziale um. Bleibt lieber im Unklaren. Verschämt, eitel, witzig. Weicht den Krisen aus. Lässigkeit. Hineindenken in andere bis zur Charakterlosigkeit. Schauspielerei. Jeder Einzelne Träger einer ganzen Menschlichkeit.“ Dem gegenüber steht auf Seite der Preußen: „Verwandelt alles in Funktion. Behauptet und rechtfertigt sich selbst. Selbstgerecht, anmaßend schulmeisterlich. Drängt zu Krisen. Kampf ums Recht. Unfähigkeit, sich in andere hineinzudenken. Gewollter Charakter. Jeder Einzelne Träger eines Teiles der Autorität“ (Hofmannsthal 1979). Erstmals erschienen ist Hofmannsthals Schema bereits im Dezember 1917 in der *Vossischen Zeitung* und es ist vor allem deshalb interessant, weil viele der aufgelisteten Stereotype schließlich zu Autostereotypen der nach dem Zweiten Weltkrieg gestärkten und teilweise konstruierten neuen österreichischen Identität werden sollten. Für diesen Diskurs rund um ‚den österreichischen Menschen‘ beziehungsweise ‚die österreichische Eigenart‘ waren hauptsächlich Schriftsteller wie eben Hugo von Hofmannsthal, Hermann Bahr, Robert Müller, Richard Schaukal, Anton Wildgans oder Robert Musil verantwortlich.[18] Friedrich Heers *Land im Strom der Zeit* ist ein Beispiel für die nach dem Zweiten Weltkrieg fortgesetzte essayistische Suche nach einem ‚österreichischen Wesen‘ im Sinne der Idee des ‚österreichischen Menschen‘ (vgl. Heer 1958b). Seinen Essay *Humanitas Austriaca* aus dem Jahr 1958 kann man stellvertretend für diesen gesamten Diskurs heranziehen (vgl. Heer 1958a).

Gefördert von der Politik, griff man unter anderem auf die Literatur und die Überlegungen zum ‚österreichischen Menschen‘ zurück, um die neue österreichische Identität zu festigen. Anton Wildgans’ *Österreichisches Lied* wurde beispielsweise noch im österreichischen *Jungbürgerbuch 1961*[19] abgedruckt und zwar noch vor der Bundeshymne gleich nach dem Titelblatt (Österreich, unser Vaterland 1961, 5). Wenig später bemühte man auch Grillparzer und teilte den jungen Bürger:innen mit: „Österreich verkünden, ist Dienst an der Menschheit“ (Österreich, unser Vaterland 1961, 10).[20] Weiter hinten heißt es schließlich:

18 Der Begriff des österreichischen Menschen findet sich jedoch nicht in dieser Form bei allen genannten Schriftstellern. Vgl. für eine umfassende Analyse dieser Thematik die Untersuchung von Johnston (2010).

19 Dieses Buch erhielten junge Staatsbürger:innen zu ihrer Volljährigkeit.

20 Der Grillparzer-Nachweis wird allerdings nur am Ende des Buches bei den Zitatnachweisen nachgeliefert.

> Jedes Buch lebt von dem Boden, dem es entwächst. So erleben wir packende Menschenschicksale in Heimatbüchern, so lernen wir unser Land kennen und lieben durch die Hilfe der Dichter unserer Heimat. Und es gibt Bücher, in denen kein Wort von Österreich steht, in denen kein Land, kein Berg, kein See unserer Heimat genannt ist, die also keine ‚Heimatbücher' sind –, und in denen doch jedes Wort, jeder Klang, jedes Motiv echt österreichisch ist. (Österreich, unser Vaterland 1961, 127–128)

Genau diesem Muster folgte auch die Förderung der Literatur nach dem Krieg bzw. die Literaturvermittlung an den Schulen.[21] Auch hier findet sich eine Mischung aus verkitschter Heimatliebe und altösterreichischer Wehmut. Hierzu nahm man durchaus in Kauf, dass sich nicht wenige der geförderten Schriftsteller:innen in der NS-Zeit jubelnd dem Faschismus zugewandt hatten. Die Liste der Preisträger:innen verschiedener Literaturpreise aus der Nachkriegszeit offenbart, dass viele Akteur:innen bereits im Austrofaschismus und in der NS-Zeit regimetreu gewesen waren. „Nachdem sie zuvor als literarische Repräsentanten des Ständestaates gegolten hatten", finden sich für die NS-Zeit Texte dieser Autor:innen beispielsweise im *Bekenntnisbuch österreichischer Schriftsteller* (1938) oder später im Sammelband *Die Ostmark erzählt* (1941) (Judy 1984, 81). Erna Blaas, Bruno Brehm, Arthur Fischer-Colbrie, Robert Hohlbaum, Franz Karl Ginzkey, Paula Grogger und Max Mell erhielten verschiedenste Auszeichnungen, unter anderem den *Großen Österreichischen Staatspreis*, Preise unterschiedlicher Bundesländer wie der Steiermark oder Oberösterreichs, jedoch auch Preise der Stadt Wien und der Stadt Linz. Insgesamt sind nur für diese sieben Autor:innen allein dreizehn öffentliche Preise verzeichnet. Diese Vergabepraxis lässt sich darüber hinaus noch weiterverfolgen (vgl. Judy 1984, 83–85). Daneben erhielten jedoch auch Autoren wie Franz Theodor Csokor (1955), Heimito von Doderer (1957), Carl Zuckmayer (1959) oder Alexander Lernet-Holenia (1961) den *Großen Österreichischen Staatspreis* (vgl. Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport, 2022). Diese äußerst ambivalente Preisvergabe zeigt vor allem, dass es der offiziellen Kulturpolitik nicht um die nähere Vergangenheit ging, sondern hauptsächlich um die Festigung des aktuellen Österreichbildes. Autonome Schriftsteller:innen wurden ebenso geehrt wie durch den Nationalsozialismus belastete. Im Vordergrund stand nur das ‚neue Österreich', das sehr geschickt bestimmte alte Versatzstücke zusammenfügte, viele Dinge in Vergessenheit geraten ließ und auch ein wenig Neues dazu erfand.

In den Schulbüchern konzentrierte man sich ebenfalls stark auf die sogenannte ‚Heimat' (Landschaft, Traditionen und Brauchtum, Denkmäler, bedeu-

21 Die Festigung des neuen Österreichbewusstseins durch die zeitgenössische Literatur nach dem Krieg wurde ausführlich von Scholz (2007) untersucht.

tende Persönlichkeiten usw.) (vgl. Apfl 2015) und „auf eine radikale ‚Verösterreicherung' im Schulunterricht, meist unter Rückgriff auf das barocke und imperiale Erbe vor 1918, versehen mit stark katholischem Kolorit" (Rathkolb 2015, 37). Dabei setzte man kontinuierlich auf eine Abkehr von Deutschland (vgl. Suppanz 1998, 33). ‚Österreichisch' war also vor allem ‚nicht mehr deutsch', ganz im Unterschied übrigens zur Zwischenkriegszeit nur zehn Jahre zuvor. Begriffe wie die deutsche Romantik waren unerwünscht. „Im Unterricht sollte auf bedeutende Persönlichkeiten, auf literarische Werke von Österreichern, auf historische Leistungen und Denkmäler der Vergangenheit, aber auch auf die Leistungen der Gegenwart hingewiesen werden" (Sperl 2018, 58).

Das Zusammenfallen der Konstruktion einer ‚österreichischen Identität' mit der Wiedererrichtung der Republik und des Staates Österreich ist dabei kein besonderer österreichischer Zufall oder Einzelfall, sondern folgt einem gängigen Muster bei der Staatsbildung und der damit einhergehenden Identitätskonstruktion, wie auch feldtheoretisch bereits aufgearbeitet wurde:

> Die Konstruktion des Staates als relativ autonomes Feld, das eine Macht ausübt, die die Zentralisation der physischen Gewalt und der symbolischen Gewalt bewirkt, und somit einen Einsatz von Kämpfen bildet, geht untrennbar einher mit der Konstruktion eines vereinheitlichten sozialen Raumes, der sein Gebiet ist. (Bourdieu 2017, 223–224)
>
> Und man kann sagen, daß der japanische Staat, ebenso wie der englische und wie der französische, sich errichtet, indem er jenes künstliche Gebilde errichtet, das die japanische Kultur ist, ein Artefakt, das sich den Anschein des Natürlichen, Ursprünglichen verleiht, was vergleichsweise einfach in dem Maße ist, wie es einstmalige Zustände Japans nachahmt. (Bourdieu 2017, 279)

Der österreichische Fall ließe sich hier problemlos hinzufügen, wobei das literarische Feld direkt in diese den gesamten sozialen Raum betreffenden Diskurse eingebettet war. Die Frage nach der Eigenständigkeit der Zweiten Republik war Gegenstand unzähliger Debatten und Publikationen und entgegen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Lebensfähigkeit Österreichs nicht mehr in Frage gestellt. Diese Debatten wurden auch innerhalb des literarischen Feldes geführt, wobei einzelne Akteur:innen auch feldübergreifend agierten, wie Ernst Fischer, Schriftsteller und Politiker, Rudolf Henz, Schriftsteller und Programmdirekter beim Öffentlichen Rundfunkt oder Friedrich Torberg, Schriftsteller und Herausgeber der Zeitschrift *FORVM*. – Die Liste ließe sich weiter fortsetzen. – Die Vorgänge im Feld der Macht sind nicht zu trennen von den Vorgängen im literarischen Feld. Auch die Preis- und Stipendienvergabe in Österreich, die in weiterer Folge auch große Auswirkungen auf das symbolische und ökonomische Kapital der jeweiligen Akteur:innen und damit starken Einfluss auf das Überleben im Feld hatte, ist ohne die kulturpolitische Agenda der damaligen Zeit nicht zu verstehen

und weist damit ganz deutlich darauf hin, wie wichtig die Beachtung dieser Relationen ist. Die Festigung einer ‚österreichischen Identität' in der Literatur ist untrennbar mit der Festigung dieser Identität im gesamten sozialen Raum verbunden und die heute durch zwei Nobelpreise geadelte Nachfolgegeneration konnte nur wie ganz selbstverständlich von Österreich aus die deutschsprachige Literatur umkrempeln und unter dem Label der ‚Österreichischen Literatur', das übernommen, erneuert und umgedeutet wurde, Karriere machen, weil sich dieses Etikett in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten mit und durch die tatkräftige Unterstützung des Feldes der Macht als etwas ‚Natürliches', als ‚Common Sense' bereits etabliert hatte.

3.3 Kulturpolitik der Besatzungsmächte

Die Verortung des österreichischen literarischen Feldes im Feld der Macht der Nachkriegszeit ist ohne die Berücksichtigung der (Kultur-)Politik der vier Besatzungsmächte unvollständig. Deren kulturpolitische Maßnahmen waren dabei sehr umfassend und vor allem seit den späten 1940er Jahren geprägt vom zunehmenden Ost-West-Konflikt und dem beginnenden Kalten Krieg. Wie schon erwähnt, war eines der obersten Ziele die Stabilisierung Österreichs als unabhängiger Staat, auch und vor allem, um Deutschland nachhaltig zu schwächen (vgl. Rathkolb 2010, 12–14). Zudem galt es, das NS-Gedankengut zu beseitigen und die Bevölkerung in dieser Hinsicht umzuerziehen, wobei die Entnazifizierung in Österreich mit Beginn des Kalten Krieges recht bald zugunsten geopolitischer Überlegungen kaum mehr weiter verfolgt wurde (vgl. Rathkolb 2015, 117, 132–133, 283–291). Die Besatzungsmächte können damit als Geburtshelfer für den Mythos Österreichs als erstem Opfer angesehen werden, der von österreichischer Seite bewusst verstärkt und durchgesetzt wurde. Im Kalten Krieg setzte sich schließlich Kultur im weitesten Sinne als wichtiges Instrument der Auseinandersetzung durch, was auch Auswirkungen auf Österreich haben sollte.

> So erfuhr nahezu alles, vom Sport bis zum Ballett, von Radio und Comics bis zur Raumfahrt politische Signifikanz und konnte als potentielle Waffe eingesetzt werden, um die Meinungsbildung im eigenen Land sowie in den feindlich gesinnten Gesellschaften im Ausland zu unterwandern. (Maurer et al. 2017, 464)

Die kulturpolitischen Maßnahmen der Besatzungsmächte umfassten die Gründung von Theatern, Zeitungen und Zeitschriften, teilweise eigenen Verlagen, Rundfunkstationen, Gastspiele und Lesungen von Künstler:innen und Intellektuellen aus den jeweiligen Ländern in Österreich, teilweise auch von Öster-

reicher:innen im Ausland. Es wurden Lesesäle und Bibliotheken eingerichtet, Kulturinstitute eröffnet, diverse Austausch- und Jugendprogramme ins Leben gerufen. Eine umfassende Auflistung der kulturpolitischen Maßnahmen ist hier nicht am Platz, jedoch sei darauf hingewiesen, dass die Besatzungsmächte in dieser Hinsicht freilich nicht uneigennützig handelten. Frankreich wollte seinen Status als Großmacht festigen, Ähnliches gilt für Großbritannien, während beide Länder gemeinsam mit den USA die Westintegration Österreichs forcierten. Die USA kämpften zudem gegen anti-amerikanische Vorurteile und auch die Sowjetunion verfolgte in Österreich Interessen, die über die eigene Imagepflege hinausgingen. Geführt wurde dieser Propagandakrieg vor allem auch auf ideologischer Ebene und hier spielten die kulturellen Felder eine nicht unbedeutende Rolle. In den hierfür von den Besatzungsmächten geschaffenen Institutionen wurden hauptsächlich Österreicher:innen beschäftigt, die über diese Stellen schließlich ihre Laufbahnen im literarischen Feld starten und/oder fortsetzen konnten. Zum Beispiel war Ingeborg Bachmann für den US-Radiosender *Rot-Weiß-Rot* tätig, ähnlich wie Hans Weigel. Auch Milo Dor, Reinhard Federmann, Herbert Eisenreich oder Jörg Mauthe waren mit dem Sender verbunden (vgl. McVeigh 2010, 276–277) und Friedrich Torbergs Zeitschrift *FORVM* wurde überhaupt über den Umweg des *Congress for Cultural Freedom* (CCF) von der CIA finanziert (vgl. Corbin 2008, 207–210), während die KPÖ beispielsweise die Zeitschrift *Österreichisches Tagebuch* herausgab, geleitet vom Schriftsteller Alexander Sacher-Masoch. Das *Tagebuch* fungierte sowohl als kulturpolitisches Forum der österreichischen Kommunist:innen als auch als Ort zur Stärkung des österreichischen Selbstverständnisses. Gedruckt wurden Artikel zu Stefan Zweig, Arthur Schnitzler, Peter Altenberg oder Franz Werfel, aber auch zu Grillparzer, Stifter, Lenau oder Nestroy (vgl. Pfoser 2010, 230–232). „Die wohl größte Ehrung kam Karl Kraus zu, dem zum zehnten Todestag fast ein gesamtes Heft inklusive eines Aufsatzes von Otto Basil gewidmet war“ (Pfoser 2010, 231). Die häufige Bezugnahme auf Karl Kraus findet sich auch in vielen anderen zeitgenössischen Zeitschriften.

Diese nur knappe Auflistung zeigt überblicksartig, wie sehr die kulturpolitischen Maßnahmen der Besatzungsmächte auch in das literarische Feld hineinwirkten und wie die jeweiligen Interessen dieser wichtigen Akteur:innen im Feld der Macht Wirkung auf das literarische Feld hatten.

4 Fazit

Zwar ist das literarische Feld der primäre Bezugsrahmen, der für die Analyse der Laufbahnen einzelner Akteur:innen von zentraler Bedeutung ist, jedoch bestehen

darüber hinaus noch weitere Abhängigkeiten, die von der Literaturwissenschaft nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Gerade die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Literaturproduktion sowie die herrschenden Machtverhältnisse haben dabei einen überaus großen Einfluss sowohl auf die Akteur:innen des literarischen Feldes als auch auf deren Werke. Diese Einflüsse können mithilfe des feldtheoretischen Analyseinstrumentariums ausgezeichnet in der literaturwissenschaftlichen Forschung untersucht werden, ohne dabei die spezifischen Eigenheiten des literarischen Feldes, das nach seinen eigenen Regeln und Werten operiert, vernachlässigen zu müssen. Pierre Bourdieus Konzept des Feldes der Macht bietet die Möglichkeit, diese Querbeziehungen in ihrer Bedeutung für das literarische Feld darstellbar zu machen. Hierzu muss jedoch die Einbettung des literarischen Feldes ins Feld der Macht erfolgen, deren praktische Umsetzung bisher aufgrund des Fehlens wirklicher theoretischer Vorgaben bisher schwierig ist. Es gilt nämlich für den jeweiligen Einzelfall gesondert die bedeutenden Akteur:innen und Institutionen auszumachen und, dem noch übergeordnet, überhaupt die zentralen sozialen Felder zu definieren, die in einem gewissen Untersuchungszeitraum dieses Feld der Macht bilden. In einem zweiten Schritt kann schließlich deren Beziehung zu den kulturellen Feldern und damit auch dem literarischen Feld analysiert werden.

Das skizzierte Beispiel des österreichischen literarischen Feldes in der direkten Nachkriegszeit zeigt deutlich auf, wie eng die Verzahnungen des literarischen Feldes mit dem Machtfeld sein können und wie die Akteur:innen beider Felder gegenseitig Nutzen voneinander ziehen können. Teilweise waren diese Akteur:innen sogar in beiden bzw. mehreren Feldern aktiv (wie Rudolf Henz oder Ernst Fischer). Der Rückgriff auf die ‚altösterreichische Hochkultur' durch das politische Feld und die vier Besatzungsmächte bedeutete nicht nur einen Eingriff ins Feld, sondern gleichzeitig auch eine Aufwertung des kulturellen Kapitals in Bezug auf den Wechselkurs der Kapitalsorten, ganz zu schweigen von den unzähligen Stellen und Posten, die eine solche Konzentration auf Kultur mit sich brachte. Die kleine österreichische Zweite Republik leistete sich schließlich einen Kulturapparat, der im Wesentlichen für ein Kaiserreich von über 50 Millionen Menschen geschaffen worden war. Die Akteur:innen profitierten direkt von dieser staatlichen Übernahme der Patronanz über die kulturellen Felder. Zudem wurden die Akteur:innen nicht zu reinen Erfüllungsgehilfen der Politik, denn das Feld wurde zu keinem ‚Apparat', sondern behielt seine Eigenständigkeit.

> Die traditionell starke Stellung prominenter KünstlerInnen, die – ein Erbe aus der Monarchie – Angestellte der Republik sind, relativierte immer wieder Vorstöße aus Parteisekretariaten. Hier ist die einzige Ebene, auf der auch Frauen beteiligt waren. Einzelne prominente KünstlerInnen wie Irmgard Seefried, Hedwig Bleibtreu, Paula Wessely oder Käthe Dorsch

werden bei der Entscheidungsfindung über Opern bzw. Burgtheaterdirektoren berücksichtigt, ebenso wie ihre (prominenten) Kollegen. (Deutsch-Schreiner 2001, 272)

Zudem ermöglichte die Fokussierung von staatlicher und alliierter Seite auf die Eigenständigkeit Österreichs den österreichischen kulturellen Feldern, ihre Abhängigkeitsbeziehungen zu Deutschland (hauptsächlich zur BRD) zu verringern und die fehlende ökonomische Konkurrenzfähigkeit, wenn auch nur teilweise, auszugleichen. Damit konnten sich überhaupt erst die eigenständigen Strukturen und Traditionen etablieren, die schließlich ab Mitte der 1960er Jahre mitverantwortlich dafür waren, dass Akteur:innen wie Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard, Peter Handke oder später auch Elfriede Jelinek so bedeutende Positionen im österreichischen literarischen Feld wie in jenem der BRD besetzen konnten. Für die Rekonstruktion dieser Vorgänge ist die Einbettung des literarischen Feldes in das Feld der Macht unerlässlich, finden die Kämpfe um literarische Deutungshoheit doch nicht in einem luftleeren Raum statt, sondern in einem Feld, das in mannigfaltige Abhängigkeitsbeziehungen eingebettet ist.

Literaturverzeichnis

Apfl, Peter. Konsequente Textreduktion zur Entlastung der SchülerInnen: Das österreichische Schullesebuch seit 1945 als Knotenpunkt sozio-kultureller Diskurse. Dissertation. Universität Wien, 2015.
Bourdieu, Pierre. Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.
Bourdieu, Pierre. Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001a.
Bourdieu, Pierre. Meditationen: Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001b.
Bourdieu, Pierre. Der Staatsadel. Konstanz: UVK, 2004.
Bourdieu, Pierre. Homo academicus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2010.
Bourdieu, Pierre. Über den Staat: Vorlesungen am Collège de France 1989 – 1992. Hg. Patrick Champagne, Remi Lenoir, Franck Poupeau und Marie-Christine Rivière. Berlin: Suhrkamp, 2017.
Bourdieu, Pierre, und Loïc Wacquant. Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006.
Bundesministerium für Inneres. Nationalratswahlen: Historischer Rückblick. https://www.bmi.gv.at/412/Nationalratswahlen/Historischer_Rueckblick.aspx. (17. Februar 2022).
Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport. Großer österreichischer Staatspreis. https://www.bmkoes.gv.at/Kunst-und-Kultur/preise/grosser-oesterreichischer-staatspreis.html. (17. Februar 2022).

Corbin, Anne-Marie. „“Das FORVM ist mein Kind“: Friedrich Torberg als Herausgeber einer publizistischen Speerspitze des Kalten Krieges“. Die ‚Gefahren der Vielseitigkeit‘. Hg. Marcel Atze und Marcus G. Patka. Wien: Holzhausen, 2008. 201 – 221.
Deutsch-Schreiner, Evelyn. Theater im „Wiederaufbau“: Zur Kulturpolitik im österreichischen Parteien- und Verbändestaat. Wien: Sonderzahl, 2001.
Heer, Friedrich. „Humanitas Austriaca“. Land im Strom der Zeit: Österreich gestern, heute, morgen. Hg. Friedrich Heer. Wien und München: Herold, 1958a. 17 – 105.
Hofmannsthal, Hugo von. „Preusse und Österreicher: Ein Schema“. Reden und Aufsätze 2: 1914 – 1924. Hg. Hugo von Hofmannsthal und Bernd Schoeller. Ungekürzte, neu geordnete, um einige Texte erweiterte Ausgabe. Frankfurt am Main: Fischer, 1979. 459 – 461.
Holler, Verena. Felder der Literatur: Eine literatursoziologische Studie am Beispiel von Robert Menasse. Frankfurt am Main: Lang, 2003.
Hurdes, Felix. „Österreichs Kunst in dieser Zeit“. Der Turm: Monatsschrift für österreichische Kultur 1.8 (1946): 202 – 203.
Johnston, William M. Der österreichische Mensch: Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs. Wien: Böhlau, 2010.
Judy, Michaela. Literaturförderung in Österreich: Untersuchungen zum Verhältnis von Literatur und staatlicher Förderungspolitik. Dissertation. Wien, 1984.
Klamper, Elisabeth. „Die böse Geistlosigkeit: Die Kulturpolitik des Ständestaates“. Kunst und Diktatur: Architektur, Bildhauerei und Malerei in Österreich, Deutschland, Italien und der Sowjetunion 1922 – 1956. Hg. Jan Tabor. Baden: Grasl, 1994. 124 – 133.
Knapp, Marion. Österreichische Kulturpolitik und das Bild der „Kulturnation“: Kontinuität und Diskontinuität in der Kulturpolitik des Bundes seit 1945. Frankfurt am Main: Lang, 2005.
Lernet-Holenia, Alexander. „Gruß des Dichters“. Der Turm: Monatsschrift für österreichische Kultur 1.4/5 (1945): 109.
Leschanz, Christoph. „Der Nationalstaat als überholte Ordnungskategorie im Zeitalter der Weltliteratur? Ein methodischer Vorschlag zur Abgrenzung verschiedener literarischer Felder als Alternative“. Vom Sammeln und Ordnen. Hg. Paul Ferstl, Sandra Folie, Christoph Leschanz, Theresa Mallmann und Daniel Syrovy. Berlin: Weidler, 2022. 263 – 283.
Maurer, Stefan, Doris Neumann-Rieser und Günther Stocker. Diskurse des Kalten Krieges: Eine andere österreichische Nachkriegsliteratur. Wien, Köln und Weimar: Böhlau, 2017.
McVeigh, Joseph. „“Ohne dass der Hörer kapiert…“: Der Sender Rot-Weiß-Rot im Kalten Krieg“. Kalter Krieg in Österreich: Literatur – Kunst – Kultur. Hg. Michael Hansel und Michael Rohrwasser. Wien: Zsolnay, 2010. 265 – 279.
Österreich, unser Vaterland: Jungbürgerbuch. 4. Auflage. Wien: Österreichischer Bundesverlag, Verlag für Geschichte und Politik und Verlag für Jugend und Volk, 1961.
Pernter, Hans. „Oesterreichische Kulturpolitik“. Österreichische Monatshefte: Blätter für Politik 1.1 (1945): 8 – 9.
Pfoser, Alfred. „“Stalins Brückenköpfe“: Der Kalte Krieg im und um das Tagebuch“. Kalter Krieg in Österreich: Literatur – Kunst – Kultur. Hg. Michael Hansel und Michael Rohrwasser. Wien: Zsolnay 2010. 228 – 243.
Prokop, Ursula. „Ein ungemein schwieriger Balanceakt: Der große österreichische Staatspreis 1934 – 1937“. Kunst und Diktatur: Architektur, Bildhauerei und Malerei in Österreich,

Deutschland, Italien und der Sowjetunion 1922 – 1956. Hg. Jan Tabor. Baden: Grasl, 1994. 276 – 281.
Rathkolb, Oliver. „Kalter Krieg und politische Propaganda in Österreich 1945 – 1950“. Kalter Krieg in Österreich: Literatur – Kunst – Kultur. Hg. Michael Hansel und Michael Rohrwasser. Wien: Zsolnay 2010. 11 – 34.
Rathkolb, Oliver. Die paradoxe Republik: Österreich 1945 bis 2015. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage. Wien: Zsolnay, 2015.
Rauch-Keller, Reingard. Kunstförderung: Die Subventionierung zeitgenössischen Kunstschaffens durch den Bund. Wien, Köln und Graz: Böhlau, 1981.
Republik Österreich Parlament. Wer ist Wer: Dr. Hans Pernter. https://www.parlament.gv.at/WWER/PAD_01180/index.shtml. Webseite Parlament, 2022 (17. Februar 2022).
Sapiro, Gisèle. „Elemente einer Geschichte der Autonomisierung: Das Beispiel des französischen literarischen Feldes“. Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 25 – 44.
Schneickert, Christian, Andreas Schmitz und Daniel Witte. Das Feld der Macht: Eliten – Differenzierung – Globalisierung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 2020.
Scholz, Birgit. Bausteine österreichischer Identität in der österreichischen Erzählprosa 1945 – 1949. Innsbruck, Wien und Bozen: Studienverlag, 2007.
Sitzung des Nationalrates. 2. Sitzung des Nationalrates der Republik Österreich: – V. G. P. – 21. Dez. 1945. https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/V/NRSITZ/NRSITZ_00002/imfname_141045.pdf. Stenographisches Protokoll, 21. 12. 1945 (17. Februar 2022).
Sperl, Alexander. „Das Österreichbild der Zweiten Republik im Spiegel der audiovisuellen Medien und Lehrpläne“. Österreichbilder von Jugendlichen: Zum Einfluss audiovisueller Medien. Alois Ecker und Alexander Sperl. Wien: New Academic Press, 2018. 57 – 62.
Suppanz, Werner. Österreichische Geschichtsbilder: Historische Legitimationen in Ständestaat und Zweiter Republik. Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 1998.
Temnitschka, Hans. „Die Rolle der Kulturbürokratie: Der Entscheidungsnotstand des Beamten im Förderungswesen“. Kulturlandschaft Österreich: Analysen und kritische Beiträge. Hg. Otto Staininger. Wien: Europaverlag, 1977. 111 – 126.
Wimmer, Michael. Kulturpolitik in Österreich: Darstellung und Analyse 1970 – 1990. Innsbruck und Wien: Studienverlag, 1995.
Wimmer, Michael. Kultur und Demokratie: Eine systematische Darstellung von Kulturpolitik in Österreich. Innsbruck: Studienverlag, 2011.
Wimmer, Michael. „Das Phantom der Demokratie: Eine kleine Geschichte der österreichischen Kulturpolitik“. Kann Kultur Politik? Kann Politik Kultur? Warum wir wieder mehr über Kulturpolitik sprechen sollten. Hg. Michael Wimmer. Berlin: De Gruyter, 2020a. 122 – 134.
Wimmer, Michael. „Kultur ist angeblich das, was in der Wissenschaft nicht verhandelt wird: Zum Stand der kulturpolitischen Begleitforschung in Österreich“. Kann Kultur Politik? Kann Politik Kultur? Warum wir wieder mehr über Kulturpolitik sprechen sollten. Hg. Michael Wimmer. Berlin: De Gruyter, 2020b. 372 – 382.
Zöllner, Erich. Der Österreichbegriff: Formen und Wandlungen in der Geschichte. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 1988.

Nikolas Buck

Akte der Epochenbildung – über eine ritualisierte Handlungsform im literarischen Feld

1 Einleitung

Versteht man Epochenkonstruktionen nicht als statische Gebilde, sondern als beschreibbare, wenn auch stets vorläufige Ergebnisse eines dynamischen Prozesses der Wissensgenerierung (vgl. Barner 1987a; 1987b; Steinwachs 1985; Stockinger 2002; Kindt 2015; Buck 2021), so folgt hieraus, dass zwischen zwei Arten der Epochenbildung unterschieden werden sollte, und zwar der Entstehung von Ex-post- und Ex-nunc-Epochenkonstruktionen, also einerseits nachträglichen wissenschaftlichen Konstruktionen und andererseits begrifflichen Konstruktionen, die zur Beschreibung aktueller kultureller Phänomene von den Zeitgenoss: innen selbst geprägt werden (vgl. Buck 2021, 11–19). Den Hintergrund der zweitgenannten zeitgenössischen Prozesse der Epochenbildung bildet dabei im Wesentlichen die im literarischen Feld herrschende spezifische Funktionslogik der ‚permanenten Revolution' (vgl. Bourdieu 2001, 346–384). Demnach konstituiert sich die Struktur des literarischen Feldes insbesondere durch die ständigen feldinternen Distinktionskämpfe zwischen Orthodoxen und Häretikern, wobei letztere versuchen, ihr symbolisches Kapital dadurch zu vermehren, dass sie sich radikal von der vorherrschenden literarischen Produktion absetzen – mit dem Ziel, selbst ‚Epoche zu machen' (vgl. Bourdieu 2001, 249–259; Joch, infra).

Dies geschieht – so die im Weiteren leitende Prämisse – bevorzugt über strategische Handlungsformen, die als performative Akte der Epochenbildung beschrieben werden können. Diese programmatischen Akte haben als Katalysatoren für einsetzende Epochenbildungsprozesse eine entscheidende Bedeutung und können über ein spezifisches Bündel an rhetorischen und inhaltlichen Merkmalen definiert werden, zu denen neben einem performativen Sprachgestus, dem Auftreten als Häretiker, kollektivistischen Tendenzen, der Suche nach einer distinkten Begrifflichkeit sowie der forcierten Innovation vor allem eine dezidiert diachrone Perspektive bzw. die Evokation einer Schwellensituation gehört (vgl. Buck 2021, 100–126). Dieses Merkmalsbündel ist *erstens* seit der Ausdifferenzierung eines autonomen literarischen Feldes in Deutschland – eine Entwicklung, welche nach Einschätzung der meisten Forschungsbeiträge in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einsetzt (vgl. Wolf 2001; Mix 2005; Tommek 2005;

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-014

Kauffmann 2013; siehe auch Bachleitner und Leschanz, infra) – erstaunlicherweise nahezu identisch geblieben. *Zweitens* manifestiert es sich auch textformübergreifend, das heißt, es ist nicht nur auf Texte, deren Manifestcharakter offen zutage liegt, sondern zum Teil auch auf scheinbar neutralere Rezensionen, Essays, Reden, literaturgeschichtliche Abhandlungen etc. anwendbar.

Mit dieser Fokussierung auf die Struktur und Wirkung konkreter Sprechhandlungen von ‚Neuankömmlingen' im literarischen Feld wird eine notwendige und bis dato in der Forschung vernachlässigte Brücke geschlagen zwischen Bourdieus literatur- und sprachsoziologischen Schriften. Das Korpus seiner sprachbezogenen Publikationen bietet im Wesentlichen drei Abschnitte, die für den hier verfolgten Problemhorizont des ‚Epoche-Machens' respektive des ‚Epoche-machen-Wollens' herangezogen werden können: Gemeint sind zum einen Bourdieus Hinweise zur Rolle von Autor:innen im sprachlichen Feld und zu den Voraussetzungen der „magische[n] Wirkung" (Bourdieu 2017b [1982], 155) performativer Aussagen in *Der Fetisch Sprache* (vgl. Bourdieu 2017a [1975], 43 – 59) und *Zur Ökonomie des sprachlichen Tauschs* (vgl. Bourdieu 2017b [1982], 135 – 161), wobei hier zwar die „revolutionären Strategien der Avantgarde-Schriftsteller, die versuchen, die Macht zur Veränderung der ‚Marktlage' an sich zu reißen, indem sie die bestehenden Normen praktisch verändern und einen neuen Sprachgebrauch durchsetzen" (Bourdieu 2017a [1975], 45), Erwähnung finden, der Schwerpunkt jedoch ganz allgemein auf der Beteiligung von Autor:innen an der Produktion der legitimen Sprache als eines „Systems sprachlicher Machtverhältnisse" (Bourdieu 2017b [1982], 135) sowie auf der „symbolische[n] Wirkung des Autoritätsdiskurses" (Bourdieu 2017b [1982], 160) und seiner institutionellen Absicherung liegt. Zum anderen sind Bourdieus Anmerkungen zu den Mechanismen des „häretischen Diskurses" im zweiten Teil von *Was heißt Sprechen?* (Bourdieu 1990, 94 – 113) zu nennen, die sich an dieser Stelle allerdings wiederum nicht auf das literarische Feld, sondern auf das der Macht, und zwar speziell auf die Durchsetzung neuer ‚politischer Wahrnehmungsprogramme', beziehen.

Auch wenn die genannten Abschnitte mit Blick auf die Frage nach der Entstehung von Epochenkonstruktionen im Zuge des feldinternen Kampfs um Deutungsmacht für sich genommen also nicht sehr ergiebig sind, da die besonderen Voraussetzungen des literarischen Felds nur bedingt Berücksichtigung finden, ergibt sich gerade in der Verknüpfung der hinsichtlich der Wirkungsweise des häretischen Diskurses getroffenen Aussagen mit den *Regeln der Kunst* doch ein erster, wenngleich noch vage bleibender Erklärungsansatz: Ganz allgemein zielt das Handeln der Akteure im literarischen Feld in gleicher Weise wie politisches Handeln darauf ab, „eine neue Vorstellung (*vision*) und eine neue Gliederung (*division*) der sozialen Welt durchzusetzen, *regere fines, regere sacra*, eine neue Grenze festzuschreiben" (Bourdieu 1990, 98). Denn eine solche Neujustierung von

„Repräsentationen der sozialen Welt" (Bourdieu 1990, 104) muss als Voraussetzung der Beeinflussung der sozialen Welt selbst gelten:

> Die politische Voraus-Schau ist als ‚performative' Aussage eine Vorher-Sage ihrer selbst, mit der herbeigeführt werden soll, was sie sagt; indem sie Realität verkündet, vorher-sieht und vor-sieht, vorstellbar und vor allem glaubhaft macht und damit den kollektiven Willen und die kollektive Vorstellung erzeugt, die ihrer Verwirklichung förderlich sind, trägt sie selber praktisch zur Realität dessen bei, was sie verkündet. (Bourdieu 1990, 105)

Mit Blick auf die eingangs formulierten Prämissen müssen zu den wirkmächtigsten solcher ‚Verkündigungen' im literarischen Feld – aber nicht nur dort – die von den Häretikern ausgehenden Setzungen von Epochenzäsuren zählen, da diese, ihr Gelingen vorausgesetzt, den Bruch mit konkurrierenden literarischen Traditionsbeständen in besonderer Weise legitimieren. Sie gehören in den Umkreis der von Bourdieu als für den Kampf um die Deutungsmacht besonders wichtig erachteten „Distinktionszeichen": „Die Wörter, Namen von Schulen oder Gruppen, Eigennamen sind nur deshalb so wichtig, weil sie die Dinge schaffen: Als distinktive Zeichen schaffen sie Existenz in einem Universum, in dem existieren differieren heißt, ‚sich einen Namen machen' […]" (Bourdieu 2001, 253).

Dabei ergibt sich in diesem Zusammenhang freilich das keineswegs triviale theoretische Problem, die Wirkung von performativen Benennungsakten zu erklären, deren Urheber:innen über ein vergleichsweise geringes symbolisches Kapitel und damit über eine eingeschränkte Sprecherautorität verfügen – ein Problem, das sich im literarischen Feld aufgrund seines niedrigen Institutionalisierungsgrades und des „Vorrang[s], den das Feld der kulturellen Produktion der Jugend einräumt" (Bourdieu 2001, 248), in besonderer Weise stellt. Bourdieu selbst erklärt dieses Phänomen in *Was heißt Sprechen?* recht allgemein mit Effekten, die in einem „dialektischen Prozeß" über die Anerkennung der Bezugsgruppe entstehen:

> Die Wirkung des häretischen Diskurses beruht nicht auf der Magie einer Macht, die der Sprache selbst (etwa Austins *illocutionary force*) oder der ‚Person' des Sprechers immanent wäre (etwa Webers Charisma) […], sondern auf der Dialektik von autorisierter und autorisierender Sprache und den Dispositionen der sozialen Gruppe, die dieser Sprache, und über die Sprache sich selbst, eine Autorität verschafft. (Bourdieu 1990, 106)

Neben diesem Sprechen für eine soziale Gruppe, das im literarischen Feld häufig auch in allgemeinerer Form als ein (vermeintliches) Sprechen für eine neue Generation von Schriftsteller:innen auftritt, und weiteren Faktoren wie etwa dem bloßen Vorhandensein von Publikationsmöglichkeiten (vgl. Buck 2021, 151–160) dürfte eine wesentliche Gelingensbedingung für Akte der Epochenbildung aber auch in der ‚korrekten' bzw. der Feldposition angemessenen Anwendung be-

stimmter zum ‚Spiel' gehöriger Argumentationsstrategien selbst bestehen. Diesbezüglich bietet Bourdieu zwar mit den Begriffen der „*Aussagearbeit*", das heißt der „Objektivierung" des bis dato Prä-Reflexiven in Wörtern, und der „Arbeit der Dramatisierung" in Form von „Prophezeiung" und „Grenzüberschreitung" (Bourdieu 1990, 106) erste Ansätze einer Merkmalsbestimmung des häretischen Diskurses. Letztlich bleibt aber sowohl in seinen sprach- als auch in seinen literatursoziologischen Schriften weitgehend offen, wie sich diese Tendenzen auf rhetorischer und inhaltlicher Ebene konkret äußern.

Vor dem Hintergrund dieses Desiderats wird im vorliegenden Beitrag zunächst mithilfe prägnanter Beispiele aus der Nachkriegsliteratur eine kurze Darstellung der oben genannten Merkmale von performativen Akten der Epochenbildung erfolgen, bevor anschließend anhand mehrerer programmatischer bzw. theoretischer Texte aus der Postmoderne-Debatte der 1980er Jahre aufgezeigt werden soll, wie es auch hier zu einer Anwendung entsprechender rhetorischer Strategien kommt – in einer Zeit, in der Konzepte der „Posthistoire" (Gumbrecht 1985) Konjunktur haben und die auch deswegen gemeinhin als ‚manifestarm' gilt. Gerade diese Kontinuität lässt vermuten, dass es sich bei häretischen Akten der Epochenbildung um ritualisierte Handlungsformen handelt, die in der Geschichte des literarischen Feldes erprobt sind und in dem unbewussten Glauben an dessen Spielregeln als notwendige Triebfedern seiner permanenten Erneuerung erachtet werden (vgl. Buck 2020, 139–140; 2021, 155, 332–333).

2 Merkmale von Akten der Epochenbildung (am Beispiel der Nachkriegsliteratur)

Nach 1945 erreichte die agonale Dynamik des literarischen Feldes im Angesicht der durch das ‚Dritte Reich' hervorgerufenen zivilisatorischen Verwerfungen – und teilweise unter Rückbezug auf die ‚Ismen' der ersten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts – einen vorläufig letzten Höhepunkt. Damit zusammenhängend sind diverse Versuche der Begründung eines literarischen Neubeginns zu verzeichnen. Unabhängig davon, wie man den Innovationsgehalt der literarischen Produktion der Nachkriegsliteratur im Rückblick einschätzt, ob man z. B. die Position vertritt, „[d]ass nach 1945 die Literatur im Allgemeinen und die Lyrik im Speziellen keinesfalls radikal mit Traditionen bricht" (Immer und Boyken 2020, 7), bzw. ein „Gegeneinander aus Restauration und Modernisierungsanspruch" (Lampart 2013, 3) annimmt oder ob man generelle „Skepsis gegenüber der Restaurationsthese" (Kiesel 1997, 38) äußert, sind mit der notwendig gewordenen Neukonstituierung des Feldes auch diverse Versuche der Begründung eines lite-

rarischen Neubeginns zu verzeichnen. Neben der Etablierung der Gruppe 47, die trotz gegenteiliger Behauptungen zumindest in ihrer Anfangsphase (vor allem im Rahmen der Zeitschriftenunternehmungen *Der Ruf* und *Skorpion*) durchaus über programmatische Schriften verfügte (vgl. Arnold 2004, 52–95; Esselborn 1986; Wehdeking 1990), sowie mehrerer neoavantgardistischer Projekte ist an dieser Stelle auch der von Werner Riegel und Peter Rühmkorf im Rahmen ihrer Zeitschrift *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit* lancierte Finismus zu nennen. In einer ganzen Reihe programmatischer Artikel, die über viele Merkmale von häretischen Akten der Epochenbildung verfügen, haben die beiden jungen Autoren in den Jahren 1952 bis 1956 versucht, unter Zuhilfenahme schlagwortartiger Bezeichnungen eine neue Epochenkonstruktion zu etablieren. Auch wenn diese Ex-nunc-Epochenbildung in der literarischen Öffentlichkeit wenig zur Kenntnis genommen wurde (vgl. Kölbel 2019, 565) und deshalb im Nachhinein als gescheitert gelten muss, bieten die nicht zuletzt zu diesem Zweck veröffentlichten Texte eine geeignete Möglichkeit zur Exemplifizierung der Merkmale von Akten der Epochenbildung.

Neben durchgängig nachweisbaren rhetorischen Auffälligkeiten – der möglichen Kennzeichnung als performative Sprechhandlungen, etwa in Form von Verdiktiven und Deklarativen (vgl. Wagner 1997, 51–53) mit einem entsprechenden Modal- und Halbmodalverbgebrauch, dem (zumindest behaupteten) Sprechen für eine Gruppe bzw. eine Generation in der dritten Person Plural sowie einer prägnanten Begrifflichkeit für den neuen poetologischen Ansatz – ist zunächst ein Merkmal besonders hervorzuheben: Ihnen ist nämlich eine dezidiert diachrone Perspektive inhärent, die darauf verweist, dass die Äußerungen der an diesem Prozess beteiligten Akteure nicht auf eine synchrone Erweiterung des literarischen Spektrums, sondern auf einen Bruch mit den dominierenden bzw. konkurrierenden Traditionsbeständen – mit Ausnahme des Expressionismus – abzielen (vgl. Stockinger 2010, 151–155; Kölbel 2019, 572–573; Buck 2021, 149–151; Irsigler 2021, 42–45). Gleichzeitig wird mit dem neuen Paradigma auf eine nahe Zukunft verwiesen, in der dieses verwirklicht sein wird. Die Rhetorik des häretischen Bruchs ist beispielsweise unverkennbar in Werner Riegels Essay zur *Heißen Lyrik:*

> Alle diese Leute, sogenannte Dichter, größtenteils beschäftigt mit Vortragsreisen, Entgegennahme von Staats-, Akademie- und anderen Preisen, mit Gutachten über Dichter, die nach ihnen kamen, […] unterlassen es regelmäßig, eine Theorie ihrer Kunst auszuarbeiten […]
>
> Alle Gedichtbände, ob Krolows, ob Eichs, ob Schneider-Lengyels, ob Bächlers, sind Beispiele dafür, wie man es 1950 und später nicht machen soll. Man zelebriert die schlechte Nachahmung einer verflossenen Lyrik […]. Die Damen und Herren rechtfertigen sich nicht, da sie

> es doch nötig hätten, sich zu rechtfertigen: Kinder ihrer Zeit. Das genügt ihnen: sie sind da. Die Finisten, wir, sind auch da. (Riegel 2019c, 237–238)

Mit dem aggressiven In-die-Vergangenheit-Verweisen konkurrierender Literaturkonzeptionen – nicht zuletzt auch der Gruppe 47 – verbunden sind das dezidierte Auftreten als Gruppe von Häretikern und die Suche nach einem Originalität ausstrahlenden Begriff, wobei sich mit Blick auf die Zukunftsperspektive eine Besonderheit dadurch ergibt, dass die Programmatik von einer Art Endzeitbewusstsein geprägt ist. Eine diesbezüglich signifikante Stelle in einem Artikel Peter Rühmkorfs lautet:

> Finismus nennt sich eine Bewegung, die der ganzen Anlage ihrer Träger nach gleichzeitig progressiv und resignativ ist, das heißt: ein drängendes Element enthält wie ein rückschauendes, eine andere Belichtung zeigt: ein aufbauendes und ein abbauendes, ein thetisches und ein zersetzendes. Schon der Name enthält das Zwiegerichtete: das Ismenhaft-Vorstoßende einerseits, dann das Endbetonte, Abschließende, nicht mehr Erschließende. Es sind junge Künstler da, mit aller umwälzerischen Veranlagung, aber ihr Auftrag ist der Niedergang, und das ist als zweite Grundstimmung in ihnen. (Rühmkorf 2019a, 328)

Trotz dieses Beschwörens einer ‚finistischen' Endzeitstimmung bleibt bezeichnenderweise die sich aus der diachronen Perspektive ergebende und für Akte der Epochenbildung in gleicher Weise typische Denkfigur der Schwelle davon einigermaßen unberührt. Auch Riegel und Rühmkorf beschreiben die proklamierten Neuerungen nämlich als noch nicht vollzogen, setzen vielmehr auf eine Vollendung der poetischen Ziele in einer nahen Zukunft. Man könnte auch sagen: Sie *inszenieren* Liminalität. Wie dies argumentativ konkret ausgestaltet wird, zeigt ein Blick in Rühmkorfs Fortsetzungs-Artikel zum *Finismus:* „Wie sehen nun aber diese modernen [d.i. finistischen] Gedichte aus, wie der besondere Lyrotyp, der dahinter steht? Ganz abgesehen davon, daß *die letzten Ausformungen noch nicht abzusehen* sind, lassen sich doch feste und unveränderliche Merkmale mit ziemlicher Sicherheit angeben" (Rühmkorf 2019b, 348, meine Hervorhebung, N.B.). Bereits zuvor heißt es – unter positiver Bezugnahme auf den Expressionismus und unter konkreter Verwendung des Bilds der Türschwelle:

> Der totale Sprachsturz, den unsere Vorgängergeneration [eigentlich Vorvorgänger, N.B.] inszenierte, die Zersetzung der alten Basis und die Errichtung neuer Markierung, Ziehung neuer Koordinaten – *unsere Aufgabe muß zuerst einmal darin liegen, durch die Türen zu gehen, die damals aufgestoßen wurden*, zu sagen: hier ist der neue Kontinent, noch unausgemessen, noch unerschlossen, hier beginnt die Moderne in ihrer spezifischen Strahlung und Problematik, hier ist der Auftakt der letzten Phase, die als solche allerdings erst heute voll verständlich ist. (Rühmkorf 2019b, 347, meine Hervorhebung, N.B.)

An dieser Stelle sei ein kurzer Seitenblick auf die ersten Programmschriften der Konkreten Poesie gewagt, in denen trotz vollkommen unterschiedlicher poetologischer Prämissen ganz ähnliche Argumentationsmuster zu identifizieren sind. In Eugen Gomringers manifestartigem Text *vom vers zur konstellation* aus dem Jahr 1954 finden sich folgende Stellen, die den komplementären Blick in die Vergangenheit und Zukunft verdeutlichen: „das gedicht in versform ist entweder eine historische größe oder, wenn heutig, eine kunsthandwerkliche reminiszenz. ein lebendiges ordnungsprinzip der sprache ist der vers nicht mehr" (Gomringer 2001b [1954], 156). Und etwas später: „die dichtung unserer zeit und die dichtung der zukunft, einer wahrscheinlich noch bewußter organisierten zeit, kann aber nicht darauf beruhen – wenn sie der gesellschaft dienen will –, daß sie individualistische gefühle und gedanken in einer sprache ausdrückt, die vor allem eifrige interpreten interessiert" (Gomringer 2001b [1954], 156). Hieraus ergibt sich auch bei Gomringer eine (literar-)historische Schwellensituation:

> ich bin deshalb davon überzeugt, daß die konkrete dichtung die idee einer universalen gemeinschaftsdichtung *zu verwirklichen beginnt*. da ist es denn vielleicht an der zeit, begriffe, wissen, glauben und unglauben über und an das dichterische gründlich zu revidieren, wenn das dichterische noch im ernst und mit aller bejahung in der modernen gesellschaft existieren will. (Gomringer 2001a [1956], 162, meine Hervorhebung, N.B.)

Wie fest diese Gedankenfigur im häretischen Diskurs des literarischen Feldes verankert ist, offenbart der Umstand, dass sie sogar in einem im Untertitel explizit als „Analyse" – wenngleich als publizistische, nicht wissenschaftliche – gekennzeichneten Essay von Alfred Andersch aus dem Gründungsjahr der Gruppe 47 Anwendung findet. Obwohl Anderschs *Deutsche Literatur in der Entscheidung* in großen Teilen einen vom Geist des Existentialismus geprägten Versuch zur Ehrenrettung der Autor:innen der Inneren Emigration darstellt (vgl. Williams 1991, 29–32; Böttiger 2012, 62–64), was einer Kennzeichnung des Textes als häretischen Akt zunächst zuwiderzulaufen scheint, verändert sich der Ton merklich, als es gegen Ende seiner Ausführungen um die Erfordernisse einer zeitgemäßen literarischen Produktion geht. Nun konstatiert Andersch, dass „die junge Generation vor einer Tabula Rasa [stehe], vor der Notwendigkeit, in einem originalen Schöpfungsakt eine Erneuerung des deutschen geistigen Lebens zu vollbringen" (Andersch 2004 [1947], 210). So wird letztlich auch bei ihm die Gegenwart zu einem „Stadium der Liminalität" stilisiert, in dem – wie Bachmann-Medick (2006, 118) im Anschluss an Victor Turner formuliert – besondere „Triebkräfte für kulturelle Erfindung und Veränderung" wirken:

> Solche Entwürfe zu einer Literatur der Freiheit klingen unseren Ohren wie ferne Zukunftsmusik. Aber täuschen wir uns nicht – sie wollen verwirklicht sein, in einer Welt, die sich wie

> auf des Messers Schneide bewegt, *in dem schmalen Raum zwischen einer apokalyptischen Vergangenheit und dem Alptraum eines nahen Untergangs*. Nur dieser schmale Raum, nur eine kurze Spanne Zeit ist uns zugemessen, in der wir handelnd über die Art unserer Zukunft entscheiden können. (Andersch 2004 [1947], 217, meine Hervorhebung, N.B.)

Zurück zum Finismus: Die zuletzt aufgeführten Zitate von Rühmkorf, Gomringer und Andersch leiten bereits über zu einem weiteren Merkmal von Akten der Epochenbildung, und zwar dem der forcierten Innovation. Um nämlich die zeitlich marginalisierte Gegenwart als einen kraftvollen Wendepunkt in der literarischen Entwicklung darzustellen, muss auf den Innovationsgehalt der eigenen poetischen Grundsätze in besonderer Weise hingewiesen werden, weshalb Akte der Epochenbildung in der Regel mit simplifizierenden Abwertungen konkurrierender Strömungen hantieren, die Unterschiede zu diesen hervorheben und vorhandene Gemeinsamkeiten kaschieren.

Verstärkend wirken dabei einige wiederkehrende Argumentationsstrategien: So wird häufig darauf hingewiesen, dass die Proklamation einer neuen literarhistorischen Zäsur der Notwendigkeit des allgemeinen geschichtlichen Verlaufs folgt, den man nicht aufhalten, sondern höchstens beschleunigen kann. In Riegels *Vorwort zum Finismus* manifestiert sich dieser Gedanke etwa in der folgenden Formulierung:

> Finismus, es liegt im Wort, schreibt das Ende, die Untergangsphase auf seine Fahne, ein Analogon zur Décadence, zum Fin de siècle in der Literatur der Jahrhundertwende, jedoch [...] mit anderem Ziel, Inhalt und Beweggrund. Fin de siècle bezeichnete die Dekadenz seiner Träger, Deuter und Gestalter, Finismus stellt die Diagnose einer Tendenz der Zeit. Jenes verharrte im Subjektiven [...], dieser bemüht sich um die Objektivation des intakten Individualismus am Ausgang einer von allen Geistern verlassenen Epoche. [...] Jenes war Klage, Frage an das Schicksal, dieser neutralisiert die Funktion des Schicksals, indem er sie vorbeugend einkalkuliert, indem er nach seiner Decke das Schicksal streckt. (Riegel 2019b, 168)

Komplementär zu diesem mit der ‚Geschichte-im-Bunde-Sein' wird die eigene literarische Strömung häufig auch zu einem überzeitlichen poetischen Prinzip universalisiert. In einem anderen Artikel Riegels mit dem bezeichnenden Titel *Das Recht auf Häresie* äußert sich dieser Aspekt folgendermaßen:

> Die Wut seiner [des Geistlosen, N.B.] frischgebackenen Weisheit wendet sich [...] gegen die wenigen, die wirklich Geist haben, [...] gegen diese paar Häresiarchen, *die zu allen Zeiten* den zwei Milliarden normalen Gehirninhabern Widerstand leisten müssen, um die Uridee des Menschen nicht ganz verkommen zu lassen. Diese paar [...] Ausgesetzte[n] auf einem Stern der Zeloten wider die Sterne. [...]
>
> Wir paar dann, die diese Zeitschrift machen, gehören auch dazu. (Riegel 2019a, 134, meine Hervorhebung, N.B.)

Ganz ähnliche Gedankenfiguren verwendet Eugen Gomringer (2001a [1956], 162) zur Stützung des innovatorischen Anspruchs der Konkreten Poesie: Wenn die Konkrete Dichtung von vielen zeitgenössischen Rezipienten noch als fremd, asketisch mager oder simplifikatorisch wahrgenommen werde, so Gomringer in einem aus dem Jahr 1956 stammenden, aber erst Jahre später veröffentlichten Manifest, sei dies auf einen Mangel an Einsicht in eine entwicklungsgeschichtliche Tendenz der Gesellschaft, ihres Denkens und Tuns, zurückzuführen, die in ihrem Kern eine neue Ganzheitsauffassung enthalte. Wie Gomringer an anderer Stelle feststellt, bestehe das Ziel der neuen literarischen Strömung darin, der Dichtung wieder eine „organische funktion in der gesellschaft" (Gomringer 2001b [1954], 158) zuzuweisen – wobei er in den spezifischen Verfahren der Konkreten Poesie gewissermaßen eine Rückkehr zu den Wurzeln der Poesie zu erkennen glaubt: „bedeutet diese verknappung und vereinfachung der sprache und der schrift das ende der dichtung? gewiß nicht. knappheit im positiven sinne – konzentration und einfachheit – sind das wesen der dichtung" (Gomringer 2001b [1954], 156).

Die soeben dargestellte Tendenz zur Universalisierung des eigenen poetischen Ansatzes und zu dessen Harmonisierung mit dem allgemeinen Geschichtsverlauf ist in der Regel mit dem Bemühen um eine Selbstkanonisierung verbunden, welche sich am wirksamsten über die Etablierung einer eigenen literarischen Reihe befördern lässt, als dessen notwendiger vorläufiger Endpunkt das eigene Schaffen stilisiert wird. Dabei lehnt man sich freilich nicht an direkte Vorgängerströmungen an, sondern „überspringt" – wie Wilfried Barner (1987a, 21) bereits in den 1980er Jahren feststellte – „unangenehme Traditionen" bzw. bezieht sich auf Akteure anderer Felder (vgl. Bourdieu 2001, 214–223). In seinem Artikel *Die heiße Lyrik* nimmt Riegel beispielsweise Bezug auf Entwicklungen im Bereich der Musik, indem er „die Kennzeichen finistischer Lyrik [als] denen der Jazzmusik analog und äquivalent" (Riegel 2019c, 236) bezeichnet. Zudem gebe es ihm zufolge in der deutschen Lyrik des vergangenen Halbjahrhunderts vier Große, die dem Finismus im Formalen die Fundamente gestellt hätten, wobei mit diesen „vier Großen" Stefan George, Georg Trakl, Gottfried Benn und Bertolt Brecht gemeint sind (vgl. Riegel 2019c, 236). Bei Riegel und Rühmkorf ist es also – wie bereits zuvor angedeutet – vor allem der Expressionismus, auf den man sich zurückbesinnt. Dabei weisen beide freilich wiederholt darauf hin, dass es sich bei dieser ‚Rückbesinnung' keinesfalls um orthodoxes Epigonentum handelt (vgl. Irsigler 2021, 46–47):

> diese [d.i. finistische] Lyrik entzieht sich infolge der konsequenten und radikalen Anwendung bestimmter technischer Mittel der Nachahmung, entweder hat man den eigenen Ton oder man läßt das Original sprechen, indem man buchstäblich abschreibt. [...]

> Die Originären haben die Energie und die Begabung für Ordnung, die Epigonen eine Art von Ortho-Aktivität, den Drang zum richtigen Einhalten der vorgezeichneten Linie: man ahnt, wohin sie es treiben. (Riegel 2019c, 236 – 237)

Eine analoge Form der literarischen Reihenbildung ist auch bei Vertreter:innen der Konkreten Poesie zu beobachten: „die neue dichtung ist entwicklungsgeschichtlich begründet. ihre anfänge sind in den versuchen eines arno holz (phantasus-gedichte) wie in denen des späten mallarmé und in den ‚calligrammes' von apollinaire zu sehen" (Gomringer 2001b [1954], 157). Neben diesen Rückbezügen auf Vorreiter der historischen Avantgarde wird häufig auf parallele Entwicklungen in der bildenden Kunst, etwa die Zürcher Schule der Konkreten (Heißenbüttel 1962, 20), und in (nicht konkurrierenden) Literaturen anderer Nationalsprachen verwiesen: „in amerika hat die mit dem wort und dem wortbild schaffende dichtung in e. e. cummings und william carlos williams zwei vertreter gefunden, die, in grundsätzlicher verschiedenheit, die neue dichtung in die gegenwart übergeführt haben" (Gomringer 2001b [1954], 157).

Zum Abschluss dieses kurzen einführenden Blicks auf Akte der Epochenbildung im literarischen Feld muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass der zivilisatorische und künstlerische Bruch durch den Nationalsozialismus die Existenz einer historischen Schwellensituation, einer ‚Stunde Null' nach 1945 zwar besonders evident erscheinen lässt, das ermittelte inhaltliche und rhetorische Profil der damit im Zusammenhang stehenden Sprechhandlungen jedoch keineswegs für die häretischen Neuansätze in der Nachkriegsliteratur reserviert ist, sondern in ganz ähnlicher Weise bereits bei früheren Epochenbildungsprozessen wie der Romantik, des Poetischen Realismus und dem Expressionismus identifiziert werden kann (vgl. Buck 2021, 79 – 100, 126 – 151, 189 – 220). Dass sich derart angestoßene Epochenbildungsprozesse in umgekehrter zeitlicher Richtung bis in unsere unmittelbare Gegenwart hinein registrieren lassen, es sich bei Akten der Epochenbildung also gewissermaßen um eine feldspezifische Konstante handelt, offenbart im Folgenden wiederum ein kleiner zeitlicher Sprung in die ‚Nachfolgeepoche' der ‚Nachkriegsliteratur' und damit in die 1980er Jahre.

3 Der Prozess der postmodernen Epochenbildung

Prinzipiell unterscheidet sich die Postmoderne – ganz ähnlich im Übrigen wie die an der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert gebräuchlichen Begriffe Fin de Siècle und Décadence – von anderen Epochenkonstruktionen zunächst einmal dadurch, dass ihr nur unter großen Schwierigkeiten eine häretische Trägergruppe zuge-

ordnet werden kann.[1] Der Begriff dient im zeitgenössischen Diskurs – lässt man das kurze Vorspiel der Fiedler-Debatte Ende der 1960er Jahre (vgl. Buck 2021, 240 – 247) einmal außen vor – folglich auch nur selten als Selbstbeschreibung, die emphatisch auf einen ‚epochalen' Neuanfang in der literarischen Produktion verweist, sondern wird überwiegend als kritisch-distanzierte Fremdbeschreibung verwendet, die sich auf die Charakterisierung eines allgemeinen Zeitgeists, einer bestimmten Bewusstseinsdisposition oder Mentalität bezieht (vgl. Buck 2021, 221– 239). Akte der Epochenbildung sind entsprechend selten – umso mehr, da sie, wie einleitend bereits bemerkt, in ihren Argumentationsmustern doch zumindest vordergründig der postmodernen Absage an den Fortschrittsgedanken widersprechen. Vielmehr ist schon frühzeitig eine wachsende Zahl von Akteuren am Prozess der Epochenbildung beteiligt, deren Intention im Einzelnen nicht darin besteht, eine neue Epochenzäsur zu etablieren, deren kumulierte unreflektierte Begriffsverwendung aber genau dies bewirkt.

Angesichts dieses frühzeitig diffundierten Begriffsgebrauchs, der sich nicht zuletzt auch in einer frühen Übertragung der Konzepte auf nahezu alle Bereiche des kulturellen Lebens widerspiegelt, muss es jedoch als bezeichnend gelten, dass es gerade Debattenbeiträge wie Umberto Ecos *Nachschrift zum „Namen der Rose*, Wolfgang Welschs *Unsere postmoderne Moderne* und (zumindest kurzfristig) auch Hanns-Josef Ortheils Postmoderne-Artikel sind – allesamt Texte, die über Merkmale von Akten der Epochenbildung verfügen –, die in der „sich erregt dahinschleppenden Debatte" (Baumgart 1987) um die Postmoderne in den 1980er Jahren im überproportionalem Maße Reaktionen anderer Akteure im Feld provoziert haben und zur Kennzeichnung postmoderner ‚Programmatik' von der Forschung auch heute noch bevorzugt herangezogen werden.

Zunächst sei auf Ecos berühmten Beitrag zur Postmoderne-Theorie eingegangen: Erstaunlicherweise wurde sein Roman *Der Name der Rose*, der heute vielen als *der* Klassiker postmodernen Erzählens gilt, in Deutschland zunächst kaum als solcher wahrgenommen; in nur wenigen Rezensionen zur deutschen Erstveröffentlichung 1982 findet der Begriff der Postmoderne überhaupt Erwähnung (vgl. Buck 2021, 257– 259). Dies ändert sich erst, dann aber nachhaltig mit der vom Autor verfassten *Nachschrift zum „Namen der Rose"* (dt. 1984). In dieser stellt er selbst eine programmatische Verknüpfung zwischen seinem Roman und der Postmoderne-Debatte her, die im Anschluss in den deutschen Feuilletons und bald auch in der Wissenschaft auf fruchtbaren Boden fällt. Der entsprechende

---

1 Dieses Kapitel beruht in wesentlichen Teilen auf Buck 2021, Kap. 4 [„‚Das Gespenst der Postmoderne'. Zur besonderen Konstitution von Zeitgeist-Begriffen am Beispiel der ‚Postmoderne'"].

Abschnitt „Postmodernismus, Ironie und Vergnügen", aus dem einige mittlerweile kanonisch gewordene Zitate stammen, setzt folgendermaßen ein:

> In der Zeit von 1965 bis heute ließen sich zwei Gedanken endgültig klären. Erstens, daß man die Handlung auch in Gestalt von Zitaten anderer Handlungen wiederentdecken konnte, und zweitens, daß ein Zitat dann womöglich weniger brav und versöhnlerisch sein würde als die zitierte Handlung selbst [...]. Gab es damit die Möglichkeit zu einem neuen, nicht versöhnlerischen, hinreichend problemhaltigen und dabei amüsanten Roman?
>
> Diese Kombination, verbunden mit der Wiederentdeckung nicht nur der Handlung, sondern auch des Vergnügens, mußte erst noch von den amerikanischen Theoretikern des Postmodernismus besorgt werden. (Eco 1984, 76)

Dieser Einstieg in den poetologischen Problemhorizont deutet zunächst die für Akte der Epochenbildung charakteristische diachrone Perspektive an: Sie richtet sich einerseits auf die ‚Postmoderne' als Begriff für die gegenwärtige literarische Produktion, andererseits wird mit der Moderne ein lange dominierendes Konzept in die Vergangenheit verwiesen: „Es kommt [...] der Moment, da die Avantgarde (also die Moderne) nicht mehr weitergehen kann, weil sie inzwischen eine Metasprache hervorgebracht hat, die von ihren unmöglichen Texten spricht" (Eco 1984, 78). Dabei bezieht sich Eco insbesondere auf zwei Gewährsmänner: John Barth und Leslie A. Fiedler. Von diesen übernimmt er auch die zentrale Forderung der Überwindung des Gegensatzes von Hoch- und Populärkultur, das heißt das Ziel der Verknüpfung von Problembewusstsein und Vergnügen (vgl. Eco 1984, 80 – 82).

Bemerkenswert im Kontext des Modells der Ex-nunc-Epochenbildung sind darüber hinaus zwei weitere Aspekte der *Nachschrift:* Zum einen findet sich nämlich auch bei Eco der Versuch einer Universalisierung der jeweiligen historisch eingrenzbaren literarischen Strömung, in diesem Fall der Postmoderne, zu einer epochenübergreifenden poetischen Kategorie:

> Ich glaube indessen, daß „postmodern" keine zeitlich begrenzte Strömung ist, sondern eine Geisteshaltung oder, genauer gesagt, eine Vorgehensweise, ein *Kunstwollen*. Man könnte geradezu sagen, daß jede Epoche ihre eigene Postmoderne hat, so wie man gesagt hat, jede Epoche habe ihren eigenen Manierismus [...]. (Eco 1984, 77)

Zum anderen klagt Eco (1984, 77) darüber, dass ‚postmodern' zu einem Passepartoutbegriff geworden sei, mit dem man fast alles machen könne. Er habe den Eindruck, dass ihn inzwischen jeder auf das anwende, was ihm gerade einfalle. Diese Aussage lässt sich nun trotz der nur bedingt vorhandenen primären Trägergruppe des Begriffs durchaus als Versuch des Schutzes eines gewissen ursprünglichen ‚Markenkerns' deuten.

Gegen eine Klassifizierung der *Nachschrift* als Akt der Epochenbildung spricht freilich auf den ersten Blick, dass Eco betont, die „postmoderne Antwort auf die Moderne“ (Eco 1984, 77) liege eben nicht in der Zerstörung, sondern im ironischen Umgang mit ihr. Es fehlt bei Eco also weithin das Auftreten als Häretiker sowie die typische Gedankenfigur der epochalen Schwelle. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich hierin aber die u. a. von Hubert Zapf (2005, 207) diagnostizierte „eigentümliche Doppelstruktur“ der Debatten um das Selbstverständnis der Postmoderne, die einerseits mit dem Gestus epochaler Innovation auftrete, andererseits aber gerade die Unmöglichkeit originärer Innovation, die unvermeidliche Abhängigkeit alles Neuen vom bereits Dagewesenen postuliere. Das behauptete Austreten aus dem ‚Modernitätsdruck‘ der Moderne wird also dadurch konterkariert, dass man ebendieses als epochale Neuheit präsentieren muss.

Es gibt fast keine deutschsprachigen Autor:innen, die sich in den 1980er Jahren offen zur Postmoderne bekannt haben. Eine Ausnahme stellt – mit Einschränkungen – Hanns-Josef Ortheil dar. Sein am 17. April 1987 in der *Zeit* veröffentlichter Artikel (Ortheil 1987) offenbart seinen Manifestcharakter schon im Titel: *Das Lesen – ein Spiel. Postmoderne Literatur? Die Literatur der Zukunft!*. Ortheil (1990, 116) beklagt einige Jahre später zwar, dass dieser Titel nicht mit ihm abgesprochen gewesen und auch missverständlich sei. In der Analyse zeigt sich jedoch, dass der hiermit angeschlagene Ton durchaus seine Berechtigung hat.

Ortheil beginnt seinen Text, indem er zunächst den Schreibanlass für seinen Artikel erläutert, der in der Diskrepanz zwischen der inflationären Rede über ‚die‘ Postmoderne und einer nur geringen theoretischen Festlegung, was mit der Begriffsverwendung jeweils gemeint sei, bestehen würde. Sogleich geht er über zu einer eigenen Definition:

> Also: Die postmoderne Literatur ist die Literatur des kybernetischen Zeitalters. Sie verabschiedet nicht die ästhetischen Projekte der Moderne, sondern verfügt über diese als Modelle, die in Spiele höherer Ordnungen überführt werden können. Dabei treten an die Stelle vom Autor oder Erzähler ausgewiesener Weltbilder Strukturen, die dem Leser die entscheidende Arbeit zumuten. Der Leser wird zum intellektuellen Komplizen des Autors, das zentrale Medium der Komplizenschaft ist der Roman, als Vergewisserung über die noch möglichen Spielarten, der Welt zu begegnen. (Ortheil 1987)

Für Ortheil besteht das Markenzeichen postmoderner Literatur also vor allem in dem Spiel mit Traditionsbeständen (aus der klassischen Moderne), das jedoch die gegebenen Modelle gerade nicht verflachen, sondern zu einer gesteigerten Komplexität führen soll. Damit verbindet sich – in Analogie zu Lyotards (1993 [1979], 13–15) Absage an die ‚großen Erzählungen‘ – die Forderung, Literatur nicht mehr als Möglichkeit der Vermittlung vorgefertigter „Weltbilder“ zu begreifen, sondern mit einer ‚offenen‘ Textstruktur die Leserin bzw. den Leser zu

einer eigenen Sinnproduktion zu ermutigen (vgl. Ortheil 1987). Auch wenn Ortheil (wie Eco) darauf hinweist, dass die postmoderne Literatur keinen Bruch mit der Tradition der Moderne darstellt, lässt sich bereits der oben zitierten Textstelle eine gewisse Forciertheit, ein apodiktischer Ton nicht absprechen. Diese Forciertheit äußert sich auch darin, dass die postmoderne Literatur als die dem vorherrschenden „kybernetischen" Zeitalter einzig gemäße Literatur vorgestellt wird.

Im weiteren Verlauf folgt der Text zwar über weite Strecken einem Duktus neutraler Beschreibung. Gerade der Schlussteil zeigt dann jedoch wieder auf signifikante Weise alle Merkmale eines Aktes der Epochenbildung:

> Mit erheblicher Verzögerung sind also postmoderne Spielarten auch in die deutschsprachige Literatur eingedrungen. Ihr Anteil wird – das kann man ohne Hemmungen sagen – immer größer werden. Die postmoderne Literatur ist dort, wo sie sich auf das Niveau der bereits international gewordenen Mittel einläßt, ohne Zweifel die Literatur der Zukunft. Sie wird jene entscheidenden Maßstäbe setzen, denen man später einmal die Kriterien des neuen Stils (des Stils unseres Zeitalters) wird ablesen können. Das zeichnet sich schon ab. Doch in unserem literarischen Leben wird noch immer vom Ein- und Hausgemachten geredet. Ich denke, lange kann dieser Appetit nicht mehr anhalten. Es gibt Besseres. (Ortheil 1987)

Auffällig ist insbesondere die doppelte zeitliche Perspektive: die Abgrenzung gegenüber dem orthodoxen „Ein- und Hausgemachten" sowie der Verweis auf die nahe Zukunft. Damit einher geht die ebenfalls typische Evokation einer Schwellensituation – der Durchbruch der Postmoderne zeichne sich schon (bzw. erst) ab – und das Merkmal forcierter Innovation – der neue Stil werde „ohne Zweifel" in der Zukunft „Maßstäbe setzen". Nicht zuletzt bewegt sich Ortheils programmatischer Text auch rhetorisch eindeutig in Richtung eines performativen Sprechaktes (als Verdiktiv, Kommissiv und/oder als Deklaration einer Zeitenwende).

Mit Blick auf die Argumentationsmuster forcierter Innovation überrascht es des Weiteren nicht, dass ein wichtiger Bestandteil von Ortheils Artikel die Entwicklung bzw. Bestätigung einer eigenen literarischen Bezugsreihe darstellt: ‚Ahnherren' postmoderner Literatur sind Ortheil zufolge vor allem in den USA und im lateinamerikanischen Raum zu suchen. Zudem bezieht er sich in theoretischer Hinsicht u. a. auf Umberto Ecos schon besprochene *Nachschrift zum „Namen der Rose"*. Als Vorreiter im deutschsprachigen Raum hebt er die Arbeiten von Rolf Dieter Brinkmann und Peter Handke Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre hervor (Ortheil 1987). Diese Reihe versucht Ortheil auch für die jüngere deutsche Literatur fortzusetzen; diese sei zwar erst verspätet ‚postmodern' geworden, doch würde auch sie mittlerweile über „drei Meisterwerke postmoderner Haltung" (Ortheil 1987) verfügen: Wolfgang Hildesheimers *Marbot* sowie die heute weniger bekannten Romane *Bei den Bieresch* von Klaus Hoffer und *Commedia* von Gerold Späth.

Sowohl Ecos *Nachschrift* als auch Ortheils *Zeit*-Artikel haben unmittelbare Gegenreaktionen zur Folge (Zimmer 1984; Baumgart 1987; Kurzke 1987), die den häretischen Akten den (mehr oder weniger offen) postulierten Neuheitswert absprechen, indem sie – so eine typisch orthodoxe Strategie – die hierin vertretenen Standpunkte polemisch oder in einer Art „Überparteilichkeitsrhetorik" (Bourdieu 1990, 108) zu Allgemeinplätzen herabstufen, die seit jeher bekannt, zumindest wenig distinktiv seien. Diese Invektiven führen freilich keineswegs zum Abbruch der Diskussion, sondern befeuern diese eher noch – und bestätigen damit indirekt den häretischen Bruch (vgl. Bourdieu 2001, 357).

Bemerkenswert ist diesbezüglich wiederum die von Ortheil geäußerte Kritik am Verhalten der Wissenschaft, für die die Postmoderne ein „Angstgespenst[]" sei und die infolgedessen mit „Verhinderungs-Strategien" hantiere (Ortheil 1987) – bemerkenswert deswegen, weil es *gerade* die Wissenschaft ist, die erstaunlich früh den Begriff der Postmoderne aufgreift und versucht, diesen neutral-affirmativ auf literarische Gegenwartsphänomene anzuwenden (vgl. Buck 2021, 268–271). Dies zeigt auch ein Blick auf einen weiteren Akt postmoderner Epochenbildung: auf Wolfgang Welschs im Jahr 1987 erstveröffentlichtes Werk *Unsere postmoderne Moderne*. Die Klassifizierung von Welschs Studie als Akt der Epochenbildung mag auf den ersten Blick überraschen, da sie nach wie vor als Standardwerk im Bereich der Postmoderne-Forschung gilt. Im wissenschaftlichen Feld sind freilich Wertmaßstäbe wie Objektivität, Differenziertheit oder auch Überprüfbarkeit als dominant anzusehen – Maßstäbe, die der Rhetorik von Akten der Epochenbildung eigentlich zuwiderlaufen. Doch weist das Werk, wie im Folgenden gezeigt werden soll, tatsächlich wesentliche Merkmale ebensolcher Akte auf.

Dies wird schon in seiner Einleitung deutlich, in der Welsch zunächst berechtigte Kritik übt an dem diffusen Postmoderne-Begriff, wie er sich vor allem im zeitgenössischen Feuilletondiskurs ungebremst verbreitet habe, um sogleich jedoch in einer ganzen Reihe von als konstative Äußerungen getarnten performativen Setzungen eine eigene vermeintlich korrekte Definition nachzuliefern.

> Ihm gegenüber gilt es dem präzisen Postmodernismus Raum zu schaffen. Dieser ist der veritable und effiziente Postmodernismus. Er frönt nicht dem Rummel des Potpourri und folgt nicht einer läppisch-beliebigen Verwirrungslizenz, sondern tritt für wirkliche Pluralität ein und wahrt und entwickelt diese, indem er einem Unterscheidungsgebot folgt. Statt die Vielheit durch Mischmasch zu vergleichgültigen, potenziert er sie durch Zuschärfung. Statt den Differenzen in freier Turbulenz ihren Stachel zu nehmen, bringt er ihren Widerstreit zur Geltung. Statt naiver oder zynischer Kompensation betreibt er einschneidende und effektive Kritik. Es ist an der Zeit, diesen anderen Postmodernismus theoretisch wie praktisch zur Geltung zur bringen. (Welsch 2008 [1987], 3)

Zwar betont Welsch in diesem Zusammenhang, dass sich der Ausdruck ‚Postmoderne' mit der Andeutung eines Epochenanspruchs übernehme und dass die Postmoderne keine Anti-Moderne sei, sondern vielmehr die bereits in der Moderne angelegte Versprechung radikaler Pluralität einlöse – womit sie sich auch von der modernistischen Ideologie der Potenzierung, der Innovation, der Überholung und Überwindung verabschiede (vgl. Welsch 2008, 1, 6–7). Doch wie Eco und Ortheil bedient sich letztlich auch Welsch einer erkennbaren Rhetorik des Bruchs. Die typische Doppelstruktur postmoderner Programmatik, die in der Ablehnung des modernen Überbietungsgestus bei gleichzeitiger Proklamation des Neuen besteht, manifestiert sich auch im folgenden Zitat, das zugleich noch einmal die starke politisch-normative Ausrichtung von Welschs Ansatz verdeutlicht:

> Die Postmoderne ist diejenige geschichtliche Phase, in der radikale Pluralität als Grundverfassung der Gesellschaften real und anerkannt wird und in der daher plurale Sinn- und Aktionsmuster vordringlich, ja dominant und obligat werden. Diese Pluralisierung wäre, als bloßer Auflösungsvorgang gedeutet, gründlich verkannt. Sie stellt eine zuinnerst positive Vision dar. Sie ist von wirklicher Demokratie untrennbar. (Welsch 2008, 5)

Trotz des Bemühens, die Postmoderne lediglich als radikale Fortsetzung der Moderne darzustellen, betont Welsch also forciert das Utopisch-Neuartige der Postmoderne. So schleicht sich letztlich dann doch die typische Gedankenfigur der epochalen Schwelle in die Argumentation ein, die Welsch – als ‚modernistisch' gebrandmarkt – eigentlich überwinden wollte:

> Der Ausdruck [Postmoderne; N.B.] ist sinnvoll nur als Indiz. Er verweist auf eine Bestimmungskrise, wo eine alte Signatur nicht mehr greift, eine neue aber noch nicht eindeutig in Sicht ist. Man spürt, daß die überkommenen Strategien nicht mehr gemäß sind und daß es von ihnen abzurücken gilt. Dazu will der Terminus anhalten. Er hat Signalfunktion. (Welsch 2008, 319)

Neben der doppelten zeitlichen Struktur, dem gleichzeitigen Blick in Vergangenheit und Zukunft, weist Welschs Arbeit auch zwei weitere signifikante Merkmale von Akten der Epochenbildung auf: Zum einen zeichnet sich auch bei ihm die Tendenz ab, die (eigene) philosophische Strömung zu einer überzeitlichen Struktur zu verabsolutieren. Man dürfe, so Welsch, in der Postmoderne kein kurzlebiges Modephänomen sehen. Der Postmodernismus habe tiefere Wurzeln und eine längere Herkunft – als Ahnherren nennt Welsch Pascal, Kant und Wittgenstein – und sie arbeite an gravierenderen Problemen als an denen des Tages. (Welsch 2008, 3–4) Daran anschließend versucht Welsch zum anderen, das postmoderne Denken mit dem allgemeinen Geschichtsverlauf zu synchroni-

sieren, wodurch es als die einzig adäquate Antwort auf die neuartigen Anforderungen der Welt erscheint:

> Zudem muß man sich insgesamt darüber im klaren sein, daß Postmoderne und Postmodernismus keineswegs eine Erfindung von Kunsttheoretikern, Künstlern und Philosophen sind. Vielmehr sind unsere Realität und Lebenswelt „postmodern" geworden. Im Zeitalter des Flugverkehrs und der Telekommunikation wurde Heterogenes so abstandslos, daß es allenthalben aufeinandertrifft und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zur neuen Natur wurde. Real ist eine Gesamtsituation der Simultaneität und Interpenetration differenter Konzepte und Ansprüche entstanden. Auf deren Grundforderungen und Probleme sucht der postmoderne Pluralismus zu antworten. Er erfindet diese Situation nicht, sondern reflektiert sie. Er schaut nicht weg, sondern sucht sich der Zeit und ihren Herausforderungen zu stellen. (Welsch 2008, 4)

Die Textbeispiele dürften hinreichend gezeigt haben, dass Welschs *Unsere postmoderne Moderne* trotz gegenteiliger Bekundungen durchaus als Akt postmoderner Epochenbildung charakterisiert werden kann. Zu einem ganz ähnlichen Schluss gelangt auch Ralf Grüttemeier, der anhand von Donna Haraways *A cyborg manifesto* und eben Wolfgang Welschs *Unsere postmoderne Moderne* (1987) demonstriert, dass die Behauptung, es könne keine postmodernen Manifeste beziehungsweise keine Manifeste in postmodernen Zeiten geben, so nicht haltbar sei: „Was sich auf den ersten Blick als Ergebnis von Deskription und wissenschaftlicher Analyse bei Welsch darstellt – Hybridbildungen als Strukturmerkmal der Postmoderne – erweist sich bei genauerem Hinsehen als poetologische Norm, die auch Welsch selber vertritt" (Grüttemeier 1998, 377). Im Vorwort zur 3. Auflage seines Werks aus dem Jahr 1990 reflektiert Welsch übrigens selbst über die Ursachen für den forcierten Ton. Er erklärt ihn sich im Nachhinein mit seiner damaligen Randstellung im Wissenschaftsbetrieb, die ihn, da er in dieser Situation in geringerem Maße auf die Normen wissenschaftlichen Schreibens achten musste, in gewisser Weise zum Häretiker werden ließ:

> Der besondere Ton hängt wohl damit zusammen, daß ich mir mit diesem Buch nicht nur etwas von der Seele geschrieben, sondern (man verzeihe die pathetische Formulierung) auch eine andere Seele erschrieben habe. Nachdem ich im Anschluß an die Habilitation von deutschen Wissenschaftsinstitutionen keinerlei Unterstützung hatte erhalten können und die statt dessen offerierte Chance der Arbeitslosigkeit zur Genüge gekostet hatte, war ich nach Wien gegangen, wo das Buch entstanden ist. Vielleicht schrieb ich aus dieser Situation heraus freier und riskanter. (Welsch 2008 [1991], XVI)

4 Conclusio

Die meisten der heute gebräuchlichen Epochenkonstruktionen haben ihren begrifflichen Ursprung im häretischen Diskurs des literarischen Felds, in dem sie einstmals als Distinktionszeichen im steten feldinternen Kampf um Deutungsmacht fungierten. Solche stark ideologisch aufgeladenen Zäsursetzungen erfahren im wissenschaftlichen Diskurs zwar ex post eine gewisse Form der Objektivierung bzw. Relativierung, können von ihrem Entstehungskontext aber nicht vollkommen entkoppelt werden.

In Bezug auf diesen Kontext kommt strategischen häretischen Handlungsformen, die man als Akte der Epochenbildung bezeichnen kann, eine exponierte Stellung zu. Diese dienen nicht nur der poetologischen Selbstversicherung bzw. der literarischen Gruppenbildung, sondern provozieren auf besondere Weise auch orthodoxe Gegenreaktionen, die – entgegen ihrer Absicht – schon allein durch die Zuteilung von Aufmerksamkeit die Legitimität des häretischen Einwurfs zusätzlich stärken. Zwar geht Bourdieu in seinen *Regeln der Kunst* ausführlich auf die für die ständige Reproduktion des literarischen Felds konstitutiven Auseinandersetzungen zwischen Etablierten und Neulingen ein; das in diesem Kontext zu beobachtende Phänomen performativer Sprechhandlungen findet jedoch kaum Beachtung. Umgekehrt nehmen in seinen Arbeiten zur Sprache, die auf dem Konzept der Performativität beruhen, die Besonderheiten des literarischen Felds keine exponierte Stellung ein. Dabei ergibt sich gerade in der Verknüpfung von Bourdieus sprach- und literatursoziologischen Schriften eine fruchtbare Perspektive auf die Bedingungen und Funktionsweise von Akten der Epochenbildung im Rahmen der Einführung und Konsolidierung literarhistorischer Zäsursetzungen.

Als allgemeine Merkmale von Akten der Epochenbildung, wie sie erstaunlicherweise in allen Prozessen der Epochenbildung seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts – und nicht nur in der hier im ersten Teil fokussierten Begründung einer deutschen Nachkriegsliteratur – auffindbar sind, können identifiziert werden: *erstens* die Evokation einer kulturellen Schwellensituation, mit dem das In-die-Vergangenheit-Verweisen dominierender bzw. konkurrierender literarischer Paradigmen bei gleichzeitigem Anspruch auf Antizipation einer positiv besetzten Zukunft verbunden ist, *zweitens* eine sich in bestimmten Argumentationsstrategien manifestierende Forciertheit im Ton, *drittens* die Verwendung einer distinkten Begrifflichkeit, *viertens* die behauptete Repräsentation einer Gruppe oder Generation sowie *fünftens* verschiedene mit dem performativen Charakter der Äußerungen zusammenhängende sprachliche Auffälligkeiten (z. B. im Modalverbgebrauch). Aus diesem Katalog ergibt sich ein spezifisches rhetorisches und

inhaltliches Profil von Akten der Epochenbildung, das relativ unabhängig von ihrer medialen Erscheinungsform, die sich keineswegs nur auf das offen aktionistische literarische Manifest beschränkt, und ihren konkreten poetologischen Implikationen nachweisbar ist.

Die im zweiten Teil des vorliegenden Beitrags fokussierte Genese der Postmoderne unterscheidet sich von den meisten anderen Ex-nunc-Epochenkonstruktionen zwar dadurch, dass ein leitender häretischer Diskurs nur bedingt erkennbar ist, die Bezeichnung im deutschsprachigen Raum vielmehr von Beginn an überwiegend als kritisch-distanzierte Fremdzuschreibung gebraucht wird. Doch tut dies zum einen ihrer rasch zunehmenden feldübergreifenden Verwendung als Epochenbegriff keinen Abbruch; zum anderen sind es gerade solche als Akte der Epochenbildung zu klassifizierende Artikel und Schriften von Umberto Eco, Hanns-Josef Ortheil und Wolfgang Welsch, die innerhalb der auf eine Konsolidierung der Epochenkonstruktion ‚Postmoderne' zulaufenden Debatte besondere – wenn auch häufig kritische – öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Gerade diese – überdies im Widerspruch zum zeitgenössischen Geschichtsbild stehende – Kontinuität zu früheren Epochenbildungsprozessen stärkt die Annahme, dass Akte der Epochenbildung als ritualisierte Handlungsformen gelten können, auf die Akteure im mehr oder weniger bewussten Wissen um das sich im Laufe der Jahrhunderte verfestigte ‚Regelwerk' des literarischen Feldes bevorzugt zurückgreifen, um die eigene Sichtbarkeit im Feld zu erhöhen. Auch im vermeintlich unideologischen ‚postmodernen Zeitalter' garantiert also die apodiktische Rhetorik von Akten der Epochenbildung ein hohes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit – dies im Übrigen auch noch mit größerem zeitlichen Abstand bzw. nach Rezeptionspausen, wie das im Laufe der 1980er Jahre neu entfachte Interesse an den programmatischen Verlautbarungen im Kontext der Fiedler-Debatte offenbart.

Letztlich kann zwar nicht davon gesprochen werden, dass die genannten Akteure den zeitgenössischen Diskurs über eine mögliche postmoderne Epochenzäsur insgesamt bestimmt hätten – dafür sind an der Debatte seit ihrem erneuten Aufflammen im deutschsprachigen Raum Ende der 1970er Jahre zu viele unterschiedliche Stimmen aus zudem divergierenden kulturellen Kontexten beteiligt. Ihre programmatischen Akte der Epochenbildung fungieren jedoch durchaus als Katalysatoren, durch die die frühzeitig von *Diffusion* geprägte Debatte zusätzlich intensiviert wird. So kommt es zu einer Vielzahl von Bezugnahmen auf Eco, Ortheil und Welsch sowie auf die hier nur am Rande behandelten Fiedler und Lyotard, wodurch sich langsam eine eigene Reihe kanonischer postmoderner Theoretiker etabliert, auf die von den (wenigen) Befürwortern, von Kritikern wie auch von (vermeintlich) neutralen Beobachtern zum Zwecke der Komplexitätsreduktion zurückgegriffen wird. Freilich handelt es sich um eine

Reihe, die angesichts des Fehlens einer genuinen Trägergruppe des Begriffs bis heute von unklaren Zuordnungen und einer deutlichen Unschärfe an den Rändern geprägt ist.

Literaturverzeichnis

Andersch, Alfred. „Deutsche Literatur in der Entscheidung: Ein Beitrag zur Analyse der literarischen Situation“ [1947]. *Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Bd. 8: *Essayistische Schriften I*. Zürich: Diogenes, 2004. 187 – 218.

Arnold, Heinz-Ludwig. *Die Gruppe 47: Ein kritischer Grundriß*. 3., gründlich überarbeitete Auflage. München: Edition Text + Kritik, 2004.

Bachmann-Medick, Doris. *Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2006.

Barner, Wilfried. „Über das Negieren von Tradition: Zur Typologie literaturprogrammatischer Epochenwenden in Deutschland“. *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*. Hg. Reinhart Herzog und Reinhart Koselleck. München: Fink, 1987a. 3 – 51.

Barner, Wilfried. „Zum Problem der Epochenillusion“. *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*. Hg. Reinhart Herzog und Reinhart Koselleck. München: Fink, 1987b. 517 – 529.

Baumgart, Reinhard. „Postmoderne – Fröhliche Wissenschaft? Über eine lange verschleppte, leergedroschene Frage“. *Die Zeit*, 16. Oktober 1987.

Böttiger, Helmut. *Die Gruppe 47: Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2012.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.

Bourdieu, Pierre. „Der Fetisch Sprache“ [1975]. *Sprache: Schriften zur Kultursoziologie I*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2017a. 7 – 72.

Bourdieu, Pierre. „Zur Ökonomie des sprachlichen Tauschs (1982)“. *Sprache: Schriften zur Kultursoziologie I*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2017b. 107 – 178.

Bourdieu, Pierre. *Was heißt Sprechen?* Wien: Braumüller, 1990.

Boyken, Thomas, und Nikolas Immer. *Nachkriegslyrik: Poesie und Poetik zwischen 1945 und 1960*. Stuttgart: utb, 2020.

Buck, Nikolas. *Geschichte schreiben: Ein Modell zum Prozess literarhistorischer Epochenbildung*. Baden-Baden: Ergon, 2021.

Buck, Nikolas. „Die Proklamation des Relevanten Realismus als (versuchter) Akt der Epochenbildung“. *Leider nein! Die Absage als kulturelle Praxis*. Hg. David-Christopher Assmann, Kevin Kempke und Nicola Menzel. Bielefeld: Transcript, 2020. 125 – 144.

Eco, Umberto. *Nachschrift zum „Namen der Rose“*. München: Hanser, 1984.

Esselborn, Karl. „Neubeginn als Programm“. *Hansers Sozialgeschichte der Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 10: *Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967*. Hg. Ludwig Fischer. München und Wien: Carl Hanser Verlag, 1986. 230 – 243.

Gomringer, Eugen. „konkrete dichtung“ [1956]. *konkrete poesie: deutschsprachige autoren*. Hg. Eugen Gomringer. Stuttgart: Reclam, 2001a. 161 – 162.

Gomringer, Eugen. „vom vers zur konstellation“ [1954]. *konkrete poesie: deutschsprachige autoren*. Hg. Eugen Gomringer. Stuttgart: Reclam, 2001b. 155 – 160.
Grüttemeier, Ralf. „Das Manifest ist tot – es lebe das Manifest! Über die poetologische Dimension der Debatte um postmoderne Manifeste“. *Manifeste: Intentionalität*. Hg. Hubert van den Berg. Amsterdam: Rodopi, 1998. 367 – 383.
Gumbrecht, Hans Ulrich. „Posthistoire Now“. *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie*. Hg. Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985. 34 – 50.
Heißenbüttel, Helmut. „Definitionen: Konkrete Poesie“. *Deutsche Zeitung*, 13./14. 05. 1961: 20.
Irsigler, Ingo. „‚Gegen die Zeit‘ – Peter Rühmkorf und der Expressionismus im Kontext des literarischen Feldes der frühen 1950er Jahre“. *‚Wo ich gelernt habe‘: Peter Rühmkorf und die Tradition*. Hg. Susanne Fischer, Hans-Edwin Friedrich und Stephan Opitz. Göttingen: Wallstein, 2021. 42 – 59.
Kauffmann, Kai. „Polemische Angriffe im literarischen Feld: Literatursatiren der Stürmer und Dränger (Goethe, Merck, Lenz)“. *Sturm und Drang: Epoche – Autoren – Werke*. Hg. Kai Kauffmann und Matthias Buschmeier. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2013. 29 – 48.
Kiesel, Helmuth. „Die Restaurationsthese als Problem für die Literaturgeschichtsschreibung“. *Zwei Wendezeiten: Blicke auf die deutsche Literatur 1945 und 1989*. Hg. Walter Erhart und Dirk Niefanger. Tübingen: Niemeyer, 1997. 13 – 45.
Kindt, Tom. „Epoche machen! Zur Verteidigung eines umstrittenen Begriffs der Literaturgeschichte“. *Aufklärung und Romantik: Epochenschnittstellen*. Hg. Daniel Fulda, Sandra Kerschbaumer und Stefan Matuschek. München: Fink, 2015. 11 – 22.
Kölbel, Martin. „Eine ‚Art literarischer Widerstandsbewegung‘. Entstehung und Ästhetik einer inoffiziellen Literaturzeitschrift“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019. 565 – 582.
Kurzke, Hermann. „Der Nihilismus ist fröhlich geworden“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23. 05. 1987.
Lampart, Fabian. *Nachkriegsmoderne: Transformationen der deutschsprachigen Lyrik 1945 – 1960*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2013.
Lyotard, Jean-François. *Das postmoderne Wissen: Ein Bericht*. Hg. Peter Engelmann. 2. Auflage. Wien: Passagen-Verlag, 1993.
Mix, York-Gothart. „Wahre Dichtung und Ware Literatur: Lyrik, Lohn, Kunstreligion und Konkurrenz auf dem literarischen Markt 1760 – 1810“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 109 – 136.
Ortheil, Hanns-Josef. „Das Lesen – ein Spiel. Postmoderne Literatur? Die Literatur der Zukunft!“. *Die Zeit*, 17. 04. 1987.
Ortheil, Hanns-Josef. „Postmoderne in der deutschen Literatur“. *Schauprozesse: Beiträge zur Kultur der 80er Jahre*. München: Piper, 1990. 116 – 128.
Riegel, Werner. „Das Recht auf Häresie“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019a [1953]. 134 – 136.

Riegel, Werner. „Vorwort zum Finismus“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf.* Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019b [1953]. 168 – 170.

Riegel, Werner. „Die heiße Lyrik“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf.* Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019c [1954]. 236 – 238.

Rühmkorf, Peter. „Finismus“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf.* Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019a [1954]. 328 – 330.

Rühmkorf, Peter. „Finismus: Absteckung der poetischen Möglichkeiten 1954“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf.* Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019b [1954]. 347 – 352.

Steinwachs, Burkhart. „Was leisten (literarische) Epochenbegriffe? Forderungen und Folgerungen“. *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie.* Hg. Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985. 312 – 323.

Stockinger, Claudia. „Die Konstruktion von Alterität: Zur Selbstorganisation von Epochen am Beispiel Lessings“. *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000.* Hg. Peter Wiesinger. Bd. 6. Bern u. a.: Lang, 2002. 39 – 45.

Stockinger, Claudia. „Zur Literaturgeschichte Peter Rühmkorfs“. *‚Lass leuchten!‘: Peter Rühmkorf zwischen Aufklärung, Romantik und Volksvermögen.* Hg. Jan Bürger und Stephan Opitz. Göttingen: Wallstein, 2010. 151 – 173.

Tommek, Heribert. „Trennung der Räume und Kompetenzen: Der Glaube an die Gelehrtenrepublik: Klopstock, Goethe, Lenz (1774 – 1776)“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis.* Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 89 – 108.

Wagner, Birgit. „Auslöschen, vernichten, gründen, schaffen: zu den performativen Funktionen der Manifeste“. *‚Die ganze Welt ist eine Manifestation‘: Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste.* Hg. Wolfgang Asholt und Walter Fähnders. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1997. 39 – 57.

Wehdeking, Volker. „Literarische Programme der frühen Nachkriegszeit“. *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 21.2 (1990): 2 – 15.

Welsch, Wolfgang. *Unsere postmoderne Moderne.* 7. Auflage. Berlin: Akademie Verlag, 2008.

Wolf, Norbert Christian. *Streitbare Ästhetik: Goethes kunst- und literaturtheoretische Schriften 1771 – 1789.* Tübingen: Niemeyer, 2001.

Williams, Rhys W. „Deutsche Literatur in der Entscheidung: Alfred Andersch und die Anfänge der Gruppe 47“. *Die Gruppe 47 in der Geschichte der Bundesrepublik.* Hg. Justus Fetscher, Eberhard Lämmert und Jürgen Schutte. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1991. 23 – 43.

Zapf, Hubert. „Postmoderne Literaturtheorie“. *Theorien der Literatur: Grundlagen und Perspektiven, Bd. 2.* Hg. Hans Vilmar Geppert und Hubert Zapf. Tübingen und Basel: Francke, 2005. 205 – 223.

Zimmer, Dieter E. „Ein Erfolg wird erklärt“. *Die Zeit*, 08. 06. 1984.

Markus Joch

An der Konsekrationsgrenze – feldtheoretische Überlegungen zu Hans Magnus Enzensbergers Aufstieg

Zunächst sei in einem Vorspann skizziert, was den Verfasser zur Theorie des literarischen Feldes gezogen hat und nicht etwa zur anderen prominenten Option der Literatursoziologie, Niklas Luhmanns Systemtheorie. Dann geht es am Beispiel eines bekannten deutschen Nachkriegsautors um die Logik der Weihen und allgemeiner der Wertzuschreibungen im literarischen Feld. Was tragen Begriffe wie Konsekration, Kapital und Habitus zur Erklärung des Aufstiegs von Hans Magnus Enzensberger bei? An den entscheidenden Stationen seiner Laufbahn hoffe ich auch zeigen zu können, dass entgegen schönen Globalisierungsreden die Konsekrationspolitik durchaus noch einer Logik nationaler literarischer Felder folgt und es ratsam ist, heteronome Einflüsse auf die literarische Welt in ihren unterschiedlichen politischen Vorzeichen sichtbar zu machen. Der Schlussabschnitt tritt vom Einzelfall etwas zurück, um ganz kurz prinzipielle Einsatzmöglichkeiten der Kategorien Pierre Bourdieus anzuschneiden und für ein bestimmtes Update zu werben.

1 Attraktion der Theorie

Zwischen Feld- und Systemtheorie der Literatur besteht Konkurrenz, insofern beide beanspruchen, soziologische Begriffe für literarische Autonomisierung bereitzustellen. Beide betonen eine Entwicklungstendenz der Kunst: hin zum Primat der Darstellungsweise vor dem Dargestellten, das Innovationsdiktat in der Kunst, ihre Abkopplung von religiösen und politischen Normierungen und nicht zuletzt ihre Selbstbezüglichkeit (bei Bourdieu die zunehmende „Selbstreflexivität“).[1] Warum man insoweit verwandte Ansätze trotzdem nicht verwechseln sollte, hat Bourdieu in einem eher selten zitierten Interview mit Loïc J. D. Wacquant unterstrichen. „Was die Systemtheorie angeht, so hat sie tatsächlich oberflächliche Ähnlichkeiten mit der Theorie der Felder. [...] Aber trotzdem sind beide Theorien radikal verschieden“ (1996, 134). Kategorisch ist Bourdieus Ab-

1 Vgl. zu den Gemeinsamkeiten näher Joch (2009, 405–407).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-015

lehnung der Vorstellung, Kunstproduktion sei von interner Kohäsion gekennzeichnet. Denn:

> Man kann zwar zum Beispiel im literarischen oder künstlerischen Feld die für einen Raum von Möglichkeiten konstitutiven Stellungnahmen als System behandeln, doch bilden diese Stellungnahmen dennoch ein System von Unterschieden, von distinktiven, antagonistischen Eigenschaften, das sich nicht gemäß einer eigenen internen Dynamik entwickelt (wie das Prinzip der Selbstreferenz impliziert), sondern durch interne Konflikte im Feld der Produktion. Das Feld ist ein Ort von Kräfte- und nicht nur Sinnverhältnissen und von Kämpfen um die Veränderung dieser Verhältnisse, und folglich ein Ort des permanenten Wandels. (1996, 134–135)

Während Bourdieu den Konflikt als Movens literarischer (und allgemein künstlerischer) Veränderung versteht, billigt Luhmann ihm im Kunst- wie in allen anderen Systemen nur eine „parasitäre Existenz" zu (1984, 533). Die Bielefelder Position, Künstler orientierten sich weniger an den Objekten (der ‚Realität') als an den Vorgängern,[2] können feldorientierte Forscher noch unterschreiben; dass die Orientierung aber primär im Instruiert- und Inspiriertwerden[3] bestehen soll, nicht etwa in der Abgrenzung von den Vorgängern, mutet merkwürdig glättend an. Zwar registriert Luhmann, dass Kunst „bewußt und rücksichtslos diskontinuieren [kann]" (1986, 644), doch versteht er solche Operationen als einen Nicht-Anschluss konfliktfreier Art. Der Stilwechsel vollziehe sich, weil die vorausgegangenen „Kunstwerke ohnehin vollendet sind", mithin aus Gründen der Redundanzvermeidung, überdies lasse er „die Kunstwerke der Vergangenheit in Geltung" (1986, 644).

Werden da nicht 200 Jahre avantgardistischer Praxis vergessen? Ihr kompetitiver, unduldsamer und oft genug doktrinärer Umgang mit dem Vergangenen bzw. aktuell Vorgefundenen? Ließ Heinrich Heine die Werke der Romantiker gelten, hat er Ludwig Tiecks Erzählungen nicht infantilisiert? Distanzierte sich die Gruppe 47 nicht von der Dichtungsmystik der Inneren Emigration, um dann selbst vom jungen Peter Handke der „Beschreibungsimpotenz" geziehen zu werden? Man kann zwar einräumen, dass die Bereitschaft von Künstlern zu symbolischen Aggressionen gegen die Altvorderen je nach Kunstsparte variiert, in der bildenden Kunst weniger ausgeprägt ist als in der Literatur. Doch besteht das Problem darin, dass die systemtheoretische Vorstellung einer reibungsarmen Stilevolution spartenübergreifende Geltung beansprucht, obwohl sie primär an bildender Kunst gewonnen wurde. Die Übertragbarkeit auf Literatur ist das Zweifelhafteste. So anregend einige literaturwissenschaftliche Weiterungen von Luhmanns

---

2 Vgl. Luhmann (1986, 626).
3 Vgl. Luhmann (1986, 626).

Kunstwerk-Aufsatz waren – etwa der Vorschlag, die künstlerischen Leitdifferenzen schön/hässlich und stimmig/unstimmig durch faszinierend/banal und interessant/langweilig zu ergänzen[4] –, auch in den germanistischen Adaptionen der Systemtheorie bleiben die literarischen Produktivkräfte Kampf, Konflikt und Rivalität unterbelichtet. Mit Bourdieu die Differenzen literarischer Werke den Positionskämpfen zwischen Herrschenden und Beherrschten, Bewahrern und Umstürzlern *in aestheticis* zuzuschreiben, scheint mir faktennäher. Dies umso mehr, als die Versuche der Häretiker, durch Absetzung von der jeweiligen Orthodoxie Epoche zu machen, mindestens so viel zu Epochenbildungen beigetragen haben wie die nachträglichen Konstruktionen der Literaturwissenschaft.[5] Ebenso plausibel sind Bourdieus Akzente, dass Schriftsteller Unabhängigkeit von ökonomischen, politischen und moralischen Normen erst erstreiten mussten (sie ergibt sich nicht in einem ominösen Selbstlauf) und Literatur wie jedes Feld „einen potentiell offenen Spielraum mit ‚dynamischen Grenzen' [bildet], die ein im Feld selbst umkämpftes Interessenobjekt darstellen" (Bourdieu und Wacquant 1996, 135).

Sowohl die Autonomisierung der Literatur von externen Kräften als auch ihre internen Machtkämpfe in den Blick zu nehmen, macht den Vorteil der Feldtheorie aus. Aber wie mit ihr praktisch umgehen? Da werden sich ihre Interessenten wohl einig sein: möglichst so empirisch, wie es Bourdieu in seinen Studien zum französischen Literatur- und Kunstfeld vorexerzierte. Das heißt dann auch, seine Befunde einzuschränken, ihnen zu widersprechen oder sie zu nuancieren, wann immer es nötig ist, sich also nicht, und sei es nur unbewusst, zur literaturwissenschaftlichen Bestätigungsmaschine zu machen. Nehmen wir die Aussage, der Zwist zwischen Neuankömmlingen und etablierten Produzenten bilde eine Konstante des literarischen Feldes und den Motor seines Wandels.[6] Eine Regel, zu der sich Ausnahmen angeben lassen. Wie eine kürzlich erschienene Dissertation zur pragerdeutschen Literatur herausstellt, sind deren zweite und dritte Generation zwischen 1900 und 1910 wenig geneigt, altvordere Autoren im Produktionsraum zu delegitimieren.[7] Max Brod etwa fährt intra- wie intergenerationell einen konsensualen Kurs, vorsichtig selbst noch gegenüber dem deutschnationalen Pol vor Ort. Zum Typus des nachwachsenden Autors, der die Vorgänger „aufs Altenteil schick[t]" (Bourdieu 1999, 253), darf man Brod durchaus zählen, nur verdrängt er

4 Plumpe (1995, 52–53), zieht ‚interessant/uninteressant' bzw. ‚spannend/langweilig', ‚faszinierend/banal' dem Code ‚schön/hässlich' vor, da letzterer eher in philosophisch-wissenschaftlichen Beobachtungen der Kunst beheimatet sei als im Kunstsystem selbst.

5 Vgl. dazu Buck, infra.

6 Vgl. Bourdieu (1999, 253).

7 Vgl. Stiemer (2020, 95–112).

die älteren Akteure der Regionalliteratur, ohne ihre Abwertung zu *betreiben*, vielmehr kraft eines extern erworbenen symbolischen Kapitals. Seine Anerkennung im deutschsprachigen Ausland wird im Prager Produktionsraum nachweislich wahrgenommen und stärkt seine dortige Stellung. Auf externe Kapitalisierung wird mein Beitrag zurückkommen.

Empirisch heißt auch, das Verhältnis der Begriffe Konflikt, Kampf und Kräfteverhältnisse näher zu bestimmen. Das Langzitat oben sagt noch nichts aus über ihr relatives Gewicht und ihre Erscheinungsformen. Konkurrenzen im Feld und instinktive Selbstabgrenzungen von Autoren dank ihres *sense of one's place* (Goffman) sind noch keine Konflikte. Auch gestaltet sich der Kampf um die Definition des literarisch Legitimen nicht unbedingt als manifester Konflikt. Mindestens ebenso häufig kommt eine andere Form vor: die der mit Autorität versehenen Wertzuweisungen. Akte der Konsekration, die Vergabe von Literaturpreisen z. B., gehen in der Regel ohne Streit vonstatten, auch wenn Peter Handke jetzt ungläubig schauen mag. Konsekrationen zählen gleichwohl zu den Kampfformen, weil sie distinguierend wirken, den einen Autoren zuteilwerden und den anderen nicht. Verfolgen wir ihre Vergabelogik an den Weihen, die Hans Magnus Enzensberger in seiner Karriere empfangen und nicht empfangen hat, seinen Weg zur Konsekrationsgrenze.

2 Hans Magnus Enzensberger und die Orte der Konsekration

Erinnert sei daran, warum Bourdieu selbst Literaturpreise nicht einfach Auszeichnungen oder Aufwertungen nennen würde. Konsekration, einen der katholischen Kirche entstammenden, die liturgische Weihe einer Person oder Sache bezeichnenden Begriff, wählt er, da er die literarische Welt als Bereich versteht, der kollektive Glaubensformen hervorbringt. „Produzent des ‚Werts des Kunstwerks' ist nicht der Künstler, sondern das Produktionsfeld als Glaubensuniversum", heißt es in *Die Regeln der Kunst*. Je größer die Zahl der Künstler, je unübersichtlicher der Markt symbolischer Güter, desto relevanter dürfte (auch) für die Germanistik die Einsicht sein, dass die „Wissenschaft von den kulturellen Werken nicht nur deren Produktion zum Gegenstand hat, sondern auch die Produktion des […] Glaubens an den Wert der Werke" (1999, 362).

Im Falle Enzensbergers ist es keine Übertreibung, Wertzuweisung Weihe zu nennen und Wertschätzung Glaube. Spätestens seit Ende der 1990er Jahre darf er als der angesehenste Schriftsteller in Deutschland gelten, nimmt man die Hochämter zum Maßstab, die *FAZ* und *Zeit* zu den runden Geburtstagen ausrichteten.

Dabei hat sich das tonangebende Feuilleton gerade nicht vor einem Kassenkönig verneigt – nur einmal, mit einem Mathematikbuch für Kinder (*Der Zahlenteufel*), ist Enzensberger ein Bestseller gelungen. Das Prestige des Lyrikers und Essayisten belegt vielmehr die von Bourdieu betonte Entkopplung von Verkaufserfolg und symbolischer Wertbildung im Feld der eingeschränkten Produktion.[8] Ein Grund mehr, die „spezifisch intellektuelle[n] Auslese- und Bestätigungsinstanzen" (Bourdieu 1970, 77) zu beleuchten, die dem Oeuvre Wert zugeschrieben haben.

Ins Auge fällt, wie lange sich Enzensberger in dominanter Position hat halten können. Seit dem Erhalt des Büchner-Preises von 1963, seit dem 34. Lebensjahr ein arrivierter Avantgardist, ist er dem symbolischen Altern ungleich länger entgangen als andere Angehörige der Gruppe 47. Sein Prestige ist robust: Noch 2015, im zarten Alter von 86 Jahren, erfreute er sich des Frank-Schirrmacher-Preises. Es ist quantifizierbar: Das ‚Abräumen' von insgesamt 17 Literaturpreisen festigt den Glauben ungemein. Und es ist internationalisiert: Unter den 17 sind vier hochrangige aus dem europäischen Ausland. Übersetzungen seiner Werke in mindestens 29 Sprachen[9] runden die Geschichte von Glück, Glanz, Ruhm ab. Nur die Schweden stören: Das Stockholmer Komitee versagt ihm den Literatur-Nobelpreis hartnäckig, obwohl bereits bis zur Milleniumswende 16 Enzensberger-Werke in schwedischer Übersetzung vorlagen und er schon 1967 für den Preis vorgeschlagen wurde. Überdies wäre eine Vergabe nach München-Schwabing praktisch. Der polyglotteste deutsche Nachkriegsautor könnte die Dankrede auf Schwedisch halten, anders als die Preisträger Heinrich Böll, Günter Grass und (vermutlich) Herta Müller. Erklärungsbedürftig ist beides, die gewaltige Akkumulation symbolischen Kapitals wie ihre Stockholmer Deckelung. These eins: An der Akkumulation lässt sich die Unentbehrlichkeit des Begriffs symbolisches Kapital ablesen – er ist mehr als ein modischer Ersatzbegriff für Prestige oder Renommee, und eher kein ökonomistischer. Zweitens zeigt die Kette der Konsekrationen, dass man besser diversifizierend von symbolischen Kapitalien spricht. Drittens werden diejenigen Eigenschaften Enzensbergers, die deutsche Kommentatoren am meisten beeindrucken, in Stockholm weniger prämiert oder aber invers gewertet – nicht als Trumpf, sondern als Malus. Es lässt sich ein latenter Konflikt der Legitimationskriterien beobachten, der besonders deutlich wird, als Enzensberger 1998 in Düsseldorf der Heinrich-Heine-Preis verliehen wird.

8 Vgl. Bourdieu (1999, 134–140).

9 Ich beziehe mich auf die schon etwas länger zurückliegende Auflistung von Wieland (1999, 271–286).

2.1 Vom ursprünglichen zum sich rentierenden symbolischen Kapital

Für den Laudator von Düsseldorf, den Soziologen Wolf Lepenies, ist es ein Leichtes zu beglaubigen, dass Laureat Enzensberger des Namenspatrons Heine würdig ist; er kann sich auf die Autorität eines Schriftstellers berufen.

> Als die *verteidigung der wölfe*, sein erster Gedichtband, erschien, wußte Alfred Andersch für diesen Auftritt auf der Bühne des deutschen Geistes ‚keinen anderen Vergleich als die Erinnerung an das Erscheinen von Heinrich Heine'. Enzensberger habe neu geschaffen, was es in Deutschland seit Brecht nicht mehr gegeben und wofür Heine das Vorbild geliefert habe: das große politische Gedicht. (1999, 28)

In Rede steht eine dem Literaturpreis vorgelagerte Konsekration, die Kollegenweihe (im *subiectivus*, Weihe *durch* einen Kollegen): Ein namhafter Schriftsteller verfasst eine rühmende Rezension, mit der er sein Prestige auf den Rezensierten überträgt. Auf diese Weise verhalf Andersch Enzensberger 1958/60 zum ursprünglichen symbolischen Kapital. Der Programmatiker der frühen Gruppe 47 zeichnete die ersten beiden Lyrikbände aus,[10] indem er sie mit zwei älteren literarischen Autoritäten in Verbindung brachte und zugleich ein dezentes Signal des Nicht-Epigonalen sendete. In der Tat hieß bei ihm „seit", nicht etwa „wie Brecht"; das distinktionsbeflissene „neu geschaffen" hat Lepenies allerdings (und bezeichnenderweise) dazuerfunden. An der ersten großen Eloge auf den Lyriker fällt weiter auf: 1955–57 war Andersch in der Stuttgarter Radio-Essay-Redaktion Enzensbergers Chef, der Rezensent förderte mithin einen ehemaligen Mitarbeiter, wie zum Beweis der Relevanz sozialen Kapitals. Und er verfügte über ein Gewicht im Feld, das seinen Worten enorme Aufwertungsmacht verlieh. Im Februar 1958 befand sich Andersch als Verfasser des Desertionsberichts *Die Kirschen der Freiheit* (1952) und des Erfolgsromans *Sansibar oder der letzte Grund* (1957), als Herausgeber der Zeitschrift *Texte und Zeichen* (1955–57) sowie als bestens vernetzter Rundfunkmann auf dem Gipfel seines Ansehens, auch wenn er die beiden letzten Funktionen gerade freiwillig aufgegeben hatte, um nur noch Romane zu schreiben.

Man hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Inthronisation durch ihn Enzensberger einen Startvorteil gegenüber einem anderen lyrischen Newcomer verschaffte. Peter Rühmkorf, dem bis aufs Jahr Gleichaltrigen, fehlte ein ver-

---

10 Lepenies spricht explizit Enzensbergers Erstling an, doch zitiert er Andersch mit zwei Rezensionen, die sich auf Debüt- und Folgeband beziehen. Anderschs Heine-Vergleich bezieht sich realiter auf Letzteren. Vgl. Alfred Andersch (1984 [1958]), Andersch (1970 [1960]).

gleichbar potenter Schutzherr.[11] Wer diese Ungleichheit erwähnt und noch dazu, dass zwischen Enzensberger und seinem Förderer bereits vor der hymnischen Besprechung eine persönliche Beziehung bestand, bewegt sich nah an einem unguten Zungenschlag. Der Hinweis auf das soziale Kapital des Jungautors und die Information, wer genau ihm Prestige übertrug, erweckt leicht den Eindruck, Enzensberger als Protegé zu denunzieren.[12] Ein dekuvrierender Unterton ist tatsächlich verführerisch, da Andersch den vormaligen redaktionellen Kontakt kaschiert und nach Kräften suggeriert, eine höchst überraschende Entdeckung gemacht zu haben – „Endlich, endlich ist unter uns der zornige junge Mann erschienen, der junge Mann, der seine Worte nicht auf die Waagschale legt" (1984 [1958], 62) –, wie um zu veranschaulichen, dass Lob aus berufenem Munde volle Wirksamkeit erst entfaltet, wenn das soziale Kapital, das die Eloge ermöglicht, wenn auch nicht motiviert hat, unsichtbar bleibt. Gleichwohl ist vor Aha-Effekten zu warnen, denn bei ihnen begegnen wir einer prinzipiellen Tücke: Den Verdacht der Überführungssucht ziehen feldtheoretisch Arbeitende immer dann auf sich, wenn sie einen Transfer symbolischen Kapitals ansprechen, aber beiseitelassen, auf welche konkreten Texteigenschaften er sich bezieht, wofür genau ein Autor eigentlich gerühmt wurde. Ohne Textreferenzen bestätigt man das robuste Vorurteil, ‚bourdieusiens' interessiere lediglich, wer wem im Feld wie nützt oder schadet. Reduktionistische Praxis wäre freilich nur eine schlechte Umsetzung feldtheoretischer Kategorien, kein Problem von Bourdieus Ansatz selbst. Weit entfernt von jenem Utilitarismus, der ihr seit Langem unterstellt wird,[13] liefert die Feldtheorie Begriffe, die zu verstehen helfen, warum Andersch nicht einfach eine Gefälligkeitsrezension verfasste. Sie erklären die ‚Überzeugung', will heißen: die habituelle Affinität, aus der heraus er den Debütband eines Lyrikers zu feiern bereit war, obwohl er selbst doch zu den Erzählern gehörte.

„Seit" statt „wie Brecht" verweist bereits darauf, dass für Andersch die Stimme des Junglyrikers von der des kurz zuvor, 1956, verstorbenen Großdichters unterscheidbar ist. Erkennen lässt sich der Distinktionssinn dieses Lesers an der Passage, in der er auf *verteidigung der wölfe gegen die lämmer* zu sprechen kommt, das titelstiftende der 58 Gedichte.

> Die ‚spezielle' [meine Hervorhebung, MJ] Richtung von Enzensbergers Kritik richtet sich übrigens ebenso ‚gegen' die Opfer der Macht wie gegen die Mächtigen selbst. Er wirft den Mißbrauchten ihre Lethargie vor. Fast haßt er die Hinnahme des Mißbrauchs mehr als den Mißbrauch selbst. (1984 [1958], 62)

---

11 Vgl. Fischer (2007, 158 – 159).

12 Ein Vorwurf, gegen den sich bereits Fischer verwahrt (2007, 157).

13 So bereits Honneth (1984).

Genau darin besteht die Neuheitsqualität in der literarischen Reihe politisches Gedicht. „seht in den spiegel: feig, / scheuend die mühsal der wahrheit, / dem lernen abgeneigt, das denken /überantwortend den wölfen“ (Enzensberger 1957, 90) – dass die Abrechnung mit den Lämmern (auch) eine mit den Mitläufern des Nationalsozialismus darstellt, ist das Generationen von Deutschlehrern Geläufige. Das andere und meist Übersehene ist der Feldbezug. Was durch das berüchtigte Partizip 1 auf Brecht anspielt und nach Nachfolge klingt, setzt sich von *Furcht und Elend des Dritten Reiches* in einem sensiblen Punkt ab. Brechts Verse und Szenen wollten noch glauben machen, der Faschismus in Deutschland sei nur Sache wildgewordener oder devoter Kleinbürger gewesen, „Arbeiter“ und „Volk“ dagegen hätten sich verweigert. Eine Vorstellung, der Enzensberger implizit absagt. Sein geräumiges Lammsymbol deutet auf die Gefügigkeit sowohl von Kleinbürgern als auch von Arbeitern, und beide Klassen fallen der Verachtung anheim. Während Brecht zum Viktimisieren der Beherrschten neigte – „Ein Kreuz auf blutroten Flaggen / Das hat einen großen Haken / Für den armen Mann“ (1998 [1945], 7) –, bescheinigt Enzensberger den Opfern Willfährigkeit – „der nasenring euer teuerster schmuck“– und Mitverantwortung: „wer näht denn dem general / den blutstreif an seine hose [...] / wer hängt sich stolz das blechkreuz / vor den knurrenden nabel?“ (1957, 90)

Den Distinktionsgewinn zu erfassen ist Andersch prädestiniert, denn was er an Enzensbergers Haltung beobachtet – Hass auf die Hinnahme des Missbrauchs –, ist ihm so fremd nicht. Sechs Jahre zuvor, im autobiographischen Bericht, hat der Ex-Kommunist den fehlenden Widerstand im München des Jahres 1933 wie folgt resümiert: „Es gab keine Massen. Vielleicht hatte es früher einmal Massen gegeben, kollektiv gerichtete Willenskeile, Springfluten der Geschichte, Material für Aufstände, die glühende Lava von Revolutionen. Aber die Appelle der Geschichte sind verraucht“ (2004 [1952], 348). Dispositionell nah stehen sich Rezensent und Rezensierter als zweiseitig distanzierte und entsprechend parteiunabhängige Linke. In ihre Machtferne mischt sich mehr Skepsis gegenüber den Beherrschten, als Brecht sich in seiner KP-Orientierung erlaubt hätte.[14]

Überdies erkennt der 1914 geborene Andersch, der in seiner Zeitschrift wie Sendung dem deutschen Publikum amerikanische und französische Literaturmoderne vorstellte, im 15 Jahre jüngeren und vielsprachigen Enzensberger einen Verwandten im Geiste der Internationalisierung. Nachdem er ihm bereits 1955

14 Als sei die Differenzmarkierung in der ersten Lobrede noch nicht deutlich genug, fügt Andersch in der zweiten explizit hinzu, dass die Parallele zu Brecht „[endet], denn selbst der junge Brecht [...] läßt bereits die Ideologie ahnen, an die er sich später binden wird. Auf eine Bindung solcher Art sind Enzensbergers Gedichte nicht angelegt; mit einigem Pathos könnte man erklären, sie seien auf die Freiheit abgelegt [...]“ (Andersch 1970 [1960], 68).

einen Essay über Pablo Neruda in *Texte und Zeichen* ermöglicht hat, hebt er nun die Montagetechnik des Neulings hervor, als Ausweis einer Vertrautheit mit dem Surrealismus, die sich ein gut Vierzigjähriger wie er selbst mühsamer habe aneignen müssen.[15] Es ist eine zutreffende Textbeobachtung, eine der ‚kühnen' Zusammensetzungen, in *telegrammschalter null uhr zwölf*, lautet: „*mi dulce amor* / auf dem formular / nach Göteborg 40 Pfennig das Wort / *mit allen tröstungen unsrer religion / sanft entschlafen*" (Enzensberger 1957, 19). Nebenbei spricht die Wertschätzung durch den Älteren für ein feldtheoretisches Axiom. Symbolisches Kapital ist demnach keine weitere Kapitalsorte neben dem ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital, sondern bezeichnet das Ansehen (Prestige, Renommee, im Extrem Ruhm), das einem der Besitz dieser oder jener Kapitalsorte in einem bestimmten Bereich verschafft; es ist zu verstehen als „die wahrgenommene und als legitim anerkannte Form der drei vorgenannten Kapitalien" (Bourdieu 1985, 11). Ein Schriftsteller weiß Enzensbergers Kenntnisse der Pariser Avantgarde zu schätzen, während ein konservativer Oberstudienrat zum gleichen Zeitpunkt die gleichen Zeilen als modernistischen Nonsens abgelehnt, auch wegen des Fehlens einer identifizierbaren ‚Botschaft' im pädagogischen Feld entwertet haben mag – nicht lesebuchfähig. Jeder Trumpf sticht nur in einem bestimmten Feld; mehr: Jedes Feld ist auch dadurch definiert, welche Kapitalsorte in ihm mehr, welche weniger Profit abwirft.[16]

Dass Bourdieu überhaupt mit Begriffen wie Kapital und Profit arbeitet, hat ihm mitunter einen Ökonomismusvorwurf eingetragen, doch ist der, aus den vom ‚Übeltäter' selbst genannten und von Joseph Jurt unterstrichenen Gründen,[17] abwegig – insbesondere wenn man einwendet, Ökonomen lehnten Bourdieus Termini wegen mangelnder Messbarkeit ab. Wie könnte das Urteil von Ökonomen über die Brauchbarkeit von Begriffen entscheiden, die ausdrücklich gegen die Wirtschaftswissenschaft entwickelt wurden? Von Kapitalien spricht der Kultursoziologe ja gerade, um zu betonen, dass Akkumulationsstrategien, Transmissionen eines Erbes und Gewinnschöpfungen auch jenseits der Wirtschaft im strengen Sinn existieren. Es geht um die Kritik eines verengten Verständnisses von Kapital, das nur das ökonomische kennen will (und deshalb mit größerem Recht ökonomistisch zu nennen wäre); das die gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den Warenaustausch reduziert und damit jene Ökonomien der Ehre ignoriert, in denen Gewinne sich nicht im Geldwert angeben lassen, generell selten quantifizierbar sind. Respekt lässt sich nur bedingt in Zahlen übersetzen

15 Vgl. Andersch (1984 [1958], 61).
16 Vgl. Bourdieu (1985, 10).
17 Vgl. im Folgenden Bourdieu (1997a, bes. 49 – 50); Jurt (2012).

(eine Ausnahme: die Zahl gewonnener Literaturpreise). Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Finanziell hat sich für Andersch die Lobrede nicht gelohnt, für Enzensberger allenfalls mittelbar; womöglich hat sie seine Suhrkamp-Honorare etwas hochgetrieben. Zu Bestsellern jedenfalls brachten es seine Gedichtbände auch nach der prominenten Schützenhilfe nicht, wie eingangs erwähnt. Dennoch profitierte er von der Förderung, sie hob ihn aus der Masse namenloser Lyriker heraus; umgekehrt trägt der Ruf als Unterstützer des jungen Enzensberger zum heutigen Prestige Anderschs bei. Symbolisch und *à la longue* standen die beiden in einer *Win-win*-Beziehung.

Nützlich ist der Begriff symbolisches Kapital für Germanisten, da er daran erinnert, dass das begrenzte literarische Feld einer Ökonomie *sui generis* folgt. Ist dem aber so, kann man beanstanden, dass Bourdieu den Kapitalbegriff nicht konsequent beim Wort nimmt. (So gesehen verfährt er noch nicht ökonomistisch genug.) Der gängigen Mindestdefinition nach ist Kapital die Gesamtheit der Produktionsmittel.[18] Von sozialem und kulturellem Kapital lässt sich sprechen, weil es einen angebbaren Gewinn, beispielsweise ein Mehr an Ansehen abwirft. Wenn Bourdieu symbolisches Kapital dagegen ausschließlich als Ertrag vorgängiger Kapitalsorten versteht, lässt er unbeantwortet, welchen Gewinn Ansehen seinerseits produziert. Wie Georg Franck feststellt, ist beim Begriffsschöpfer mit symbolischem Kapital lediglich eine soziale Geltung gemeint, die „*kapitalartige* Züge trägt“, einen Schatz, einen Reichtum darstellt. Realiter aber seien Prestige, Reputation, Prominenz und Ruhm „Formen genuinen Kapitals“ (1998, 120). Begründung: „Wer hinreichend bekannt ist, findet schon allein aufgrund des Grads seiner Bekanntheit Beachtung. Der Schatz ‚rentiert‘ sich. Er wirft Zinsen ab in der Form, daß seine Beachtlichkeit selber zum Faktor der Wertschöpfung wird“ (1998, 114). Nun sind Bekanntheit und symbolisches Kapital nicht ganz das Gleiche; bei der einen geht es um die Menge an bezogener Aufmerksamkeit, beim anderen eher um Aufmerksamkeit, die man durch qualifizierte, im jeweiligen Feld anerkannte Akteure erfährt. Klammert man diese Differenz aber einmal aus, liegt auf der Hand, dass Francks Einwand Bourdieus Auffassung von symbolischem Kapital ergänzend korrigiert. Was sie tatsächlich übergeht, ist, dass auch Ansehen einen Gewinn, nämlich Zinsen in Form zusätzlichen Ansehens abwirft. Wo Respekt ist, kommt weiterer hin; wer hat, dem wird gegeben. Einmal durch Andersch ausgezeichnet, ist dem aufstrebenden Enzensberger die wohlwollende Beachtung der Darmstädter Akademie sicher (wiewohl es für den Büchner-Preis, wie zu zeigen ist, noch einer weiteren Empfehlung bedurfte). Eine Kollegenweihe wie die von 1958/60 begünstigt den Erhalt von Literaturpreisen, da sie den Glauben von

18 Vgl. May und Wiepcke (2012, 334).

Jurys an die Preiswürdigkeit eines Schriftstellers stärkt. Und wie gesehen, noch Jahrzehnte später, in Düsseldorf, wird die frühe Nobilitierung Enzensberger als Beweisstück für die Gleichrangigkeit mit Heine angerechnet.

Literaturwissenschaftlern kann das Ungleichgewicht kaum entgehen: Ausführlich beschreibt Bourdieu die Transmission kulturellen Kapitals, besonders jene Weitergabe von Kenntnissen und Fertigkeiten in Familien, die dazu führt, dass in einem Elternhaus mit starkem Kulturkapital „die gesamte Zeit der Sozialisation zugleich eine Zeit der Akkumulation ist" (1997, 58) – wofür Enzensberger übrigens auch ein gutes Beispiel wäre.[19] Beim symbolischen Kapital hingegen werden Figuren der Übertragung und Anhäufung vernachlässigt. Dabei drängen sie sich beim Nachzeichnen von Schriftstellerkarrieren auf. Renommee geht nicht nur von einem Autor auf den anderen über, oder von Großkritikern auf Autoren, hinzu kommen Transferbeziehungen zwischen Autoren und Institutionen. Gewiss, die stetige Produktion von durch Schriftstellerkollegen geadelten oder von der Literaturkritik gelobten Büchern ist der Hauptgrund, warum Enzensberger es schon vor dem Heine- zu acht Literaturpreisen allein in Deutschland bringt; zwei wertschöpfende Werke seien gleich hervorgehoben. Doch ist mit akkumuliertem Ansehen mehr gemeint als der schlichte Umstand, dass Autoren- und Kritikerweihen die Vorstufe zum Erhalt eines Literaturpreises bilden, dem nächstes Glied in der Kette der „Kreditakte" (Bourdieu 1999, 363). Denn dann wäre auch letzterer Konsekrationstyp nur der Lohn für kontinuierlich unter Beweis gestellte Fertigkeiten, stiege das Ansehen Buch für Buch, tendenziell linear. Tatsächlich aber steigt es wegen eines zweistufigen Schneeballeffekts eher exponentiell: Wo viel Kollegen- und Kritikerlob ist, kommt schnell ein Preis hin, und wer einmal einen größeren eingeheimst hat, wird sich meist noch weiterer erfreuen. Das Ergebnis ist, nur leicht überspitzt gesagt, die Vergabe von Preisen an die Immergleichen. Pointiert hat diese Art der Kumulation Enzensberger selbst. „Die meisten Preise", bemerkte er 2002, „fallen an Preisträger, die keine Preise nötig haben." Seine Erklärung: „Das Gebot der Repräsentation behält in aller Regel die Oberhand" (2002a). Institutionen schmücken sich nur allzu gern mit dem Prestige des/r Prämierten, wissen gerade die *happy few*.

Den Heine-Preis, dürfen wir folgern, erhält Enzensberger auch, weil er bereits acht andere bekommen hat. Erneut liegt ein *Win-win*-Verhältnis vor. Nicht nur, dass die Ehrung von Düsseldorf das Ansehen des Autors weiter erhöht, er dank ihr

19 Der Vater übersetzte in seiner Freizeit aus dem Englischen und gab auch an Hans Magnus' jüngeren Bruder Christian, den späteren Anglisten, die Lust an Fremdsprachen weiter. Dass Enzensberger ein vergleichsweise technikaffiner Schriftsteller ist (Bsp.: *Baukasten zu einer Theorie der Medien*, 1970), dürfte sich ebenfalls familiärem Erbe verdanken – der Vater war Fernmelde-Ingenieur.

am Ruhm des Namenspatrons teilhat. In umgekehrter Partizipation fällt auch Glanz vom bereits geweihten Autorennamen auf den Heine-Preis und damit die Stadt Düsseldorf, die ihn aus Stolz auf ihren größten Sohn vergibt. Prinzipiell sorgen diese wechselseitigen Übertragungen symbolischen Kapitals dafür, dass von jeder Auszeichnung auch die nächste auszeichnende Instanz profitiert, was zum Prämieren bereits prämierter Namen einlädt. Aus Sicht namhafter Autoren bedeutet es, dass man nicht nur für die und die erbrachte Leistung belohnt, sondern auch für bereits bezogene Beachtung beachtet wird. Den Überhang an leistungsfreier Beachtung können wir die Verzinsung symbolischen Kapitals nennen oder seinen reinen Kumulationsanteil.

2.2 Habitus mit Seltenheitswert (*Der Untergang der Titanic*)

Erwähnenswert ist die Verzinsung zum einen, weil sie die sich erhöhende Frequenz der Konsekrationen Enzensbergers durch Preise (sechziger bis achtziger Jahre: sechs, seither: elf) miterklärt, diese nicht allein der allgemeinen Inflation von Literaturpreisen zuzuschreiben ist. Zum anderen wird der Kumulationsanteil im Fall der Düsseldorfer Ehrung von ihrer sachlichen Stimmigkeit verdeckt.

Jeder, der die Werkanlagen von Heine und Enzensberger auch nur in Grundzügen kennt, weiß, wie ähnlich sie sich sind. Beide Autoren haben sich, zu jeweils gleichen Teilen, in Lyrik und Prosa hervorgetan, bevorzugen bei Letzterer den mit Esprit und Frechheit aufwartenden Essay. Erzählungen im engeren Sinn finden sich beim einen wie beim anderen selten; ein narratives Moment steckt allerdings in jenen Versepen, mit denen beide Klassiker schufen: *Der Untergang der Titanic* bildet das Gegenstück zum *Wintermärchen.* (Dass Laureat und Namenspatron offenkundig zueinander passen, unterscheidet die Düsseldorfer Auszeichnung von jenen notorischen Vergaben des Büchner-Preises, bei denen Laudatoren und Laureaten leicht verzweifelt nach Zitaten aus dem *Hessischen Landboten* fahnden, um die Preisübergabe zu rechtfertigen.) Bleibt zu fragen, was den *Untergang* zu einem Klassiker machte, einem Werk, mit dem ein Schriftsteller „in die ewige Gegenwart der kanonisierten ‚Kultur'" (Bourdieu 1999, 249) eingeht oder das zumindest, um im vorsichtigeren Understatement des Autors selbst zu bleiben, „eine ganz gute Halbwertszeit" hat (Enzensberger, zit. n. Smoltczyk 1998, 216). Welche Qualitäten der Arbeit von 1978, eines Büchleins von gerade mal 115 Seiten, sorgen dafür, dass es in praktisch allen Autorenporträts als Hauptwerk firmiert?

Einen ersten Hinweis gibt Lepenies, wenn er ein Zentralthema anspricht, die politische Enttäuschung auf Kuba 1968/1969, und den selbstdistanzierten Ton, in dem sie zehn Jahre später verhandelt wird. „‚Jünger als jetzt, und bleich vor Eifer',

so beschreibt im Rückblick Hans Magnus Enzensberger sich selbst, im *Untergang der Titanic*, ‚seinerzeit glaubte ich jedes Wort, / das ich schrieb'" (1999, 27). Ein erwartbarer Akzent der Laudatio – der abgeklärte Abschied von den noch um 1970 bezogenen, linksradikalen Positionen gehört seit Ende der siebziger Jahre zu Enzensbergers Markenzeichen. 2009 werden ihn, um nur zwei von zig Beispielen zu nennen, *FAZ* und *Zeit* als den „großen Unberechenbaren" rühmen (von Lovenberg 2009), der „den Prinzipienreitern ein Gräuel" sei (Illies 2009). Den politischen Kurswechsel hat er aber auch in vielen Essays begründet, zuerst in *Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang*, ebenfalls 1978. Interessanter als bloße Gesinnungswerte ist folglich, was das Versepos von politisch gleichsinniger Prosa unterscheidet. Die Gattungsdifferenz spielt eine Rolle, aber letztlich galt die Valorisierung durch relevante Geschmacksträger einem ungewöhnlichen Habitus.

Nicolas Born spricht im Titel seiner vielzitierten *Spiegel*-Rezension vom „Riß im Rumpf des Fortschritts", betont aber, das symbolträchtige Schicksal der Titanic diene Enzensberger nur als Grundlage für ein „durchkalkuliertes poetisches Projekt, ein weitverzweigtes und kompliziertes Assoziationssystem" (1978, 236). Der Eindruck von Komplexität stellt sich ein, wenn man die drei wichtigsten Zeitebenen – Leben auf und Untergang des Ozeanriesen 1912, politischer Schiffbruch auf Kuba 1969, Berliner Schneewinter 1977 – in einem Zyklus von insgesamt 49 Gedichten verhandelt, der sich um 33 Gesänge nach Art der *Divina Commedia* rankt. Wenn sein Leitmotiv, das Alternieren von Untergang und Rettung, auf *The Narrative of Arthur Gordon Pym* anspielt und er sich, über die Bezüge zu Dante und Poe hinaus, an der Vielstimmigkeit der *long poems* von William Carlos Williams orientiert. Ein Werk, in dem der Verfasser literarische Kenntnisse und Fertigkeiten regelrecht aufbietet bzw. ausspielt, wobei es sich um einen *enjeu* im Doppelsinn handelt. Zum einen setzt Enzensberger inkorporiertes kulturelles Kapital (eine der Definitionen des Habitus[20]) so geballt ein wie nie zuvor; zum anderen stehen Werte des literarischen Felds selbst auf dem Spiel: Kann man einem Prestigeverlust, der wegen des Eingeständnisses linker Illusionen[21] droht, durch Kunstfertigkeit entgehen?

Dass der Versuch gelingt, mit Born der seinerzeit namhafteste Erzähler der ‚Kölner Schule' „große Poesie" (1978, 239) konzediert, die Spitzen der Literaturkritik sich 1978 ebenfalls enthusiastisch äußern, schließlich mit der Literaturwissenschaft auch die Spezialistin für Kanonisierung das Werk auszeichnet (in

20 Vgl. Bourdieu (1982, 196).

21 Vgl. etwa Enzensberger (1978, 15) zur Blauäugigkeit Castro-gläubiger Europäer: „Wir wußten nicht, daß das Fest längst zu Ende, / und alles Übrige eine Sache war / für die Abteilungsleiter der Weltbank / und die Genossen von der Staatssicherheit, / genau wie bei uns und überall sonst auch."

Form etlicher Dissertationen), verdankt sich Enzensbergers spezifischem Umgang mit den Lektürefrüchten. Sind ins *opus operatum* auch mehrere Subtexte eingegangen, so mutet das Ergebnis doch nicht bildungsbeflissen[22] an, sondern im Gegenteil spielerisch. Vom „hinreißend Leichten" schwärmt Joachim Kaiser, seinerzeit Starkritiker der *Süddeutschen Zeitung*; überhaupt zeigt seine Besprechung musterhaft die kollektive Wertschätzung eines distinkten literarisches Erzeugungsprinzips, eines *modus operandi* mit Seltenheitswert: ernste Themen in leichtem Ton verhandeln. „Wieder einmal hat es Enzensberger geschafft, etwas Glänzendes, elegant Bewältigendes, leicht Lesbares zustande zu bringen. [...] Wieder einmal vermag er zu überraschen und zu bezwingen [...]" (Kaiser 1978). Wie die doppelte Nennung signalisiert, avanciert das Leichte – nicht zu verwechseln mit dem „Seichten", „Populären" – zum Leitwert der Beurteilung. Wodurch entspricht Enzensbergers Schreibweise ihm vollkommen, wenn auch nicht intentional?

Leichte Lesbarkeit bedeutet zunächst einmal Kürze. 49 Gedichte, von denen kaum eines mehr als zwei Seiten beansprucht, erschöpfen den Leser weniger als die über hunderte von Seiten gehenden, absatzlosen Prosa-Nordwände der *Ästhetik des Widerstands*, deren zweiten Band Peter Weiss in derselben Buchsaison veröffentlicht. Leichtigkeit im Sinn des gekonnt Kurzweiligen verströmt, wer, an Williams geschult, in die lyrische Großform „disparateste Materialien" einbaut – von Drahtnachrichten zum Titanic-Desaster bis zu Schlagerzitaten – und dabei wiederholt der „inneren Ironie des Empirischen" (Enzensberger 2006 [1961], 242) vertraut. Man denke an die Speisekarte des Luxusdampfers, die in einer ersten Fassung von 1969 noch die großbürgerliche Fallhöhe vor der Katastrophe illustrieren sollte. Hat sie nicht Ähnlichkeit mit der des Hotels in Havanna, in dem Revolutionstourist Enzensberger residierte, während Einheimische sich mit Bescheidenerem begnügen mussten?[23]

Relevanter noch ist das Leichte im Sinne des leichten Herzens, des Ungerührten. Weil der Dichter den verlorenen Glaubens an den Sozialismus, sein eigenes, politisches Desaster, im Kontext vieler Untergänge relativiert – vom Sinken des Luxusliners bis zu Apokalypsenmotiven des fünfzehnten Jahrhunderts – und damit entdramatisiert; weil er beim Beschreiben Alter Meister ihre Lust am Apokalypsensujet herausstellt; weil er durchgehend die Distanz des Darstellenden zum Dargestellten betont („der Unterschied / zwischen einer Schwimmweste und dem Wort *Schwimmweste* / ist wie der Unterschied zwischen Leben und Tod", Enzensberger 1978, 99), weil er, mit einem Wort, die *désinvolture* des Künstlers

22 Wie es in den Augen Bourdieus (1982, 503–513) für Kleinbürger typisch wäre.
23 Vgl. Enzensberger (1978, 30, 36).

demonstriert, liefert er das Gegenteil larmoyanter Betroffenheitsliteratur. Nicht zufällig rühmt man in der *Zeit* einen Sieg der Poesie über das „ideologisch-moralische Prinzipiengerede von verwelkten Utopien und gesellschaftlicher Eiszeit" (Henrichs 1978). Darin wie in der Rede vom „elegant Bewältigenden" äußert sich der fürs Bildungsbürgertum typische Reflexions-Geschmack,[24] der von Kunstwerken die ästhetische Neutralisierung des Dargestellten erwartet, eine kühle Distanz zum Repräsentierten, die es literarischen Kennern erlaubt, ihrerseits Distanz zu halten. Eine Rezeptionshaltung, die sich dagegen verwahrt, ins dargestellte Geschehen emotional verstrickt zu werden, was sie als Verlust des interesselosen Wohlgefallens am Text empfände.

Es ist eine Geschmacksnorm, die das ‚bürgerliche' Feuilleton damals auf Kosten von Peter Weiss durchzusetzen sucht. Das Gefallen am Leichten, an Enzensbergers „fündige[m] Parlando" (Kaiser 1978), steht im Gegensatz zur stilistischen Ablehnung, die fast zeitgleich die *Ästhetik des Widerstands* trifft, dem Unverständnis für einen sperrigeren, anstrengenderen, objektivistischen Duktus, den als „Dürre" oder „trocken-pedantische Lehrbuch-Dialoge" abgewerteten (zit. nach Lilienthal 1988, 111, 113). Die merkliche Aversion gegen den Marxisten Weiss muss, dem Brechungseffekt des literarischen Feldes geschuldet, stets noch als sprachästhetischer Widerwillen formuliert werden („Ton fortgeschrittener Schulungsseminare", zit. nach Lilienthal 1988, 115). Doch auch ganz unabhängig von der Präferenzbildung pro Enzensberger kann man festhalten, dass sich kein schärferer habitueller Kontrast denken lässt als der zwischen *Untergang* und *Ästhetik*. Er betrifft, wie das Adjektiv schon sagt, die ganze Einstellung. Hier ein buchstäblich todernstes Epitaph auf die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zwischen 1917 und 1945, dort die achselzuckend pointierte Verabschiedung jeder revolutionären Perspektive: „Weil im Munde der Arbeiterklasse / das Wort *Arbeiterklasse* nicht vorkommt" (Enzensberger 1978, 61). Bei Weiss Erbitterung über die Spaltung und Niederlage der Linken vor und im NS, zuvorderst die Erinnerung an ihre Opfer, bei Enzensberger die beschwingt sarkastische Imagination zweier als Bakunin und Engels erkennbarer Männer, die an Bord der Titanic eifrig über Umsturz, Autorität und Disziplin streiten, nur um wenig später gemeinsam im Atlantik zu landen.[25] Ein Ton ohne Trauer, dafür amüsiert. Dass das in einem hoch autonomen Feld produzierte Werk eine „auf die ‚Abweichungen' von den anderen – den zeitgenössischen oder aus der Vergangenheit stammenden – Werken achtende Wahrnehmung" verlange (Bourdieu 1991, 120), hat mir nie mehr eingeleuchtet als beim Blick auf die Differenz Enzensberger–Weiss.

---

24 Vgl. Bourdieu (1982, 761–767).
25 Vgl. Enzensberger (1978, 42–43).

Wenn wir sehen, welchen Unterschied ein Werk zu einem vergleichbaren macht, rekonstruieren wir automatisch mit, was die zeitgenössische literarische Öffentlichkeit am betreffenden Text anders, bemerkens- oder staunenswert finden konnte, und was ein Teil der Rezipienten als denkwürdige Neuheit im kulturellen Gedächtnis abspeicherte. Was wäre Kanonisierung anderes?

Im Fall des *Untergang* galt das Staunen auch einer Selbstabweichung. „Wieder einmal vermag er zu überraschen und zu bezwingen" (Kaiser 1978): Da bezieht sich Kaiser nicht allein auf formale Gewandtheit und eine kaltblütig vollzogene politische Häutung. Ebenso verblüffend war für Bewunderer 1978 die Flexibilität des Autorschaftsmodells. 1972 hat sich Enzensberger noch als Dokumentarist geübt, die eigene Stimme zugunsten der Äußerungen spanischer Arbeiter zurückgenommen (*Der kurze Sommer der Anarchie*). Nun restituiert er mit einem Versepos genau die individualistische Autorschaft, die er im *Kursbuch-15*-Artikel von 1968, dem Extrembeispiel fürs Dynamisieren der Feldgrenze, als politisch nutzlos verwarf. Stellte er damals nicht weniger als den Wert der Gattungstrias und damit eine in der Gruppe 47 selbstverständliche Orthodoxie in Frage, so entgeht ein Jahrzehnt später der Endvierziger dem symbolischen Altern, indem er den nach '68 mit anderen durchgesetzten Standard, die Entkunstung der Kunst, so radikal wie kein Zweiter wieder verabschiedet. Erfolgreich ist diese Selbstdistinktion zuvorderst, weil ihr Ergebnis sowohl vom fast gleichaltrigen Starkritiker anerkannt wird als auch, noch etwas wichtiger, vom elf Jahre jüngeren Schriftsteller Born – wobei die unerwartete Positionsnahme den einen wie den anderen beeindruckt.

Das Unvorhersehbare faszinierte schon Andersch, als er, um die Geistesverwandtschaft des jungen Enzensberger mit Heine zu begründen, den „schnellen Wechsel von Ernst zu Spott, die Beweglichkeit des Gedankens und des Stils" (1970 [1960], 68 – 69) rühmte. Natürlich sind Gattungswechsel etwas anderes als das Changieren zwischen Tonfällen, doch verweist der Unterschied in der Ähnlichkeit auf den springenden Punkt. Einen Habitus erkennt man bekanntlich daran, dass Handlungen und Geschmacksäußerungen eines Akteurs in verschiedensten Bereichen konfigurieren, er ist eine „Disposition gegenüber der Welt, die zu systematischen Stellungnahmen führt" (Bourdieu 1989, 25). Bei diesem Autor lassen sich mehrere Korrespondenzen beobachten: Enzensberger wechselt (bis 1980) die Gattungen so häufig wie die Tonlagen, so häufig wie die politischen Standpunkte, so häufig wie die Wohnorte.[26] Insoweit veranschaulicht er jene Übertragungen desselben Handlungsschemas auf verschiedene Felder, für die Bourdieu eine

26 1955 – 1979: Stuttgart, Stranda in West-Norwegen, Lanuvio bei Rom, Tjöme im Oslo-Fjord, West-Berlin, Havanna, New York, München.

schöne Analogie fand – die der Handschrift eines Menschen, die ungeachtet aller Unterschiede der Schreibunterlage oder des -materials immer eine Familienähnlichkeit erkennen lässt.[27] Zur Wahrheit gehört allerdings auch, dass der Überraschungswert des *Untergang* die Grenzen unserer Begrifflichkeit vorführt. „[W]er den Habitus einer Person kennt, der spürt oder weiß intuitiv, welches Verhalten dieser Person versperrt ist" (Bourdieu 1989, 26)? Nun ja. Hätte man nach Publikation des Versepos prognostizieren können, wozu dieser Schriftsteller noch imstande ist und wozu nicht? Schwierig.

2.3 Von wegen Internationalisierung

Der Untergang der Titanic erwies sich als Einsatz, der sich auch international auszahlen sollte: beeindruckte Besprechungen von Polen bis zu den USA, darunter eine von Mario Vargas Llosa, einem der renommiertesten lateinamerikanischen Kollegen.[28] 1980 folgte eine spezifisch dem Lyriker geltende Auszeichnung, der Goldene Kranz von Struga (Mazedonien), ein Symbol der Anerkennung am autonomen Pol. Wenn Enzensberger seither aber über ein Artistenkapital verfügt, wie es der Erzähler Grass mit der *Blechtrommel* erwarb, stellt sich die Frage, warum das Stockholmer Komitee 1999 lieber Grass auszeichnete, wenn schon a) einen Mann aus b) Deutschland.

Unbeeindruckt lässt die Schweden auch das „verführerisch leicht erscheinende [...] Dahingleiten der Prosa" – obwohl die von Lepenies (1999, 28) herausgestellte, stilistische Qualität des Essayisten Enzensberger das Artistenkapital noch einmal erhöht. Selbst dem Internationalisierungskapital des Autors, allen deutschen Nachkriegsliteraten überlegen, misst das Nobelkomitee bis heute keine besondere Bedeutung bei, während man es in Deutschland nicht genug preisen kann. Den „entschiedene[n] Kosmopolitismus", von dem der Laudator schwärmt (Lepenies 1999, 28), hebt anlässlich der Düsseldorfer Ehrung auch ein längeres Autorenporträt im *Spiegel* hervor. Was Enzensberger in seinen Schreib-Computer tippe, bemerkt Alexander Smoltczyk gleich im ersten Absatz ehrfürchtig, erscheine „ohne nennenswerte Verzögerung in *Le Monde*, *El País*, *Svenska Dagbladet* oder der *New York Review of Books*" (1998, 214). Die Weltläufigkeit des acht Fremdsprachen mächtigen Autors ist längst topisch, zwei ihrer Komponenten seien hervorgehoben:

---

27 Vgl. Bourdieu (1982, 282).
28 Vgl. Wieland (1999, 332–333).

a) die externe Kapitalisierung, das heißt die Mitte der Sechziger einsetzende Präsenz des Essayisten und Reporters in führenden Zeitungen und Zeitschriften Europas und der USA. Sie bringt ihm vornehmlich bei Kulturjournalisten Respekt ein, Angehörigen nicht nur der Boomer-Jahrgänge, sondern auch der Generation X. Weltläufigkeit verschafft einem symbolische Jugend, da Anhänger wie Florian Illies (Jg. 1971), der anlässlich des 70. Geburtstags den „kosmopolitischsten deutschen Intellektuellen des 20. Jahrhunderts" feierte (2009).
b) die bereits Mitte der fünfziger Jahre begonnene und primär im begrenzten Feld gewürdigte Tätigkeit als Rezensent und Übersetzer internationaler Lyrik, der den Deutschen neben europäischer auch lateinamerikanische Moderne vermittelte. Den Meilenstein der Entprovinzialisierung bildete ein kollektives Projekt, das 1960 publizierte *Museum der modernen Poesie*. Von Organisator Enzensberger erklärtermaßen als Provokation der Nationalliteratur angelegt, umfasste das Textkorpus Gedichte von 96 Autorinnen und Autoren aus 33 Ländern. Nicht nur von Brecht, auch von Vallejo, Eliot oder Neruda lernen: Mit diesem Programm gelang es Enzensberger, „den Modernisierungspol im literarischen Feld der BRD [...] zu besetzen" (Tommek 2015, 110).

Doch was die Darmstädter Akademie mit dem Büchner-Preis prämierte,[29] belohnt die Schwedische bis heute nicht. Die Konsekrationsinstanz mit der global größten Sichtbarkeit entschied sich gegen einen Schrittmacher literarischer Internationalisierung, obwohl er 1999 auch noch Gedichte aus dem Aztekischen übersetzte (*Geisterstimmen*) und 2002 politisch korrekte Selbstkritik übte. Der vollmundigen Rede von der „Weltsprache der modernen Poesie", mit der das *Museum* einst angetreten war, bescheinigte er in der Neuauflage einen „ahnungslosen Eurozentrismus [...], der einzig und allein die Standards der Metropolen gelten ließ. Deshalb fehlen in diesem Buch die Chinesen, die Araber, die Inder, die Japaner, von Dutzenden anderen Zonen der Poesie zu schweigen." Wie kein anderer deutscher Autor seiner Generation hat Enzensberger verstanden, dass Interna-

29 Vgl. die Darmstädter Laudatio. Hans W. Eppelsheimer (1963) greift zwar eine Reihe von Stichworten Anderschs auf, etwa den zornigen jungen Mann, den parteiunabhängigen Gesellschaftskritiker, auch den Montagekünstler, akzentuiert aber stärker „den Schüler jener erlaucht einsamen Reihe der *poetae docti* [,,,], die sich von dem Hellenisten Kallimachos, über Horaz, Poe, Baudelaire, Mallarmé, Valéry und Ezra Pound als schmales Rinnsal durch die Landschaften der europäischen Dichtung schlängelt. [...] er hat nicht umsonst in seinem *Museum der modernen Poesie* (1960) von 350 [?!, MJ] europäischen Dichtern 350 [?!, MJ] zwischen 1910 und 1945 erschienene Gedichte aus 15 Sprachen übersetzt oder übersetzen lassen und ihre poetische Technik studiert."

tionalisierung noch nicht Globalisierung bedeutet, mit der Inklusion ausländischer Literatur eine Exklusion einher gehen kann, „die heute, in einem postkolonialen Zeitalter, ziemlich merkwürdig anmutet“ (Enzensberger 2002b, 786–787). Man sollte meinen, ein geläuterter Internationalist sei besonders preiswürdig. Und doch wurden ihm erst ein Köln-, dann ein Danzig- und schließlich auch noch eine Temeswar-Spezialistin vorgezogen, Böll, Grass und Müller. Was dürfen ‚bourdieusiens‘ daraus schließen?

Das Modell des Autor-Übersetzers hat schon mal einen niedrigen Kurswert in Stockholm, ist nie durch Preisvergaben gestärkt worden. Etwas anders steht es um die kosmopolitische Praxis im Ganzen. Ihr ist das jeweilige Komitee schon aufgrund seiner eigenen Praxis affin. Jahr für Jahr macht es sich ein Gremium ausgewiesener Literaturexperten zur Aufgabe, Texte zu sichten, die ihm andere Kenner rund um den Globus empfohlen haben. Mindestens das *Museum* und der in schwedischer Übersetzung vorliegende *Untergang* dürften dem jeweiligen Komitee bekannt (gewesen) sein,[30] Enzensbergers Gastbeiträge in *Svenska Dagbladet* und *Dagens Nyheter*, Stockholms großen Tageszeitungen, ohnehin. Aber selbst bei dispositioneller Nähe beeindruckt die literarischen Insider in Schweden internationalisierte Autorschaft offensichtlich weniger als die in Deutschland – was sich feldgeschichtlich erklären lässt. Bourdieu zufolge erkennt man die Einheit eines literarischen Feldes, über chronologische Zeitgenossenschaft und räumlichen Zusammenhang hinaus, an einer „gemeinsame[n] Problematik“ (1999, 320), auf die sich selbst konfligierende Akteure beziehen. Die spezifische Problematik des deutschen literarischen Feldes nach 1945 bestand in der Sehnsucht, nach zwölf Jahren kultureller Selbstisolation den Standards einer internationalen, avanciert modernen Literatur wieder zu genügen. Enzensberger lag spätestens seit 1960 vorn im Wettbewerb, wer die Moderne am konsequentesten nachholt. Ein kollektives Kompensationsbedürfnis (im begrenzten Feld, versteht sich), das im schwedischen literarischen Feld keine Rolle spielt; insofern stellt Internationalisierung ein Kapital dar, das in Nobelpreis-relevantes Prestige nur eingeschränkt konvertierbar ist. Im Übrigen kann es die beiden großen Nachteile Enzensbergers nicht aufwiegen.

Ungünstig für ihn und die naheliegendste Erklärung für die Bevorzugung von Grass sind die Gattungspräferenzen der Schwedischen Akademie. Von 1967 bis 2021 hat sie Erzähler und Erzählerinnen 36-mal gewählt, Lyriker und Lyrikerinnen schon seltener, 14-mal. Die Kategorie Lyriker-Essayist, in die Enzensberger fällt

30 Zumal das Erstere auch drei schwedische Autoren aufnahm und für die Übertragung des Letzteren Madeleine Gustafsson verantwortlich zeichnete, eine der bekanntesten Übersetzerinnen und Literaturkritikerinnen des Landes.

und die ihn für den Heine-Preis prädestinierte, bedachte man in Schweden nur einziges Mal, 1990 in Person des Mexikaners Octavio Paz. Die vierte literarische Gattung gilt in Stockholm als Leichtgewicht; so gesehen kann man den Ludwig-Börne-Preis, den Enzensberger 2002 in Frankfurt/Main ausdrücklich für die Essays (und Reportagen) empfing, als eine Art Trostpreis betrachten.

Doch so offensichtlich die Akademie die Grenzen des literarisch Wertvollen zuungunsten des Essayisten zieht und damit entdynamisiert, die betonierte Gattungshierarchie liefert für sein Leerausgehen keine hinreichende Erklärung. Denn schon die Gedichte allein erlaubten eine Auszeichnung, zumal keiner der Preisträger seit 1990, die von der Lyrik kamen, einen Gedichtband vorgelegt hat, der ähnliche Resonanz gefunden hätte wie *Der Untergang der Titanic*. Wie ist es zu erklären, dass die Konsekration dennoch ausbleibt, wenn nicht mit einem weiteren Minuspunkt? Auf welchen ich hinauswill: Enzensberger mangelt es an Treue zur Sozialdemokratie, einer Kunst, die Grass beherrschte.

Ein auch politischer, mithin heteronomer Vorbehalt, die Beurteilung eines Literaten nach nicht-literarischen Kriterien, liegt auf der Hand. Erste Sünde: Ausgerechnet Enzensberger, der vormalige Leitautor der Neuen Linken, mokiert sich 1982 in *Dagens Nyheter* über die kulturelle Hegemonie von Schwedens Sozialdemokraten, über Staatsanbetung und moralisierende Bevormundung der Bürger, „den modrigen Geruch einer allgegenwärtigen, sanften, unerbittlichen Pädagogik" (1987 [1982], 16). Vergehen Nummer zwei, das größere, wurde europaweit wahrgenommen: In *Hitlers Wiedergänger*, seinem bekanntesten, in 14 Sprachen, auch ins Schwedische übersetzten Essay, rechtfertigt Enzensberger 1991 den ersten Irak-Krieg, und beim zweiten bleibt er bei seiner Linie. Eine bellizistisch gefärbte Position hat sich, zumindest bis 2019, kein Laureat und keine Laureatin geleistet. Dieser Autor ist arg weit aus dem linksliberalen Konsens ausgeschert, den ausbleibenden Anruf aus Stockholm darf man daher auch als politischen Ordnungsruf verstehen.

Wird die Akademie ihrem Image gerecht, Schriftsteller zu bevorzugen, die die Political Correctness zumindest nicht verletzen, ist zu bedenken, dass ein heteronomes Moment der Auswahlpolitik kein Skandal, sondern programmbedingt ist. Einmal hat das Komitee ja eine Ausnahme gemacht, mit der Wahl des Serbien-Unterstützers Handke – und schon flog ihr die Entscheidung um die Ohren, konnte sich der Protest im Herbst 2019 doch darauf berufen, dass nach dem Willen Alfred Nobels der Preis an einen Literaten zu vergeben ist, der „das herausragendste Werk in idealistischer Richtung geschaffen" hat (zit. nach Martens 2019). Da die Vorgabe des Ahnherrn politisch motivierten Anfechtungen potentieller Kandidaten Tür und Tor öffnet, sucht das Komitee meistens durch die Wahl von Konsensautoren Ungemach zu vermeiden. Stockholmer Auszeichnungen deshalb als reine Gesinnungsprämien abzutun und damit an einem heteronomen

Pol des Feldes der Literaturpreise zu verorten, wäre zwar übertrieben. Wie man an der Begründung für Grass' Auszeichnung belegen kann, mischen sich künstlerische und politische, auto- und heteronome Kriterien.[31] Nur geht schon die Kompromissbildung zu Lasten von Enzensberger: Wie in der Musik das b-Vorzeichen eine Note um einen Halbton erniedrigt, mindern seine politischen Positionsnahmen das Gewicht seiner symbolischen Kapitalien um ein Quantum, das ihn in einem für einen Lyriker ohnehin engen Rennen zum Außenseiter macht. Kommen einmal Lyriker zum Zuge, sind es erfahrungsgemäß künstlerisch unumstrittene *und* politisch unkontroverse.[32]

Ist Hans Magnus Enzensberger also der Political Correctness zum Opfer gefallen? Diesen Kurzschluss hätte Bourdieu wohl nicht nur deshalb belächelt, weil ein Menschenrecht auf den Literatur-Nobelpreis noch nicht erfunden ist. Der Fehler einer viktimisierenden Lesart liegt darin, das Stockholmer Votum, für Grass und damit gegen Enzensberger, zu isolieren. Ein Feld der Literaturpreise zu rekonstruieren, heißt zu relationieren, die Vergabepraxis der Schwedischen Akademie ins Verhältnis zur der anderer Konsekrationsinstanzen zu setzen, etwa zu der von Düsseldorf. Nicht nur für Bildungs-, auch für literarische Institutionen gilt, „daß die Wahrheit über jede einzelne dieser Institutionen [...] nur zu gewinnen ist, wenn sie in das System objektiver Beziehungen eingereiht wird, das den Konkurrenzraum konstituiert, den sie mit allen anderen zusammen bildet" (Bourdieu 1999, 289). Ende der 1990er Jahre konkurrieren die Stockholmer und die Düsseldorfer Institution um die Definition des literarpolitisch Legitimen. Auch die Verleihung des Heine-Preises spielt sich nicht am reinen Himmel künstlerischer Anerkennung ab; die Auszeichnung von Enzensberger weist einen hetero-

---

31 Vgl. Die Schwedische Akademie (1999): „Als Günter Grass 1959 *Die Blechtrommel* herausgab, war es, als wäre der deutschen Literatur nach Jahrzehnten *sprachlicher und moralischer* Zerstörung ein neuer Anfang vergönnt worden. [...] Hier nahm er sich der großen Aufgabe an, die Geschichte seiner Zeit dadurch zu revidieren, daß er *das Verleugnete und Vergessene wieder heraufbeschwor:* die Opfer, die Verlierer und die Lügen, die das Volk vergessen wollte, weil es einmal daran geglaubt hatte. *Gleichzeitig sprengt das Buch dadurch den Rahmen des Realismus*, daß es Hauptgestalt und Erzähler eine teuflische Intelligenz in dem Körper eines Dreijährigen sein läßt" [meine Hervorhebungen, MJ]. Formulierungen wie diese belegen zugleich, dass sich politische Kriterien, mag man sie auch heteronom nennen, schwerlich aus der Literatur herausrechnen lassen. Wer könnte (explizit) etwas gegen einen Roman haben, der bei angebbar artistischem Mehrwert den Deutschen ihre Nazi-Vergangenheit vor Augen führt?

32 Das gilt für den Iren Seamus Heaney (1995), die Polin Wislawa Szymborska (1996), den Schweden Tomas Tranströmer (2011) und zuletzt, 2020, für die US-Amerikanerin Louise Glück. Bei Bob Dylan 2016 wurde der schon umstrittenere künstlerische Wert zum einen durch das Ansehen *in politicis* ausgeglichen (68er Idol). Zum anderen wog der Wunsch der Akademie nach Selbstverjüngung durch Pop-Konsekration schwerer als jede, im Vorfeld der Preisverleihung ja auch nur präsumtive, Debatte um den lyrischen Rang des Preisträgers.

nomen Anteil in der anderen, liberal-konservativen Variante auf. Was den Autor bei der Schwedischen Akademie offenkundig Sympathien kostet, die Abkehr von der Linken, wird von der Düsseldorfer Jury qua Preisvergabe sanktioniert. Bei ihr wirkt sich die politische Wendigkeit wie das Kreuzvorzeichen in der Musik aus, erhöht des Autors Ansehen noch etwas; man wertet sie als Flexibilitätskapital. Aber Wolf Lepenies sagt es schöner:

> Nichts ist dem jüngsten Träger des Heine-Preises mehr zuwider als die von allen Seiten erhobene Forderung nach Festigkeit und Stetigkeit. [...] So predigt Enzensberger meist tauben Ohren, wenn er uns alle höflich darauf aufmerksam macht, daß der begründete Sinneswandel der anhaltenden Sinnlosigkeit allemal vorzuziehen ist. (1999, 28)

„Von allen Seiten“: Der Laudator nährt den Glauben, Enzensbergers politische Essays hätten einen hohen Dissidenzwert – was 1998 in Deutschland einer Dissidenzsimulation gleichkommt. Passend zu einer Konsekration, vernebelt der verbale Weihrauch, dass Enzensbergers Linkenschelte, um 1980 tatsächlich noch gewagt, Ende der Neunziger Mainstream ist. Zur Hochzeit des Neoliberalismus spricht der Ex-Sozialist in gespitzte Ohren statt in taube, ist einer der gefragtesten Interviewpartner überhaupt, nach Festigkeit und Stetigkeit verlangt im deutschen literarischen Feld niemand. Bis auf Grass, den weite Teile des Feuilletons seit 1990 rituell als überholten Gesinnungsästheten diskreditieren. Zur dominanten Hierarchiebildung im Subfeld der deutschen Literaturkritik, nach der Enzensberger Ende der Neunziger über Grass rangiert, verhält sich die Düsseldorfer Preisverleihung zementierend. Die schwedische Entscheidung von 1999 aber, ausgerechnet den sog. Gesinnungsästheten zu erwählen, schafft ein Gegengewicht zu den Wertzuweisungen der Deutschen. Sie hat eine Bedeutung vor allem als ‚antagonistische Stellungnahme‘, deshalb ist sie auf Düsseldorf zu beziehen.[33] Kurz, mit dem Konkurrenzraum sieht man, dass sich das symbolische Kapital der beiden Gruppe-47-Kämpen je nach Ort reziprok proportional verteilt. Man kann nicht überall gewinnen.

33 Wie der späte Bourdieu (1999, 210 – 211) betont, sind in einem Konkurrenzraum die objektiven relationalen Beziehungen zwischen Akteuren, ihre Positionen, wichtiger als ihre bewussten Interaktionen. Gleichwohl ist festzuhalten, dass sich das Stockholmer Komitee 1999 von den deutschen Angriffen auf Grass intentional absetzt. Zu *Ein weites Feld* (1995), dem kritischen Roman über die deutsche Wiedervereinigung, vom einheimischen Feuilleton überwiegend verrissen, bemerkt die Schwedische Akademie nicht ohne Trotz: „Das Buch war ein Zankapfel der deutschen Literaturkritik, aber befestigte die Stellung des Schriftstellers als desjenigen, der die großen Fragen an die Geschichte unseres Jahrhunderts stellt“ (1999). Den Abwertungsdruck, den tonangebende Kritiker damals in Deutschland auf Grass ausübten, hat Joseph Jurt (1996) detailliert nachgezeichnet.

3 Einsatzmöglichkeiten und ein Update

Generell haben feldtheoretisch Interessierte die Möglichkeit, neben den Konsekrationen von Autoren ihre stillschweigenden Ausschlüsse zu verfolgen – auch, wenn man eine Exklusion normativ begrüßen mag. So werden manche ‚bourdieusiens' finden, mit Enzensberger habe das Nobelkomitee genau den Richtigen übergangen. In seiner Dankrede zum Heine-Preis mokierte er sich über einen angeblich überbordenden Sozialstaat,[34] flankierte so den Neoliberalismus im politischen Feld, während Bourdieu ihn bekämpfte, indem er die technokratischen Euphemismen des Sozialabbaus benannte und seine Verwerfungen in der Lebenswelt der Dominierten empirisch nachwies.[35] Nur ändert das nichts daran, dass sich mit Bourdieus Begriffen auch die Laufbahn von ‚bösen Buben' wie Enzensberger erhellen lässt, jener Autoren, die dem Heldenmodell machtkritischer Intervention (in der Tradition Zolas) nicht immer oder gar nicht folgen.

Möglich wäre auch eine Verlagerung des feldtheoretischen Interesses. Mit dem Beispiel Enzensberger bewegten wir uns in der Luxuszone der literarischen Welt. An eine Konsekrationsgrenze zu stoßen, überhaupt der Wettbewerb um symbolisches Kapital, ist für die meisten Schriftsteller die kleinste Sorge, schärft uns eine aktuelle Studie zur Soziologie literarischer Arbeit ein.[36] Nach wie vor ist der Schriftstellerberuf eine Profession mit relativ hohem Armutsrisiko. Für das Gros der Autoren besteht die Herausforderung darin, die schiere Zugehörigkeit zum Feld, das beständige Publizieren, finanziell durchzuhalten. Zudem hängt die berufliche Stabilisierung mehr denn je von sozialen Netzwerken ab – „wer wen und wie viele kennt, entscheidet über die Integration, aber auch über die Position des Autors im literarischen Feld" (Amlinger 2021, 359). Je häufiger Schriftsteller mit Selbstbehauptung im strikten Sinn beschäftigt sind, desto besser tun Germanisten daran, die Auswirkungen der Verteilung ökonomischen und sozialen Kapitals unter Autoren zu verfolgen.

Und das Update? Was die Rangkämpfe per Konsekration betrifft, muss man sich darüber im Klaren sein, in welchen Punkten die Konstellation Enzensberger–Grass[37] datiert ist. *Ihre* Analyse kann noch darauf zielen, heteronome Anteile von Auszeichnung und Nichtauszeichnung *sichtbar* zu machen. Die politischen Zu- und Abneigungen, die beiden 47ern galten, hatten zur Voraussetzung, dass beide,

34 Vgl. Enzensberger (2003 [1998]).

35 Vgl. Bourdieu (1996), (1997b).

36 Vgl. Amlinger (2021, bes. 354–360).

37 Enzensberger vs. Grass wäre zu viel gesagt. Die objektive Konkurrenz, Stockholm betreffend, beeinträchtigte nie die Freundschaft der beiden.

ungeachtet ihrer Gesinnungsdifferenz, die öffentliche Funktion von Schriftstellern wahrnahmen (der eine in seinen Essays und – seltener – Reden, der andere als Dauerredner und selbst als Erzähler). Nun gab es aber zwischenzeitlich tektonische Verschiebungen im literarischen Feld. Erstens nehmen heute weite Teile des Publikums wie auch die meisten jüngeren Autoren[38] die Rolle des öffentlichen Intellektuellen als Anmaßung wahr. Zweitens hat, damit korrelierend, eine Opposition wie sozialdemokratisch/linkenskeptisch, in den Neunzigern für Jurys noch auszeichnungsrelevant, an wertungslenkender Kraft eingebüßt. Welche Konsequenzen ziehen wir analytisch, wenn im literarischen Feld das Interesse an traditionellen politischen Beleuchtungseinstellungen abnimmt und durch Debatten abgelöst wird, die entlang den Oppositionen männlich/weiblich, europäisch/nichteuropäisch, weiß/*PoC* verlaufen?

Dann, meine ich, ist es an der Zeit, eine sich simultan ausbildende Kampfform in der Literaturkritik zu fokussieren: die *Unterstellung reiner Heteronomie*. Ein Abwertungstyp, der beispielsweise 2004 polemisch glauben machte, Elfriede Jelinek sei in Stockholm nur als Feministin ausgezeichnet worden,[39] und 2021 scheinbar neutral, Abdulrazak Gurnah küre man ausschließlich als schwarzen *Postcolonial* – weder die eine noch den anderen auch für künstlerische Qualität. Selten gegenstandslos, entgeht der Rede von „Quotenurteilen" doch immer, dass die Macht *jedes* anerkannten literarischen Textes *immer schon* in der „Definition dessen" lag, „was [...] würdig ist, repräsentiert, dargestellt zu werden, und was nicht" (Bourdieu 1987, 165). Nur blieb die weiße, männliche Definition, weil der Regelfall des Anerkannten, lange unmarkiert.

Eine naheliegende Hintergrundfrage wäre, ob streitbare Kommunikation zur Literatur seit, sagen wir, Rainald Goetz' Grass-Beschimpfung (*Subito*, 1983) tendenziell von den Schriftstellern auf die Literaturkritik übergegangen ist. Polemik zu Konsekrationen jedenfalls ist längst Domäne der Literaturkritik, der Protest von *Saša Stanišić* gegen die Verleihung des Literatur-Nobelpreises an *Handke* eine Ausnahme, die die Regel bestätigt. Belegt wird Letztere nicht zuletzt durch das Verhalten von Hans Magnus Enzensberger. Er war sich der relativ starken *PC*-Kriterien in Stockholm stets bewusst, aber auch klug genug, sich nie über sie zu beklagen. Denn wer die Würdigkeit eines/r Preisträgers/in bestreitet, erkennt die Würde des betreffenden Preises an. Ein Träger des Goldenen Kranzes von Struga hingegen kann gelassen feststellen: Der Nobelpreis wird überschätzt.[40]

---

38 Vgl. die bei Amlinger (2021, 345–346) versammelten Stimmen.
39 Vgl. Matussek (2004), Radisch (2004).
40 Vgl. Enzensberger (2017, Min. 3:50).

Literaturverzeichnis

Amlinger, Caroline. *Schreiben: Eine Soziologie literarischer Arbeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2021.

Andersch, Alfred. „Hans Magnus Enzensberger: Landessprache". *Über Hans Magnus Enzensberger*. Hg. Joachim Schickel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1970. 68 – 69.

Andersch, Alfred. „1 (in Worten: ein) zorniger junger Mann". *Hans Magnus Enzensberger*. Hg. Reinhold Grimm. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984. 59 – 63.

Andersch, Alfred. „Die Kirschen der Freiheit". *Gesammelte Werke, Bd. 5*. Hg. Dieter Lamping. Zürich: Diogenes, 2004.

Born, Nicolas. „Riß im Rumpf des Fortschritts". *Der Spiegel* 43 (1978): 236 – 241.

Bourdieu, Pierre. *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1970.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982.

Bourdieu, Pierre. *Sozialer Raum und ‚Klassen': Leçon sur la leçon: Zwei Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985*.

Bourdieu, Pierre. *Satz und Gegensatz: Über die Verantwortung des Intellektuellen*. Berlin: Wagenbach, 1989.

Bourdieu, Pierre. „Einführung in die Soziologie des Kunstwerks". *Die Intellektuellen und die Macht*. Hg. Irene Dölling. Hamburg: VSA, 1991. 101 – 123.

Bourdieu, Pierre, und Loïc J. D. Wacquant. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.

Bourdieu, Pierre. „Warnung vor dem Modell Tietmeyer: Europa darf sich den neoliberalen Theorien des Bundesbankpräsidenten nicht unterwerfen". *Die Zeit*, 1. November 1996.

Bourdieu, Pierre. „Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital". *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: VSA, 1997. 49 – 79.

Bourdieu, Pierre, und Alain Accardo (Hg.). *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK, 1997.

Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.

Brecht, Bertolt. *Furcht und Elend des Dritten Reiches*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.

Enzensberger, Hans Magnus. *verteidigung der wölfe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1957.

Enzensberger, Hans Magnus. *Der Untergang der Titanic: Eine Komödie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978.

Enzensberger, Hans Magnus Enzensberger. „Schwedischer Herbst". *Ach Europa! Wahrnehmungen aus sieben Ländern*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987. 7 – 49.

Enzensberger, Hans Magnus. „Nachbemerkung zu einer Neuauflage". *Museum der modernen Poesie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002b. 785 – 787.

Enzensberger, Hans Magnus. „Nicht an Geist, an Charakter mangelt es". *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3. Juni 2002a.

Enzensberger, Hans Magnus. „Über die Gutmütigkeit". *Nomaden im Regal: Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003. 50 – 60.

Enzensberger, Hans Magnus. „William Carlos Williams". *Einzelheiten I & II* [1962/64]. Hamburg: Spiegel Verlag, 2006. 228 – 248.

Enzensberger, Hans Magnus. *Über die Gruppe 47*. https://www.zdf.de/kultur/kulturzeit/enzensberger-ueber-die-gruppe-47-102.html. ZDF, 2017 (14. Oktober 2021)

Eppelsheimer, Hans W. *Laudatio zum Georg-Büchner-Preis 1963*. https://www.deutscheakademie.de/de/auszeichnungen/georg-buechner-preis/hans-magnus-enzensberger/laudatio. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, 1963 (14. Oktober 2021).
Fischer, Ludwig. „Der fliegende Robert: Zu Hans Magnus Enzensbergers Ambitionen und Kapriolen". *Autorinszenierungen: Autorschaft und literarisches Werk im Kontext der Medien*. Hg. Christine Künzel und Jörg Schönert. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2007. 145 – 175.
Franck, Georg. *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. München und Wien: Hanser, 1998.
Henrichs, Benjamin. „Gesänge aus der Eiszeit". *Die Zeit,* 20. Oktober 1978.
Honneth, Axel. „Die zerrissene Welt der symbolischen Formen: Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus". *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 36 (1984): 145 – 150.
Illies, Florian. „Keiner von uns". *Die Zeit*, 5. November 2009.
Joch, Markus. „Literatursoziologie / Feldtheorie". *Methodengeschichte der Germanistik*. Hg. Jost Schneider. Berlin und New York: De Gruyter, 2009. 385 – 420.
Jurt, Joseph. „Die Rezeption von Günter Grass' Roman ‚Ein weites Feld'". *Revista de Filologia Alemana* 4 (1996): 11 – 39.
Jurt, Joseph. „Bourdieus Kapital-Theorie". *Bildung, Arbeit, Erwachsenwerden: Ein interdisziplinärer Blick auf die Transition im Jugend- und jungen Erwachsenenalter*. Hg. Manfred Max Bergman. Wiesbaden: Springer VS, 2012. 21 – 41.
Kaiser, Joachim. „Schiffsuntergang und Autobiographie". *Süddeutsche Zeitung*, 27. November 1978.
Lepenies, Wolf. „Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich". *Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich: Über Hans Magnus Enzensberger*. Hg. Rainer Wieland. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999. 23 – 32.
Lilienthal, Volker. *Literaturkritik als politische Lektüre: Am Beispiel der Rezeption der ‚Ästhetik des Widerstands' von Peter Weiss*. Berlin: Wissenschaftsverlag Spiess, 1988.
Luhmann, Niklas. *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984.
Luhmann, Niklas. „Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst". *Stil: Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Hg. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986. 620 – 672.
Martens, Michael. „Wider den Literaturnobelpreis für Peter Handke". *Frankfurter Allgemeine Zeitung,* 13. Oktober 2019.
Matussek, Matthias. „Alle Macht den Wortquirlen!" *Der Spiegel* 42 (2004): 178 – 182.
Plumpe, Gerhard. *Epochen moderner Literatur: Ein systemtheoretischer Entwurf*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995.
May, Hermann, und Claudia Wiepcke (Hg.). *Lexikon der ökonomischen Bildung*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2012.
Radisch, Iris. „Die Heilige der Schlachthöfe". *Die Zeit,* 14. Oktober 2004.
Schwedische Akademie, Die. *Der Nobelpreis in Literatur 1999 – Pressemitteilung*. https://www.nobelprize.org/prizes/literature/1999/7856-gunter-grass-1999-3/. The Nobel Prize, 30. September 1999 (14. Oktober 2021).
Smoltczyk, Alexander. „Der Fahrplaner der Lüfte". *Der Spiegel* 51 (1998): 214 – 216.

Stiemer, Haimo. *Das Habitat der mondblauen Maus: Eine feldtheoretische Untersuchung der pragerdeutschen Literatur (1890 – 1938)*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2020.

Tommek, Heribert. *Der lange Weg in die Gegenwartsliteratur: Studien zur Geschichte des literarischen Feldes in Deutschland von 1960 bis 2000*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015.

Von Lovenberg, Felicitas. „Überschaum und Maß". *Frankfurter Allgemeine Zeitung,* 12. November 2009.

Wieland, Rainer. „Hans Magnus Enzensberger: Bibliographie". *Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich: Über Hans Magnus Enzensberger*. Hg. Rainer Wieland. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999. 240 – 341.

Ralf Grüttemeier

Elitäre Allianzen – über Aspekte des Verhältnisses von juristischem und literarischem Feld

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland könnte in seinem einleitenden Grundrechtekatalog mit Bezug auf Kunst – und damit auch mit Bezug auf Literatur – eindeutiger kaum sein. In Artikel 5 Absatz 3 ist zu lesen: „Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei." Diese prägnant formulierte Kunstfreiheit ist aus juristischer Sicht insofern eine besondere als sie ohne explizite Grenzen formuliert wird; dies im Unterschied etwa zur in Artikel 5 (1) garantierten Meinungsfreiheit, zu der es in Absatz 2 gleich einschränkend heißt: „Diese Rechte finden ihre Schranken in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze, den gesetzlichen Bestimmung zum Schutze der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre." Nichts dergleichen steht im Grundgesetz jedoch mit Bezug auf die Kunstfreiheit. Wie kann es dann aber sein, dass es auch in Deutschland rechtskräftig verbotene Romane gibt, wie im einundzwanzigsten Jahrhundert noch Maxim Billers Roman *Esra* (2003), dessen Verbot in allen Instanzen 2007 vom Bundesverfassungsgericht bestätigt wurde? [1]

Die Verwunderung diesbezüglich wächst, wenn man hinzunimmt, dass Maxim Biller auch 2003 bereits ein etablierter Autor in Deutschland war. Volker Weidermanns *Lichtjahre. Eine kurze Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis heute* widmete ihm zum Beispiel ganze fünf Seiten – zum Vergleich: Günter Grass wurde auf einer Seite behandelt, Paul Celan auf anderthalb und Heinrich Böll auf zwei (vgl. Weidermann 2006). Nach zwei Erzählbänden, einem Theaterstück und einem Band mit Kolumnen erschien auch Billers zweiter Roman 2003 bei Kiepenheuer & Witsch – einem der renommiertesten Literaturverlage Deutschlands. Auch der Klappentext auf der Rückseite ist vollkommen gattungs- und Biller-adäquat: „Ist Liebe die letzte Utopie?" Die allermeisten der 4.000 Leser, die den Roman 2003 in den wenigen Tagen vor dem Erlass einer einstweiligen Verfügung am 3. März 2003 gekauft haben, werden das wohl in gespannter Erwartung eines zeitgenössischen Liebesromans eines renommierten deutschsprachigen Autors getan haben.

1 Den hier vorgestellten Überlegungen liegen zum großen Teil meine Einleitung und mein Beitrag zum Sammelband *Literary Trials* (Grüttemeier 2016) zugrunde.

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-016

Aber es gibt auch eine andere Seite. Wer misstrauisch ist, hätte einen Satz im Paratext von *Esra* bereits so deuten können. Auf der letzten Seite des Buchs, über dem Impressum, steht zu lesen: „Sämtliche Figuren und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden. Alle Ähnlichkeiten mit Lebenden und Verstorbenen sind deshalb rein zufällig und nicht beabsichtigt." Tatsächlich sind die Gründe für das Verbot in dieser Richtung zu suchen. Bereits der erste Satz des Romans macht deutlich, wo der Ansatzpunkt für die juristische Auseinandersetzung liegt: „Als Esras Mutter den Nobelpreis bekam, schien es so, als würden Esra und ich es vielleicht doch noch schaffen. Es war nur der alternative Nobelpreis – der echte wäre ihr natürlich lieber gewesen –, aber trotzdem hatte er diese herrische, ehrgeizige Frau für eine Weile friedlich gemacht" (Biller 2003, 9). Im Roman heißt Esras Mutter Lale, und die türkischstämmige Mutter einer Ex-Freundin von Biller erkannte sich in der türkischstämmigen Lale wieder – auch, weil diese Mutter, Birsel Lemke, im Jahr 2000 den *Right Livelihood Award*, den alternativen Nobelpreis für ihre Aktivitäten gegen umweltschädigende Verfahren beim Goldgraben in der Türkei gewonnen hatte.

Die zweite Klägerin im Prozess war ihre Tochter, eben die Ex-Freundin von Biller, die sich in Esra wiedererkannte. Von Esra heißt es im Roman unter anderem:

> Esra hatte schon mit siebzehn ihren ersten Film gedreht. Sie spielte darin ein Mädchen aus einer einfachen türkischen Familie, das sich in einen deutschen Jungen verliebt. Wie der Film ausgeht, weiß ich nicht mehr, ich kann auch nicht sagen, ob er gut oder schlecht war. Er hat aber Esra damals sehr bekannt gemacht, vor allem unter den Türken in Deutschland. Eine Zeitlang sah man in Zeitungen oft Fotos von ihr, und sie bekam für *Fatmas Geschichte* den Bundesfilmpreis. (Biller 2003, 49–50)

Auch die Ex-Freundin von Biller, Ayse Romey, hatte mit 17 die Hauptrolle in einem Film gespielt, in Hark Bohms *Yasemin*, und dafür 1989 den Bundesfilmpreis für die beste Nachwuchsschauspielerin erhalten. Was hier mittels der beiden offensichtlichsten Parallelen gezeigt wurde, gilt für zahlreiche weitere Übereinstimmungen zwischen fiktionaler Wirklichkeit und den Klägerinnen bzw. Biller: wo sie in München lebten, die Zahl der früheren Ehen und Kinder der Frauen, ihr Alter und das ihrer Kinder etc.

Diese explizit im Roman angelegte Identifizierbarkeit der beiden Frauen in der außerliterarischen Wirklichkeit gewann nun eine juristisch relevante Dimension aus drei Gründen. Zunächst: wie bereits aus den ersten Sätzen des Romans abgeleitet werden kann, wird die Mutter nicht gerade positiv im Roman dargestellt. Sie wird vielmehr als egoistische, rachsüchtige und opportunistische Diktatorin präsentiert, die vor allem hinter Geld her ist. Im Roman wird zum Beispiel angedeutet, dass Lale jemanden dafür bezahlt haben könnte, ihre Ho-

telanlage in der Türkei anzuzünden, um an „eine sehr hohe Brandschutzversicherung" zu kommen (vgl. Biller 2003, 155) – der Brandstifter wurde nie gefunden. Überflüssig zu sagen, dass eine Hotelanlage von Birsel Lemke in der Türkei tatsächlich abgebrannt ist.

Der zweite Aspekt betrifft Esra. Im Roman werden viele intime Szenen inklusive detaillierter Sexualpraktiken beschrieben. Aber auch andere intime Bereiche werden ausführlich und explizit thematisiert: Esras Ängste, ihre erlittenen Erniedrigungen, ihre Abhängigkeiten, ihre regelmäßigen Albträume usw. Hinzu kommt schließlich noch, drittens, die 10-jährige Tochter von Esra, Ayla – von deren Krankheit im Roman mehrmals die Rede ist. Diese Krankheit wird im Roman als lebensbedrohlich beschrieben, weswegen Esra und Lale sie vor Ayla verschweigen – und auch Billers Ex-Freundin hatte eine ungefähr gleichaltrige Tochter, die schwer erkrankt war und zum Zeitpunkt des Erscheinens des Romans noch nichts von ihrer Krankheit wusste.

Vor diesem Hintergrund forderten beide Frauen ein sofortiges Verbot des Romans, da dieser ihr „allgemeines Persönlichkeitsrecht" verletze, das von Art. 2 (1) des Grundgesetzes garantiert werde. Alle Gerichte kamen im Folgenden zum Ergebnis, dass der Roman verboten werden müsse: vom Landesgericht München 2003 über das Oberlandesgericht München 2004, den Bundesgerichtshof 2005 bis hin zum Bundesverfassungsgericht 2007.

Diese Urteile nun sorgten an vielen Stellen in der Presse, im Literaturbetrieb und in der Literaturwissenschaft für Empörung. So befindet Uwe Wittstock, damals Literaturredakteur bei *Die Welt*, später Literaturchef beim *Focus* und gleichzeitig Autor des ausführlichsten Buchs zum Vorgang aus literarischer Perspektive, dass die Entscheidung des Verfassungsgerichts „die Rechte der Literatur in unzulässiger Weise" einschränke. Er hält es für „unangemessen und letztlich widersinnig", ja gar für „unsinnig", „Fiktionen aus der Welt schaffen zu wollen, indem man sie vor Gericht stellt" (Wittstock 2012, 7, 128). Mit dieser Auffassung ist Wittstock repräsentativ für große Teile des Literaturbetriebs, von den Feuilletons über den Buchhandelsverband bis hin zur Schriftstellervereinigung PEN.

In der Literatur*wissenschaft* findet sich oft dieselbe Auffassung, wie zum Beispiel beim Marburger Literaturwissenschaftler York-Gothart Mix. Mix hatte eine unverlangt eingesandte Stellungnahme ans Bundesverfassungsgericht übermittelt, die er zusammen mit dem Düsseldorfer Juristen Christian Eichner verfasst hatte. Für Mix und Eichner konterkariert das Verbot von *Esra* in letzter Konsequenz jede kritische literarische Auseinandersetzung mit der Gegenwart, tradiert eine restriktive Rechtsauslegung, die mit dem Ideal der offenen Gesellschaft nicht in Einklang zu bringen ist und stellt zivilisatorische und verfassungsrechtliche Grundwerte in Frage, die vor dem Hintergrund der historischen Erfahrung 1949 mit dem Inkrafttreten des Grundgesetzes bewusst normiert wor-

den sind (Eichner und Mix 2006, 9). Wenn hier vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte beschworen wird, dass die Tür, die 1949 mit dem Grundgesetz geschlossen wurde, mit einem Verbot des Romans wieder geöffnet werde und den ergangenen Urteilen unterstellt wird, sie unterbänden „in letzter Konsequenz jede kritische literarische Auseinandersetzung mit der Gegenwart“, dann sind das schwere Geschütze, bei denen man eher an eine Partei im Kampf denkt als an die Analyse eines Konflikts um Literatur aus einer wissenschaftlichen Metaperspektive. Dass Literaturkritiker, Buchhandels-, Verlags- und Schriftstellerverbände in diesem Konflikt Partei ergreifen, leuchtet sofort ein – aber ist das auch die Aufgabe von Literaturwissenschaftlern? Das ist selbstverständlich ihr gutes demokratisches Recht, aber das daraus sprechende Verständnis von Literaturwissenschaft bewegt sich letztlich auf der Ebene der Akteure, deren Handlungen doch erst aus einer Metaperspektive zu analysieren wären. Für solche Analysen bietet das Modell des literarischen Feldes einen adäquaten theoretischen Rahmen (vgl. Bourdieu 2011). Aus dieser Perspektive stellen sich Proteste wie die von Eichner und Mix, aber auch die von Astrid Ohmer und Michael Ansel (vgl. Wittstock 2012, 73, 81) als strategische Positionierungen dar, die die eigene professionelle Expertise verteidigen (vgl. Seiler 1983, 308) und zugleich die Fragilität der relativen Autonomie von Literatur zwischen Staat und Markt indizieren (vgl. Sapiro 2003).

Die analytischen Möglichkeiten des feldtheoretischen Rahmens mit Bezug auf Literatur-Prozesse sollen vor diesem Hintergrund im Folgenden exemplarisch anhand von zwei Dimensionen untersucht werden: zum einen anhand des Grads der institutionellen Autonomie von Literatur, wie er aus literarischen Prozessen aus historischer Perspektive abgeleitet werden kann; zum anderen anhand der Auffassungen von Literatur (vgl. van Rees 1994) der Juristen in diesen Prozessen. Als Kasus dienen dabei die beiden aus literaturwissenschaftlicher Perspektive wichtigsten Urteile des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG), das zu *Mephisto* (1971) und das zu *Esra* (2007).

1 *Exceptio artis* oder die Zunahme von relativer Autonomie von Literatur im Recht

Die Untersuchung von Gerichtsverfahren gegen Literatur kann als Forschungsrichtung unter *literature in law* (im Unterschied zu Begriffen wie *law and literature*, *law in literature* oder *law as literature*; vgl. Dolin 2007; Olson 2014) subsumiert werden. Solche Gerichtsverfahren können dabei analytisch als ein Indikator des gesellschaftlichen Status von Literatur und der Auffassungen über Literatur zu bestimmten Zeiten genutzt werden. Aus dieser Perspektive werden sie zu einer Art

Spiegel, in dem spezifische gesellschaftliche Formationen, Auffassungen und Praktiken zu einem konkreten historischen Zeitpunkt zu sehen sind. Sie ermöglichen zum Beispiel eine Antwort auf die Frage, für wie wichtig eine Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt Literatur hielt. Es geht bei Literatur-Prozessen also aus Bourdieuscher Perspektive um Einblicke in den institutionellen Status von Literatur, dessen Relationen und Feldeffekte sich als von einem spezifischen nationalen Rahmen dominiert erweisen (vgl. zum Problem des Nationalen bzw. Transnationalen aus feldtheoretischer Perspektive Joch und Leschanz, infra).

Eine Schlüsselrolle in den Debatten um Literatur-Prozesse spielt das Konzept der sogenannten *exceptio artis*, so wie sie sich zum Beispiel explizit im hier oben zitierten Grundgesetz findet. Damit einher geht ein besonderer Schutz vor Eingriffen von staatlicher oder anderer Seite, oder, mit Bourdieu formuliert: die Garantie einer relativen Autonomie von Literatur bzw. Kunst. Konkret heißt dies in Literatur-Prozessen, dass inkriminierte Äußerungen, die vom Richter als Literatur aufgefasst werden, von der Rechtsprechung anders beurteilt werden können als nicht-literarische Äußerungen. Nur bei ersteren muss der besondere Schutz und die Eigenart der Literatur mitgewogen werden – etwas das zum Beispiel journalistische Texte oder politische Reden nicht beanspruchen können. Dieser besondere Status von Literatur wird im Recht in der Regel mit dem Begriff der *exceptio artis* konzeptualisiert. Die Verwendung dieses Begriffs soll zunächst gegen eine Reihe von Missverständnissen geschützt werden.

Das erste mögliche Missverständnis betrifft die Explizitheit der Garantie der Kunstfreiheit in Gesetzen. Ähnlich explizit wie in Deutschland finden sich Formulierungen zur Freiheit von Kunst in den Verfassungen von zum Beispiel Estland (Art. 38), Italien (Art. 33), Österreich (Art. 17a STGG), Portugal (Art. 42 (1)), Schweiz (Art. 21 BV), Spanien (Art. 20 (1v)) oder Südafrika (Art. 16 (1c)). Natürlich ist diese Liste nicht vollständig, aber dass sich zum Beispiel Belgien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande und die USA dort nicht finden, liegt daran, dass es in den zuletzt genannten Ländern einen solchen expliziten Schutz auf der Verfassungsebene für Kunst gerade nicht gibt.

Interessant ist vor diesem Hintergrund zunächst, dass sich aus dem Vorkommen oder Fehlen einer expliziten *exceptio artis* im Gesetz keine wesentlichen Unterschiede im Umgang der Rechtsprechung mit Literatur ergeben müssen. Wenn ich mich auf die Niederlande im Vergleich zu Deutschland beschränke: In den Niederlanden gibt es weder in der Verfassung einen Artikel, der explizit einen besonderen Schutz für Kunst stipuliert, noch sieht auch nur ein einziges Gesetz einen Sonderstatus für Kunst vor. Dennoch ist in der niederländischen Rechtsprechung seit einem Urteil des höchsten niederländischen Gerichts, des *Hoge Raad*, aus dem Jahr 1920 die *exceptio artis* fest verankert. Im letzten niederländischen Prozess zu Literatur vor dem *Hoge Raad*, der 2001 ausgetragen wurde, der

Prozess zu Pieter Waterdrinkers Roman *Danslessen* (Tanzstunden), wurde sogar ausführlich aus der Rechtsprechung des deutschen Bundesverfassungsgerichts zum Verhältnis von allgemeinem Persönlichkeitsrecht und Literatur zitiert, insbesondere aus dem 1971er Urteil im *Mephisto*-Prozess (vgl. Beekman und Grüttemeier 2005, 175 – 179). Anscheinend waren die Abwägungen, die beide Gerichte machen mussten, trotz der unterschiedlichen nationalen Gesetzgebung so ähnlich, dass der hier interessierende diametrale Gegensatz – in dem einen Land ist die *exceptio artis* explizit in der Verfassung verankert und im anderen nicht – keine Rolle für die Urteilsbildung spielte. Zunächst kann man also festhalten, dass auch in Ländern, in denen die *exceptio artis* nicht explizit in Gesetzen zu finden ist, dieses Konzept trotzdem im juristischen Umgang mit Literatur anzutreffen sein kann.

In dieselbe Richtung weist ebenfalls, dass auch innerhalb eines nationalen Rechtssystems die explizite Einführung der *exceptio artis* zu einem bestimmten Zeitpunkt keine radikalen Veränderungen in den juristischen Praktiken zu bewirken scheint. Die erste bekannte Verfassung, in der explizit die Kunstfreiheit aufgenommen wurde, war die der Weimarer Republik 1919, in der es in Art. 142 heißt: „Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei." Vergleicht man jedoch Prozesse gegen Kunstwerke im Deutschen Reich 1871 – 1918 mit denen der Weimarer Republik 1919 – 1933, dann stellt 1919 keinen Wendepunkt dar. Die Tradition eines wohlwollenden Umgangs mit Literatur zeichnet sich bereits seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts ab (vgl. Hütt 1990, 13), wenn zum Beispiel 1893 das höchste deutsche Gericht, das Reichsgericht, Kunst einen Sonderstatus zuerkannte (vgl. Knies 1967, 148 et passim). Auch nach 1919 kam es regelmäßig zu Prozessen gegen Literatur, vornehmlich wegen Pornographie, Blasphemie oder Beleidigung, die oft zu Verurteilungen von Literaten führten (vgl. Seiler 1983) – wenn auch die Weimarer Republik im internationalen Vergleich zu benachbarten Ländern als relativ tolerant gelten kann (vgl. Petersen 1995, 285). Die Einführung des Paragraphen 142 in die Verfassung war dann auch mitnichten intendiert als Immunisierung von Kunstwerken gegen juristische Verfolgung, sondern primär als Schutz vor staatlichen Eingriffen in Kunst (vgl. Anschütz 1960, 658). Um also das erste Missverständnis auszuräumen, kann festgehalten werden, dass das Abwägen einer *exceptio artis* in Gerichtsverfahren gegen Literatur nicht zwingend eine explizite grundgesetzliche Regelung eines Sonderstatus von Literatur voraussetzt.

Ein weiteres Missverständnis wurde damit indirekt ebenfalls bereits angesprochen: offensichtlich ist die *exceptio artis* keine absolute Freiheit, die generelle Straffreiheit für alle Kunstwerke garantiert, sondern lediglich ein Faktor, der von den Juristen in ihren Abwägungen mitgewogen werden muss. Mit anderen Worten: *exceptio artis* ist immer graduell zu bestimmen, nicht als da oder nicht da,

nicht als 0 oder 1, sondern als Bestimmung eines mehr oder weniger großen Maßes. Die Freiheit bzw. die Autonomie der Kunst ist also in keiner Rechtsordnung eine absolute, sondern immer nur eine relative. Von diesem Gedanken ausgehend ist es auch möglich, zumindest einen groben Erklärungsversuch mit Bezug auf die bereits aufgeworfene Frage zu wagen, warum denn manche Länder einen solchen Passus zur *exceptio artis* in ihren Gesetzen haben und andere nicht. Einen ersten Hinweis gibt die chronologische Reihenfolge der oben genannten Verfassungen, die der Kunst explizit einen Sonderstatus garantieren:

1919/1949	Deutschland
1947	Italien
1976	Portugal
1978	Spanien
1982	Österreich
1992	Estland
1996	Südafrika
2000	Schweiz

Zunächst fällt auf, dass es sich überwiegend um junge Verfassungen bzw. Verfassungsänderungen handelt. Diese wurden in vielen Fällen verfasst, nachdem sich die jeweilige Nation von einem autoritären Regime befreit hatte. Anscheinend erhöht das Erstellen einer Verfassung nach einem mehr oder weniger revolutionären demokratischen Umbruch die Wahrscheinlichkeit, eine explizite Verankerung der *exceptio artis* in der Verfassung anzutreffen. In diese Reihe könnte man Deutschland, Estland, Italien, Portugal, Spanien und Südafrika stellen. Wichtiger noch scheint mir aber, dass dies offensichtlich vor allem für demokratische Umbrüche nach dem Zweiten Weltkrieg gilt. In Verfassungen aus dem neunzehnten Jahrhundert findet sich nämlich nirgends eine explizite *exceptio artis* – die Verfassung der Weimarer Republik 1919 war, wie gesagt, die erste weltweit, in der ein entsprechender Passus auftauchte. Dies ist auch im direkten Vergleich mit der Wissenschaftsfreiheit, der *exceptio scientiae* interessant – denn diese findet sich bereits deutlich früher. So zum Beispiel in der Verfassung der Frankfurter Paulskirche aus dem Jahr 1849 und danach eben auch in der der Weimarer Republik und im Grundgesetz. Offensichtlich folgt also, historisch gesehen, der besondere Status für Kunst auf Verfassungsebene dem für die Wissenschaft. Entscheidender aber ist: beide Entwicklungen können gesehen werden als Indiz für das Etablieren einer gewissen Autonomie für ein immer mehr nach eigenen Regeln funktionierendes Feld der Wissenschaft und etwas später dann eben auch für ein dominant nach eigenen Regeln funktionierendes Literaturfeld. Diese relative Autonomie wird von den Gesellschaften anscheinend registriert und in den

Verfassungen verankert. Eine solche Verankerung bringt die Überzeugung zum Ausdruck, dass Kunst diese Autonomie aus Sicht des Staates braucht, um optimal zu funktionieren und sich angemessen entfalten zu können. Das Recht kann also, so betrachtet, als Barometer für den Grad der Autonomie von Literatur in einer Gesellschaft gesehen werden (vgl. Grüttemeier und Laros 2013).

Nimmt man schließlich noch die auffällige Häufung von Beispielen im Bereich der Kunst in Verfassungen nach 1945 hinzu, dann scheint mir das ein starkes Indiz für eine *Zunahme des Grads der relativen Autonomie* der Kunst beziehungsweise Literatur in demokratischen Gesellschaften im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts zu sein. Dass auch Österreich und die Schweiz sich 1982 und 2000 diesbezüglich zu Verfassungsänderungen durchgerungen haben – es geht hier ja um eine recht stabile Textsorte, die nicht allzu oft und allzu leicht verändert wird – spricht für einen zugenommenen Druck auf Gesetzgebung und Rechtsprechung, im Laufe der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts explizit anzuerkennen, dass Kunst und Literatur in den jeweiligen nationalen Gesellschaften einen weitgehenden Grad von Autonomie erlangt haben. Dies könnte man schließlich auch als Indiz dafür sehen, dass Literatur und Kunst generell in demokratischen Gesellschaften im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts aus juristisch-institutioneller Perspektive graduell immer autonomer wurden.

Ist aber das Verbot des Romans *Esra* durch das Bundesverfassungsgericht nicht gerade ein Gegenbeispiel für die hier vertretene These? Bei genauerer Betrachtung ist das nicht der Fall, sondern passen die Prozesse um *Esra* geradezu prototypisch in die hier skizzierte allgemeine Tendenz. Zunächst einmal muss man unterscheiden zwischen einem Urteil und den strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen dieses Urteils. Wenn man davon ausgeht, dass es nie einen absoluten Freibrief für Literatur geben kann (etwa: nenne etwas Literatur, und alles ist erlaubt in diesem Text), dann heißt das, dass eben auch in Gesellschaften und Rechtssystemen mit einer maximalen Autonomie für Literatur das Verbot eines Romans immer zumindest eine Möglichkeit bleibt. Dies heißt aber umgekehrt auch, dass das Verbot eines einzelnen Romans nicht automatisch ein Indiz für eine Verringerung der Freiheit von Literatur oder ihrer Autonomie in einer bestimmten Gesellschaft sein muss. Die Relevanz eines Urteils aus Sicht der *exceptio artis* kann eben nur durch einen genaueren Blick auf die institutionellen Rahmenbedingungen der Rechtsprechung bestimmt werden (vgl. Seiler 1983, 247). *Ein* verbotenes Buch ist jedenfalls weder eine Abkehr von der offenen Gesellschaft noch das Ende der Literatur, so wie wir sie kennen.

Blickt man von dieser Unterscheidung aus nun auf das Urteil des Bundesverfassungsgerichts in Sachen *Esra*, dann gibt es klare Indizien, die auf eine relative Zunahme der Autonomie für Literatur in der deutschen Rechtsprechung in den letzten 50 Jahren hindeuten. Das wichtigste Indiz ist wohl der zweite der vier

Leitsätze, die das Verfassungsgericht seinem Urteil vorausschickt. Dieser Leitsatz unterstreicht nicht nur die Notwendigkeit der kunstspezifischen Betrachtung, sondern konkretisiert diese für Romane erstmals höchstrichterlich dahingehend, dass Leser und Richter von einer „Vermutung für die Fiktionalität eines literarischen Textes" auszugehen hätten (BVerfG 2007, Leitsatz 2). Mit anderen Worten: Wenn ein Text als Roman präsentiert wird, wird ein „mündiger" Leser zunächst davon ausgehen, dass es sich dabei nicht um einen Tatsachenbericht handelt, sondern um eine „fiktive Erzählung" – um Fiktion also: *in dubio pro fictione*, sozusagen. Nur wenn diese Fiktionalität im Roman dann in einem Maße konterkariert wird, das dieser Ausgangsvermutung klar widerspricht, ist eine Verurteilung möglich. Durch die Fiktionalitätsvermutung wird aber die Beweislast für eine Verurteilung umgekehrt und damit der Schutz der Literatur eben erhöht.

Im Urteil des Verfassungsgerichts selber kann man als Bestätigung dieser Deutung anführen, dass alle unteren Instanzen beiden Klägerinnen, also sowohl der Ex-Freundin als auch der Mutter, auf der Grundlage der bis dahin dominanten juristischen Kriterien, die im *Mephisto*-Urteil des BVerfG expliziert worden waren (vgl. Grüttemeier 2016, 146–149), eine Verletzung ihres Persönlichkeitsrechts durch den Roman bestätigt hatten. Vom Verfassungsgericht wurde nun jedoch nur noch der Klage von Romsey stattgegeben – die Klage von Lemke wurde abgewiesen, da das Gericht bei der Abwägung des besonderen Schutzes der Kunstfreiheit im Grundgesetz mit dem Persönlichkeitsrecht vor dem Hintergrund des zitierten Leitsatzes zu dem Ergebnis kam, dass die vorliegende negative Charakterzeichnung der Mutter von Esra in einem fiktionalen Roman trotz Erkennbarkeit kein Verbot des Buchs rechtfertigte. Damit blieb das Buch zwar verboten, aber institutionell ist das Urteil einzureihen in eine relative Zunahme der durch die *exceptio artis* garantierten Autonomie von Literatur in der Rechtsprechung in demokratischen Gesellschaften im Laufe des Jahrhunderts.

2 Poetiken des Rechts? Über homologe juristische Praktiken im Umgang mit Literatur

Inzwischen haben eine Reihe von Arbeiten aus feldtheoretischer Perspektive Gerichtsprozesse genutzt, um den Grad der relativen Autonomie von Literatur innerhalb der Rechtsprechung zu bestimmen (vgl. Beekman und Grüttemeier 2005 für die Niederlande, Sapiro 2011 für Frankreich, Laros 2018 für Südafrika, Hupe 2019 für Belgien; aus international vergleichender Perspektive Grüttemeier 2016). Welche Auffassungen von Literatur bzw. Praktiken im professionellen Umgang mit Literatur bei Richtern, Staatsanwälten und Verteidigern rekonstruiert

werden können, ist hingegen bislang nur in Ansätzen untersucht worden, obwohl jedes institutionelle Zusprechen einer relativen Autonomie für Literatur unvermeidlich auf bestimmten Vorstellungen davon beruht, was Literatur ist und was sie wertvoll macht – oder gerade nicht. Die Erklärung dafür, dass hier bislang nur grobe Umrisse vorliegen, ist dann auch zu einem nicht geringen Teil darauf zurückzuführen, dass Juristen in Funktion in der Regel äußerst zurückhaltend sind, explizite normative Vorstellungen bezüglich der Art, Funktion und Eigenschaften von Literatur zu vertreten. Der juristische Konsens, dass dies nicht die Aufgabe von Gerichten ist und sein kann, ist dabei zugleich die indirekte juristische Anerkennung der oben skizzierten Entwicklung eines eigenständigen literarischen Feldes mit einer eigenen Handlungslogik und eigener Expertise. In die gleiche Richtung weist auch, dass Lachen über Juristen beziehungsweise die juristische Angst, sich dem Gespött auszusetzen, wenn man sich im juristischen Umgang mit Literatur zu weit von dem entfernt, was zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt als adäquate Auffassungen über Literatur gelten, sich wie ein roter Faden durch viele Literatur-Prozesse zieht. Flaubert schrieb zum Beispiel 1880 einen Brief zur Unterstützung von Maupassant, in dem er vorhersagte, die Staatsanwaltschaft werde sich „lächerlich" machen, wenn sie ihre Anklage weiter verfolge (vgl. Ladenson 2007, 8). Vergleichbar hatte der *New York Herald* bei der Verhaftung des angesehenen New Yorker Kunsthändlers Roland Knoedeler 1887 getitelt: „How Paris Will Laugh!" (vgl. Beisel 1993, 155). Diese begründete Furcht, sich in den Augen einer „highly articulate section of the public" lächerlich zu machen, unterstellt auch zum Beispiel Mark Jarvis zu nicht geringen Teilen der konservativen britischen Regierung bei ihrer Zustimmung zum *Obscene Publications Act* 1959 (vgl. Jarvis 2005, 115).

Nichtsdestotrotz lassen sich aus den vorhandenen Urteilsbegründungen zumindest die Umrisse von poetologischen Auffassungen in der Rechtsprechung rekonstruieren, und auch hier ist es geboten, zur Bestimmung der nationalen Spezifik die transnationale Dimension im Blick zu halten. So gibt es zum Beispiel für die Niederlande Indizien, dass die Einführung einer *exceptio artis* 1920 durch die Rechtsprechung des höchsten niederländischen Gerichts einhergeht mit einer poetologischen Kursänderung in der Jurisprudenz. Die überkommene Dominanz einer idealistisch-platonischen Transformationsästhetik in weiten Teilen der juristischen Eliten wurde allmählich abgelöst von poetologischen Auffassungen, die unter anderem mit der Betonung des emotionalen Ausdrucks von Schönheit („schoonheidsemoties"), der Absage an Moralisieren und der Einheit von Form und Inhalt („vorm en inhoud zijn een") klare Bezüge auf poetologische Mantras der sogenannten *Tachtigers* (die Achtziger, benannt nach ihrem Auftauchen in den 1880er Jahren) aufweisen. Diese werden mit ihrer expressiven Poetik (*sensu* Abrams 1971) im Allgemeinen literaturgeschichtlich als Beginn der modernen

niederländischsprachigen Literatur präsentiert. Das allmähliche Vordringen von Grundzügen ihrer Poetik in fast alle Teile des Literaturbetriebs erreicht also offensichtlich Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts auch die juristischen Eliten – und bleibt dort bis in die 1960er Jahr hinein dominant. Interessant ist dabei, dass die Juristen in Funktion zur Legitimation ihrer Urteile über Literatur sich weniger auf die literarischen Autoren der *Tachtigers* berufen, sondern in der Regel auf Universitätsprofessoren, z. B. den Amsterdamer Literaturprofessor Allard Pierson (vgl. Grüttemeier und Laros 2013, 212–216).

Blickt man vor diesem Hintergrund auf Deutschland, dann ist auch dort von einer Dominanz von Varianten der idealistischen Ästhetik bis weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein konstatiert worden (vgl. Jauß 1991). So zeigen sich beim wegweisenden Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Verbot von Klaus Manns Roman *Mephisto* aus dem Jahr 1971 zumindest Grundzüge einer idealistischen Ästhetik, wenn das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil zum Verhältnis von Hendrik Höfgen zu Gustav Gründgens argumentiert:

> Dabei ist zu beachten, ob und inwieweit das ‚Abbild' gegenüber dem ‚Urbild' durch die künstlerische Gestaltung des Stoffs und seine Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus des Kunstwerks so verselbständigt erscheint, daß das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der ‚Figur' objektiviert ist. (BVerfg 1971, 1647)

Die Schlüsselbegriffe der idealistischen Ästhetik wie Abbild/Urbild, Gestaltung und organische Einheit sind nicht zu übersehen und werden aus literaturwissenschaftlicher Perspektive zumindest immanent plausibel und professionell verwendet. Explizite Verweise auf literaturwissenschaftliche bzw. poetologische Autoritäten finden sich jedoch nicht in der veröffentlichten Urteilsbegründung. Darüber, wie das Verfassungsgericht sich seine literaturwissenschaftliche Professionalität angeeignet hat, muss in Ermangelung von Literaturverweisen zu einem beträchtlichen Teil spekuliert werden. Dies vorausgeschickt, spricht aus meiner Sicht jedoch einiges dafür, dass das Verfassungsgericht in seiner Urteilserstellung sich zumindest *auch* bei Hans-Georg Gadamers 1960 erschienenem Grundlagenwerk *Wahrheit und Methode* bedient haben wird. Zur Erinnerung: Auch dort finden sich Sätze mit der einschlägigen geteilten platonischen Terminologie, etwa wenn Gadamer zur Darstellung von Wirklichkeit im Kunstwerk schreibt:

> Es muß eine wesentliche Modifikation, ja fast eine Umkehrung des ontologischen Verhältnisses von Urbild und Abbild stattfinden, wenn das Bild ein Moment der ‚Repräsentation' ist und damit ein eigene Seinsvalenz besitzt. (Gadamer 1990, 146)

Nicht nur die terminologischen und konzeptuellen Parallelen an den zitierten Stellen weisen auf die Nähe des BVerfG zur Hermeneutik Gadamers, sondern auch, dass die Urteilsbegründung des Gerichts an der oben zitierten Stelle nachgerade dem Aufbau des einschlägigen Kapitels aus *Wahrheit und Methode* zu folgen scheint. Das Verfassungsgericht kommt direkt im Anschluss an das obige Zitat im nächsten Satz auf die Frage zu sprechen, wie es sich im Fall verhält, wenn der Künstler „ein ‚Porträt' des ‚Urbildes' gezeichnet hat": dann komme es auf das Ausmaß der künstlerischen Verfremdung an. Das ist aber zugleich der Kern der gleich anschließenden Reflexionen Gadamers zu „Phänomene[n] wie dem Porträt", die über Bemerkungen zum literarischen Porträt und der „pseudokünstlerischen Indiskretion des Schlüsselromans" – als der ja *Mephisto* von den meisten gesehen wird – mit der Feststellung enden:

> Der Fall des Porträts ist nur die Zuspitzung einer allgemeinen Wesensverfassung des Bildes. Jedes Bild ist ein Seinszuwachs und ist wesenhaft bestimmt als Repräsentation, als Zur-Darstellung-Kommen. (Gadamer 1990, 153; vgl. 149 – 154)

Dieser oder einer sehr ähnlichen Auffassung von dem was Literatur bzw. Kunst ist folgend, gelangte das BVerfG zu der Einschätzung, dass es sich bei *Mephisto* zweifelsfrei um ein Kunstwerk handele. Da aber „neben" dem „eigenständigen Bereich der Kunst" ein Kunstwerk auch immer Wirkungen „auf der sozialen Ebene" entfalte und diese mit abzuwägen seien, gab es letztlich keine Mehrheit im BVerfG für die Aufhebung des Verbots von *Mephisto* (vgl. Grüttemeier 2016, 146 – 147). Es spricht also viel dafür, dass das Verfassungsgericht sich mit Gadamers Auffassungen von literarischer Hermeneutik auseinandergesetzt hat und so Feldeffekte des literarischen Feldes innerhalb der juristischen Eliten konstatiert werden können (vgl. zu Feldeffekten allgemein auch Leschanz, infra), auch wenn diese nicht explizit markiert werden. [2]

Eine ähnlich implizit bleibende Homologie lässt sich auch 2007 mit Bezug auf das Urteil des Gerichts zu *Esra* beobachten, wo im Rahmen der Urteilsbegründung zur Zurückweisung der Klage der Mutter Esras eine narratologische Argumentation vertreten wird, die – aus Sicht von strukturanalytischen Einführungen in die Literaturwissenschaft mustergültig – zwischen Erzählen und Fokalisieren (vgl. Bal 1994) unterscheidet: Nie treffe das erzählende Ich ehrenrührige Aussagen zur Mutter Esras, sondern diese seien immer als die Sicht Dritter auf Lale markiert; was zum Abweisen der Klage von Lemke beitrug (BVerfG 2007, 97). Bleibt das

2 Weder in den Datenbanken des Marburger Literaturarchivs noch sonstwo in Gadamers Nachlass finden sich Hinweise auf einen expliziten Dialog mit dem BVerfG oder einzelnen Richtern; siehe Mail von Ulrich von Bülow vom 21. Januar 2016.

BVerfG hier noch implizit, so berufen sich 2007 die Sondervoten der Verfassungsrichter Hohmann-Dennhardt und Gaier explizit und zustimmend auf die oben genannten Gutachten von Ohmer, Ansel sowie Eichner und Mix, um so ihr abweichendes Urteil explizit zu legitimieren – wobei sie als literaturwissenschaftlichen Konsens ausgeben, was sich letztlich als andere (in diesem Fall auf Adorno basierende), eigene Poetik erweist (vgl. Grüttemeier 2016, 149 – 154). Einiges deutet also darauf hin, dass Richter sich darum bemühen, von einschlägigen literarischen Experten Praktiken und Normen zu übernehmen, die sich ihnen als professionell angemessene Verhaltensweisen in der Literaturwissenschaft darstellen. Zugleich vermeiden Richter in der Regel jedoch einen expliziten Bezug auf literaturwissenschaftliche Expertise, zumindest in der Vergangenheit. Eine davon abweichende Tendenz findet sich bei Sondervoten, wo (wie im *Esra*-Fall) der erhöhte Legitimationsdruck einer abweichenden Meinung in Verbindung mit der oben konstatierten Zunahme der relativen Autonomie des literarischen Feldes in den letzten 50 Jahren zur Folge hat, dass Richter sich auch explizit auf einschlägige Literaturwissenschaftler berufen. Somit stellen die veröffentlichten Urteilsbegründungen nur die Spitze eines Eisbergs dar, der größtenteils im Verborgenen liegt. Dadurch ist die Rekonstruktion der Parallelen und Unterschiede im professionellen Verhalten von juristischen und literarischen Eliten bis auf weiteres ein äußerst interessantes, aber zugleich nur schwer systematisch zu erschließendes Feld. [3] Was Deutschland und die Germanistik angeht, wäre eine über die hier geworfenen Schlaglichter hinausgehende systematische Untersuchung *aller* literarischen Prozesse in Deutschland sowohl feldtheoretisch als auch literar- und rechtshistorisch lohnend – auch bereits vor 2031, wenn nach 60 Jahren die Akten des Bundesverfassungsgerichts zum *Mephisto*-Urteil freigegeben werden.

Literaturverzeichnis

Abrams, M. H. The Mirror and the Lamp: Romantic theory and the critical tradition. Oxford u. a.: Oxford University Press, 1971.

Anschütz, Gerhard. Die Verfassung des deutschen Reichs vom 11. August 1919. Nachdruck der Ausgabe von 1933. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1960.

3 Ein 2021 gestartete Oldenburger DFG-Projekt (Aktenzeichen GR 1875/9 – 1) unternimmt einen solchen Versuch mit Bezug auf die Poetik der juristischen und politischen Eliten der Niederlande im zwanzigsten Jahrhundert in zwei Dissertationsprojekten von Lotte van den Bosch und Lina Blank.

Bal, Mieke. Narratology: Introduction to the Theory of Narrative. Toronto u. a.: University of Toronto Press, 1994.
Beekman, Klaus, und Ralf Grüttemeier. De wet van de letter: Literatuur en rechtspraak. Amsterdam: Atheneum-Polak & Van Gennep, 2005.
Beisel, Nicola. „Morals Versus Art: Censorship, the Politics of Interpretation, and the Victorian Nude“. American Sociological Review 58.2 (1993): 145 – 162.
Biller, Maxim. Esra: Roman. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2003.
Bourdieu, Pierre. The Rules of Art: Genesis and Structure of the Literary Field. Translated by Susan Emanuel. Cambridge: Polity Press, 2011.
Bünnigmann, Kathrin. Die „Esra“-Entscheidung als Ausgleich zwischen Persönlichkeitsschutz und Kunstfreiheit: Rechtsprechung im Labyrinth der Literatur. Tübingen: Mohr Siebeck, 2013.
Bürger, Peter. Zur Kritik der idealistischen Ästhetik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983.
Bundesverfassungsgericht (BVerfG). „Urteil des Bundesverfassungsgerichts, 24. Februar 1971“. Neue Juristische Wochenschrift 37 (1971): 1645 – 1655.
Bundesverfassungsgericht (BVerfG). Beschluss des Ersten Senats vom 13. Juni 2007 - 1 BvR 1783/05. . http://www.bverfg.de/e/rs20070613_1bvr178305.html. Urteil des Bundesverfassungsgerichts, 13. 06. 2007 (1. September 2021).
De Grazia, Edward. Girls Lean Back Everywhere: The Law of Obscenity and the Assault on Genius. New York: Vintage Books, 1993.
Dolin, Kieran. A Critical Introduction to Law and Literature. Cambridge: Cambridge University Press, 2007.
Eichner, Christian, und York-Gothart Mix. „Ein Fehlurteil als Maßstab? Zu Maxim Billers ‚Esra‘, Klaus Manns ‚Mephisto‘ und dem Problem der Kunstfreiheit in der Bundesrepublik Deutschland“.
http://www.literaturkritik.de/public/Mix-EichnerLang.pdf. Literaturkritik, 2007 (1. September 2021).
Gadamer, Hans-Georg. Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr, 1990.
Grüttemeier, Ralf (Hg.). Literary Trials: Exceptio Artis and Theories of Literature in Court. New York u. a.: Bloomsbury, 2016.
Grüttemeier, Ralf, und Ted Laros. „Literature in Law: Exceptio Artis and the Emergence of Literary Fields“. Law and Humanities 7.2 (2013): 204 – 217.
Hütt, Wolfgang (Hg.). Mit den Unzüchtigkeits- und Gotteslästerungsparagraphen des Strafgesetzbuches gegen Kunst und Künstler 1900 – 1933. Berlin: Henschel, 1990.
Hupe, Katharina. Belgische Literatur vor Gericht: Über die Autonomie literarischer Texte in Gerichtsverfahren. Oldenburg: BIS-Verlag, 2019.
Jarvis, Mark. Conservative Governments, Morality and Social Change in Affluent Britain, 1957 – 64. Manchester: Manchester University Press, 2005.
Jauß, Hans Robert (Hg.). Die nicht mehr schönen Künste: Grenzphänomene des Ästhetischen. München: Fink, 1991
Knies, Wolfgang. Schranken der Kunstfreiheit als verfassungsrechtliches Problem. München: Beck, 1967.
Ladenson, Elisabeth. Dirt for Art’s Sake: Books on Trial from ‚Madame Bovary‘ to ‚Lolita‘. Ithaca and London: Cornell University Press, 2007.

Laros, Ted. Literature and the Law in South Africa, 1910 – 2010: The Long Walk to Artistic Freedom. Vancouver u. a.: Fairleigh Dickinson University Press, 2018.

Olson, Greta. „Narration and Narrative in Legal Discourse“. the living handbook of narratology. Hg. Peter Hühn, Jan Christoph Meister, John Pier und Wolf Schmid. Hamburg: Universität Hamburg, 2014. http://www.lhn.uni-hamburg.de/article/narration-and-narrative-legal-discourse. (1. September 2021).

Petersen, Klaus. Zensur in der Weimarer Republik. Stuttgart und Weimar: Metzler, 1995.

Rees, Kees van. „How Conceptions of Literature are Instrumental in Image Building“. Institution & Innovation. Hg. Klaus Beekman. Amsterdam und Atlanta, GA: Rodopi, 1994. 103 – 129.

Sapiro, Gisèle. „The Literary Field between the State and the Market“. Poetics 31 (2003): 441 – 461.

Sapiro, Gisèle. La responsabilité de l’écrivain: Littérature, droit et morale en France (xixe-xxie siècle). Paris: Seuil, 2011.

Seiler, Bernd W. Die leidigen Tatsachen: Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert. Stuttgart: Klett-Cotta, 1983.

Weidermann, Volker. Lichtjahre: Eine kurze Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis heute. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006.

Wittstock, Uwe. Der Fall Esra: Ein Roman vor Gericht: Über die neuen Grenzen der Literaturfreiheit. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2012.

Heribert Tommek

Von der Internationalisierung zur Globalisierung: Literarische Feldanalyse und die Soziologie der Übersetzung

Pierre Bourdieu wurde des Öfteren vorgeworfen, sein Modell des literarischen Feldes sei – bestenfalls – für die literarischen Verhältnisse im Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts zutreffend, aber auf andere Nationen wie auch auf inter- und transnationale Zusammenhänge nicht anwendbar. Unberücksichtigt blieb dabei, dass Bourdieu selbst den ‚methodischen Nationalismus' und die Bedingungen der „internationalen Zirkulation symbolischer Güter" (Bourdieu 2004) immer wieder zum Gegenstand seiner Reflexionen gemacht hat. Auch die Weiterentwicklung der Feldanalyse in einem relationalen Kräfteraum durch Pascale Casanova (2004) löste zunächst den Vorwurf eines französischen Zentralismus aus. Gleichwohl wurde das zwar kontrovers diskutierte, aber letztlich wegweisende Buch *La république mondiale des lettres* zu einem Standardwerk zur Bestimmung der Weltliteratur. Bei der internationalen Erweiterung des feldanalytischen Ansatzes erwies sich bald die ‚Übersetzung' als eine wichtige Kategorie: Sie ist nicht nur Indikator, sondern auch Agens eines „ungleichen Austauschprozesses" (Casanova 2010). Heutzutage stellt die feldanalytisch orientierte Erforschung des (literarischen) Übersetzungstransfers eine zentrale methodische Ausrichtung innerhalb einer Translationswissenschaft dar, die in den 1960er Jahren entstand und sich seit den 1990er Jahren von einer normativ-didaktischen zu einer deskriptiv-analytischen Wissenschaft mit vielen interdisziplinären Schnittpunkten weiterentwickelt hat (vgl. Nebrig und Vecchiato 2019; Bachleitner und Wolf 2010; Weber Henking et al. 2019).

Der folgende Beitrag möchte anhand von theoretischen Ansätzen und Untersuchungen zum translatorischen Feld zeigen, dass und wie die Feldanalyse die Logik und Dynamik internationaler Austauschprozesse erfassen kann. Dazu seien zunächst Bourdieus Ansatz einer Feldanalyse der internationalen Zirkulation der Ideen und des Verlagsfeldes unter den Bedingungen der Globalisierung und Pascale Casanovas Konzept eines weltliterarischen Raums kurz skizziert. Der zweite Teil widmet sich der Soziologie des translatorischen Feldes im engeren Sinn. Im dritten Teil mündet die Darstellung in die Skizze einer Fallstudie zur Geopolitik literarischen Übersetzens am Beispiel der Übersetzungsförderung am Literarischen Colloquium Berlin.

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-017

1 Bourdieus Ansatz einer Feldanalyse der internationalen Zirkulation der Ideen, des Verlagsfeldes und Casanovas Konzept eines weltliterarischen Raums

Die strukturellen Bedingungen der internationalen Zirkulation der Ideen hatte Bourdieu erstmals in einem Aufsatz dargelegt, der auf eine Rede zur Eröffnung des Frankreich-Zentrums der Freiburger Universität im Jahr 1989 zurückgeht (vgl. Bourdieu 2004). Bourdieu konnte dabei an frühe Arbeiten aus den 1970er Jahren über den „Markt der symbolischen Güter" und die „Produktion des Glaubens" anknüpfen (2014, 15–96, 97–186). Entsprechend versteht Bourdieu den internationalen Transfer von Ideen und Werken als ein Marktgeschehen: als einen von Ungleichheit und Hierarchien geprägten Austauschprozess, der Abhängigkeitsverhältnissen unterliegt und symbolische Werte und Anerkennungsverhältnisse („Glauben") erzeugt. Zur Bestimmung der spezifischen Logik des Im- und Exports von Ideen entwickelte Bourdieu nun folgende zwei Kernthesen (Bourdieu 2004; vgl. Jurt 2014a; Dictionnaire 2020, [Art.] „Circulation", 163–164):

(1) Texte zirkulieren ohne ihre Kontexte, das heißt sie nehmen die Bedingungen ihres Produktionsfeldes nicht mit sich. Daraus entstehen bei ihrer internationalen Kommunikation viele Umdeutungen oder ‚strukturelle Missdeutungen' der Ideen und Werke (z. B. die Wertschätzung Heideggers durch manche französische Marxisten in den 1950er Jahren);
(2) Sinn und Funktion eines importierten, fremden Textes sind durch das Aufnahmefeld mindestens so sehr geprägt wie durch das Herkunftsfeld.[1]

Der Transfer von einem nationalen Feld ins andere erfolgt mittels einer Reihe von sozialen ‚Operationen', die zum Gegenstand einer Soziologie der internationalen Zirkulation der Ideen werden:

– die Frage nach der Auswahl und nach den ‚Interessen' der *Gatekeeper*, nach den Funktionen ihrer Positionsnahmen,
– die Markierungen (in welcher Verlagsreihe, Buchumschlag etc.), die zur Aneignung und zum Transfer symbolischen Kapitals dienen,
– Nachworte als Transfer symbolischen Kapitals,

1 Dass die (politische) Funktion einer Übersetzung immer im positionellen Verhältnis zwischen Ausgangs- und Zielland des übersetzten Textes zu sehen ist, betonen auch Even-Zohar (1990) und Lawrence Venuti (2010, 2017).

- Übersetzer als soziale Akteure der Kulturvermittlung,
- Re-Lektüren des Textes unter den Rezeptions- und Wertungsbedingungen im Ziel-Feld der Übersetzung.

Der internationale Austausch der Ideen und Werke wird durch diese Bestimmung der Bedingungen ihrer Möglichkeit aus dem Ideen-Bereich eines reinen, ‚interesselosen' geistigen Austausches in eine Ökonomie sozialer Handlungen überführt. Für eine kritische Soziologie im Sinne Bourdieus leitet sich hieraus eine Agenda ab: das national bestimmte Kulturell-Unbewusste und seine Klassifikationen bewusst zu machen und damit die Ent-Nationalisierung der Denk- und Wertungskategorien zu befördern.

Im Zuge der neoliberalen Umgestaltung und Globalisierung der Märkte seit den 1980er Jahren haben sich auch die Bedingungen für die internationalen Zirkulation der Ideen verändert. Eine exemplarische Fallstudie stellt hierzu Bourdieus Analyse des Verlagsfeldes dar (vgl. Bourdieu 2008), denn Verleger und Verlage spielen bei der internationalen Zirkulation der Werke und bei der Herstellung eines schöpferischen ‚Glaubens' eine Schlüsselrolle. Diese kulturellen Unternehmer sind gleichsam die ‚Macher' der geistigen ‚Schöpfer', das heißt der Autoren und ihrer Werke. Bei der Herstellung des ‚Schöpferischen' ist insbesondere die zeitliche Kategorie relevant. Durch sie lassen sich die Funktionslogiken der beiden Feld-Pole, die das Feld der Verlage strukturieren, unterscheiden: einerseits der Pol der ‚großen', massenhaften Produktion, die nach einem kurzfristigen Profit gemäß der Gesetze des Marktes strebt, und andererseits der Pol der ‚eingeschränkten' Produktion, wo diejenigen Qualitätskriterien vorrangig sind, die auf eine langfristige Positionierung ausgerichtet sind. Diese Langfristigkeit oder Nachhaltigkeit basiert auf einer Akkumulation symbolischen Kapitals, die sich im literarischen Feld literaturgeschichtlich und im Verlagswesen vor allem in Form der kanonisierten Backlist-Titel zeigt.

Angesichts der Globalisierungsdynamik und ihrer neuen Kräfteverhältnisse untersuchte Bourdieu die Veränderung des Verlagsfeldes in den 1990er Jahren. Die dabei angewendete Korrespondenzanalyse ordnete die französischen Verlage nach fünf Variablen-Gruppen: 1. der rechtliche und ökonomische Status der Verlage, 2. ihre kommerzielle Abhängigkeit, 3. ihr Einfluss auf dem Markt, 4. das symbolische Kapital und 5. der Anteil der übersetzten Literatur im Verlagsprogramm und welche Sprachen übersetzt werden (Bourdieu 2008; vgl. *Dictionnaire* 2020, [Art.] „Édition", 281–284).

Die Korrespondenzanalyse des Verlagsfeldes gibt auf der ersten Achse die ältesten Verlagsunternehmen mit dem höchsten symbolischen Kapitalumfang an; ein Kapital, das langfristig in ökonomisches Kapital umgemünzt wird, im Gegensatz zu den jüngsten Verlagen mit geringstem symbolischen wie auch öko-

nomischen Kapital. Auf der zweiten Achse zeigt die Visualisierung der Korrespondenzanalyse die jeweilige (Un-)Abhängigkeit von einer Verlagsgruppe oder einem Konglomerat. Die Ergebnisse der Studie erweisen nun, dass das Neue, Schöpferische und das Unabhängige der verlegerischen Produktion nicht mehr unbedingt eine Einheit bilden. So tendieren große, renommierte Verlage wie Gallimard (und analoge Verlage in Deutschland wie Suhrkamp oder Hanser) dazu, ihr ‚Tafelsilber', also die Rechte an den Backlists zu verwalten, damit also auf einen langfristigen Profit zu setzen und die Schaffung neuer ästhetischer Werte zu vernachlässigen. Entsprechend folgen die in den größeren Verlagen veröffentlichten Romane der Gegenwartsliteratur eher ‚bewährt-klassischen' Mustern, insbesondere denen eines ‚neuen' Erzählens, das allerdings häufig dem US-amerikanischen Gesellschaftsroman nachstrebt. Hierin erweist sich die titelgebende „Konservative Revolution" in den Verlagen. Dagegen gehen die ästhetisch innovativen Ideen und Publikationen tendenziell vor allem von den kleinen Verlagen aus, die allerdings dafür ein hohes Risiko eingehen müssen. Wenn das Risiko auf dem (Ideen-)Markt nicht mehr zu hoch und kalkulierbar ist, dann übernehmen die großen Verlage gerne den jeweiligen Trend. Dies gilt umso mehr für die kostspieligen Übersetzungen von fremdsprachigen Texten. Eine langfristig angelegte Werkpolitik für einen Autor fremder Sprache ist in immer weniger Verlagen und in der Regel nur bei denjenigen Autoren zu beobachten, die bereits einen ‚Klassiker'-Status in ihrem Herkunftsland und/oder im literarischen Ziel-Feld haben.

Nach Bourdieus Fallstudie zum französischen Verlagsfeld hat John B. Thompson eine große, feldanalytisch orientierte Untersuchung der „Merchants of Culture" und der Entwicklung der anglo-amerikanischen Verlagswelt als Zentrum der kommerziellen Globalisierung des Verlagsfeldes im einundzwanzigsten Jahrhundert vorgelegt (vgl. Thompson 2010). Sie erweist einerseits eine zunehmende Konzentration in Verlagsgruppen, Konglomeraten (wie Bertelsmann), andererseits eine gewachsene Diversität kleiner Verlage (vgl. Thompson 2010, Kap. 4). Diese Polarisierung ist auch für das translatorische Feld unmittelbar relevant und hier lassen sich homologe Tendenzen beobachten: Seit den 1990er Jahren ist neben der Verfestigung der ‚Hyperzentralität' des Englischen einerseits eine deutliche Zunahme der absoluten Zahlen der Übersetzungen weltweit und andererseits eine zunehmende Diversität der Sprachen, aus denen in Europa übersetzt wird, festzustellen (vgl. Sapiro 2009, 281–283; 2019, 104–105). Zugleich ist aber die mit der Globalisierung einhergehende Diversität ihrerseits von Verhältnissen der Ungleichheit und Konkurrenz geprägt und nur wenige Werke können eine Sichtbarkeit jenseits der hochliterarischen wie auch der kommerziellen ‚Leuchttürme' erlangen (vgl. Thompson 2010, Kap. 10).

Da es keine ‚Weltliteratur' ohne Übersetzungen gibt, betreffen die dargelegten Zusammenhänge zwischen Verlags- und Übersetzungsfeld auch unmittelbar den weltliterarischen Raum. Auf Bourdieus Feldmodell aufbauend hat Pascale Casanova das Modell eines internationalen literarischen (Kräfte-)Feldes entwickelt. Casanovas Modell geht weder von einer nationalen Literatur noch von einem globalen literarischen Feld der Weltliteratur an und für sich aus, sondern von einem Beziehungssystem symbolischer Konkurrenzverhältnisse (vgl. Casanova 2004; 2005; 2010, 288–290). Genauer gesagt geht sie von reziproken Beziehungen zwischen Werken mit internationaler, das heißt ‚universaler' Bedeutung einerseits und ihren zeitlichen und nationalen Bedingungen im jeweiligen nationalen literarischen Feld andererseits aus. Kulturelle Nationalismen sind nach diesem Ansatz als relationale Positionen in einem inter-nationalen Raum oder „Welt-System" zu bestimmen, der von struktureller Ungleichheit geprägt ist (vgl. Wallerstein 2004). Schon der Kulturethnologe Marcel Mauss betonte die symbolische und ökonomische Ungleichheit der nationalen Räume: „Sie [die nationalen Räume; H.T.] sind hinsichtlich der [kulturell-symbolischen] Größe, Stärke, Reichtum, Zivilisationsgrad und Alter unterschiedlich" (Mauss, zit. n. Casanova 2011, 21; meine Übersetzung).

Allerdings weist Casanova darauf hin – und dies ist ebenfalls für die soziologische Untersuchung literarischer Übersetzungstransfers unmittelbar von Bedeutung –, dass die Hierarchisierung im internationalen literarischen Kontext weniger aus der quantitativen Dominanz einer (Verkehrs-)Sprache *per se* erfolgt. Denn Sprachen mit großer Verbreitung („de ‚grande circulation'") sind nicht automatisch Sprachen mit hohem kulturellem Prestige („de ‚grande culture'") (Mauss, zit. n. Casanova 2011, 21). Die Hierarchie im internationalen literarischen Feld strukturiert sich vielmehr nach dem akkumulierten literarischen Kapital als Sonderform des symbolischen Kapitals. Damit ist die Anerkennung einer universalen Bedeutung gemeint oder mit anderen Worten: ein Repertoire an Werken und Autoren, denen eine legitime ‚Literarisierung' zugeschrieben wird. Eine besondere Konsekrationshandlung, durch die Literatur die nationalen Grenzen überschreitet, stellt dabei die Übersetzung dar (vgl. Casanova 2004, Kap. 4).

Die internationale Erweiterung des nationalen Feld-Modells erfolgt bei Casanova auf der Grundlage einer Korrelation von ‚Autonomisierung' und ‚Internationalisierung'. Der autonome Pol entspricht tendenziell dem internationalen Pol eines literarischen Feldes und der heteronome Pol den nationalen (bzw. ökonomischen) Bestimmungen der Literatur. Jedes nationale literarische Feld weist damit zwei antithetische Pole auf, den autonomen, tendenziell kosmopolitisch-internationalen Pol, an dem Literatur als universaler Wert gilt, und den heteronomen, nationalen Pol, an dem die Literatur politischen, moralischen und ökonomischen Zwecken untergeordnet ist (vgl. Casanova 2010, 288–290).

Der autonome Pol ist in der Regel in denjenigen Literaturen stark ausgeprägt, die bereits einiges spezifisches literarisches Kapital angesammelt haben, also auf eine lange Tradition zurückblicken können, eine differenzierte Literatursprache, ein elaboriertes Gattungssystem, universell anerkannte ‚Klassiker', ein ausgebautes System literarischer Institutionen wie Fachpresse, renommierte Verlage oder Akademien und Bibliotheken, ein spezifisch gebildetes Lesepublikum und schließlich auch eine große Zahl von Übersetzungen aufweisen können. Der heteronome Pol dominiert dagegen im Feld der ‚jungen' Literaturen in politisch (noch) nicht gefestigten Ländern. Solche „kleinen Literaturen" (Deleuze und Guattari 1976) tendieren umso stärker zu einer Autonomisierung, die zugleich für eine ‚Ent-Nationalisierung' oder Internationalisierung steht. Vorangetrieben wird sie einerseits durch Übersetzungen, weshalb das Übersetzen fremder Literatur auch ein vorrangiges Interesse der Vertreter des autonomen Pols ist, andererseits durch Anschluss an international anerkannte literarische Wertmaßstäbe, Schreibweisen und Muster (Poetiken). Die internationale symbolische Konkurrenz setzt einen Maßstab „literarischer Zeit" voraus, den Casanova als „Greenwich Meridian" bezeichnet hat (vgl. Casanova 2004, Kap. 3; 2005, 74–78). Der *literarische Meridian* zeigt den Stand der formalen Gültigkeit (‚modern', ‚avantgardistisch', ‚der neue Ton') oder der Veralterung einer Literatur an (‚überholt', ‚altmodisch', ‚verspätet'). Dass Casanova ihn insbesondere mit Paris in Verbindung brachte, hat ihr die Kritik eines Frankreich-Zentrismus eingehandelt.

Casanovas Modell stellt einen relationalen Ansatz zur analytischen Bestimmung der Internationalisierung des literarischen Feldes insbesondere an seinem autonomen Pol dar. Dagegen gestalten sich vom heteronomen Pol aus die Einflüsse der Globalisierung entweder in Wechselwirkung mit Tendenzen einer ‚politisch gestützten Nationalisierung' oder – vor allem in der wirtschaftlichen Globalisierung – in Wechselwirkung mit einer ‚ökonomisch basierten, kommerziellen Internationalisierung', wie sie im fünften Kapitel der „World Republic of Letters" in den Blick genommen wird (vgl. Casanova 2004, Kap. 5). Denn der internationale literarische Austausch der Ideen und Werke verschiebt sich unter dem Einfluss der Globalisierung zunehmend vom autonomen zum ökonomischen Pol, wo er immer mehr dem Kalkül der Absatzchancen und schnellen Gewinne unterliegt. Diese kommerzielle Globalisierungsdynamik folgt dem Prinzip der kurzfristigen Rentabilität anstelle einer Auswahl nach literarischen Qualitätskriterien. Sie bedroht damit den autonomen Pol des literarischen Feldes, der seinerseits durch eine zunehmende Diversifizierung geprägt ist. Die Globalisierung lässt sich in dieser Perspektive als Konflikt zwischen dominant kunst-autonomen und dominant ökonomisch-heteronomen Strategien der Universalisierung verstehen. Wie Armand Mattelard gezeigt hat, hängen politisch-ökonomische Vereinheitlichungsprozesse, wie sie zum Beispiel erstmals im GATT-Abkommen von

1947 oder im EU-Vertrag von Maastricht 1992 zum Ausdruck kommen, unmittelbar mit einer Kulturpolitik zur Förderung kultureller Diversität zusammen (vgl. Mattelard 2006). Der Diversifizierung literarischen Kapitals am autonomen Pol, die eng mit einer Übersetzungsförderung in Form einer Verlagsförderung zusammenhängt, steht der Aufstieg der Medienkommunikation und die Vervielfältigung des Warenangebots gegenüber. Die „Konfrontation zwischen den nationalstaatlich verfassten öffentlichen Kulturen und der Marktkultur mit ihren universellen Warenparametern" zeigte sich erstmals Ende der 1970er Jahre angesichts der näher rückenden Perspektive eines einheitlichen Binnenmarktes in Europa und der ersten Welle der Deregulierung und Privatisierung des Fernsehens (Mattelard 2006, 114).

2 Zur Soziologie des translatorischen Feldes

Die Übersetzungswissenschaft entstand in den 1960er und 1970er Jahren und ist heute eine eigenständige universitäre Forschungsrichtung. Die Anfänge der modernen Übersetzungswissenschaft waren von einer vorwiegend linguistisch orientierten Sichtweise geprägt. Diese ging vom hermeneutischen Axiom eines ‚Originaltextes' des Autors aus und beurteilte die Qualität der Übersetzung aufgrund ihrer ‚Treue' gegenüber diesem Originaltext. Dagegen entstand in den 1980er und 1990er Jahre eine deskriptive Translationswissenschaft. Sie verweist auf die historischen, sozialen und kulturellen Kontexte, die auf den Übersetzungsprozess einwirken. Übersetzen wird fortan als ein kultureller Prozess begriffen und Übersetzer weniger als unsichtbare ‚Diener' der literarischen Originaltexte denn als soziale Akteure der Kulturvermittlung. Dadurch wird der Blick auf die aktive Rolle der Übersetzer bei der Prägung kultureller und politischer Diskursmuster in der Zielkultur gerichtet. Entsprechend stehen für die moderne Translationswissenschaft Übersetzungen nicht nur für eine Sinn-Vermittlung der Ausgangskultur, sondern sie ermöglichen auch ein tieferes Verständnis der diskursiven Ein- und Ausschlussmechanismen der Zielkultur selbst (vgl. Venuti 2010).

Eine soziologische, an Pierre Bourdieus Feldanalyse orientierte Übersetzungswissenschaft, wie sie neben Casanova vor allem Sapiro (2008; 2009; 2012; 2019), Heilbron (2010) sowie Bachleitner und Wolf (2010) ausgearbeitet haben, richtet ihre Aufmerksamkeit auf das Kräfte- und Machtfeld, in das sich Übersetzungen einschreiben. Sie untersucht die Logik der Ungleichheit kultureller Austauschprozesse, so auch der internationalen Zirkulation von Literaturen durch Übersetzungen.

Einen ersten wichtigen Schritt hierzu unternahm De Swann (2001) mit seinen Untersuchungen zum globalen System der Sprachen und zu den sprachlichen Hierarchien im inter- oder transnationalen Raum. Der transnationale Raum besteht aus über 5000 Sprach-Gruppen, die sich zwar nicht verstehen, die aber ein kohärentes Weltsprachsystem bilden. Das Weltsprachsystem wird durch multilinguale Sprecher machtvoll verbunden, vor allem durch das Englische als Super-Weltsprache. Eine Kernthese der Untersuchung lautet, dass die Chancen einer Sprache zu florieren, von ihrer Stellung im Weltsystem der Sprachen abhängen. Hinsichtlich des Übersetzungstransfers kann man mit De Swann Sprachen unterscheiden, aus denen viel übersetzt wird und deren Sprachräume wenige Übersetzungen aus anderen Sprachen aufweisen. Hier handelt es sich um ‚zentrale' Sprachen. Umgekehrt nehmen jene Sprachen, die kaum übersetzt werden, deren Sprachräume aber in der Regel viele Übersetzungen aus anderen Sprachen aufweisen, eine ‚periphere' Stellung im weltweiten Raum der Übersetzungen ein. Dazwischen lassen sich mit De Swann ‚semi-periphere' Sprachen unterscheiden. Ein objektiver Indikator für den hierarchisierten Markt des Übersetzungstransfers ist der *Index Translationum* der UNESCO, der die weltweiten Übersetzungen von 1932 bis 2009 statistisch und in Einzelnachweisen verzeichnet.[2]

Eine Sprache ist umso zentraler im Weltsystem der Übersetzungen, je mehr Anteil sie an der Gesamtzahl der übersetzten Werke weltweit hat. Zu den zentralen und dominanten Sprachen zählen mit Abstand Englisch mit einem Anteil von 40 – 50 Prozent an den weltweiten Übersetzungen (in Europa sogar ca. 50 – 70 %), aber auch noch – mit jeweils 10 – 12 % — Französisch, Deutsch und Russisch (bis 1990; danach erfolgte ein starker Einbruch auf 2,5 %). Zu den semi-peripheren Sprachen gehören z. B. Spanisch, Italienisch, Dänisch, Schwedisch, Polnisch und Tschechisch (mit jeweils zwischen 1–3 % Anteil an den Übersetzungen). Schließlich zählen zu den peripheren Sprachen auf dem globalen Übersetzungsmarkt Weltsprachen wie Chinesisch, Arabisch und Portugiesisch (mit jeweils weniger als einem Prozent; vgl. Bachleitner und Wolf 2010, 12; Sapiro 2012, 138, 145: Tabelle 1 zum Vergleich der 1980er und 1990er Jahre).

Die Zentralität einer Sprache hat also eine Schlüsselfunktion bei der Strukturierung der weltweiten Übersetzungsströme. Dabei fließen mehr Übersetzungen vom Zentrum zur Peripherie als umgekehrt. Kulturelle Verkehrswege zwischen peripheren Sprachgruppen tendieren dazu, über das Zentrum zu führen (der japanische Erfolgsroman XY wird ins Englische übersetzt und von dort wiederum

2 Tukaj, Mariusz. *Index Translationum – World Bibliography of Translation*. http://portal.unesco.org/culture/en/ev.php-URL_ID=7810&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html (14. Februar 2022).

ins Norwegische, Tschechische etc.): Je mehr eine Sprache dem (literatur-)sprachlichen und verlegerischen Zentrum im Übersetzungssystem zugehört, desto mehr hat sie die Kapazität, eine Vermittlungsfunktion zu übernehmen (z. B. wurde Imre Kertész' *Roman eines Schicksalslosen* erst über die zweite deutsche Übersetzung im Rowohlt-Verlag 1996 ein Welterfolg).

Die Zentralität oder Peripherie einer (Literatur-)Sprache hat auch eine Relevanz für literarische Vielfalt oder Diversität: Je zentraler eine Sprache ist, desto mehr Sorten an Büchern werden von ihr übersetzt. Umgekehrt importiert eine zentrale Sprache weniger Bücher durch Übersetzungen. Fiktionale Literatur (Belletristik) ist die am meisten übersetzte Kategorie auf dem Übersetzungsmarkt: Sie bildet ca. 50 % der Übersetzungen in der Welt. Mit Casanova gilt es aber, sprachliches Kapital von literarischem Kapital zu unterscheiden (vgl. Casanova 2010, 289). Denn Literatur bewegt sich – wie dargelegt – in einem anderen Kosmos mit Eigenlogik, relativ unabhängig von politischen und sprachlichen Grenzen.

Zwischen dominanten und dominierten (Literatur-)Sprachen herrschen relative Ungleichheits- und Abhängigkeitsverhältnisse. Dominierende Sprachen verfügen über beträchtliches literarisches Kapital, zum Teil weil sie über eine hohe Anzahl an kanonisierten Texten verfügen, denen ein ‚universaler Wert' zugeschrieben wird. Dominierte Sprachen dagegen verfügen tendenziell über wenig literarisches Kapital, was auch von politischen, ökonomischen oder religiösen Faktoren abhängt. Bei den dominierten Sprachgebieten lassen sich vier Fälle unterscheiden (vgl. Casanova 2010):

(1) Sprachen, denen es an einem etablierten Schreib-System (Verlage, Bibliotheken, Schreibschulen, Festivals etc.) fehlt und die daher nicht von Übersetzungen auf dem literarischen Weltmarkt profitieren können;
(2) Sprachen, die erst seit relativ kurzer Zeit kodifiziert sind (z. B. diejenigen, die noch verhältnismäßig jung sind oder sich erst im Zusammenhang mit einer politischen Unabhängigkeit ausgebildet haben). Diese Sprachen hängen besonders von Übersetzungen ab, um einen literarischen Korpus zu etablieren (Casanovas historisches Beispiel: die Literatur Irlands und der Fall James Joyce);
(3) etablierte Sprachen relativ kleiner Länder, die relativ wenige Menschen praktizieren (z. B. Niederländisch);
(4) Sprachen, die von einer relativ großen Anzahl von Menschen praktiziert werden und über eine große literarische Tradition verfügen, welche aber auf dem gegenwärtigen internationalen literarischen Mark wenig Aufmerksamkeit oder Anerkennung erfahren (z. B. Arabisch oder Chinesisch).

Auf dieser Grundlage unterscheidet Casanova nun vier Fälle, die von der jeweiligen Position der Herkunfts- und der Zielsprache abhängen (vgl. ebd., 290):

(1) die Übersetzung eines in einer dominanten Sprache geschriebenen Textes in eine dominierte Sprache (z. B. Französisch übersetzt ins Arabische);
(2) die Übersetzung eines in einer dominierten Sprache geschriebenen Textes in eine dominante Sprache (z. B. Chinesisch übersetzt ins Englische);
(3) die Übersetzung eines in einer dominanten Sprache geschriebenen Textes in eine dominante Sprache (z. B. Englisch, übersetzt ins Französische);
(4) die Übersetzung eines in einer dominierten Sprache geschriebenen Textes in eine dominierte Sprache (z. B. Arabisch in Chinesisch oder Serbisch ins Bulgarische). Dieser Fall kommt seltener vor.

Besonders die ersten beiden Fälle sind für Casanova von Interesse. Die Übersetzung stellt hier zum einen eine *Akkumulation literarischen Kapitals* und zum anderen eine *Konsekration* dar (vgl. Casanova 2010, 290–299). Eine Akkumulation literarischen Kapitals findet genau dann statt, wenn Schriftsteller eines dominierten oder peripheren literarischen Feldes versuchen, auf den literarischen Weltmarkt zu gelangen, indem sie die großen internationalen ‚Meisterwerke', denen universaler Wert zugesprochen wird (z. B. Shakespeare, Racine, Dante, Goethe etc.), übersetzen und damit für ihre nationale Identität vereinnahmen (vgl. Jurt 2014b). Durch diese Aneignung importieren sie internationales literarisches Kapital und Prestige, über das das eigene literarische Feld, das sich oft erst noch konstituieren oder konsolidieren muss, noch nicht verfügt. Übersetzung als Konsekration-Akt findet schließlich in Form der Einführung ‚kleiner', dominierter Literatur durch Übersetzung in ein literatursprachlich dominantes Feld statt. Die Übersetzung eines ‚peripheren' Autors ist insofern ein wichtiger literarischer Konsekrationsakt, als der Autor damit eine internationale Sichtbarkeit und Anerkennung erhält, indem ihm ein über die nationalen Grenzen hinausgehender, *universaler* Wert zugeordnet wird.

Die Teilhabe an den weltweiten Übersetzungsströmen ist durch (literatur-) sprachräumliche und nationale Eigenarten des Übersetzungsfeldes bedingt: Deutschland ist seit der Goethezeit und Romantik ein ‚Land der Übersetzer' (vgl. Nebrig und Vecchiato 2019). Schon Friedrich Schleiermacher betonte die Notwendigkeit für die Deutschen, ‚massenhaft' zu übersetzen, um damit Lücken im kulturellen Repertoire zu füllen und die (sprachliterarische) Bildung im Volk voranzutreiben (vgl. Casanova 2010, 291).[3] Auch heutzutage ist noch das

3 „Eine innere Nothwendigkeit, in der sich ein eigenthümlicher Beruf unseres Volkes deutlich genug ausspricht, hat uns auf das Uebersezen in Masse getrieben; wir können nicht zurükk und

deutschsprachige Übersetzungsfeld (mit Österreich und der Schweiz) der Sprachraum mit der weltweit größten Übersetzungsproduktion, allerdings lassen sich Schwankungen feststellen, die mit den politischen und wirtschaftlichen Veränderungen seit 1989/90 zusammenhängen. So stieg zum Beispiel in der Zeit der ‚Wende' der Anteil der Übersetzungen an der gesamten Buchproduktion (Erstauflagen) in Deutschland von 11,2% (1989) auf 15,5% (1992), während er ab 2003 deutlich rückläufig war: von 12,3% (2003) auf 7,3% (2007: 7,2%). Seit 2009 ist er wieder auf dem Mittelwert von ca. 13% (2019: 13,9%, 2020: 13,2%) gestiegen.[4] Die konkreten ‚Handelsbilanzen' der Übersetzungen aus und in den deutschen Sprachraum (BRD) für 2020 lassen sich wie folgt bilanzieren:

– Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche: 5784 (= 63,1%) vs. Lizenzvergabe ins Englische: 354 (= 4,7%): ‚Importüberschuss';
– Übersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche: 975 (= 10,6%) vs. Lizenzvergabe ins Französische: 254 (= 3,3% [sic! vgl. 1990: 418 / 13,2%]): ‚Importüberschuss';
– Übersetzungen aus dem Russischen ins Deutsche: 70 (= 0,8%) vs. Lizenzvergabe ins Russische 565 (= 7,4%): ‚Exportüberschuss' (1996 war der Wendepunkt mit mehr Übersetzungen ins Russische als umgekehrt).[5]

Das Zentrum-Peripherie-Modell ist gut geeignet, die globale Zirkulation literarischer Werke allgemein darzustellen. Um aber die Varianten und Details bei den Übersetzungsströmen erklären zu können, muss das Modell um die feldspezifische Polarität zwischen ‚eingeschränkter' und ‚massenhafter' Produktion erweitert werden, wie Sapiro gezeigt hat (2009). Während die Übersetzungen am Pol der Massenproduktion von der englischen Sprache dominiert sind, entwickelten sich am Pol der ‚kleinen', autonomen Produktion Widerstandsstrategien: Hier sind Übersetzungen aus einer wachsenden Anzahl von verschiedenen Sprachen insbesondere Europas zu beobachten, worin sich ein Eintreten für literarische Diversität äußert. Wo der kommerzielle Anreiz fehlt, aber der kulturelle Wert hoch ist, greifen oft von Regierungen gestützte Institutionen oder Stiftungen in den

müssen durch. [...] Und damit scheint zusammenzutreffen, daß wegen seiner Achtung für das fremde und seiner vermittelnden Natur unser Volk bestimmt sein mag, alle Schäze fremder Wissenschaft und Kunst mit seinen eignen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem großen geschichtlichen Ganzen zu vereinigen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde [...]" (Schleiermacher, zit. n. Störig 1963, 69).

4 Zahlen nach dem Börsenverein des deutschen Buchhandels: „Buch und Buchhandel in Zahlen".

5 Zahlen nach dem Börsenverein des deutschen Buchhandels: „Buch und Buchhandel in Zahlen".

Markt durch Förderung von Übersetzungen, an deren Verbreitung ein kulturpolitisches Interesse besteht, ein. Die Förderung ist im Allgemeinen umso umfangreicher, je schwächer ein nationaler Markt, d. h. je kleiner das Zielpublikum ist, oder je stärker die Kulturpolitik national ausgeprägt ist (vgl. Sapiro 2009, 291–301). Die Kulturpolitik der finanziellen Förderung von Übersetzungen, die sich am Markt nicht rechnen, geht vor allem auf die von Frankreich ausgehende Debatte im Jahr 1993 um die ‚kulturelle Ausnahme' bzw. um den Schutz der kulturellen Produktion vor den rein ökonomischen Marktprinzipien zurück. Seitdem ist „kulturelle Diversität" ein zentraler Begriff der Kulturpolitik (vgl. Sapiro 2009, 288–290; Mattelart 2006).

Bei den Übersetzungen an den Polen der eingeschränkten und der massenhaften Produktion zeigen sich nicht zuletzt gattungsspezifische Auswirkungen: Die Genres, die die größte und schnellste Verbreitung haben (Unterhaltungs- und Bestsellerliteratur), also der kommerziellen Logik unterstehen, machen den größten Anteil der aus dem Englischen übersetzten Literatur aus: so vor allem Kriminalromane (40 %), Science Fiction und Liebesromane. Bei diesen Genres herrscht wenig sprachliche wie auch literarische Diversität. Dagegen sind am Pol der eingeschränkten, langfristig angelegten Produktion und Rezeption in den jeweiligen literarischen Feldern andere Gattungen vertreten. So ist zum Beispiel im französischen literarischen Feld von 1985 bis 2002 der Roman mit Abstand das am meisten übersetzte Genre innerhalb der literarischen Übersetzungen. Ca. 52 % aller literarischen Neu-Übersetzungen aus dem Englischen ins Französische sind Romane, aus dem Deutschen 56 % und aus dem Spanischen gar 65 %. Dagegen werden aus dem Deutschen bis zu drei Mal so viele Theatertexte übersetzt als aus anderen Sprachen. Vergleichbares gilt für die Übersetzungen von Lyrik ins Französische: Hier ist der Anteil aus dem Spanischen am höchsten (14,7 % aller literarischen Übersetzungen aus dem Spanischen gegen 2,4 % aller literarischer Übersetzungen aus dem Englischen). Umgekehrt sieht es beim *Roman noir* aus, also beim Krimi und ähnlichen Genres: Hier ist der Anteil aller Übersetzungen aus dem Englischen 29,2 %, während der aus dem Deutschen nur 3,9 % beträgt (vgl. Sapiro 2019, 118–122).

Die oft im Zusammenhang mit der Forschung zur Popkultur behauptete Aufhebung der Grenzen zwischen E- und U-Kultur wird also durch die feldanalytische Differenzierung der Übersetzungstransfers am Pol der eingeschränkten und der massenhaften Produktion widerlegt. Die Grenze zwischen E- und U-Literatur verläuft zum Beispiel auf dem französischen Übersetzungsmarkt zwischen den Genres *Critique* und *Roman noir*, denen feststehende Klassifikationen im Buchhandelssortiment entsprechen. Daher sehen die staatlichen Programme zur Förderung von literarischen und nicht über den Markt finanzierbaren Übersetzungen vor allem ‚gehobene' Belletristik (in allen Gattungen) und in geringerer

Zahl auch noch Essays und literarische Theorie vor. Dagegen werden Krimis, Sciences Fiction / Fantasy, Liebesromane, Mangas etc. nicht gefördert, weil sie ökonomisch eigenständig global zirkulieren.

Diese an den beiden Polen des literarischen Feldes sich unterschiedlich auswirkende Produktions- und Rezeptionslogik literarischer Übersetzungen hat auch Auswirkungen auf die Ästhetik und Verfahren der Übersetzungen, wie Even-Zohar betont hat (1990). Grundsätzlich hängt die Auswahl der zu übersetzenden Texte stark vom literarischen Ziel-Feld ab. Die Art und Weise wie Literatur (Stile, Stoffe) vom literarischen Weltmarkt adaptiert werden, ist von der Beziehung des importierenden zum exportierenden literarischen Polysystems bedingt. Dabei stehen der ‚Originaltext' und der ‚Übersetzungstext' in einer spezifischen Beziehung zueinander, die von der jeweiligen (zentralen oder peripheren) Position abhängt. Die zu übersetzenden Texte werden nach ihrer Kompatibilität mit den in der Zielsprache und -kultur herrschenden Wertungen unbewusst-bewusst ausgewählt, wie Lawrence Venuti in einer kritischen Analyse der Dominanz des angloamerikanischen Marktes und dem hier vorherrschenden Prinzip der „domestizierenden" Übersetzung gezeigt hat (vgl. Venuti 2010, 2017). Wie auch Even-Zohar betonte, können Übersetzungen in der Zielkultur bestehende Tendenzen stützen, also eine konservative Funktion ausüben. Sie können aber auch das herrschende Repertoire an Werken und Stilmustern in Frage stellen und ‚Lücken' füllen. Wenn dabei der importierte ‚Originaltext' ein für das bislang gültige, aber in eine Krise geratene ‚Repertoire' der Zielkultur neues Muster beinhaltet, kann die Übersetzung sogar die Funktion einer Erneuerung ausüben.[6]

Die literarische Position des jeweils zu übersetzenden Werkes, des aufnehmenden literarischen Feldes und nicht zuletzt des Übersetzers und Verlages hat also weitreichende Auswirkungen auf den Übersetzungsprozess bis in den Mikrokosmos der literatursprachlichen Übertragungsstrategien (vgl. Casanova 2010, 290). Besitzt das übersetzte Werk eine hohe kulturelle Legitimität und somit symbolisches Kapital, das in die Zielkultur übertragen werden kann, ist eine dem Original gegenüber relativ ‚treue' Übersetzung wahrscheinlich, die den Leser der Zielkultur mit dem Fremden konfrontiert (vgl. Even-Zohar 1990, 50). Umgekehrt, wenn ein Original oder seine Herkunftskultur wenig spezifisch literarisches

---

6 „Since translational activity participates, when it assumes a central position, in the process of creating new, primary models, the translator's main concern here is not just to look for ready made models in his home repertoire into which the source texts would be transferable. Instead, he is prepared in such cases to violate the home conventions. [...] Periods of great change in the home system are in fact the only ones when a translator is prepared to go far beyond the options offered to him by his established home repertoire and is willing to attempt a different treatment of text making" (Even-Zohar 1990, 50–51).

Prestige aufzuweisen haben oder das Ziel-Feld hyperdominant ist, wie im Falle des amerikanischen Übersetzungsmarktes, ist eher eine zielkulturell orientierte und kulturelle Fremdheit nivellierende Übersetzung wahrscheinlich (vgl. Venuti 2017).

3 Eine Falluntersuchung zur Geopolitik literarischen Übersetzens in Europa

Die skizzierten Konzepte einer feldanalytischen Übersetzungssoziologie seien nun im Kontext eines Forschungsprojektes veranschaulicht. Das DFG-Forschungsprojekt „Geopolitik literarischen Übersetzens. Das LCB und die Übersetzungsströme in Europa", dem sich der Verfasser seit 2021 widmet, verfolgt ein zweifaches Ziel: erstens die historische Rekonstruktion der Entwicklung des Literarischen Colloquium Berlin (LCB) zu einem Zentrum literarischer Übersetzungsförderung im nationalen und europäischen Kontext, zweitens eine Analyse und Interpretation der Geopolitik dieser Übersetzungsförderung mit den Methoden einer feldanalytischen Übersetzungswissenschaft.

Die historische Entwicklung des LCB zu einem europäischen Übersetzungszentrum lässt sich innerhalb der drei Phasen einer allgemeinen Entwicklung des Übersetzungsmarktes einordnen (vgl. Sapiro 2019). In die erste Phase einer *Internationalisierung der innereuropäischen Kontakte* in den 1960er Jahren fällt die Gründung des LCB 1963 mit Mitteln der amerikanischen Ford-Foundation (vor dem Hintergrund der Berliner Mauer und des Kalten Krieges). Die Zielsetzungen der neuen Einrichtung waren: den „Meinungsaustausch zwischen Schriftstellern, Künstlern etc. zu fördern; [...] neue Möglichkeiten der Verbindung der Literatur mit den Massenmedien zu erproben; durch Diskussionen und Publikationen das literarische Leben in Berlin anzuregen und Kontakte zu in- und ausländischen Autoren und Institutionen herzustellen" (Becker 2013, 187). Schon bald wurde das LCB zu einem Kristallisationspunkt internationaler Begegnungen, wobei Walter Höllerer und seine Vorstellung eines Anschlusses an die internationale literarische Moderne eine große Rolle spielten. Eine wichtige Wegmarke für die Übersetzungsförderung war dann das erstes Übersetzer-Kolloquium zu „Problemen der Übersetzung" 1966 als Komplementärveranstaltung zur legendären Lesungsreihe „Ein Gedicht und sein Autor". Eine erste Studie zeigt (vgl. Tommek 2021), wie komplex die Stellungnahmen über die legitime Art des Übersetzens in eine Konkurrenz um Autorschaft und die Moderne-Bestimmung in Ost- und West-Europa eingebunden waren.

Innerhalb der zweiten Phase *auf dem Weg zur Globalisierung* (1978–1989/1990) nimmt die Übersetzungsförderung in Europa in dem Moment Fahrt auf, als es Ende der 1970er Jahre zu ersten Konfrontationen zwischen den „nationalstaatlich verfasste[n] öffentliche[n] Kulturen" mit dem Ziel kulturpolitisch geförderter Vielfalt einerseits und der „Marktkultur mit ihren universellen Warenparametern" andererseits kommt (Mattelard 2006, 114). In diese Zeit fällt die Gründung des „Europäischen Übersetzerkollegiums" (EÜK) 1978 in Straelen/NRW von Elmar Tophofen (Übersetzer aus dem Französischen, vor allem Samuel Becketts) und Klaus Birkenhauer (Übersetzer aus dem Englischen, unter anderem von Nabokov) als „das weltweit erste und größte internationale Arbeitszentrum für professionelle Literatur- und Sachbuch-Übersetzer".[7] Das EÜK war Vorbild für weitere Gründungen von Übersetzungszentren in ganz Europa, wie zum Beispiel in Arles (Frankreich, 1983/84), Tarazona (Spanien, 1988) oder an der University of East Anglia in Norwich (England, 1989). Es folgte daraufhin eine netzwerkartige Expansion der staatlich unabhängigen, aber mehr oder weniger direkt von der öffentlichen Hand finanzierten Förderinstitutionen in Europa. Zusammengeschlossen sind diese europäischen Übersetzungszentren heute im Netzwerk „Recit" („Reseau Européen des Centres Internationaux de Traducteurs littéraires") mit 14 Mitgliedsorganisationen, die Residenzen für Übersetzer anbieten und öffentliche Tagungen sowie Treffen zwischen Übersetzer und Autoren organisieren.[8]

Was die Übersetzungsförderung in Berlin angeht, so gab es seit dem oben genannten Kolloquium von 1966 bis in die 1980er Jahre keinen nennenswerten Übersetzungsschwerpunkt mehr am LCB. Zu neuem Leben erweckt wurde er erst im Zusammenhang mit den Vorbereitungen in Berlin zur Kulturhauptstadt Europas 1988. 1988/1989 stellt auch den Beginn der Übersetzungsförderung durch das Land Berlin (Senat für kulturelle Angelegenheiten) dar, dank der Initiative der gewerkschaftlich aktiven Übersetzerin Karin Graf, die später – 1995 – eine der ersten Literaturagenturen in Deutschland gründen sollte. Die von ihr 1989 am LCB organisierten Kolloquien „Moden des Übersetzens" und „Positionen der Übersetzerausbildung" thematisierten bereits die Professionalisierung, Ökonomisierung, und die Verbindung der Übersetzer mit Verlagen, hier insbesondere dem Rowohlt-Verlag (vgl. Becker 2013, 206). Graf initiierte und leitete auch die erste, vom Berliner Senat geförderte Übersetzerwerkstatt, sowie – zusammen mit dem Goethe-Institut – die erste „Europäische Übersetzerkonferenz" 1991, die vom Berliner Senat, DAAD und vom Goethe-Institut finanziert wurde. Hier spiegeln

---

7 Europäisches Übersetzer-Kollegium: Nordrhein-Westfalen in Straelen e.V. https://www.euk-straelen.de/deutsch/das-kollegium/. Homepage (14. Februar 2022).

8 Reseau Européen des Centres Internationaux de Traducteurs littéraires. https://www.re-cit.org/. Homepage (14. Februar 2022).

sich die Anfänge der starken Internationalisierung der LCB-Aktivitäten nach der ‚Wende' und genauer ab 1993 wider, die zu einer Herausbildung eines Osteuropa-Schwerpunktes führten.

Im Zentrum des zweiten, strukturellen Untersuchungsteils des Forschungsprojektes steht die Übersetzungsförderung am LCB zwischen 1993 und 2009. In dieser Zeit unterstützte das Auswärtige Amt, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia wie auch die Berliner Senatsverwaltung für Kultur Übersetzungen von Literaturen aus Mittel- und Osteuropa. Im Zeitraum von 16 Jahren wurden insgesamt 246 Werke aus 15 Literaturen mit Hilfe des LCB in Übersetzungen herausgebracht. Auf eine erste statistische Auswertung aufbauend (vgl. Rude-Porubská 2014, 180–192), führt das DFG-Forschungsprojekt die Untersuchung dieser staatlich geförderten Übersetzungsströme feldanalytisch weiter. Die Übersetzungen werden hinsichtlich der Positionsverhältnisse ihrer Herkunftssprachen, der Genres, Übersetzer und Verlagsanbindungen ausgewertet. Allgemein geht es dabei um die Transformation der ‚literarischen Handelsbilanzen' in Europa im Spiegel der Übersetzungen im Spannungsfeld zwischen literarischer Autonomie, kulturpolitischen Steuerungen und marktökonomischen Anforderungen. Eine zentrale Aufgabe betrifft die analytische Bestimmung des Verhältnisses von Zentralität und Diversität der Literatursprachen im europäischen Übersetzungsraum, der weltweit die größte Dichte und Diversität der Übersetzungsströme aufweist. Das Projekt greift damit die skizzierten feldanalytischen Grundthesen und Problemhorizonte zur relationalen Zentralität und Vielfalt (Diversität) auf. Sie betreffen konkret die „literarische Handelsbilanz Europas im Spiegel der Übersetzungen" (Albrecht 1990, vgl. auch 1998), die literarisch-symbolische ‚Konsekrationsmacht' Deutschlands und die Akkumulation literarischen Kapitals in der neuen ‚Literaturstadt' Berlin im Zeichen einer international im weltliterarischen Kräfteraum eingebundenen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

Literaturverzeichnis

Albrecht, Jörn. „Die literarische Handelsbilanz Europas im Spiegel der Übersetzungen: Vorstellung eines Projekts". *Literarische Übersetzung: Beiträge zur gleichnamigen Sektion des XXI. Romanistentags in Aachen (25.–27. September 1989).* Hg. Wolfgang Pöckl. Bonn: Romanistischer Verlag, 1990. 31–48.

Albrecht, Jörn. *Literarische Übersetzung: Geschichte – Theorie – kulturelle Wirkung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998.

Bachleitner, Norbert, und Michaela Wolf. „Einleitung: Zur soziologischen Erforschung der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum". *Streifzüge im translatorischen Feld: Zur Soziologie der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum.* Hg. Norbert Bachleitner und Michaela Wolf. Wien: LIT, 2010. 7–29.

Becker, Jürgen Jakob. „Kleine Chronik des Literarischen Colloquiums Berlin“. *Sprache im technischen Zeitalter* 206 (2013): 185–255.

Bourdieu, Pierre. „Les conditions sociales de la circulation internationale des idées / Die gesellschaftlichen Bedingungen der internationalen Zirkulation der Ideen“. *Forschen und Handeln: Vorträge am Frankreich-Zentrum der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (1989 –2000)*. Hg., übersetzt und kommentiert von Joseph Jurt. Freiburg i. Br.: Rombach, 2004. 21–48.

Bourdieu, Pierre. „A conservative revolution in publishing“. *Translation Studies* 1.2 (2008): 123 –153.

Bourdieu, Pierre. *Kunst und Kultur: Zur Ökonomie symbolischer Güter: Schriften zur Kultursoziologie 4*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2014.

Casanova, Pascale. *The World Republic of Letters*. Cambridge, Massachusetts und London: Harvard University Press, 2004.

Casanova, Pascale. „Literature as a world“. *New Left Review* 31 (Jan./Febr. 2005): 71–90.

Casanova, Pascale. „Consecration and Accumulation of Literary Capital: Translation as Unequal Exchange“. *Critical Readings in Translation Studies*. Hg. Mona Baker. London und New York: Routledge, 2010. 285–303.

Casanova, Pascale. „La guerre de l’ancienneté ou il n’y a pas d’identité nationale“. *Des littératures combatives: L’internationale des nationalismes littéraires*. Hg. Pascale Casanova. Paris: Raisons d’agir, 2011. 9–32.

Dictionnaire international Bourdieu. Hg. von Gisèle Sapiro. Paris: CNRS Éditions, 2020.

De Swaan, Abram. *Words of the World: The Global Language System*. Cambridge: Polity Press, 2001.

Even-Zohar, Itamar. „The Position of Translated Literature within the Literary Polysystem“. *Poetics Today* 11.1 (1990): 45–51.

Heilbron, Johan. „Towards a sociology of translation: Book translations as a cultural world system“. *Critical Readings in Translation Studies*. Hg. Mona Baker. London und New York: Routledge, 2010. 304–316.

Jurt, Joseph. „Die sozialen Bedingungen der internationalen Zirkulation der Ideen: Das Konzept Pierre Bourdieus und dessen Applikation“. *Wissen in Bewegung: Theoriebildung unter dem Fokus von Entgrenzung und Grenzziehung*. Hg. Sarah Schmidt und Gérard Raulet. Berlin: LIT, 2014a. 155–169.

Jurt, Joseph. *Sprache, Literatur und nationale Identität: Die Debatten über das Universelle und das Partikuläre in Frankreich und Deutschland*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2014b.

Mattelard, Armand. *Kultur und Globalisierung: Marktmacht gegen Vielfalt*. Aus dem Französischen übersetzt von Bodo Schulze. Zürich: Rotpunkt, 2006.

Nebrig, Alexander, und Daniele Vecchiato (Hg.). *Kreative Praktiken des literarischen Übersetzens um 1800: Übersetzungshistorische und literaturwissenschaftliche Studien*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2019.

Rude-Porubská, Slávka. *Förderung literarischer Übersetzung in Deutschland: Akteure – Instrumente – Tendenzen*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2014.

Sapiro, Gisèle (Hg.). *Translatio: Le marché de la traduction en France à l’heure de la mondialisation*. Paris: CNRS, 2008.

Sapiro, Gisèle. „Mondialisation et diversité culturelle: les enjeux de la circulation transnationale des livres“. *Les contradictions de la globalisation éditoriale*. Hg. Gisèle Sapiro. Paris: Nouveau Monde éditions, 2009. 275–301.

Sapiro, Gisèle. „Literarische Übersetzungen in den USA und in Frankreich im Zeitalter der Globalisierung: Eine vergleichende Studie“. *Transformationen des literarischen Feldes in der Gegenwart: Sozialstruktur – Diskurse – Medien-Ökonomien – Autorpositionen*. Hg. Heribert Tommek und Klaus-Michael Bogdal. Heidelberg: Synchron, 2012. 139–168.

Sapiro, Gisèle. „Les grandes tendences du marché de la traduction“. *Histoire des traductions en langue francaise: XXe siècle*. Hg. Bernard Banoun, Isabelle Poulin und Yves Chevrel. Paris: Verdier, 2019. 55–146.

Störig, Hans Joachim (Hg.). *Das Problem des Übersetzens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963.

Thompson, John B. *Merchants of Culture: The Publishing Business in the Twenty-First Century*. Cambridge: Polity Press, 2010.

Tommek, Heribert. „Übersetzungsförderung und die Formierung des Autor-Übersetzer-Diskurses am LCB um 1966“. *Berliner Weltliteraturen: Internationale literarische Beziehungen in Ost und West nach dem Mauerbau*. Hg. Jutta Müller-Tamm. Berlin und Boston: De Gruyter, 2021. 201–224.

Venuti, Lawrence. „Translation as Cultural Politics: Régimes of Domestication in English“. *Critical Readings in Translation Studies*. Hg. Mona Baker. London und New York: Routledge, 2010. 67–79.

Venuti, Lawrence. *The Translators Invisibility: A History of Translation*. London: Routledge, 2017.

Wallerstein, Immanuel. *World-Systems Analysis: An Introduction*. Durham: Duke, 2004.

Weber Henking, Irene. „La traductologie, une nouvelle science à partir de 1960“. *Histoire des traductions en langue francaise: XXe siècle*. Hg. Bernard Banoun, Isabelle Poulin und Yves Chevrel. Paris: Verdier, 2019. 277–324.

Informationen zu den Herausgebern und Beiträger:innen

Norbert Bachleitner ist Professor emeritus für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte umfassen Rezeptionsforschung, die literarische Übersetzung, Buchgeschichte und Sozialgeschichte der Literatur, Zensurforschung, Intermedialität (speziell Musik und Literatur) sowie Formen digitaler Literatur.

Alena Baumgärtner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Sprache und Linguistik der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Schnittstellenbereich zwischen Soziolinguistik und Hochschulforschung mit einem Fokus auf akademischer Bildungssprache, Registerforschung sowie Zusammenhängen zwischen sozialer Herkunft und Sprache.

Nikolas Buck ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Im Jahr 2020 wurde er mit einer Arbeit zum Prozess literaturgeschichtlicher Epochenbildung promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Avantgarde- und Gegenwartsliteratur, Literaturtheorie und Kultursoziologie.

Daria Engelmann ist seit 2018 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik im Bereich der Neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Oldenburg tätig. Ihre Forschungsinteressen gelten vor allem der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts mit einem Schwerpunkt auf der Literatur der historischen Avantgarde und der Nachkriegszeit.

Robert Gisselbaek arbeitet als Chargé de cours für mittelalterliche Literatur und Sprache am deutschen Département der Université de Genève. Aktuell ist er dort zudem als Postdoc in einem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekt zu den Metaphern Spiegel und Licht beschäftigt, wo er sich mit der Evidenz von Lichtbegriffen auf epistemologischer Ebene befasst.

Ralf Grüttemeier ist seit 1997 Professor für Niederländische Literaturwissenschaft an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zusammen mit Maria-Theresia Leuker hat er eine deutschsprachige Geschichte der niederländischsprachigen Literatur herausgegeben (*Niederländische Literaturgeschichte*, Stuttgart: Metzler 2006). Vor kurzem erschien *Intention and Interpretation: A Short History* (Berlin: De Gruyter 2022). Er war Fellow beim NIAS 2008/2009 und Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Internationale Neerlandistiek* 2003 – 2012, von 2010 – 2012 als Herausgeber. Seit 2013 ist er Mitherausgeber der Zeitschrift *Spiegel der Letteren*.

Markus Joch, Full Professor an der Keio University Tokyo, Department of German Literature. Zahlreiche Publikationen zu Postkolonialismus und Popliteratur, Medien der Erinnerungskultur und Theorie des literarischen Feldes. Zuletzt erschienen: *Erinnerungsliteratur nach 1945. Medien, Kontroversen, Narrationsformen* (Hg., 2018).

 https://doi.org/10.1515/9783110761122-018

Jonas Kolthoff hat im Jahr 2021 an der Universität Osnabrück das Studium „Lehramt an Gymnasien" mit den Fächern Deutsch und Geschichte abgeschlossen. Er arbeitet zur Zeit als Lehrer an einer Gesamtschule im Raum Hannover und befindet sich gegenwärtig im Vorbereitungsdienst.

Helga Kotthoff war Professorin in der Germanistik/Linguistik an der Universität Freiburg i. Br. (im Ruhestand). Sie beschäftigt sich seit 1988 („Das Gelächter der Geschlechter" Fischer, „Spaß Verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor" 1998, De Gruyter) mit Humorforschung, hat aber als Linguistin auch andere Themen bearbeitet, z. B. anthropologisch-linguistische Studien zu georgischen Alltagsritualen durchgeführt und kürzlich auch zu Schule als Kommunikationsraum mit Vivien Heller „Ethnografien und Interaktionsanalysen im schulischen Feld" herausgegeben. Kotthoff ist Mit-Initiatorin des DFG-Projektes zu „Gender und Personenreferenz."

Christoph Leschanz: Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am Institut für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Wien für das Forschungsprojekt: „Das österreichische literarische Feld in der Nachkriegszeit: Neue Autonomie zwischen Kulturpolitik und österreichischer Identitätskonstruktion". Forschungsgebiete: Literaturtheorie, Feld- und Gesellschaftstheorie, Literatursoziologie, „Österreichische Literatur" nach dem Zweiten Weltkrieg.

Seit April 2021 ist **Sophie Quander** als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Prof. Dr. Christian Schneider (Universität Osnabrück, Institut für Germanistik, Kulturwissenschaftliche Mediävistik) tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen u. a. die politische Publizistik des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, Macht und Herrschaft in vormodernen Literaturen, mittelalterliche Autorfigurationen und Erscheinungsformen faktualen Erzählens.

Stefan Rosmer ist Postdoc für Germanistische Mediävistik (Departement Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Basel). Forschungsschwerpunkte: Spätmittelalterliche Liedkunst (Deutsch und Latein, weltlich und geistlich), Musik und Text in der mittelalterlichen Monodie, frühmittelalterliche Literatur (Otfrid, Heliand), Narratologie und Praxeologie.

Karsten Schmidt ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik an der Universität Osnabrück. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der Graphematik und Orthographietheorie sowie der Sprachsoziologie und allgemeinen Sprachtheorie. Das Sprachdenken Pierre Bourdieus bildet den Ankerpunkt seiner Habilitation, in der er sich mit Konzepten einer soziohistorischen Sprachbetrachtung auseinandersetzt.

Ruth Signer lehrt Neuere deutsche Literatur an der Universität Genf. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Literatur und Luxus, Aufklärung, Literatur und Ökonomie, Kulturtheorie, Kritische Theorie, Poststrukturalismus, Literatur um 1968, ‚Neue Subjektivität' und Autofiktion.

Haimo Stiemer ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Literaturwissenschaft an den Instituten für Niederlandistik und Germanistik an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. In seiner Promotion beschäftigte er sich auf der Grundlage von Bourdieus Feldtheorie mit der pragerdeutschen Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sein aktuelles Forschungsprojekt „Litera-

turperiodika im internationalen Vergleich“ zielt u. a. auf eine systematisch aufbereitete Geschichte der deutschsprachigen Literaturzeitschriften mithilfe digitaler Analysemethoden.

Jill Thielsen ist seit 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen u. a. in den Bereichen der Literatur der (Neo-)Avantgarde, der populären Literatur, der Literatursemiotik und Selbstreferenzforschung sowie der Literatursoziologie.